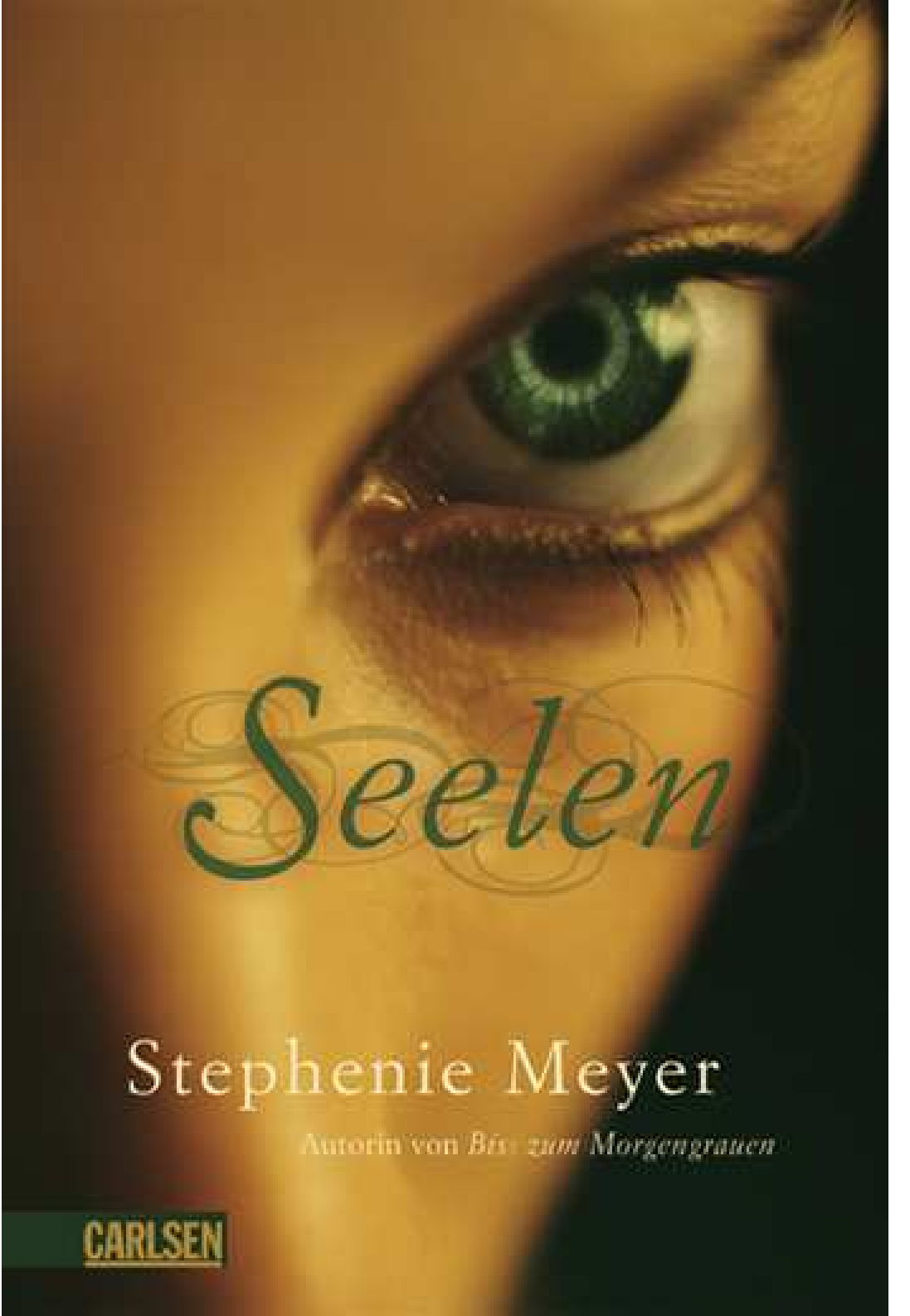
Seelen
Stephenie Meyer
Autorin von *Biss zum Morgengrauen*
CARLSEN

»Seit jener ersten Nacht, in der ich geschrien habe,
als ich die Narbe in seinem Nacken ertastet habe,
hat Jared mich nicht mehr geküsst. Will er mich nicht mehr küssen?
Sollte ich ihn vielleicht küssen?
Er sieht auf mich hinunter und lächelt; die Fältchen um seine
Augen breiten sich wie kleine Netze aus. Ich überlege, ob er
Wirklich so gut aussieht, wie ich glaube, oder ob er mir nur
So vorkommt, weil er außer mir und Jamie der einzige Mensch
Auf der ganzen Welt ist.
Er drückt meine Hand und mein Herz donnert gegen meine
Rippen. Es schmerzt, dieses Glück.«

Planet Erde, irgendwann in der Zukunft.
Fast die gesamte Menschheit ist von sogenannten Seelen besetzt. Diese nisten sich in menschlichen Körpern ein und übernehmen sie vollständig. Nur wenige Menschen leisten noch Widerstand und überleben in den Bergen, Wüsten und Wäldern.
Einer dieser Menschen ist Melanie. Als sie schließlich doch gefasst wird, wehrt sie sich mit aller Kraft dagegen, aus ihrem Körper verdrängt zu werden und teilt ihn fortan notgedrungen mit der Seele Wanda.
Verzweifelt kämpft sie darum, ihren Geliebten Jared wiederzufinden, der sich mit anderen Rebellen in der Wüste versteckt hält – und im Bann von Melanies leidenschaftlichen Gefühlen und Erinnerungen sehnt sich auch Wanda mehr und mehr nach Jared, den sie nie getroffen hat. Bis sie sich in Ian verliebt …

Der ungewöhnliche Kampf zweier Frauen, die sich einen Körper teilen müssen; eine hinreißende Liebesgeschichte und die wohl erste Dreiecksgeschichte mit nur zwei Körpern.

Stephenie Meyer

Seelen

Aus dem Englischen von Katharina Diestelmeier

CARLSEN

Für meine Mutter Candy, von der ich gelernt habe,
dass die Liebe an jeder Geschichte das Beste ist

FRAGE

Körper mein Haus
mein Hengst mein Hund
was werd ich tun
wenn du fällst

Wo werd ich schlafen
Wie werd ich reiten
Was werd ich jagen

Wo kann ich hin
ohne mein Ross
das willige schnelle
Wie werd ich wissen
ob im Dickicht voraus
Gefahr harrt oder ein Schatz
Wenn Körper mein guter
kluger Hund nicht mehr ist

Wie wird es sein
unterm Himmel zu liegen
ohne Dach oder Tür
und statt Augen nur Wind

mit einer Wolke zum Schutz
wo find ich Zuflucht?

May Swenson

Implantiert –Prolog

Der Heiler hieß Fords Deep Waters.

Wie alle Seelen war er von Natur aus gut: mitfühlend, geduldig, ehrlich, anständig und liebevoll. Nervosität war ungewöhnlich für Fords Deep Waters. Gereiztheit erst recht. Da Fords Deep Waters jedoch in einem menschlichen Körper lebte, war Gereiztheit manchmal unvermeidlich.

Als er die Studenten der Heilkunst in der anderen Ecke des Operationssaals murmeln hörte, kniff er fest die Lippen aufeinander. Der Ausdruck schien auf seinem Gesicht, dem das Lächeln viel mehr lag, irgendwie fehl am Platz.

Darren, sein Assistent, sah die Grimasse und klopfte ihm auf die Schulter.

»Sie sind nur neugierig, Fords«, sagte er beruhigend.

»Eine solche Implantation ist wohl kaum eine interessante oder anspruchsvolle Prozedur. Jede Seele da draußen könnte sie im Notfall durchführen. Sie können durchs Zusehen hier heute nichts lernen.« Fords war überrascht von dem scharfen Unterton, der sich in seine sonst so ruhige Stimme geschlichen hatte.

»Sie haben noch nie einen erwachsenen Menschen gesehen«, sagte Darren.

Fords zog eine Augenbraue hoch. »Sind sie blind? Oder gucken sie sich nie gegenseitig ins Gesicht? Haben sie keine Spiegel?«

»Du weißt schon, was ich meine - einen wilden Menschen. Noch seelenlos. Einen der Aufständischen.«

Fords betrachtete den bewusstlosen Körper des Mädchens, das bäuchlings auf dem Operationstisch lag. Beim Gedanken daran, wie der arme zerschundene Körper zugerichtet gewesen war, als die Sucher ihn in die Heileinrichtung gebracht hatten, ergriff ihn tiefes Mitleid. Sie hatte solche Schmerzen ertragen müssen ...

Jetzt war sie natürlich makellos - vollständig geheilt. Dafür hatte Fords gesorgt.

»Sie sieht genauso aus wie eine von uns«, sagte Fords leise zu Darren. »Wir alle haben menschliche Gesichter. Und wenn sie aufwacht, wird sie auch eine von uns sein.«

»Sie finden es eben einfach aufregend, das ist alles.«

»Die Seele, die wir heute implantieren, verdient Respekt. Ich will nicht, dass ihr Wirtskörper derart begafft wird. Sie wird während der Eingewöhnung schon mehr als genug Schwierigkeiten haben. Es ist nicht fair, sie das hier durchmachen zu lassen.« Mit *das hier* meinte er nicht das Begafftwerden. Fords merkte, wie der scharfe Unterton in seine Stimme zurückkehrte.

Darren klopfte ihm erneut auf die Schulter. »Es wird alles gut. Die Sucherin braucht Informationen und ...«

Beim Wort *Sucherin* schoss Fords einen Blick auf Darren ab, den man nur als feindselig bezeichnen konnte. Darren blinzelte erschrocken.

»Tut mir leid«, entschuldigte Fords sich sofort. »Ich wollte nicht überreagieren. Ich habe einfach Angst um diese Seele.«

Seine Augen wanderten zu dem Tiefkühlbehälter auf dem Gestell neben dem Tisch. Die Lampe leuchtete matt rot, was anzeigte, dass der Behälter belegt und die Kühlfunktion eingeschaltet war.

»Diese Seele ist für genau diese Aufgabe ausgewählt worden«, sagte Darren beschwichtigend. »Sie ist etwas ganz Besonderes, mutiger als die meisten von uns. Ihre Leben sprechen für sich. Ich bin sicher, sie würde sich freiwillig melden, wenn man sie fragen könnte.«

»Wer von uns würde sich nicht freiwillig melden, wenn wir etwas für das Allgemeinwohl tun könnten? Aber ist das wirklich der Fall? Nützt das hier dem Allgemeinwohl? Es geht nicht um ihre Bereitschaft, sondern darum, was man einer Seele zumuten kann.«

Die Studenten unterhielten sich ebenfalls über die tiefgekühlte Seele. Fords konnte ihr Geflüster deutlich verstehen; die Stimmen wurden vor Aufregung immer lauter.

»Sie hat auf sechs Planeten gelebt.«

»Ich dachte, sieben.«

»Ich habe gehört, dass sie keine Wirtsart zweimal bewohnt hat.«

»Ist das möglich?«

»Sie ist schon fast alles gewesen. Eine Blume, ein Bär, eine Spinne ...«

»Sehtang, eine Fledermaus ...«

»Sogar ein Drache!«

»*Sieben* Planeten? Das glaube ich nicht!«

»Mindestens sieben. Angefangen hat sie auf dem Ursprung.«

»Wirklich? Dem Ursprung?«

»Ruhe, bitte!«, unterbrach Fords. »Wenn Sie nicht in der Lage sind, konzentriert und leise zuzusehen, muss ich Sie bitten zu gehen.«

Die sechs Studenten verstummten beschämt und traten auseinander.

»Lass uns weitermachen, Darren.«

Es war alles bereit. Die nötigen Medikamente waren neben dem Menschenmädchen zurechtgelegt. Ihr langes dunkles Haar war unter einer OP-Haube verborgen und ließ den schlanken Nacken frei. Tief betäubt, atmete sie langsam ein und aus. Ihre sonnengebräunte Haut zeigte fast keine Spur ihres ... Unfalls.

»Starte jetzt bitte den Auftauvorgang, Darren.«

Der grauhaarige Assistent wartete bereits mit der Hand am Temperaturregler neben dem Tiefkühlbehälter. Er löste den Sicherheitsriegel und drehte an dem Rad. Die rote Lampe über dem kleinen grauen Zylinder begann zu blinken, immer schneller, und veränderte ihre Farbe.

Fords konzentrierte sich auf den bewusstlosen Körper. Mit kleinen, exakten Bewegungen führte er das Skalpell durch die Haut unterhalb des Schädels. Dann sprühte er ein blutstillendes Medikament darauf, bevor er den Schnitt vergrößerte. Er bahnte sich vorsichtig einen Weg zwischen den Halsmuskeln, sorgfältig darauf bedacht, sie nicht zu verletzen, und legte die bleichen Knochen am oberen Ende der Wirbelsäule frei.

»Die Seele ist so weit, Fords«, ließ Darren ihn wissen.

»Ich auch, bring sie her.«

Fords spürte Darren neben sich und wusste, ohne hinzusehen, dass sein Assistent mit ausgestreckter Hand bereitstand. Sie arbeiteten jetzt schon seit vielen Jahren zusammen. Fords hielt die Spalte auf.

»Gib ihr ein Zuhause«, flüsterte er.

Darrens Hand schob sich in sein Blickfeld, der silberne Glanz einer erwachenden Seele in seiner gewölbten Handfläche.

Fords war jedes Mal, wenn er eine nackte Seele sah, wieder überwältigt von ihrer Schönheit.

Die Seele leuchtete im strahlenden Licht des Operationssaals, heller als das silbern blitzende OP-Besteck in seiner Hand. Wie ein lebendiges Band wand und kräuselte sie sich, streckte sich, froh, dem Tiefkühlbehälter entronnen zu sein. Ihre dünnen, fedrigen Fortsätze - es waren über tausend - wogten sanft umher wie mattsilbernes Engelshaar. Obwohl alle Seelen zauberhaft waren, fand Fords Deep Waters diese hier ganz besonders schön.

Nicht nur ihm ging es so. Er hörte einen leisen Seufzer von Darren und das bewundernde Gemurmel der Studenten.

Vorsichtig legte Darren das kleine, schimmernde Wesen in die Öffnung, die Fords in den menschlichen Nacken geschnitten hatte. Die Seele glitt sanft in den vorgesehenen Raum und verflocht sich mit dem fremden Körper. Fords bewunderte die Geschicklichkeit, mit der sie ihr neues Zuhause in Besitz nahm. Ihre Fortsätze schlangen sich fest um die Nervenenden, manche von ihnen streckten sich weiter aus in Höhlen, die Fords nicht sehen konnte, unter und in das Gehirn, die Sehnerven, die Gehörgänge. Ihre Bewegungen waren schnell und sicher. Bald war nur noch ein kleiner Teil ihres glänzenden Körpers zu sehen.

»Gut gemacht«, flüsterte er ihr zu, obwohl er wusste, dass sie ihn nicht hören konnte. Die Ohren gehörten dem Menschenmädchen, und das schlief noch immer fest.

Der Rest war Routine. Er säuberte und heilte die Wunde, strich die Salbe auf, die den Schnitt, den er über der Seele geschlossen hatte, versiegelte, und streute dann narben-verringernden Puder auf die Linie, die auf ihrem Nacken zu sehen war.

»Perfekt wie immer«, sagte der Assistent, der den Namen Darren aus irgendeinem Fords unbekannten Grund von seinem menschlichen Wirt übernommen hatte.

Fords seufzte. »Aber was ich heute getan habe, bereue ich.«

»Du tust nur deine Pflicht als Heiler.«

»Dies ist einer der wenigen Fälle, in denen Heilen zur Verletzung wird.«

Darren begann den Arbeitsplatz aufzuräumen. Offenbar wusste er nicht, was er antworten sollte. Fords ging seiner Berufung nach. Das genügte Darren.

Aber Fords Deep Waters, der durch und durch Heiler war, genügte es nicht. Besorgt betrachtete er den friedlich schlafenden Mädchenkörper, wohl wissend, dass es mit ihrem Frieden vorbei sein würde, sobald sie erwachte. Das grauenvolle Ende dieser jungen Frau würde die unschuldige Seele, die er gerade in ihr platziert hatte, mit voller Wucht treffen.

Er beugte sich über den Körper, und mit der inständigen Hoffnung, dass die Seele darin ihn jetzt hören konnte, flüsterte er ihm ins Ohr: »Viel Glück, kleiner Wanderer, viel Glück. Wie sehr ich wünschte, du würdest es nicht brauchen.«

Erinnert

Ich wusste, es würde mit dem Ende anfangen, und das Ende würde in diesen Augen aussehen wie der Tod. Ich war gewarnt worden.

Nicht in *diesen* Augen. In *meinen* Augen. Meine. Das hier war jetzt *ich.*

Die Sprache, die ich plötzlich benutzte, war eigenartig, aber verständlich. Abgehackt, kantig, begrenzt und geradlinig. Unglaublich beschränkt verglichen mit vielen anderen, die ich benutzt hatte, aber trotzdem konnte sie flüssig und ausdrucksstark sein. Manchmal sogar schon. Dies war jetzt meine Sprache. Meine Muttersprache.

Den Urinstinkten meiner Spezies folgend, hatte ich mich fest mit dem Zentrum dieses Körpers verbunden, mich unlösbar mit jedem seiner Atemzüge und Reflexe verflochten, bis er kein unabhängiges Wesen mehr war. Er war ich.

Nicht *der* Körper, *mein* Körper.

Ich spürte, wie die Narkose nachließ und ich immer wacher wurde. Ich wappnete mich für den Angriff der ersten Erinnerung, die in Wirklichkeit die letzte sein würde - die letzten Augenblicke, die dieser Körper erlebt hatte, die Erinnerung an das Ende. Ich war eindringlich gewarnt worden. Die menschlichen Emotionen würden stärker, lebendiger sein als die Gefühle aller anderen Spezies, in deren Körpern ich gelebt hatte. Ich hatte versucht, mich darauf vorzubereiten.

Die Erinnerung kam. Und genau, wie man mir vorhergesagt hatte, war es unmöglich, darauf vorbereitet zu sein.

Sie brannte sich mit grellen Farben und dröhnendem Lärm in sie ein. Kälte auf ihrer Haut, Schmerz in ihren Gliedern, wie Feuer. Ein beißender, metallischer Geschmack in ihrem Mund. Und dann war da der neue Sinn, der fünfte Sinn, den ich bisher nie gehabt hatte, der Teilchen aus der Luft sog und sie in ihrem Gehirn in seltsame Botschaften und Freuden und Warnungen verwandelte - Gerüche. Sie lenkten mich ab, verwirrten mich, nicht aber ihre Erinnerung. Die Erinnerung hatte keine Zeit für die Neuigkeit des Geruchs. Die Erinnerung war reine Angst.

Diese Angst hielt das Mädchen wie in einem Schraubstock gefangen, trieb ihre müden, stolpernden Glieder vorwärts und behinderte sie gleichzeitig. Fliehen, rennen - das war alles, was sie tun konnte.

Ich habe versagt.

Die Erinnerung, die nicht meine war, war so erschreckend intensiv und deutlich, dass sie meine Kontrolle durchbrach; sie machte meine Distanz und das Wissen, dass dies nur eine Erinnerung war und nicht ich selbst, zunichte. Sie sog mich in die Hölle der letzten Minuten ihres Lebens. Ich war sie und wir rannten.

Es ist so dunkel. Ich kann nichts sehen. Ich kann den Boden nicht sehen. Ich kann meine ausgestreckten Hände nicht sehen. Blind renne ich weiter und versuche die Verfolger zu hören, die ich hinter mir spüren kann, aber mein Puls dröhnt so laut in meinen Ohren, dass er alles übertönt.

Es ist so kalt. Das spielt jetzt eigentlich keine Rolle mehr, aber es tut weh. Mir ist so kalt.

Der Geruch in ihrer Nase war unangenehm. Schlecht. Es stank. Einen Augenblick lang riss mich dieses Unbehagen aus der Erinnerung heraus. Aber es war nur ein kurzer Moment und dann wurde ich wieder hineingezogen und meine Augen füllten sich mit Tränen des Entsetzens.

Ich bin verloren. Wir sind verloren. Es ist vorbei. -
Ich kann sie jetzt hinter mir hören, laut und nah. Da sind so viele - Schritte. Ich bin allein. Ich habe versagt. -
Ich höre die Sucher rufen. Der Klang ihrer Stimmen dreht mir den - Magen um. Gleich muss ich mich übergeben. -
»Ist ja gut, ist gut«, lügt eine von ihnen in dem Versuch, mich zu beruhigen, mich zu verlangsamen. Ihre Stimme klingt atemlos. -
»Pass auf!«, ruft einer warnend. -
»Tu dir nicht weh«, fleht ein anderer. Eine tiefe, besorgte Stimme. -
Besorgt! -

Hitze schoss durch meine Adern und Hass ließ mich beinahe ersticken. So hatte ich mich in all meinen Leben noch nie gefühlt. Mein Abscheu riss mich einen weiteren Augenblick aus der Erinnerung heraus. Ein hoher, durchdringend schriller Ton durchbohrte meine Trommelfelle und pulsierte in meinem Kopf. Das Geräusch schrammte durch meine Atemwege. Ich spürte einen leichten Schmerz im Hals.

Schreien, erklärte mein Körper. *Du schreist.*

Ich erstarrte und das Geräusch brach abrupt ab.

Das war keine Erinnerung.

Mein Körper - er *dachte!* Sprach mit mir!

Aber die Erinnerung war in diesem Moment stärker als meine Verwunderung.

»Bitte!«, rufen sie. »Gefahr! Vor dir!« -
Die Gefahr ist hinter mir, schreie ich in Gedanken zurück. Aber ich - sehe, was sie meinen. Ein schwacher Lichtstrahl, der von wer weiß - wo kommt, beleuchtet das Ende des Flurs. Die Sackgasse, die ich - fürchte und erwarte, endet nicht mit einer Wand oder - verschlossenen Tür. -
Sie endet mit einem schwarzen Loch. -
Der Aufzugschacht. Verlassen, leer und baufällig wie dieses - Gebäude. -
Früher ein Versteck, jetzt ein Grab. -
Eine Welle der Erleichterung durchflutet mich, als ich weiterrenne. -
Es gibt einen Weg. Vielleicht keinen Weg, zu überleben, aber einen - Weg, zu gewinnen. -

Nein, nein, nein! Dieser Gedanke war einzig meiner und ich versuchte krampfhaft mich von ihr loszumachen, aber wir waren fest miteinander verbunden. Und wir rasten auf den tödlichen Abgrund zu.

»Bitte!« Die Rufe werden verzweifelter.

Fast muss ich lachen, als ich merke, dass ich schnell genug bin. Ich stelle mir vor, wie ihre Hände nur Zentimeter entfernt nach mir greifen. Aber ich bin schnell genug. Ich halte am Rand des Fußbodens noch nicht mal an. Das Loch springt mir entgegen. Die Leere

verschluckt mich. Meine Beine rotieren nutzlos. Meine Hände greifen nach der Luft, fassen hindurch auf der Suche nach etwas Festem. Kälte durchfährt mich wie ein Tornado. Ich höre den Aufprall, bevor ich ihn spüre ... der Wind ist weg ... Und dann ist überall Schmerz ... alles ist Schmerz. Lass es aufhören.

Nicht hoch genug, flüstere ich mir selbst durch den Schmerz hindurch zu. Wann wird der Schmerz aufhören? Wann ...?

Schwärze verschluckte den Todeskampf und ich war unglaublich dankbar, dass die Erinnerung zu ihrem unwiderruflichen Ende gekommen war. Die Schwärze verschlang alles und ich war frei. Ich atmete tief durch, um mich zu sammeln, so wie es dieser Körper gewohnt war. *Mein* Körper.

Aber dann kehrte die Farbe zurück, die Erinnerung bäumte sich auf und überwältigte mich von Neuem.

Nein! Ich geriet in Panik, hatte Angst vor der Kälte und dem Schmerz und der Angst selbst.

Aber es war nicht dieselbe Erinnerung. Dies war eine Erinnerung in der Erinnerung - die Erinnerung einer Sterbenden, wie ein letzter Atemzug - und doch irgendwie noch intensiver als die erste.

Die Schwärze verschlang alles außer der Erinnerung an ein Gesicht.

Das Gesicht war mir so fremd wie die gesichtslosen, verschlungenen Tentakel meines letzten Wirtskörpers diesem neuen Körper, der ich geworden war. Ich hatte solche Gesichter auf den Bildern gesehen, die man mir gezeigt hatte, um mich auf diese Welt vorzubereiten. Es war schwierig, sie auseinanderzuhalten, die winzigen Unterschiede in Farbe und Form zu erkennen, die die einzigen Kennzeichen der Individuen waren. Alle irgendwie gleich. Die Nase saß in der Mitte der Kugel, darüber die Augen und darunter ein Mund, die Ohren an den Seiten. Eine ganze Auswahl an Sinnen, alle außer dem Tastsinn, war an einer Stelle versammelt. Haut über den Knochen, Haar auf dem Kopf und in seltsamen pelzartigen Linien über den Augen. Manche hatten noch mehr Pelz weiter unten am Kinn. Die waren immer männlich. Die Farben variierten zwischen allen erdenklichen Brauntönen von Hellbeige bis Dunkelbraun, fast Schwarz. Abgesehen davon - wie hielt man sie auseinander?

Dieses Gesicht jedoch hätte ich unter Millionen wiedererkannt.

Es war länglich und die Knochen unter der Haut traten deutlich hervor. Es war von einem hellen Goldbraun. Das Haar war nur wenige Nuancen dunkler als die Haut, außer dort, wo es von flachsfarbenen Strähnen aufgehellt wurde, und es bedeckte nur den Kopf und den komischen Streifen über den Augen. Die runden Iris in den weißen Augäpfeln waren dunkler als das Haar, aber ebenfalls mit Lichtsprenkeln durchsetzt. Kleine Linien umrahmten die Augen und aus ihren Erinnerungen wusste ich, dass die Linien vom Lächeln und In-die-Sonne-Blinzeln stammten.

Ich hatte keine Ahnung, was bei diesen Fremden als attraktiv galt, und doch wusste ich, dass dieses Gesicht schön war. Ich wollte es weiter ansehen. Sobald mir das klarwurde, verschwand es.

Meins, sagte der fremde Gedanke, den es nicht geben durfte.

Ich erstarrte erneut ungläubig. Außer mir sollte hier eigentlich niemand sein. Und dieser Gedanke war so stark und präsent!

Unmöglich. Wie konnte sie noch hier sein? Dies war jetzt ich.

Meins, wies ich sie zurecht und das Wort war voll der Kraft und Autorität, die mir allein zustand. *Das ist alles meins.*

Weshalb antworte ich ihr dann überhaupt?, fragte ich mich, als Stimmen meine Gedanken unterbrachen.

Mitgehört

Die Stimmen waren gedämpft und nah und, obwohl ich sie erst jetzt bemerkt hatte, offenbar mitten in einem gemurmelten Gespräch.

»Ich fürchte, es ist zu viel für sie«, sagte eine. Die Stimme klang sanft, aber tief, es war die eines Mannes. »Es wäre für jeden zu viel. Diese Gewalt!« Der Tonfall war voller Abscheu.

»Sie hat nur einmal geschrien«, sagte eine höhere, dünne Frauenstimme. Ihre Bemerkung klang fast fröhlich, als würde sie eine Auseinandersetzung gewinnen.

»Ich weiß«, gab der Mann zu. »Sie ist sehr stark. Andere wären aus geringerem Grund viel stärker traumatisiert.«

»Ich bin sicher, dass sie es gut überstehen wird, so wie ich es Ihnen gesagt habe.«

»Vielleicht haben Sie Ihre Berufung verfehlt.« Die Stimme des Mannes hatte etwas Scharfes an sich. Sarkasmus, ließ mich mein Sprachzentrum wissen. »Vielleicht hätten Sie auch Heiler werden sollen, so wie ich.«

Die Frau stieß einen belustigten Ton aus. Lachen. »Das bezweifle ich. Wir Sucher ziehen eine andere Art der Diagnose vor.«

Mein Körper kannte dieses Wort, diese Bezeichnung: *Sucher*. Es jagte mir einen Angstschauer über den Rücken. Eine verbliebene Reaktion. Natürlich hatte *ich* keinen Grund, Sucher zu fürchten.

»Ich frage mich manchmal, ob die Gewalt, diese menschliche Krankheit, die Vertreter Ihres Berufes infiziert«, sagte der Mann nachdenklich, und seine Stimme klang noch immer verärgert.

»Gewalt ist Teil des Lebens, das Sie gewählt haben. Ist noch genug vom ursprünglichen Temperament Ihres Körpers übrig, dass Sie sogar Freude daran haben?«

Seine Anschuldigung, sein Tonfall überraschten mich. Die Diskussion klang beinahe wie ... ein Streit. Etwas, das meinem Wirt vertraut war, ich aber noch nie erlebt hatte.

Die Frau begann sich zu verteidigen. »Wir haben die Gewalt nicht freiwillig gewählt. Wir nehmen sie in Kauf, wenn es nötig ist. Und es ist gut für euch alle, dass einige von uns stark genug für diese Unannehmlichkeiten sind. Euer Frieden wäre ohne unsere Arbeit nicht sehr dauerhaft.«

»Es war einmal. Ich glaube, dass Ihr Gewerbe bald überholt sein wird.«

»Ihr Irrtum liegt dort auf dem Bett.«

»Ein einzelnes, unbewaffnetes Menschenmädchen! Wirklich eine enorme Bedrohung unseres Friedens.«

Die Frau atmete heftig aus. Ein Seufzen. »Aber wo ist sie hergekommen? Wieso konnte sie mitten in Chicago auftauchen, einer schon seit Langem zivilisierten Stadt, Hunderte Kilometer von jeglicher Rebellenaktivität entfernt? Hat sie das alleine geschafft?«

Sie hängte die Fragen aneinander, ohne dass sie eine Antwort zu erwarten schien, als hätte sie sie schon oft gestellt.

»Das ist Ihr Problem, nicht meins«, sagte der Mann. »Meine Aufgabe ist es, dieser Seele zu helfen, sich ohne unnötige Schmerzen oder Traumata an ihren neuen Wirt zu gewöhnen. Und Sie sind anscheinend hier, um sich in meine Arbeit einzumischen.«

Immer noch nicht ganz bei mir, vollkommen damit beschäftigt, mich in dieser neuen Sinneswelt zurechtzufinden, wurde mir erst jetzt bewusst, dass sich das Gespräch um mich drehte. *Ich* war die Seele, von der sie sprachen. Das war eine neue Bedeutung für ein vertrautes Wort, ein Wort, das für meinen Wirt noch so viele andere Bedeutungen gehabt hatte. Auf jedem Planeten nahmen wir einen anderen Namen an. *Seele.* Ich glaube, es war eine passende Beschreibung. Die unsichtbare Macht, die den Körper lenkt.

»Die Antworten auf meine Fragen sind genauso wichtig wie Ihre Verantwortung der Seele gegenüber.«

»Darüber lässt sich streiten.«

Das Geräusch einer Bewegung war zu vernehmen und dann war ihre Stimme plötzlich ein Flüstern. »Wann wird sie ansprechbar sein? Die Narkose muss doch bald nachlassen.«

»Wenn sie so weit ist. Lassen Sie sie in Ruhe. Sie hat ein Recht darauf, so mit der Situation umzugehen, wie es für sie am angenehmsten ist. Stellen Sie sich ihren Schock beim Aufwachen vor - in einem aufständischen Wirt, auf der Flucht lebensgefährlich verletzt! Niemand sollte in Friedenszeiten so etwas durchmachen müssen!« Je mehr er sich aufregte, umso lauter wurde er.

»Sie ist stark.« Die Stimme der Frau klang jetzt beschwichtigend. »Sehen Sie doch, wie gut sie die erste Erinnerung, die schlimmste Erinnerung, überstanden hat. Was auch immer sie erwartet hat, sie ist damit fertiggeworden.«

»Aber warum war das nötig?«, murmelte der Mann, schien jedoch keine Antwort zu erwarten.

Die Frau antwortete trotzdem. »Wenn wir die Informationen kriegen wollen, die wir brauchen ...«

»*Brauchen,* sagen Sie. Ich würde eher von *wollen* sprechen.«

»... dann muss jemand diese unangenehme Aufgabe übernehmen«, fuhr sie unbeirrt fort. »Und nach allem, was ich von dieser Seele hier weiß, denke ich, dass sie die Herausforderung angenommen hätte, wenn es möglich gewesen wäre, sie zu fragen. Wie nennen Sie sie?«

Der Mann sagte lange nichts. Die Frau wartete.

»Wanderer«, antwortete er schließlich widerwillig.

»Das passt«, sagte sie. »Ich kenne keine offiziellen Statistiken, aber sie muss eine der ganz wenigen sein, wenn nicht sogar die Einzige, die so weit herumgekommen ist. Ja, Wanderer ist gut, so lange, bis sie sich selbst einen neuen Namen aussucht.«

Er schwieg.

»Natürlich kann es auch sein, dass sie den Namen des Wirts annehmen will ... Wir haben in unserem Archiv allerdings keine Daten gefunden, die mit ihren Fingerabdrücken oder Netzhaut-Scans übereinstimmen. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sie hieß.«

»Sie wird den Menschennamen nicht annehmen«, murmelte der Mann.

Ihre Antwort war sanft. »Jeder findet auf seine Weise Trost.«

»Dieser Wanderer wird mehr Trost nötig haben als die meisten anderen, dank Ihrer Art, Ihrer Berufung nachzugehen.«

Ein klapperndes Geräusch war zu hören - das Stakkato von Schritten auf einem harten Boden. Als sie wieder etwas sagte, befand sich die Stimme der Frau in einiger Entfernung von dem Mann auf der anderen Seite des Raumes.

»Mit der Anfangszeit dieser Besetzung wären Sie schlecht klargekommen«, sagte sie.

»Vielleicht kommen Sie schlecht mit dem Frieden klar.«

Die Frau lachte, aber es klang falsch, sie war nicht wirklich belustigt. Mein Gehirn schien sehr geübt darin, aus Klangfärbungen und Modulationen die eigentliche Bedeutung herauszuhören.

»Sie haben ja keine Ahnung, was meine Berufung mit sich bringt. Ich verbringe Stunden über Akten und Landkarten. Hauptsächlich Schreibtischarbeit. Der Konflikt oder die Gewalt, die Sie sich vorstellen, kommen nicht oft vor.«

»Vor zehn Tagen haben Sie schwer bewaffnet diesen Körper fast zu Tode gehetzt.«

»Die Ausnahme, wie ich Ihnen versichern kann, nicht die Regel. Sie dürfen nicht vergessen, dass die Waffen, die Sie so hassen, auf unsere eigene Spezies gerichtet werden, wenn wir Sucher nicht wachsam genug sind. Die Menschen töten uns skrupellos, wann immer sie Gelegenheit dazu haben. Alle, die diese Feindseligkeit schon mal zu spüren bekommen haben, halten uns für Helden.«

»Sie klingen, als wären wir im Krieg.«

»Für die übrig gebliebenen Vertreter der menschlichen Rasse gilt das auch.«

Die Worte hallten laut in meinem Kopf nach. Mein Körper reagierte darauf; ich spürte, wie meine Atmung sich beschleunigte, hörte meinen Herzschlag lauter als bisher. Neben dem Bett, auf dem ich lag, registrierte eine Maschine den Anstieg mit einem gedämpften Signal. Der Heiler und die Sucherin waren zu sehr in ihren Wortwechsel vertieft, um es zu bemerken.

»Aber die Menschen haben diesen Krieg längst verloren, was sogar die, die noch übrig sind, realisiert haben dürften. Wir sind ihnen doch zahlenmäßig weit überlegen. Wie ist das Verhältnis? Eine Million zu eins? Ich nehme an, Sie wissen das besser.«

»Wir schätzen, dass unsere Überzahl sogar noch größer ist«, gab die Sucherin widerstrebend zu.

Der Heiler schien mit dieser Information zufrieden zu sein und den Streit nicht fortsetzen zu wollen. Einen Augenblick lang war es still.

Ich nutzte die Zeit, um meine Lage zu sondieren. Vieles war offensichtlich.

Ich befand mich in einer Heileinrichtung und erholte mich von einer ungewöhnlich traumatischen Implantation. Ich war sicher, dass der Körper, der mich beherbergte, vollständig geheilt worden war, bevor man ihn mir zur Verfügung gestellt hatte. Einen beschädigten Wirt hätte man ausrangiert.

Ich dachte über die unterschiedlichen Auffassungen des Heilers und der Sucherin nach. Nach den Informationen zu schließen, die ich erhalten hatte, bevor ich den Entschluss fasste hierherzukommen, hatte der Heiler Recht. Es gab kaum noch Gefechte mit den wenigen verbliebenen menschlichen Widerstandsnestern. Der Planet, der Erde genannt wurde, war genauso friedlich und ruhig, wie er vom Weltraum aus wirkte, einladend grün und blau, in harmlose weiße Dämpfe gehüllt. Überall herrschte jetzt Harmonie, die ureigenste Eigenschaft der Seelen.

Die Auseinandersetzung zwischen dem Heiler und der Sucherin schlug aus der Art. Sie war ungewöhnlich aggressiv für unsere Spezies. Das machte mich nachdenklich. War es möglich, dass doch etwas Wahres dran war an den geflüsterten Gerüchten, die wie Wellen durch ihre Gedanken gewogt waren, die Gedanken der ... der ...

Der Versuch, mich an den Namen meiner letzten Spezies zu erinnern, lenkte mich ab. Wir hatten einen Namen gehabt, das wusste ich. Aber jetzt, ohne Verbindung mit dem Wirt, konnte ich mich an das Wort nicht mehr erinnern. Wir hatten eine viel einfachere Sprache benutzt als diese hier, eine schweigende Gedankensprache, die uns alle zu einem großen Bewusstsein vereinte. Eine notwendige Vereinfachung, wenn man für immer in der feuchten schwarzen Erde verwurzelt war.

Ich konnte diese Spezies in meiner neuen menschlichen Sprache beschreiben. Wir lebten auf dem Grund des großen Meeres, das die gesamte Oberfläche unserer Welt bedeckte - einer Welt, die auch einen Namen hatte, aber den hatte ich ebenfalls vergessen. Wir hatten alle hundert Arme und auf jedem Arm tausend Augen, so dass uns durch unsere verknüpften Gedanken nichts in der

unendlichen Weite des Ozeans entging. Geräusche waren nicht nötig, deshalb gab es auch keine Möglichkeit, sie zu hören. Wir schmeckten das Wasser und zusammen mit unserer Sehfähigkeit erfuhren wir so alles, was wir wissen mussten. Wir schmeckten das Licht der Sonnen, die hoch über dem Wasser standen, und verwandelten ihren Geschmack in die Nahrung, die wir benötigten.

Ich konnte uns beschreiben, aber ich konnte uns nicht benennen. Ich seufzte über das verlorene Wissen und kehrte dann zu meinen Gedanken über das Gehörte zurück.

Seelen sagten grundsätzlich immer die Wahrheit. Die Sucher erfüllten natürlich die Anforderungen ihrer Berufung, aber Seelen untereinander legten es nie darauf an, sich zu belügen. Mit der Gedankensprache meiner letzten Spezies war es erst recht unmöglich gewesen zu lügen, selbst wenn wir es gewollt hätten. Allerdings erzählten wir uns Geschichten, um die Langeweile unseres verankerten Daseins zu bekämpfen. Das Geschichtenerzählen war die Begabung, die am höchsten angesehen war, da sie allen zugutekam.

Manchmal vermischten sich die Tatsachen so gründlich mit dem Erdachten, dass man nicht sicher sein konnte, was genau wahr war und was nicht, obwohl keine Lügen erzählt wurden.

Wenn wir an den neuen Planeten dachten - die Erde, so trocken, so abwechslungsreich und bevölkert von derart gewalttätigen, zerstörerischen Bewohnern, dass wir sie uns kaum vorstellen konnten -, wurde unser Entsetzen manchmal von unserer Aufregung überdeckt. Schnell rankten sich Geschichten um das spannende neue Thema. Die Kriege - Kriege! Unsere Spezies war gezwungen zu kämpfen! - wurden erst genau beschrieben und später ausgeschmückt und in Geschichten verwandelt. Wenn die Erzählungen nicht mit den offiziellen Informationen, die ich ausfindig machte, übereinstimmten, glaubte ich natürlich den früheren Berichten.

Aber es gab Gerüchte: von menschlichen Wirten, die so stark waren, dass die Seele gezwungen war, sie zu verlassen. Wirte, deren Geist nicht vollständig unterdrückt werden konnte. Seelen, die eher die Persönlichkeit des Körpers annahmen als umgekehrt. Geschichten. Wilde Gerüchte. Verrücktheiten.

Aber etwas Ähnliches schien der Heiler dieser Sucherin zu unterstellen ...

Ich verwarf den Gedanken. Der wahrscheinlichste Grund für diese Unterstellung war die Abneigung, die die meisten von uns den Suchern entgegenbrachten. Wer entschied sich schon für ein Leben voller Kampf und Verfolgung? Wen reizte die Aufgabe, unwillige Wirte ausfindig zu machen und sie gefangen zu nehmen? Wer konnte es ertragen, sich mit der ausgeprägten Gewalttätigkeit dieses speziellen Wirts abzugeben, dieser feindseligen Menschen, die so leichtfertig, so gedankenlos töteten? Hier auf diesem Planeten waren die Sucher praktisch zu einer Art ... Miliz geworden - mein Gehirn versorgte mich mit dem Begriff für den ungewohnten Gedanken. Die meisten von uns glaubten, dass nur die Seelen, die am wenigsten zivilisiert waren, am wenigsten entwickelt, die Niederen unter uns, den Weg eines Suchers einschlugen.

Allerdings hatten die Sucher auf der Erde neues Ansehen gewonnen. Noch nie zuvor war eine Besetzung so aus dem Ruder gelaufen, noch nie zuvor hatte sie sich zu so einer erbitterten und blutigen Schlacht entwickelt und noch nie zuvor waren so viele Seelen ums Leben gekommen. Die Sucher bildeten einen mächtigen Schild und die Seelen dieser Welt hatten dreifach Grund, ihnen dankbar zu sein: für die Sicherheit, die sie erkämpft hatten; für das Risiko, endgültig zu sterben, das sie freiwillig jeden Tag von Neuem eingingen; und für die ausgewachsenen Wirtskörper, die sie immer noch beschafften.

Jetzt, wo die Gefahr fast gebannt war, schien die Dankbarkeit jedoch nachzulassen. Und das war zumindest für diese Sucherin hier unangenehm.

Es war nicht schwierig, sich vorzustellen, was sie mich fragen würde. Auch wenn der Heiler versuchte, mir Zeit zu verschaffen, um mich an meinen neuen Körper zu gewöhnen, wusste ich, dass ich mein Bestes tun würde, um der Sucherin zu helfen. Der Dienst an der Allgemeinheit war eine wichtige Aufgabe im Leben jeder Seele.

Also atmete ich tief durch, um mich darauf vorzubereiten. Der Monitor registrierte die Bewegung. Ich merkte, dass ich ein bisschen Zeit zu schinden versuchte. Ich gestand es mir nur

ungern ein, aber ich hatte Angst. Um die Informationen zu liefern, die die Sucherin brauchte, würde ich die grausamen Erinnerungen durchsuchen müssen, die mich vor Entsetzen hatten aufschreien lassen. Noch mehr Angst hatte ich vor der Stimme, die ich so laut in meinem Kopf gehört hatte. Aber jetzt war sie stumm, so wie es sein sollte. Sie war auch nicht mehr als eine Erinnerung.

Ich brauchte keine Angst zu haben. Schließlich hieß ich jetzt Wanderer. Und ich verdiente diesen Namen.

Ich atmete noch einmal tief durch und tauchte in die Erinnerung ein, die mir Angst gemacht hatte, stellte mich ihr mit zusammengebissenen Zähnen.

Ich ließ das Ende noch einmal Revue passieren - diesmal überwältigte es mich nicht. Im Schnelldurchlauf rannte ich erneut wimmernd durch die Dunkelheit und versuchte nichts zu fühlen. Es war schnell vorbei.

Sobald ich diese Hürde erst einmal genommen hatte, war es nicht schwierig, sich an weniger erschreckenden Dingen und Orten vorbeitreiben zu lassen, auf der Suche nach der Information, die ich brauchte. Ich sah, wie sie in diese kalte Stadt gekommen war, nachts in einem gestohlenen Auto, das sie wegen seines unauffälligen Aussehens ausgewählt hatte. Sie war im Dunkeln durch die Straßen Chicagos gegangen und hatte unter ihrem Mantel gezittert.

Sie war selbst auf der Suche. Es gab noch andere wie sie, oder zumindest hoffte sie das. Eine Bestimmte. Eine Freundin ... nein, eine Verwandte. Keine Schwester ... eine Cousine.

Die Worte kamen immer langsamer und zunächst verstand ich nicht, warum. Hatte sie das hier vergessen? War es durch das Trauma des nahenden Todes verschüttet? War ich noch benommen von der Narkose? Ich gab mir Mühe, einen klaren Gedanken zu fassen. Dieses Gefühl war ungewohnt. War mein Körper noch betäubt? Ich fühlte mich ziemlich wach, aber mein Geist kramte erfolglos nach der Auskunft, die ich suchte.

In der Hoffnung auf klarere Antworten probierte ich einen anderen Weg aus. Was hatte sie vorgehabt? Sie wollte ... Sharon - ich hatte den Namen herausgefischt - finden und sie würden ...

Ich stieß gegen eine Mauer.

Da war Leere, ein Nichts. Ich versuchte es zu umgehen, konnte aber den Rand der Leerstelle nicht finden. Als wäre die Information, die ich suchte, ausgelöscht worden.

Als wäre dieses Gehirn beschädigt worden.

Heiße, wilde Wut durchfuhr mich. Überrascht von der unerwarteten Reaktion schnappte ich nach Luft. Ich hatte von der emotionalen Labilität dieser menschlichen Körper gehört, aber das hier übertraf meine Vorstellungen. In acht Leben war ich noch nie von einem so heftigen Gefühl überwältigt worden.

Ich spürte, wie das Blut durch meinen Hals pulsierte und in meinen Ohren rauschte. Meine Hände ballten sich zu Fäusten.

Die Apparate neben mir zeichneten die Beschleunigung meines Herzschlags auf. Diesmal wurde im Raum darauf reagiert: Das energische Klappern, das von den Absätzen der Sucherin stammte, kam näher, vermischt mit einem leiseren Schlurfen, das von dem Heiler stammen musste.

»Willkommen auf der Erde, Wanderer«, sagte die Frauenstimme.

Widersetzt

»Der neue Name sagt ihr vermutlich noch nichts«, murmelte der Heiler.

Eine neue Wahrnehmung lenkte mich ab. Etwas Angenehmes, eine Veränderung in der Luft, seit die Sucherin neben mir stand. Ein Geruch, wie mir klarwurde. Ich roch etwas anderes als das sterile, geruchlose Zimmer. Parfüm, ließ mich mein neuer Verstand wissen. Blumig, intensiv ...

»Können Sie mich hören?«, fragte die Sucherin und unterbrach damit meine Überlegungen. »Sind Sie bei Bewusstsein?«

»Lassen Sie sich Zeit«, mahnte der Heiler mit sanfterer Stimme als vorher.

Ich öffnete die Augen nicht. Ich wollte nicht abgelenkt werden. Mein Verstand gab mir die Wörter ein, die ich brauchte, und den Tonfall, der vermitteln würde, was ich sonst nur mit vielen Worten hätte sagen können.

»Bin ich in einen beschädigten Wirt eingesetzt worden, damit Sie die Informationen bekommen, die Sie brauchen, Sucherin?«

Ein Keuchen war zu hören, in dem sich Überraschung mit Ärger mischte, und etwas Warmes berührte meine Haut, bedeckte meine Hand.

»Natürlich nicht, Wanderer«, sagte der Mann besänftigend. »Vor manchen Dingen schrecken sogar Sucher zurück.«

Die Sucherin keuchte erneut. Schnaubte, korrigierte mein Verstand.

»Und warum funktioniert dieses Gehirn dann nicht richtig?«

Eine Pause entstand.

»Die Scans waren perfekt«, sagte die Sucherin. Ihre Worte waren nicht besänftigend, sondern sie verteidigte sich. Wollte sie mit mir streiten? »Der Körper war vollkommen geheilt.«

»Von einem Selbstmordversuch, der beinahe erfolgreich verlaufen wäre.« Mein Tonfall war spitz, immer noch ärgerlich. Ich war nicht an Ärger gewöhnt. Es war schwer, ihn zu unterdrücken.

»Es war alles vollkommen in Ordnung ...«

Der Heiler unterbrach sie. »Was fehlt denn?«, fragte er. »Zur Sprache haben Sie ja offensichtlich Zugang.«

»Erinnerung. Ich habe versucht zu finden, was die Sucherin wollte.«

Obwohl kein Geräusch zu hören war, veränderte sich etwas. Die Atmosphäre, die sich durch meine Anschuldigung aufgeladen hatte, entspannte sich. Ich fragte mich, woher ich das wusste. Ich hatte das eigenartige Gefühl, als ob ich irgendwie mehr wahrnahm, als meine fünf Sinne mir übermittelten - es fühlte sich fast so an, als wäre dort noch ein Sinn, ganz am Rand, der nicht richtig genutzt wurde. Intuition? Das war fast das richtige Wort.

Als ob irgendein Wesen mehr als fünf Sinne benötigte.

Die Sucherin räusperte sich, aber es war der Heiler, der antwortete.

»Ah«, sagte er. »Machen Sie sich keine Gedanken wegen partieller Gedächtnis ... Schwierigkeiten. Das war, nun ja, nicht gerade zu *erwarten,* aber es ist auch kein Wunder, wenn man bedenkt ...«

»Ich verstehe nicht, was Sie meinen.«

»Dieser Wirt war Mitglied der menschlichen Widerstandsbewegung.« Die Stimme der Sucherin hatte jetzt einen aufgeregten Unterton. »Die Menschen, die vor der Implantation von uns wissen, sind schwieriger zu unterwerfen. Dieser hier widersetzt sich noch.«

Einen Augenblick lang herrschte Schweigen, während sie auf eine Antwort von mir warteten.

Widersetzte sich? Der Wirt blockierte den Zugang? Die Heftigkeit des Ärgers, der in mir aufwallte, überraschte mich von Neuem.

»Bin ich richtig verbunden?«, erkundigte ich mich mit gepresster Stimme.

»Ja«, sagte der Heiler. »Alle achthundertsiebenundzwanzig Verbindungspunkte sind fest in der optimalen Position verankert.«

Dieses Gehirn nutzte mehr meiner Verbindungsstränge als irgendein Wirt vorher und ließ nur hunderteinundachtzig Fortsätze frei. Vielleicht waren die zahlreichen Verknüpfungen der Grund für diese lebhaften Emotionen.

Ich beschloss, die Augen zu öffnen. Ich hatte das Bedürfnis, die Beteuerungen des Heilers zu überprüfen und sicherzustellen, dass der Rest von mir funktionierte.

Licht. Hell, schmerzhaft. Ich schloss die Augen wieder. Das letzte Licht, das ich gesehen hatte, war durch hundert Faden Ozean gefiltert gewesen. Aber diese Augen waren schon größerer Helligkeit ausgesetzt gewesen und kamen damit zurecht. Ich öffnete sie weniger weit und schirmte den Spalt mit meinen Wimpern ab.

»Soll ich das Licht runterdimmen?«

»Nein, Heiler. Meine Augen werden sich daran gewöhnen.«

»Sehr gut«, sagte er und ich realisierte, dass sich sein Lob auf meinen selbstverständlichen Gebrauch des Pronomens *meine* bezog.

Beide warteten schweigend, während sich meine Augen langsam ganz öffneten.

Mein Gehirn erkannte die Umgebung als ein gewöhnliches Zimmer in einer Heileinrichtung. Ein Krankenhaus. Die Platten der Deckenverkleidung waren weiß mit dunkleren Sprenkeln. Die Lampen waren rechteckig und genauso groß wie die Platten, die sie in regelmäßigen Abständen ersetzten. Die Wände waren hellgrün - eine beruhigende Farbe, aber gleichzeitig auch die Farbe von Krankheit. Eine schlechte Wahl, meiner schnell gebildeten Meinung nach.

Die Personen, die mich ansahen, waren interessanter als das Zimmer. Das Wort *Arzt* erklang in meinem Gehirn, sobald mein Blick auf den Heiler fiel. Er trug weite, blaugrüne Kleidung, die seine Arme frei ließ. OP-Kleidung. Er hatte Haare im Gesicht - von einer seltsamen Farbe, die meine Erinnerung Rot nannte.

Rot! Seit drei Welten hatte ich weder diese Farbe noch eine ihrer Verwandten gesehen. Sogar dieses goldene Rotblond erfüllte mich mit Nostalgie.

Sein Gesicht sah für mich so aus wie das aller Menschen, aber das Wissen in meiner Erinnerung verwandte das Wort *freundlich.*

Ein ungeduldiges Schnaufen lenkte meine Aufmerksamkeit auf die Sucherin.

Sie war sehr klein. Wenn sie ruhig stehen geblieben wäre, hätte ich länger gebraucht, um sie dort neben dem Heiler zu bemerken. Sie zog nicht gerade die Blicke auf sich, ein dunkler Fleck im Raum. Sie war von Kopf bis Fuß in Schwarz gekleidet - sie trug einen klassischen Anzug mit einem seidenen Rollkragen-Shirt darunter. Ihr Haar war ebenfalls schwarz. Es war kinnlang und sie hatte es hinters Ohr gesteckt. Ihre Haut war dunkler als die des Heilers. Olivfarben.

Die Veränderungen in den Mienen der Menschen waren so gering, dass sie schwer zu deuten waren. Trotzdem konnte mein Gedächtnis den Ausdruck auf dem Gesicht dieser Frau benennen. Die schwarzen Brauen, die sich über den leicht hervortretenden Augen wölbten, boten einen vertrauten Anblick. Nicht direkt Ärger. Eher Härte. Verstimmung.

»Wie häufig kommt so was vor?«, fragte ich, wobei ich wieder den Heiler ansah.

»Nicht sehr oft«, räumte der Heiler ein. »Es stehen nur noch wenige ausgewachsene Wirtskörper zur Verfügung. Die unreifen Wirte sind komplett formbar. Aber Sie haben angegeben, dass Sie lieber als Erwachsene anfangen wollten ...«

»Ja.«

»Die meisten verlangen das Gegenteil. Die Lebensspanne dieser Menschen ist viel kürzer, als Sie es gewohnt sind.«

»Ich kenne die Fakten, Heiler. Hatten Sie mit dieser Art ... Widerstand schon zu tun?«

»Ich persönlich nur einmal.«

»Erzählen Sie mir von diesem Fall.« Ich machte eine Pause. »Bitte«, fügte ich hinzu, da ich das Gefühl hatte, dass meine Aufforderung nicht sehr höflich geklungen hatte.

Der Heiler seufzte.

Die Sucherin begann mit den Fingern auf ihren Arm zu klopfen. Ein Zeichen von Ungeduld. Sie hatte keine Lust, auf das, was sie wissen wollte, zu warten.

»Es ist vier Jahre her«, begann der Heiler. »Die betreffende Seele hatte einen erwachsenen männlichen Wirt bestellt. Der erste, der zur Verfügung stand, war ein Mensch, der seit den Anfangsjahren einer Widerstandsgruppe angehört hatte. Er ... wusste, was nach seiner Ergreifung passieren würde.«

»Genau wie mein Wirt.«

»Äh, ja.« Der Heiler räusperte sich. »Es war erst das zweite Leben der Seele. Er kam aus der Blinden Welt.«

»Der Blinden Welt?«, fragte ich und legte nachdenklich den Kopf schief.

»Oh, Entschuldigung, Sie kennen unsere Spitznamen natürlich nicht. Aber dort waren Sie selbst auch, nicht wahr?« Er zog ein Gerät aus der Tasche, einen Computer, und sah schnell etwas nach. »Ja, Ihr fünfter Planet. Im einundachtzigsten Sektor.«

»Die *Blinde* Welt?«, fragte ich erneut, diesmal mit Missfallen in der Stimme.

»Nun ja, ich weiß, einige, die dort gelebt haben, nennen sie lieber die Singende Welt.«

Ich nickte langsam. Das gefiel mir viel besser.

»Und manche, die noch nie dort gewesen sind, nennen sie den Fledermausplaneten«, murmelte die Sucherin.

Ich sah sie an und merkte, wie sich meine Augen verengten, als mein Verstand das passende Bild des hässlichen Flattertiers hervorkramte, auf das sie anspielte.

»Ich nehme an, dass Sie zu denjenigen gehören, die noch nie dort gelebt haben, Sucherin«, sagte der Heiler leichthin. »Wir nannten diese Seele zunächst Racing Song - das war eine freie Übersetzung seines Namens in der ... Singenden Welt. Aber er beschloss bald, den Namen seines Wirts, Kevin, anzunehmen. Obwohl er aufgrund seiner Erfahrung für eine Berufung als Musical-Sänger vorgemerkt war, sagte er, er wolle lieber den früheren Beruf seines Wirts weiter ausüben, der was mit Mechanik zu tun hatte. All dies beunruhigte den ihm zugeteilten Helfer etwas, aber es bewegte sich noch im normalen Rahmen. Dann begann Kevin darüber zu klagen, dass er immer öfter für einige Zeit ohnmächtig wurde. Sie brachten ihn wieder zu mir und wir führten umfassende Untersuchungen durch,

um sicherzustellen, dass das Gehirn des Wirts nicht irgendwo einen verborgenen Defekt hatte. Während der Untersuchungen stellten verschiedene Heiler beträchtliche Unterschiede in seinem Verhalten und Charakter fest. Als wir ihn dazu befragten, gab er an, sich an bestimmte Aussagen und Handlungen nicht erinnern zu können. Wir beobachteten ihn weiterhin zusammen mit seinem Helfer und entdeckten schließlich, dass der Wirt Kevins Körper gelegentlich unter seine Kontrolle brachte.«

»Unter seine Kontrolle brachte?« Ich riss die Augen auf. »Ohne dass die Seele es merkte? Der Wirt eroberte den Körper zurück?«

»Leider ja. Kevin war nicht stark genug, um seinen Wirt zu unterdrücken.«

Nicht stark genug.

Würden sie mich auch für schwach halten? War ich schwach, weil ich diesen Verstand nicht zwingen konnte, meine Fragen zu beantworten? Weil seine Gedanken in meinem Kopf gewesen waren, wo es nichts hätte geben sollen außer Stille? Ich hatte mich immer für stark gehalten. Der Gedanke an Schwäche ließ mich zusammensinken. Ließ mich Scham empfinden.

Der Heiler fuhr fort. »Dann passierten gewisse Dinge und es wurde beschlossen ...«

»Was für Dinge?«

Der Heiler sah zu Boden, ohne zu antworten.

»Was für Dinge?«, fragte ich noch einmal. »Ich denke, ich habe ein Recht darauf, es zu erfahren.«

Der Heiler seufzte. »Das stimmt. Kevin hat eine Heilerin ... angegriffen, als er nicht ... er selbst war.« Er schauderte. »Er schlug sie bewusstlos und entwendete ihr dann ein Skalpell. Wir fanden ihn ohnmächtig. Der Wirt hatte versucht, die Seele aus seinem Körper zu schneiden.«

Es dauerte einen Augenblick, bevor ich in der Lage war, etwas zu sagen. Und selbst dann war meine Stimme kaum ein Hauch. »Was ist aus ihnen geworden?«

»Glücklicherweise war der Wirt nicht in der Lage, lange genug bei Bewusstsein zu bleiben, um großen Schaden anzurichten. Kevin wurde verpflanzt, diesmal in einen unreifen Wirt. Der problematische Wirt war in schlechtem Zustand und es wurde beschlossen, dass es nicht viel Sinn hatte, ihn zu retten.

Kevin ist jetzt sieben Menschenjahre alt und vollkommen normal... wenn man von der Tatsache absieht, dass er den Namen Kevin beibehalten hat. Seine Betreuer achten sorgfältig darauf, dass er ausgiebig mit Musik beschallt wird, und das tut ihm gut...« Letzteres fügte er hinzu, als wäre es eine gute Nachricht - eine Nachricht, die den Rest irgendwie auslöschen konnte.

»Warum?« Ich räusperte mich, so dass meine Stimme etwas an Lautstärke gewann. »Warum sind diese Risiken nicht publik gemacht worden?«

»In allen Anwerbeinformationen wird sehr wohl deutlich darauf hingewiesen, dass es eine viel größere Herausforderung ist, sich einen der verbleibenden erwachsenen Wirte anzueignen als ein Kind«, warf die Sucherin ein. »Ein unreifer menschlicher Wirt wird dringend empfohlen.«

»Das Wort *Herausforderung* trifft Kevins Geschichte nicht ganz.«

»Sie haben es eben vorgezogen, die Empfehlung zu ignorieren.« In einer versöhnlichen Geste hob sie die Hände, als sich mein Körper verkrampfte und der steife Stoff auf dem schmalen Bett leise knisterte. »Nicht dass ich Ihnen das vorwerfe. Die Kindheit ist unglaublich langweilig. Und Sie sind sicherlich nicht die typische Durchschnittsseele. Ich habe vollstes Vertrauen, dass Sie in der Lage sein werden, mit dieser Sache fertigzuwerden. Dies ist nur ein Wirt unter vielen. Ich bin sicher, dass Sie bald Kontrolle und uneingeschränkten Zugang haben werden.«

Nachdem ich die Sucherin nun bereits eine Weile beobachtet hatte, war ich überrascht, dass sie die Geduld gehabt hatte, auch nur den kleinsten Aufschub hinzunehmen, und sei es auch nur meine persönliche Eingewöhnungszeit. Ich konnte ihre Enttäuschung darüber spüren, dass ich nicht mehr Informationen liefern konnte, und das verursachte in mir erneut das ungewohnte Gefühl von Wut.

»Sind Sie gar nicht auf die Idee gekommen, dass Sie sich auch selbst in diesen Körper implantieren lassen könnten, um die Antworten zu bekommen, die Sie suchen?«

Sie erstarrte. »Ich bin kein Springer.«

Meine Augenbrauen fuhren automatisch in die Höhe.

»Noch ein Spitzname«, erklärte der Heiler. »Für diejenigen, die keine komplette Lebensspanne in einem Wirt verbringen.«

Ich nickte. Auch in meinen anderen Welten hatten wir einen Begriff dafür gehabt. In keiner Welt war es gern gesehen. Also hörte ich auf, die Sucherin zu verspotten, und lieferte ihr, was ich konnte.

»Sie hieß Melanie Stryder. Sie ist in Albuquerque, New Mexico, geboren. Als sie von der Besetzung erfuhr, war sie in Los Angeles. Sie versteckte sich ein paar Jahre in der Wildnis, dann fand sie ... Hmmm. Tut mir leid, das versuche ich später noch mal. Der Körper hat zwanzig Jahre erlebt. Sie kam nach Chicago aus ...« Ich schüttelte den Kopf. »Es gab verschiedene Etappen, die sie nicht alle allein zurückgelegt hat. Der Wagen war gestohlen. Sie suchte nach einer Cousine namens Sharon, von der sie annahm, dass sie noch ein Mensch war. Bevor sie entdeckt wurde, hat sie niemanden gefunden oder kontaktiert. Aber ...« Ich bot meine ganze Kraft auf, kämpfte wieder gegen eine undurchdringliche Mauer. »Ich glaube ... Ich bin nicht sicher ... Ich glaube, sie hat eine Nachricht hinterlassen ... irgendwo.«

»Sie hat also damit gerechnet, dass jemand nach ihr suchen würde?«, fragte die Sucherin erfreut.

»Ja. Man wird sie ... vermissen. Wenn sie nicht zu einem Treffen erscheint mit ...« Ich biss die Zähne zusammen und kämpfte jetzt wirklich. Die Mauer war schwarz und ich konnte nicht erkennen, wie dick sie war. Ich schlug dagegen, Schweißperlen traten mir auf die Stirn. Die Sucherin und der Heiler gaben keinen Laut von sich, damit ich mich konzentrieren konnte.

Ich versuchte an etwas anderes zu denken - an die lauten, für mich ungewohnten Geräusche, die der Motor des Autos gemacht hatte, an den aufregenden Adrenalinstoß jedes Mal, wenn die Scheinwerfer eines anderen Fahrzeugs auf der Straße vorbeigesaust waren. Diese Bruchstücke hatte ich bereits aufgedeckt; an diesen Stellen hielt mich nichts zurück. Ich ließ mich von der Erinnerung weitertreiben, ließ sie die kalte Wanderung durch die Stadt im Schutz der nächtlichen Dunkelheit durchlaufen, ließ sie ihren Weg zu dem Gebäude finden, in dem sie mich aufgespürt hatten.

Nicht mich, *sie.* Mein Körper schauderte.

»Übertreiben Sie's nicht ...«, hob der Heiler an.

Die Sucherin brachte ihn mit einem »Psst« zum Schweigen.

Ich ließ meine Gedanken beim Entsetzen über die Entdeckung verweilen, beim unbändigen Hass auf die Sucher, der fast alles andere überlagerte. Der Hass war schlimm, er schmerzte. Ich konnte das Gefühl kaum ertragen. Aber ich ließ ihm seinen Lauf, in der Hoffnung, er würde sie ablenken, ihre Abwehr schwächen.

Ich sah genau hin, als sie versuchte, die Erinnerung vor mir zu verbergen, und dann merkte ich, dass es ihr nicht gelang. Eine Nachricht, mit einem zerbrochenen Bleistift auf einen Fetzen Papier gekritzelt. Hastig unter einer Tür durchgeschoben. Nicht irgendeine Tür.

»Der gesuchte Ort ist die fünfte Tür auf dem fünften Flur im fünften Stock. Dort befindet sich ihre Mitteilung.«

Die Sucherin hielt ein kleines Telefon in der Hand; sie murmelte eilig etwas hinein.

»Das Gebäude sollte eigentlich sicher sein«, fuhr ich fort. »Sie wussten, dass es baufällig war. Sie weiß nicht, wie es kam, dass sie entdeckt wurde. Haben sie Sharon gefunden?«

Es lief mir eiskalt den Rücken hinunter.

Die Frage kam nicht von mir.

Es war nicht meine Frage, aber sie kam mir so natürlich über die Lippen, als wäre sie es. Die Sucherin bemerkte nichts Ungewöhnliches.

»Die Cousine? Nein, sie haben sonst keinen Menschen gefunden«, antwortete sie und mein Körper entspannte sich. »Der Wirt wurde beim Betreten des Gebäudes gesehen. Da allgemein bekannt war, dass das Gebäude baufällig ist, machte sich der Bürger, der ihn beobachtet hatte, Sorgen. Er hat uns angerufen und wir haben das Gebäude beschattet, um zu sehen, ob wir vielleicht mehr als einen zu fassen bekamen, und als das unwahrscheinlich erschien, sind wir reingegangen. Können Sie den Treffpunkt finden?«

Ich versuchte es.

So viele Erinnerungen, alle so farbenfroh und deutlich. Ich sah hundert Orte, an denen ich nie gewesen war, hörte ihre Namen zum ersten Mal. Ein Haus in Los Angeles, gesäumt von hohen, belaubten Bäumen. Eine Wiese in einem Wald mit einem Zelt und einem Lagerfeuer - außerhalb von Winslow, Arizona. Ein einsamer

Steinstrand in Mexiko. Eine Höhle, deren Eingang von strömendem Regen abgeschirmt wurde, irgendwo in Oregon. Zelte, Hütten, primitive Verstecke. Je mehr Zeit verstrich, desto undeutlicher wurden die Ortsnamen. Sie wusste nicht, wo sie war, und es interessierte sie auch nicht.

Mein Name war jetzt Wanderer, aber zu ihren Erinnerungen passte er genauso gut wie zu meinen eigenen. Außer dass ich freiwillig auf Wanderschaft war. All ihren aufblitzenden Erinnerungssplittern haftete dagegen immer eine Spur von Angst an - der Angst einer Gejagten. Das war keine Wanderung, sondern eine Flucht.

Ich versuchte, kein Mitleid zu empfinden. Stattdessen konzentrierte ich mich darauf, die Erinnerung zu steuern. Ich musste nicht sehen, wo sie gewesen war, sondern nur, wo sie hinwollte. Ich durchsuchte die Bilder, die mit dem Wort Chicago verbunden waren, aber keins von ihnen schien mehr zu sein als ein zufälliger Schnappschuss. Ich vergrößerte mein Netz. Was befand sich außerhalb von Chicago? Kälte, dachte ich. Es war kalt und das war ein Grund zur Sorge.

Wo? Ich drängte vorwärts und die Mauer war wieder da.

Ich atmete heftig aus. »Außerhalb der Stadt - in der Wildnis ... einem Nationalpark, weit weg von allen Ortschaften. Kein Ort, wo sie schon mal gewesen ist, aber sie weiß, wie sie dorthin kommt.«

»Wann?«, fragte die Sucherin.

»Bald.« Die Antwort kam automatisch. »Wie lange war ich hier?«

»Wir haben den Wirt neun Tage heilen lassen, um absolut sicher zu sein, dass er vollkommen wiederhergestellt sein würde«, erklärte mir der Heiler. »Die Implantation war heute, am zehnten Tag.«

Zehn Tage. Eine heftige Woge der Erleichterung durchströmte meinen Körper.

»Zu spät«, sagte ich. »Für den Treffpunkt ... oder auch nur die Nachricht.« Ich konnte die Reaktion des Wirts darauf spüren – viel zu stark spüren. Der Wirt war beinahe ... *schadenfroh.* Ich sprach die Worte, die er dachte, bewusst aus, um dadurch vielleicht mehr zu erfahren. »Er wird nicht da sein.«

»Er?« Die Sucherin sprang sofort darauf an. »Wer?«

Die schwarze Mauer krachte wieder herunter, heftiger als je zuvor. Aber sie kam einen winzigen Sekundenbruchteil zu spät.

Das Gesicht füllte erneut meine Gedanken aus. Das schöne Gesicht mit der goldbraunen Haut und den hell gesprenkelten Augen. Das Gesicht, das ein eigenartiges, tiefes Glück in mir hervorrief, während ich es so deutlich vor meinem inneren Auge sah.

»Jared«, antwortete ich. Und so schnell, als stammte er von mir, kam gleich darauf der Gedanke, der nicht meiner war, über meine Lippen. »Jared ist in Sicherheit.«

Geträumt

Es ist zu dunkel, um so heiß zu sein, oder vielleicht auch zu heiß, um so dunkel zu sein. Eins von beidem ist irgendwie fehl am Platz. Ich kauere in der Dunkelheit, dürftig getarnt hinter einem kümmerlichen Kreosotbusch, und schwitze alles an Flüssigkeit aus, was meinem Körper noch geblieben ist. Es ist eine Viertelstunde her, dass das Auto aus der Garage gefahren ist. Es sind keine Lichter angegangen. Die Terrassentür ist einen Spaltbreit geöffnet, damit der Verdunstungskühler seine Arbeit tun kann. Ich kann mir vorstellen, wie sich die feuchte, kühle Luft anfühlt, die durch das Fliegengitter geblasen wird. Ich wünschte, sie wäre bis hierher zu spüren. Mein Magen knurrt und ich spanne meine Bauchmuskeln an, um das Geräusch zu ersticken. Es ist so still hier, dass das Grummeln weithin zu hören ist.

Ich habe solchen Hunger.

Aber da ist ein anderes Bedürfnis, das noch stärker ist - noch ein hungriger Magen, weit weg und sicher versteckt in der Dunkelheit. Allein in der Höhle aus rauem Fels, die vorübergehend unser Zuhause ist. Eine beengte Zuflucht, voll von spitzem Vulkangestein. Was wird er tun, wenn ich nicht zurückkomme? Die ganze Last der Mutterschaft und nichts an entsprechendem Wissen oder der dazugehörigen Erfahrung. Ich bin so ungeheuer hilflos. Jamie hat Hunger.

Es sind keine weiteren Häuser in der Nähe. Ich bin auf meinem Beobachtungsposten, seit die Sonne noch weiß und heiß am Himmel stand, und ich glaube, es gibt auch keinen Hund.

Ich rappele mich aus der Hocke hoch, wobei meine Waden heftig protestieren, bleibe aber gebeugt hinter dem Gestrüpp stehen. Der Weg die Böschung hinauf führt über weichen Sand, ein blasser Pfad im Licht der Sterne. Auf der Straße sind keine Autos zu hören. Ich weiß, was passieren wird, wenn sie zurückkommen, diese Monster, die aussehen wie ein nettes Paar Anfang fünfzig. Sie werden genau wissen, was ich bin, und die Suche wird sofort losgehen. Dann muss ich weit weg sein. Ich hoffe wirklich, dass sie den ganzen Abend in der

Stadt verbringen. Ich glaube, es ist Freitag. Sie haben unsere Gewohnheiten so komplett übernommen, dass es schwierig ist, einen Unterschied festzustellen. Weshalb sie ja überhaupt nur gewinnen konnten.

Der Zaun um das Grundstück geht mir nur bis zur Hüfte. Ich kann ohne Probleme hinüberklettern, geräuschlos. Die Einfahrt ist allerdings aus Kies und ich muss vorsichtig gehen, damit er nicht knirscht. Schließlich erreiche ich die Terrasse.

Die Fensterläden sind geöffnet. Das Sternenlicht ist hell genug, um zu erkennen, dass sich in den Zimmern nichts rührt. Das Paar hat es offenbar gern spartanisch und ich bin ihnen dankbar dafür. So ist es schwieriger für jemanden, sich zu verstecken. Ich öffne zunächst das Fliegengitter und dann die Glastür. Beide lassen sich leise aufschieben. Vorsichtig setze ich auf den Fliesen einen Fuß vor den anderen, aber nur aus Gewohnheit. Ich muss nicht fürchten, dass hier jemand auf mich wartet. Die kühle Luft fühlt sich himmlisch an.

Die Küche liegt links von mir. Ich kann die Arbeitsplatte aus Granit schimmern sehen.

Ich streife mir die Segeltuchtasche von der Schulter und wende mich als Erstes dem Kühlschrank zu. Als beim Öffnen der Tür das Licht angeht, erschrecke ich kurz, aber gleich darauf finde ich den Schalter und halte ihn mit meinem Zeh gedrückt. Ich kann nichts sehen, aber ich habe keine Zeit, zu warten, bis sich meine Augen wieder an die Dunkelheit gewöhnt haben. Ich taste mich voran. Milch, Käsescheiben, Essensreste in einer Plastikschüssel. Ich hoffe, es ist das Gericht mit Huhn und Reis, das ich ihn zum Abendessen habe kochen sehen. Das essen wir heute Nacht. Saft, eine Tüte mit Äpfeln, Babymöhren. Das ist auch morgen noch gut.

Ich laufe in die Speisekammer. Ich brauche Sachen, die länger halten. Langsam gewöhnen sich meine Augen an die Dunkelheit, während ich so viel zusammenraffe, wie ich tragen kann. Mmmh, Chocolate Chip Cookies. Am liebsten würde ich die Packung sofort aufreißen, aber ich beiße die Zähne zusammen und ignoriere den Krampf in meinem leeren Magen.

Die Tasche wird zu schnell schwer. Damit kommen wir höchstens eine Woche aus, auch wenn wir es uns gut einteilen. Und mir ist nicht nach Einteilen zumute, mir ist nach Verschlingen. Ich stopfe Müsliriegel in meine Hosentaschen.

Eine Sache noch. Schnell gehe ich zur Spüle und fülle meine Wasserflasche auf. Dann halte ich den Kopf unter den Strahl und trinke direkt aus dem Hahn. Das Wasser macht komische Geräusche, als es in meinem hohlen Magen auftrifft.

Panik steigt in mir auf, jetzt, wo ich meine Aufgabe erfüllt habe. Ich will hier raus. Die Zivilisation ist tödlich.

Auf dem Weg nach draußen sehe ich auf den Boden, um mit meiner schweren Tasche nicht zu stolpern.

Deshalb bemerke ich die dunkle Silhouette auf der Terrasse auch erst, als ich schon die Hand am Glas habe.

Ich höre seinen gemurmelten Fluch genau im selben Moment, als mir ein ängstliches Quieken entschlüpft. Ich fahre herum, um zur Vordertür zu rennen, und hoffe, die Riegel sind nicht vorgeschoben oder zumindest nicht allzu schwer zu öffnen.

Ich komme keine zwei Schritte weit, bevor raue, grobe Hände mich an den Schultern packen und an seinen Körper pressen. Zu groß, zu stark für eine Frau. Die tiefe Stimme gibt mir Recht. »Ein Mucks und du bist tot«, droht er schroff. Voller Entsetzen spüre ich, wie sich eine schmale, scharfe Klinge in die Haut unter meinem Kinn drückt.

Das verstehe ich nicht. Ich dürfte eigentlich keine Wahl haben. Wer ist dieses Monster? Ich habe noch nie von einem gehört, das das Gesetz bricht. Ich antworte auf die einzig mögliche Weise. »Na los«, zische ich zwischen den Zähnen hervor. »Tu's einfach. Ich will kein dreckiger Parasit werden!«

Ich warte auf das Messer und mir bricht das Herz. Jeder Herzschlag hat einen Namen. Jamie, Jamie, Jamie. Was wird jetzt aus dir?

»Ganz schön gerissen«, murmelt der Mann und es klingt nicht so, als würde er mit mir sprechen. »Muss eine Sucherin sein. Also ist das hier eine Falle. Woher wussten sie davon?« Der Stahl verschwindet von meinem Hals, nur um von einer eisernen Faust ersetzt zu werden.

Ich bekomme kaum noch Luft.

»Wo sind die anderen?«, fragt er, während er zudrückt.

»Ich bin allein!«, krächze ich. Ich darf ihn bloß nicht zu Jamie führen. Was wird Jamie tun, wenn ich nicht zurückkomme? Jamie hat Hunger!

Ich ramme ihm meinen Ellbogen in den Magen - und das tut höllisch weh. Seine Bauchmuskeln sind genauso eisenhart wie seine Hand. Was äußerst seltsam ist. Um solche Muskeln zu bekommen, muss man entweder ein hartes Leben führen oder besessen sein, und auf die Parasiten trifft keins von beidem zu.

Er ächzt noch nicht mal bei meinem Schlag. Verzweifelt ramme ich ihm meinen Absatz in den Spann. Das trifft ihn unvorbereitet und er wankt. Ich reiße mich los, aber er packt meine Tasche und zieht mich wieder zu sich heran. Seine Hand umklammert erneut meinen Hals. »Ganz schön rebellisch für einen friedliebenden Bodysnatcher, oder?«

Seine Worte ergeben keinen Sinn. Ich dachte, sie wären alle gleich. Aber ich vermute mal, dass es auch unter den Parasiten ein paar Durchgeknallte gibt.

Ich kratze und schlage um mich, um seinen Griff zu lockern. Meine Nägel erwischen seinen Arm, aber er umfasst meinen Hals nur noch fester.

»Ich bring dich wirklich um. Ich bluffe nicht.«

»Na, dann los, tu's doch!«

Plötzlich keucht er und ich frage mich, ob irgendeine meiner kämpfenden Gliedmaßen ihn getroffen hat. Ich spüre allerdings keine neuen blauen Flecken.

Er lässt meinen Arm los und packt mich an den Haaren. Das war's dann wohl. Jetzt schneidet er mir die Kehle durch. Ich mache mich auf die Messerklinge gefasst.

Aber seine Hand tastet an meinem Nacken herum, seine Finger fühlen sich rau und warm an auf meiner Haut. Der Griff um meinen Hals lockert sich.

»Unmöglich«, schnauft er.

Die Hand verschwindet wieder von meinem Nacken und irgendwas fällt klappernd zu Boden. Hat er etwa das Messer weggeworfen? Ich überlege, wie ich drankommen könnte. Vielleicht, wenn ich mich hinfallen lasse? Der Griff um meinen Hals ist jetzt locker genug, dass ich hindurchrutschen könnte. Ich glaube, ich habe gehört, wohin das Messer gefallen ist.

Er dreht mich zu sich herum, wobei er meinen Hals weiterhin umfasst hält. Ein Klicken ertönt und ein Lichtstrahl blendet mein linkes Auge. Ich keuche und versuche mich automatisch wegzudrehen. Aber die Hand umklammert meine Kehle. Dann strahlt mir das Licht ins rechte Auge.

»Ich glaub's nicht«, flüstert er. »Du bist noch ein Mensch.« Er nimmt mein Gesicht zwischen beide Hände. Bevor ich ausweichen kann, drückt er seine Lippen fest auf meine.

Einen kurzen Augenblick lang bin ich wie erstarrt. Noch nie in meinem Leben hat mich jemand geküsst. Zumindest nicht richtig geküsst. Abgesehen von den Küssen meiner Eltern auf die Wange oder Stirn, vor so vielen Jahren. Ich hatte nicht geglaubt, dass ich das jemals erleben würde. Ich kann es aber gar nicht richtig spüren. Da ist zu viel Angst, zu viel Entsetzen, zu viel Adrenalin. Mit einer heftigen Bewegung reiße ich mein Knie hoch. Er stößt einen erstickten Laut aus und lässt mich los. Anstatt wieder in Richtung Vordertür zu laufen, wie er erwartet, ducke ich mich unter seinem Arm hindurch und hechte durch die offene Terrassentür. Ich glaube, ich kann ihn trotz meiner Last abhängen. Ich habe einen kleinen Vorsprung und er stößt immer noch Schmerzenslaute aus. Ich weiß, wo ich hinmuss - ich werde keine Spuren hinterlassen, die er in der Dunkelheit finden kann. Das Essen habe ich die ganze Zeit über festgehalten und das ist gut. Die Müsliriegel habe ich allerdings verloren, fürchte ich.

»Warte!«, schreit er.

Halts Maul, denke ich, aber ich schreie nicht zurück.

Er kommt hinter mir her, ich kann hören, wie seine Stimme näher kommt. »Ich bin keiner von denen!«

Ja klar. Ich habe meinen Blick auf den Sand geheftet und renne. Mein Vater hat immer gesagt, ich wäre so schnell wie ein Gepard. Ich war die Schnellste in meiner Laufmannschaft, Meisterin in meinem Bundesstaat - damals, vor dem Ende der Welt.

»Hör mir zu!« Er schreit immer noch aus vollem Hals. »Ich beweise es dir. Bleib einfach stehen und sieh mich an!«

Wohl kaum. Ich verlasse den sandigen Pfad und flitze zwischen den Mesquite-Sträuchern hindurch.

»Ich hab nicht damit gerechnet, dass sonst noch jemand übrig ist! Bitte, ich muss mit dir reden!« Seine Stimme überrascht mich - sie klingt zu nah. »Tut mir leid, dass ich dich geküsst habe! Das war dumm von mir! Ich bin einfach schon so lange allein!«

»Halt's Maul!« Ich sage es nicht sehr laut, aber ich weiß, dass er es hört. Er kommt immer näher. Noch nie hat mich jemand eingeholt. Ich treibe meine Beine an.

Außer seinem Atem ist jetzt ein leises Stöhnen zu hören, als er ebenfalls schneller wird.

Etwas Großes stürzt sich von hinten auf mich und ich falle hin. Ich habe Erde im Mund und werde von etwas so Schwerem zu Boden gedrückt, dass ich kaum Luft bekomme. »Warte ... einen ... Moment«, schnauft er.

Er verlagert sein Gewicht und dreht mich um. Dann setzt er sich auf meine Hüfte und klemmt meine Arme unter seine Beine. Er zerdrückt das Essen. Ich knurre und versuche mich unter ihm hervorzuwinden.

»Sieh mich an! Sieh her!«, sagt er. Er zieht ein kleines zylinderförmiges Ding aus seiner Gesäßtasche und dreht an einem Ende. Ein Lichtstrahl schießt heraus.

Er richtet die Taschenlampe auf sein eigenes Gesicht. Das Licht lässt seine Haut gelb aussehen. Es zeigt hervorstehende Wangenknochen neben einer langen, dünnen Nase und ein kantiges Kinn. Seine Lippen sind zu einem Grinsen verzogen, aber ich kann sehen, dass sie voll sind für einen Mann. Seine Augenbrauen und Wimpern sind von der Sonne ausgebleicht. Aber das ist es nicht, was er mir zeigt.

In seinen Augen, die in dieser Beleuchtung von einem hellen, glänzenden Gelbbraun sind, spiegelt sich nichts als menschliches Funkeln. Er wechselt mit dem Lichtstrahl von einem Auge zum anderen. »Siehst du? Siehst du? Ich bin genau wie du.«

»Zeig mir deinen Nacken.« Meine Stimme ist voller Misstrauen. Ich lasse den Gedanken nicht zu, dass das hier mehr ist als ein Trick. Ich verstehe nicht, was hinter diesem Theater steckt, aber ich bin sicher, irgendeinen Grund wird er dafür haben. Es gibt keine Hoffnung mehr.

Seine Mundwinkel verziehen sich. »Nun ja ... Das wird nicht wirklich viel helfen. Reichen dir die Augen nicht? Du weißt, dass ich keiner von denen bin.«

»Warum willst du mir dann deinen Nacken nicht zeigen?«

»Weil ich dort eine Narbe habe«, gibt er zu.

Ich versuche erneut, mich unter ihm hervorzuwinden, und seine Hände drücken meine Schultern zu Boden.

»Ich habe sie mir selbst zugefügt«, erklärt er. »Ich glaube, ich habe es ziemlich gut hingekriegt, obwohl es höllisch wehgetan hat. *Ich* habe schließlich nicht so viele schöne Haare, um meinen Nacken zu verdecken. Es hilft mir, nicht aufzufallen.«

»Geh runter von mir.«

Er zögert, dann steht er mit einer geschmeidigen Bewegung auf, ohne sich mit den Händen abstützen zu müssen. Er streckt mir eine geöffnete Hand entgegen.

»Bitte lauf nicht weg. Und, äh, ich wäre dir auch dankbar, wenn du mich nicht noch mal treten würdest.«

Ich rühre mich nicht. Ich weiß, dass er mich kriegen kann, wenn ich versuche wegzulaufen. »Wer bist du?«, flüstere ich.

Er lächelt strahlend. »Ich heiße Jared Howe. Ich habe seit über zwei Jahren mit keinem anderen Menschen gesprochen, weshalb ich dir sicher ein bisschen ... verrückt vorkomme. Bitte verzeih mir und sag mir trotzdem, wie du heißt.«

»Melanie«, flüstere ich.

»Melanie«, wiederholt er. »Ich kann dir gar nicht sagen, wie sehr ich mich freue, dich kennenzulernen.«

Ich umklammere meine Schultertasche und lasse ihn keine Sekunde aus den Augen. Langsam kommt er mir mit seiner Hand entgegen. Und ich nehme sie.

Erst als ich sehe, wie meine Hand sich um seine schließt, wird mir bewusst, dass ich ihm glaube.

Er hilft mir auf die Füße und lässt meine Hand nicht los, als ich stehe.

»Was jetzt?«, frage ich unsicher.

»Hier können wir nicht lange bleiben. Kommst du noch mal mit mir ins Haus? Meine Tasche ist noch drinnen. Du warst schneller am Kühlschrank als ich.«

Ich schüttele den Kopf.

Er scheint zu merken, wie fragil ich bin, wie nah am Zusammenbruch.

»Wartest du dann hier auf mich?«, fragt er mit sanfter Stimme. »Ich beeile mich auch. Aber ich will uns noch mehr zu essen holen.«

»Uns?«

»Glaubst du wirklich, ich lasse dich jetzt wieder weg? Ich bleibe dir auf den Fersen, ob du willst oder nicht.«

Ich will nicht weg von ihm.

»Ich ...« Muss ich einem anderen Menschen nicht einfach bedingungslos vertrauen? Wir sind doch eine Familie - beide Teil einer vom Aussterben bedrohten Bruderschaft. »Ich habe keine Zeit. Es ist noch so weit und ... Jamie wartet auf mich.«

»Du bist nicht allein«, stellt er fest. Sein Gesichtsausdruck lässt zum ersten Mal Unsicherheit erkennen.

»Mein Bruder. Er ist noch ein Kind und er hat immer solche Angst, wenn ich weg bin. Ich brauche die halbe Nacht für den Rückweg. Er wird sich schon fragen, ob ich geschnappt worden bin. Und er hat so großen Hunger.« Wie um Letzteres zu unterstreichen, knurrt mein Magen laut.

Jareds Lächeln kehrt zurück, noch strahlender als vorher. »Würde es dir weiterhelfen, wenn ich dich fahre?«

»Wenn du mich fährst?«, wiederhole ich.

»Ich mache dir einen Vorschlag. Du wartest hier, bis ich noch mehr Essen zusammengesucht habe, und anschließend bringe ich dich in meinem Jeep, wohin du willst. Das geht schneller als rennen - sogar schneller, als wenn *du* rennst.«

»Du hast ein Auto?«

»Natürlich. Glaubst du etwa, ich wäre zu Fuß hier hergekommen?« Ich denke an die sechs Stunden, die ich gebraucht habe, um hierherzulaufen, und runzele die Stirn.

»Wir sind in null Komma nichts zurück bei deinem Bruder«, verspricht er. »Rühr dich nicht vom Fleck, okay?« Ich nicke.

»Und iss bitte was. Nicht, dass dein Magen uns noch verrät.« Er grinst und um seine Augen herum entstehen kleine Lachfältchen - feine Linien, die sich fächerförmig von den Augenwinkeln aus ausbreiten. Mein Herz macht einen Sprung und ich weiß, ich werde hier auf ihn warten, auch wenn es die ganze Nacht dauert.

Er hält immer noch meine Hand. Langsam lässt er sie los, seine Augen fest auf meine gerichtet. Er weicht einen Schritt zurück und bleibt dann stehen.

»Bitte tritt mich nicht«, sagt er, während er sich vorbeugt und mich unters Kinn fasst. Er küsst mich wieder und diesmal spüre ich es. Seine Lippen sind weicher als seine Hände und sie fühlen sich heiß an, sogar in der warmen Wüstennacht. Ein Schwarm Schmetterlinge flattert durch meinen Magen und raubt mir den Atem. Meine Hände strecken sich ihm instinktiv entgegen. Ich berühre die warme Haut seiner Wange, das stoppelige Haar in seinem Nacken. Meine Finger streichen über eine Linie vernarbter Haut, einen erhobenen Wulst direkt unterhalb des Haaransatzes.

Ich schreie.

Schweißüberströmt wachte ich auf. Noch bevor ich ganz wach war, befühlten meine Finger meinen Nacken auf der Suche nach der kurzen Linie, die von der Implantation stammte. Ich konnte die schwache rosa Narbe mit meinen Fingerspitzen kaum ertasten. Die Medikamente, die der Heiler verwendet hatte, hatten gute Arbeit geleistet.

Jareds schlecht verheilte Narbe war nie eine gute Tarnung gewesen.

Ich knipste die Nachttischlampe an und wartete darauf, dass mein Atem sich beruhigte. Der intensive Traum hatte mich mit Adrenalin vollgepumpt.

Ein neuer Traum, aber im Grunde den vielen anderen so ähnlich, die mich während der letzten Monate heimgesucht hatten.

Nein, kein Traum. Bestimmt eine Erinnerung.

Ich konnte immer noch die Wärme von Jareds Lippen auf meinen spüren. Meine Hände streckten sich ohne meine Erlaubnis aus und fuhren über das zerknitterte Laken, auf der Suche nach etwas, das sie nicht fanden. Mein Herz tat weh, als sie aufgaben und schlaff und leer auf das Bett fielen.

Ich blinzelte die ungebetene Feuchtigkeit in meinen Augen fort. Ich wusste nicht, wie lange ich das noch ertragen konnte. Wie sollte man bloß in dieser Welt überleben, mit diesen Körpern, deren Erinnerungen nicht in der Vergangenheit blieben, wo sie hingehörten? Mit diesen Gefühlen, die so stark waren, dass ich nicht mehr wusste, was *ich* eigentlich fühlte?

Ich würde morgen völlig erschöpft sein, aber an Schlaf war im Moment nicht zu denken. Ich wusste, es würde Stunden dauern, bis ich wieder zur Ruhe käme. Also konnte ich genauso gut auch gleich meine Aufgabe erfüllen und es hinter mich bringen. Vielleicht würde mir das helfen, mich von Dingen abzulenken, über die ich lieber gar nicht nachdachte.

Ich wälzte mich aus dem Bett und stolperte zum Computer auf dem sonst leeren Tisch. Es dauerte ein paar Sekunden, bis der Monitor aufleuchtete, und dann noch ein paar Sekunden, bis mein Mailprogramm sich geöffnet hatte. Es war nicht schwierig, die Adresse der Sucherin zu finden; ich hatte nur vier Mailkontakte. Die Sucherin, den Heiler, meinen neuen Chef und seine Frau, meine Helferin.

Bei meinem Wirt, Melanie Stryder, war noch ein zweiter Mensch,

tippte ich, ohne mich mit einer Anrede aufzuhalten.

Er heißt Jamie Stryder; er ist ihr Bruder.

Einen panischen Augenblick lang staunte ich über ihre Kontrolle. Die ganze Zeit hatte ich von der Existenz des Jungen noch nicht mal etwas geahnt - und zwar nicht, weil er ihr nichts bedeutete, sondern weil sie ihn noch entschlossener schützte als die anderen Geheimnisse, die ich gelüftet hatte. Hatte sie noch mehr Geheimnisse, ebenso große, so wichtige? So bedeutsam, dass sie sie sogar aus meinen Träumen heraushielt? Hatte sie so viel Kraft? Meine Finger zitterten, als ich die übrigen Informationen eintippte.

Ich denke, er müsste jetzt ein Jugendlicher sein. Dreizehn vielleicht. Sie haben zeitweise irgendwo kampiert, ich glaube, nördlich von Cave Creek in Arizona. Das ist allerdings mehrere Jahre her. Trotzdem sollten Sie mal eine Landkarte mit den Linien vergleichen, an die ich mich neulich schon erinnert habe. Ich melde mich wie immer, wenn ich noch etwas herausbekomme.

Ich schickte die Mail ab. Sobald sie weg war, durchfuhr mich Panik.

Nicht Jamie!

Ihre Stimme war laut und so deutlich wie meine eigene. Ich schauderte vor Entsetzen.

Während ich noch gegen die Angst vor dem, was da passierte, ankämpfte, packte mich das wahnwitzige Verlangen, der Sucherin noch eine E-Mail zu schicken und mich dafür zu entschuldigen, sie mit meinen verrückten Träumen belästigt zu haben. Ihr zu sagen, dass ich noch halb schlief und sie die konfuse Nachricht, die ich ihr geschickt hatte, am besten gar nicht beachtete.

Das Verlangen war nicht mein eigenes.

Ich schaltete den Computer aus.

Ich hasse dich, zischte die Stimme in meinem Kopf.

»Warum verziehst du dich dann nicht?«, fuhr ich sie an. Der Klang meiner Stimme, die ihr laut antwortete, ließ mich erneut zusammenfahren.

Bis heute hatte sie noch nie mit mir gesprochen. Es bestand kein Zweifel daran, dass sie stärker wurde. Genau wie die Träume.

Und es war auch klar, dass ich morgen meiner Helferin einen Besuch abstatten musste. Bei dem Gedanken daran traten mir Tränen der Enttäuschung und der Demütigung in die Augen.

Ich ging zurück ins Bett, vergrub den Kopf unter dem Kissen und versuchte, an überhaupt nichts zu denken.

Ungetröstet

»Hallo, Wanderer! Wollen Sie sich nicht setzen? Machen Sie es sich bequem.«

Ich zögerte auf der Türschwelle zum Sprechzimmer der Helferin. Mit einem Fuß stand ich schon drin, der andere war noch draußen.

Sie lächelte, es war nur eine winzige Bewegung ihrer Mundwinkel. Ich war inzwischen schon viel besser darin, Gesichtsausdrücke zu lesen. Nachdem ich jetzt schon seit Monaten damit konfrontiert war, waren mir die leichten Bewegungen der Muskeln vertraut geworden. Ich konnte erkennen, dass meine widerstrebende Haltung die Helferin amüsierte. Gleichzeitig spürte ich ihre Enttäuschung darüber, dass ich mich immer noch unwohl fühlte, wenn ich zu ihr kam.

Mit einem lautlosen resignierten Seufzer betrat ich den kleinen, bunten Raum und nahm meinen üblichen Platz ein, in dem roten Plüschsessel, der am weitesten von ihrem entfernt war.

Sie schob die Lippen vor.

Um ihr nicht in die Augen sehen zu müssen, starrte ich durch das offene Fenster auf die Wolken, die vor der Sonne vorbeihuschten. Der leichte Geruch nach salzigem Meerwasser wehte sanft durch den Raum.

»Nun, Wanderer. Es ist eine Weile her, seit Sie das letzte Mal bei mir waren.«

Ich warf ihr einen schuldbewussten Blick zu. »Ich habe eine Nachricht hinterlassen wegen des letzten Termins. Einer meiner Studenten wollte ...«

»Ja, ich weiß.« Sie lächelte wieder ihr winziges Lächeln. »Ich habe Ihre Nachricht bekommen.«

Sie sah gut aus für eine ältere Frau - älter, wie es Menschen nun mal wurden. Ihr Haar war grau - es war weich und tendierte eher zu Weiß als zu Silber, und sie trug es lang, zu einem lockeren Pferdeschwanz gebunden. Ihre Augen waren von einem interessanten Grün, das ich sonst noch nie bei jemandem gesehen hatte.

»Es tut mir leid«, sagte ich, da sie auf eine Antwort zu warten schien.

»Schon in Ordnung. Ich kann verstehen, dass es schwierig für Sie ist, hierherzukommen. Sie wünschen sich so sehr, dass es nicht nötig wäre. Es war bisher noch nie nötig. Das macht Ihnen Angst.«

Ich starrte auf den Holzfußboden. »Ja, Helferin.«

»Ich glaube, ich hatte Sie gebeten, mich Kathy zu nennen.«

»Ja ... Kathy.«

Sie lachte leise. »Die Menschennamen kommen Ihnen noch nicht so leicht über die Lippen, stimmt's, Wanderer?«

»Nein. Um ehrlich zu sein, kommt es mir vor ... wie eine Kapitulation.«

Ich blickte auf und sah sie langsam nicken. »Nun, ich kann verstehen, warum ausgerechnet Sie diesen Eindruck haben.«

Ich schluckte schwer bei ihren Worten und sah wieder zu Boden.

»Lassen Sie uns erst mal über was Leichteres reden«, schlug Kathy vor. »Gefällt Ihnen Ihre Berufung immer noch?«

»Ja.« Das war wirklich leichter. »Das neue Semester hat gerade angefangen. Ich hatte ein bisschen Angst, ob es nicht langweilig werden würde, denselben Stoff zu wiederholen, aber bisher ist es das überhaupt nicht. Die neuen Zuhörer verwandeln auch die Geschichten wieder in etwas Neues.«

»Von Curt höre ich nur Gutes über Sie. Er sagt, Ihre Vorlesung gehört zu den gefragtesten der Universität.«

Meine Wangen fühlten sich warm an von dem Lob. »Das freut mich zu hören. Wie geht es Ihrem Mann?«

»Curt geht es prima, danke. Unsere Wirte sind in sehr gutem Zustand für ihr Alter. Ich denke, wir haben noch viele Jahre vor uns.«

Ich hätte gern gewusst, ob sie in dieser Welt bleiben und einen anderen menschlichen Wirt beziehen würde, wenn die Zeit gekommen war, oder ob sie die Erde verlassen würde. Aber ich wollte keine Fragen stellen, die uns vorzeitig auf schwierigeres Terrain geführt hätten.

»Das Unterrichten macht mir großen Spaß«, sagte ich stattdessen. »Es besteht eine gewisse Verbindung zu meiner Berufung als Sehtang, was es leichter macht als etwas, das völlig neu für mich wäre. Ich bin Curt sehr dankbar, dass er mich angefordert hat.«

»Alle an der Uni sind froh, Sie zu haben.« Kathy lächelte herzlich. »Wissen Sie, wie ungewöhnlich es für einen Geschichtsprofessor ist, Erfahrung mit auch nur zwei Planeten im Lebenslauf vorweisen zu können? Sie dagegen haben auf fast allen ein ganzes Leben verbracht. Und dann auch noch der Ursprung! Es gibt keine einzige Universität auf diesem Planeten, die Sie uns nicht liebend gerne wegnehmen würde. Curt ist ständig darauf bedacht, Sie beschäftigt zu halten, damit Sie keine Zeit haben, über einen Wechsel nachzudenken.«

»*Honorar*professor«, verbesserte ich sie.

Kathy lächelte und holte dann tief Luft, während das Lächeln erstarb.

»Als Sie so lange nicht hergekommen sind, habe ich gedacht, dass sich Ihre Probleme von selbst gelöst hätten. Aber dann fragte ich mich, ob der Grund für Ihre Abwesenheit vielleicht eher war, dass sie schlimmer geworden sind.«

Ich starrte auf meine Hände und schwieg.

Meine Hände waren hellbraun - ein Braun, das nie verblasste, egal, ob ich mich in der Sonne aufhielt oder nicht. Auf der Haut gleich über dem linken Handgelenk war eine dunkle Sommersprosse zu sehen. Meine Nägel waren kurz geschnitten. Ich mochte keine langen Nägel. Es war ein unangenehmes Gefühl, wenn man damit über die Haut streifte. Außerdem waren meine Finger sowieso schon so lang und dünn - wenn dann noch lange Fingernägel dazukamen, sahen sie seltsam aus. Sogar für einen Menschen.

Nach einer Weile räusperte sie sich. »Ich schätze, meine Vermutung war richtig.«

»Kathy.« Ich sprach ihren Namen langsam aus, um Zeit zu gewinnen. »Warum haben Sie Ihren Menschennamen behalten? Haben Sie dadurch eher das Gefühl, Sie würden eine ... Einheit bilden? Mit Ihrem Wirt, meine ich.« Ich hätte auch gerne mehr über Curts Entscheidung erfahren, aber das war eine so persönliche Frage - es wäre nicht richtig gewesen, irgendjemanden außer Curt selbst danach fragen, noch nicht einmal seine Frau. Ich fürchtete, auch so schon unhöflich gewesen zu sein, aber sie lachte.

»Gute Güte, nein, Wanderer. Habe ich Ihnen das nicht erzählt? Hmm. Wahrscheinlich nicht, schließlich ist es nicht mein Job zu reden, sondern zuzuhören. Die meisten Seelen, mit denen ich spreche, brauchen nicht so viel Ermutigung wie Sie. Wussten Sie, dass ich mit einem der ersten Siedlerschübe auf die Erde gekommen bin, bevor die Menschen überhaupt wussten, dass wir hier waren? Ich war von menschlichen Nachbarn umgeben. Curt und ich mussten mehrere Jahre lang vorgeben, unsere Wirte zu sein. Und so wurde *Kathy* einfach zu mir. Dazu kam, dass die Übersetzung meines letzten Namens vierzehn Wörter umfasste und sich nicht gut abkürzen ließ.« Sie grinste. Das Sonnenlicht, das durch das Fenster fiel, schien ihr in die Augen und ließ ihren silbrig grünen Widerschein über die Wand tanzen. Einen Augenblick lang schillerten die smaragdgrünen Iris.

Ich hatte keine Ahnung gehabt, dass diese sanfte, gemütliche Frau ein Teil der Vorhut gewesen war. Es dauerte einen Moment, bis ich das verarbeitet hatte. Ich sah sie überrascht und plötzlich mit mehr Respekt an. Bisher hatte ich Helfer nie sehr ernst genommen - ich hatte noch nie einen nötig gehabt. Sie waren etwas für Leute mit Schwierigkeiten, für die Schwachen, und ich schämte mich, hier zu sein. Dadurch, dass ich jetzt Kathys Geschichte kannte, fühlte ich mich in ihrer Gegenwart etwas weniger unwohl. Sie wusste, was Stärke war.

»Hat es Ihnen viel ausgemacht?«, fragte ich. »Vorzugeben, Sie wären eine von ihnen?«

»Nein, eigentlich nicht. Wissen Sie, ich hatte genug damit zu tun, mich an diesen Wirt zu gewöhnen - es gab so viel Neues zu verarbeiten. Reizüberflutung. Alles, was darüber hinausging, dem vorgegebenen Muster zu folgen, hätte mich am Anfang überfordert.«

»Und Curt... Sie haben sich entschieden, mit dem Mann Ihres Wirts zusammenzubleiben? Auch nachdem es vorbei war?«

Diese Frage war schon gezielter und Kathy erfasste das sofort. Sie verlagerte ihr Gewicht und zog die Beine auf die Sitzfläche ihres Sessels. Nachdenklich fixierte sie einen Punkt direkt über meinem Kopf, während sie antwortete.

»Ja, ich habe mich für Curt entschieden - und er sich für mich. Am Anfang war es nichts als Zufall, ein Auftrag. Dass wir so viel Zeit miteinander verbrachten und die Gefährlichkeit unserer Mission teilten, führte natürlich dazu, dass wir eine recht enge Beziehung zueinander aufbauten. Als Universitätspräsident hatte Curt viele Kontakte, wissen Sie. Unser Haus war da natürlich ein guter Ort für Implantationen. Wir hatten oft Besuch. Viele kamen als Menschen durch die Tür herein und gingen als unsere Spezies wieder hinaus. Es musste alles sehr schnell und leise vonstattengehen - Sie wissen ja, wie sehr diese Wirte zur Gewalt neigen. Wir lebten jeden Tag in dem Wissen, dass es im nächsten Moment vorbei sein könnte. Es war ein Zustand dauernder Aufregung und Angst. Alles gute Gründe für Curt und mich, zusammenzubleiben, als es nicht länger nötig war, sich zu verstecken. Und ich könnte Sie belügen, Ihre Ängste zerstreuen, indem ich Ihnen sage, dass das die Gründe waren. Aber ...« Sie schüttelte mit dem Kopf und schien dann tiefer in den Sessel zu sinken. Ihr Blick durchbohrte mich. »Jahrtausendelang haben die Menschen nicht herausgefunden, was es mit der Liebe auf sich hat. Wie viel davon ist physisch, wie viel spielt sich nur im Kopf ab? Wie viel ist Zufall und wie viel Schicksal? Warum scheitern Paare, die perfekt zueinander passen, und völlig unterschiedliche Partner bleiben zusammen? Ich kenne die Antworten genauso wenig wie Sie. Liebe passiert einfach. Mein Wirt hat Curts Wirt geliebt und diese Liebe hat den Besitzerwechsel des Gehirns überlebt.«

Sie sah mich aufmerksam an und reagierte mit einem leichten Stirnrunzeln, als ich in meinem Sessel zusammensackte.

»Melanie trauert immer noch um Jared«, stellte sie fest.

Ich spürte, wie ich unweigerlich mit dem Kopf nickte.

»*Sie* trauern um ihn.«

Ich schloss die Augen.

»Träumen Sie immer noch?«

»Jede Nacht«, murmelte ich.

»Erzählen Sie mir davon.« Ihre Stimme war sanft, betörend.

»Ich will nicht daran denken.«

»Ich weiß. Versuchen Sie es trotzdem. Vielleicht hilft es.«

»Wie denn? Wie soll es helfen, wenn ich Ihnen erzähle, dass ich jedes Mal, wenn ich die Augen schließe, sein Gesicht vor mir sehe? Dass ich aufwache und weine, weil er nicht da ist? Dass die Erinnerungen so stark sind, dass ich ihre nicht mehr von meinen unterscheiden kann?«

Ich brach ab und biss die Zähne zusammen.

Kathy zog ein weißes Taschentuch aus ihrer Tasche und reichte es mir. Als ich mich nicht rührte, stand sie auf, kam zu mir und ließ es in meinen Schoß fallen. Sie setzte sich auf meine Sessellehne und wartete.

Eine halbe Minute lang hielt ich stur aus. Dann nahm ich wütend das Tuch und wischte mir die Augen.

»Ich hasse das.«

»Alle weinen in ihrem ersten Jahr. Diese Gefühle sind so unglaublich. Wir sind alle ein bisschen wie Kinder, unabhängig davon, ob wir das geplant hatten oder nicht. Ich bin jedes Mal, wenn ich einen schönen Sonnenuntergang gesehen habe, in Tränen ausgebrochen. Manchmal sogar einfach beim Geschmack von Erdnuss-butter.« Sie tätschelte meinen Kopf, dann fuhr sie sanft mit ihren Fingern durch die Haarsträhne, die ich immer hinters Ohr steckte.

»Sie haben so schönes, glänzendes Haar«, stellte sie fest. »Und jedes Mal, wenn ich Sie sehe, ist es wieder ein Stück kürzer geworden. Warum schneiden Sie es so kurz?«

In Tränen aufgelöst hatte ich sowieso nicht mehr viel an Würde zu verlieren. Warum also vorgeben, dass es so leichter zu pflegen war, wie ich es normalerweise tat? Schließlich war ich hierhergekommen, um zu beichten und um Hilfe zu bitten - ich konnte es also ebenso gut hinter mich bringen.

»Es ärgert sie. Sie hat es lieber lang.«

Ich hatte eigentlich erwartet, dass sie nach Luft schnappen würde, aber das tat sie nicht. Kathy beherrschte ihren Job. Ihre Antwort kam nur eine Sekunde zu spät und etwas stockend.

»Sie ... sie ... sie ist immer noch dermaßen ... *präsent?*«

Die schreckliche Wahrheit sprudelte aus mir heraus. »Wenn sie es will. Unsere Geschichte langweilt sie. Während ich arbeite, verhält sie sich still. Aber sie ist trotzdem da. Manchmal spüre ich, dass sie genauso gegenwärtig ist wie ich.« Meine Stimme war nur noch ein Flüstern.

»Wanderer!«, rief Kathy entsetzt aus. »Warum haben Sie mir nicht gesagt, dass es so schlimm ist? Wie lange geht das schon so?«

»Es wird immer schlimmer. Anstatt schwächer zu werden, scheint sie noch an Stärke zu gewinnen. Es ist noch nicht so schlimm wie in dem Fall, von dem der Heiler erzählt hat - Sie erinnern sich doch, dass wir über Kevin gesprochen haben, oder? Sie hat nicht die Kontrolle über mich übernommen. Wird sie auch nicht. Das werde ich nicht zulassen!« Meine Stimme wurde wieder lauter.

»Natürlich nicht«, sagte sie beschwichtigend. »Das wird natürlich nicht passieren. Aber wenn Sie derart ... unglücklich sind, hätten Sie mir das früher sagen sollen. Sie müssen zu einem Heiler gehen.«

In meinem Gefühlschaos brauchte ich eine Weile, bis ich verstand.

»Zu einem Heiler? Sie meinen, ich soll *springen?«*

»Niemand würde Ihnen eine solche Entscheidung vorwerfen, Wanderer. Bei einem fehlerhaften Wirt hat jeder vollstes Verständnis dafür ...«

»Fehlerhaft? Sie ist nicht fehlerhaft. *Ich* bin fehlerhaft. Ich bin zu schwach für diese Welt!« Ich ließ den Kopf in meine Hände sinken, als mich die Demütigung überwältigte. Neue Tränen stiegen mir in die Augen.

Kathy legte mir den Arm um die Schultern. Ich war so sehr damit beschäftigt, meine Gefühle unter Kontrolle zu bringen, dass ich mich ihr nicht entzog, auch wenn mir das eigentlich zu viel Nähe war.

Sie störte es auch. Sie wollte nicht von einer Außerirdischen umarmt werden.

Natürlich war Melanie in diesem Augenblick sehr präsent und unerträglich triumphierend, als ich schließlich eingestand, wie viel Macht sie besaß. Sie war geradezu übermütig. Wenn ich derart von Gefühlen übermannt wurde, war es immer besonders schwierig, sie unter Kontrolle zu halten.

Ich versuchte mich selbst zu beruhigen, damit ich sie wieder in ihre Schranken verweisen konnte.

Du bist diejenige, die hier nichts zu suchen hat. Ihr Gedanke war schwach, aber verständlich. So schlimm war es also schon, dass sie stark genug war, mit mir zu sprechen, wann immer sie wollte. So schlimm wie ganz am Anfang, als ich gerade bei Bewusstsein war.

Geh weg. Das ist jetzt mein Platz.

Niemals.

»Wanderer, meine Liebe, nein. Wir wissen beide, dass Sie nicht schwach sind.«

»Hmpf.«

»Hören Sie. Sie sind stark. Ungewöhnlich stark. Wir sind uns normalerweise alle so ähnlich, aber *Sie* ragen aus der Masse hervor. Es ist erstaunlich, wie mutig Sie sind. Davon zeugen Ihre vergangenen Leben.« Meine vergangenen Leben vielleicht, aber dieses? Wo war jetzt meine Stärke?

»Die Menschen unterscheiden sich viel mehr voneinander«, fuhr Kathy fort. »Es gibt unter ihnen eine so große Bandbreite an Individuen und manche sind viel stärker als andere. Ich bin überzeugt, dass Melanie jeden anderen, den man in diesen Wirt implantiert hätte, innerhalb weniger Tage vernichtet hätte. Vielleicht ist es Zufall, vielleicht ist es Schicksal, aber mir scheint, dass die stärkste Vertreterin unserer Art von der stärksten ihrer Art beherbergt wird.«

»Spricht nicht gerade für unsere Art, oder?«

Sie hörte den Hintersinn in meinen Worten. »Sie ist nicht dabei zu gewinnen, Wanderer. *Sie* sind diese wunderbare Person hier neben mir. Sie ist nur ein Schatten in einer Ecke Ihres Gehirns.«

»Sie spricht mit mir, Kathy. Sie denkt immer noch ihre eigenen Gedanken. Sie hat immer noch ihre Geheimnisse vor mir.«

»Aber sie spricht nicht *für* Sie, oder? Ich bezweifle, dass ich das an Ihrer Stelle behaupten könnte.«

Ich antwortete nicht. Ich fühlte mich zu elend.

»Ich denke, Sie sollten eine Re-Implantation in Betracht ziehen.«

»Kathy, Sie haben gerade gesagt, sie würde eine andere Seele vernichten. Ich weiß nicht, ob Sie das wirklich glauben – wahrscheinlich versuchen Sie nur, Ihre Arbeit zu machen und mich zu trösten. Aber sie ist wirklich so stark, dass es unfair wäre, sie jemand anderem zu geben, nur weil ich nicht mit ihr fertigwerde. Wer sollte sie übernehmen?«

»Ich habe das nicht nur gesagt, um Sie zu trösten, meine Liebe.«

»Na, gerade dann ...«

»Ich glaube nicht, dass dieser Wirt wieder verwendet würde.«

»Oh.«

Es lief mir kalt den Rücken hinunter. Und ich war nicht die Einzige, die von dieser Vorstellung aus dem Konzept gebracht wurde.

Der Gedanke schreckte mich sofort ab. Ich war kein Drückeberger. Während der langsamen Umdrehungen meines letzten Planeten um seine Sonnen - der Welt des Sehtangs, wie sie hier genannt wurde - hatte ich abgewartet. Obwohl der Dauerzustand des Verwurzeltseins viel schneller langweilig geworden war, als ich gedacht hatte, und obwohl das Leben des Sehtangs auf diesem Planeten in Jahrhunderten gemessen würde, hatte ich meinen Wirt nicht vor dem Ende seiner Lebensspanne verlassen. Das zu tun, wäre verschwenderisch, falsch, undankbar. Es widersprach unserem ureigensten Wesen als Seelen. Wir machten aus unseren Welten bessere Orte, sonst verdienten wir sie nicht.

Wir verschwendeten nichts. Alles, was wir uns nahmen, machten wir besser, friedlicher und schöner. Und die Menschen waren nun mal roh und unbändig. Sie hatten sich in so großer Zahl gegenseitig umgebracht, dass Mord ein selbstverständlicher Bestandteil ihres Lebens gewesen war. Die unzähligen Foltermethoden, die sie sich in den wenigen Jahrtausenden ihrer Existenz ausgedacht hatten, waren zu viel für mich gewesen; ich hatte nicht mal den trockenen, offiziellen Überblick ertragen können. Auf fast allen Kontinenten hatten Kriege gewütet. Sanktionierter Mord, angeordnet und entsetzlich effektiv. Die Bewohner friedlicher Staaten hatten weggeschaut, als Vertreter ihrer eigenen Spezies auf ihrer Türschwelle verhungert waren. Die üppigen Ressourcen des Planeten waren alles andere als gerecht verteilt gewesen. Am abstoßendsten war jedoch, dass sogar ihre Kinder - die nächste Generation, die meine Art wegen ihrer Verheißung geradezu verehrte - oft Opfer abscheulicher Verbrechen geworden waren. Und nicht etwa nur durch die Hand von Fremden, sondern auch durch die der Bezugspersonen, denen sie anvertraut waren. Sogar der mächtige Erdball selbst war durch ihr achtloses und habgieriges Verhalten in Gefahr geraten. Keiner, der das Vorher mit dem Nachher verglich, kam umhin zuzugeben, dass dieser Planet dank uns ein besserer Ort geworden war.

Ihr rottet eine komplette Spezies aus und klopft euch auch noch auf die Schulter.

Meine Hände ballten sich zu Fäusten.

Ich könnte dich ausrangieren lassen, erinnerte ich sie.

Nur zu. Mach den Mord an mir amtlich.

Ich bluffte, aber Melanie ebenfalls.

Sie dachte also, sie wolle sterben. Sie hatte sich schließlich in den Aufzugschacht gestürzt. Aber das war in einem Augenblick der Panik und Verzweiflung geschehen. Von einem bequemen Sessel aus betrachtet, sah die Sache plötzlich ganz anders aus. Ich spürte, wie Adrenalin - Adrenalin, das von ihrer Angst herrührte - durch meine Gliedmaßen schoss, als ich den Umzug in einen gefügigeren Körper in Erwägung zog.

Es wäre schön, wieder allein zu sein. Mein Gehirn wieder für mich zu haben. Diese Welt hatte auf ganz neuartige Weise so viel Schönes zu bieten und es wäre wunderbar, das alles genießen zu können, ohne von einem wütenden, verdrängten Überbleibsel abgelenkt zu werden, dem nichts Besseres einfiel, als hier unerwünscht herumzulungern.

Melanie wand sich in meinem Hinterkopf, als ich versuchte, vernünftig darüber nachzudenken. Vielleicht sollte ich wirklich aufgeben ...

Allein die Worte ließen mich jeden Muskel anspannen. Ich, Wanderer, aufgeben? Mich drücken? Mein Scheitern eingestehen und es mit einem schwachen Wirt ohne Rückgrat, der mir keinerlei Probleme bereiten würde, noch einmal versuchen?

Ich schüttelte den Kopf. Der Gedanke war mir unerträglich.

Außerdem ... dies hier war *mein* Körper. Ich hatte mich daran gewöhnt, wie er sich anfühlte. Es gefiel mir, wie sich die Muskeln über den Knochen spannten, die Gelenke sich beugten und die Sehnen sich strafften. Ich wusste, wie mein Spiegelbild aussah. Die sonnengebräunte Haut, meine hohen, ausgeprägten Wangenknochen, die kurze seidige Kappe aus mahagonifarbenem Haar, das dunkle Braungrün meiner Augen - das war ich.

Ich wollte mich selbst behalten. Ich würde nicht zulassen, dass zerstört wurde, was jetzt mir gehörte.

Verfolgt

Draußen vor dem Fenster begann es endlich zu dämmern. Der Tag, ein heißer Tag für März, hatte sich in die Länge gezogen, als sträubte er sich zu enden und mich freizugeben.

Ich schniefte und knüllte das nasse Taschentuch wieder zusammen. »Kathy, Sie haben doch bestimmt noch was anderes vor. Curt fragt sich sicher schon, wo Sie bleiben.«

»Er wird Verständnis haben.«

»Ich kann doch nicht ewig hier sitzen. Und wir sind immer noch meilenweit von einer Antwort entfernt.«

»Blitz-Problemlösungen sind nicht meine Spezialität. Sie haben sich also gegen einen neuen Wirt entschieden ...«

»Ja.«

»Dann wird es vermutlich einige Zeit dauern, das hier in den Griff zu kriegen.«

Frustriert biss ich die Zähne zusammen.

»Und es wird schneller und einfacher gehen, wenn Sie Hilfe haben.«

»Ich verspreche, in Zukunft meine Termine regelmäßiger wahrzunehmen.«

»Das hoffe ich, aber ich meinte eigentlich etwas anderes.«

»Sie meinen Hilfe von ... jemand anderem als Ihnen?« Beim Gedanken daran, den heutigen Tag mit einem Fremden noch einmal zu durchleben, verkrampfte ich mich. »Ich bin sicher, Sie sind genauso gut wie jeder andere Helfer - wenn nicht noch besser.«

»Ich spreche nicht von einem anderen Helfer.« Sie verlagerte ihr Gewicht auf dem Sessel und streckte ihre steifgewordenen Glieder. »Wie viele *Freunde* haben Sie, Wanderer?«

»Sie meinen die Leute bei der Arbeit? Ich sehe ein paar der anderen Dozenten fast täglich. Mit einigen Studenten unterhalte ich mich auf dem Flur ...«

»Und außerhalb der Uni?«

Ich sah sie verständnislos an.

»Menschliche Wirte brauchen Sozialkontakte. Sie sind nicht an Einsamkeit gewöhnt, meine Liebe. Sie haben die Gedanken eines ganzen Planeten geteilt ...«

»Wir sind nicht oft ausgegangen.« Mein Versuch, einen Witz zu machen, misslang.

Sie lächelte schwach und fuhr fort: »Sie sind so in Ihr Problem verstrickt, dass Sie an nichts anderes denken können. Eine Lösungsmöglichkeit wäre vielleicht, dass Sie sich nicht so sehr darauf konzentrieren. Sie haben gesagt, dass sich Melanie während Ihrer Arbeitszeit langweilt ... dass sie sich dann still verhält. Wenn Sie sich mehr mit anderen Leuten abgeben, langweilt sie das vielleicht auch.«

Ich kräuselte nachdenklich die Lippen. Melanie, die von diesem langen Tag mit seinem Hilfsversuch ganz träge war, schien von dem Gedanken tatsächlich nicht gerade angetan zu sein.

Kathy nickte. »Kümmern Sie sich lieber um Ihr Leben als um sie.«

»Das klingt vernünftig.«

»Und dann sind da noch die körperlichen Triebe dieser Wirte. Ich habe noch nie etwas Vergleichbares gesehen oder gehört. Eins der schwierigsten Dinge, die wir während der ersten Besatzungsphase in den Griff kriegen mussten, war der Paarungsinstinkt. Glauben Sie mir, die Menschen merkten es, wenn man das nicht schaffte.« Sie grinste und verdrehte die Augen, als sie daran zurückdachte. Als ich nicht so reagierte, wie sie es offenbar erwartet hatte, seufzte sie und verschränkte ungeduldig die Arme. »Ach, kommen Sie, Wanderer. Das müssen Sie doch bemerkt haben.«

»Na ja, klar«, murmelte ich. Melanie wand sich unruhig hin und her. »Natürlich. Ich habe Ihnen doch von den Träumen erzählt ...«

»Nein, ich meinte nicht nur die Erinnerungen. Ist Ihnen nie jemand begegnet, von dem sich Ihr Körper angezogen gefühlt hat - rein chemisch gesehen?«

Ich dachte gut über ihre Frage nach. »Ich glaube nicht. Zumindest nicht, dass ich wüsste.«

»Glauben Sie mir«, sagte Kathy trocken, »das wüssten Sie.« Sie schüttelte den Kopf. »Vielleicht sollten Sie sich ein bisschen umschauen und mal bewusst darauf achten. Es würde Ihnen bestimmt sehr guttun.«

Mein Körper schreckte vor dem Gedanken zurück. Ich registrierte Melanies Abscheu, der sich in meinem eigenen widerspiegelte.

Kathy deutete meinen Gesichtsausdruck. »Lassen Sie sie nicht darüber bestimmen, wie Sie mit Ihresgleichen in Kontakt treten. Lassen Sie sie nicht über sich bestimmen.«

Meine Nasenflügel bebten. Ich antwortete nicht direkt, sondern versuchte, meine Wut zu zügeln, an die ich mich immer noch nicht so richtig gewöhnt hatte.

»Sie bestimmt nicht über mich.«

Kathy hob eine Augenbraue.

Die Wut schnürte mir die Kehle zu. »Der Radius, in dem Sie nach Ihrem aktuellen Partner gesucht haben, war nicht allzu groß. Hat darüber jemand bestimmt?«

Sie ignorierte meine Wut und dachte ernsthaft über die Frage nach.

»Vielleicht«, sagte sie schließlich. »Schwer zu sagen. Aber der Punkt geht an Sie.« Sie zupfte an einem Faden am Saum ihres T-Shirts, dann faltete sie energisch die Hände und straffte die Schultern, als hätte sie gemerkt, dass sie meinem Blick auswich. »Wer weiß, wie viel von dem jeweils aktuellen Wirt auf dem jeweils aktuellen Planeten stammt. Wie schon gesagt, glaube ich, dass die Zeit Ihnen helfen wird. Dass sie entweder mit der Zeit immer stiller und abwesender wird und Ihnen so die Möglichkeit gibt, sich neben diesem Jared für jemand anderen zu entscheiden ... oder, na ja, die Sucher machen ihre Sache ziemlich gut. Sie suchen schon nach ihm und vielleicht fällt Ihnen noch was ein, das ihnen helfen kann.«

Ich rührte mich nicht, als die Bedeutung dessen, was sie sagte, in mein Bewusstsein sickerte. Sie schien nicht zu bemerken, dass ich völlig erstarrt war.

»Vielleicht wird Melanies Geliebter gefunden und Sie könnten zusammenkommen. Wenn seine Gefühle auch nur annähernd so stark sind wie ihre, wird die neue Seele wahrscheinlich offen dafür sein.«

»Nein!« Ich war mir nicht sicher, wer schrie. Es hätte durchaus ich sein können. Ich war ebenfalls entsetzt.

Schwankend kam ich auf die Beine. Meine Augen blieben ausnahmsweise tränenlos, während meine geballten Fäuste zitterten.

»Wanderer?«

Aber ich drehte mich um und rannte zur Tür, während ich die Worte unterdrückte, die nicht aus meinem Mund kommen durften. Worte, die nicht meine sein konnten. Worte, die nur Sinn ergaben, wenn sie von ihr stammten, die sich aber so anfühlten, als wären es meine. Sie konnten nicht meine sein. Sie durften nicht ausgesprochen werden.

Das bringt ihn um! Dann gibt es ihn nicht mehr! Ich will keinen anderen. Nie. Niemals! Ich will Jared *und nicht irgendeinen Fremden in seinem Körper. Ohne ihn ist der Körper nichts.*

Ich hörte, wie Kathy hinter mir herrief, als ich auf die Straße rannte.

Ich wohnte nicht weit entfernt von der Praxis der Helferin, aber die Dunkelheit auf der Straße verwirrte mich. Ich war schon zwei Häuserblocks entfernt, als ich merkte, dass ich in die falsche Richtung rannte.

Leute wurden auf mich aufmerksam. Ich trug keine Sportkleidung und ich joggte auch nicht, sondern floh. Aber niemand belästigte mich; alle wandten höflich den Blick ab. Sie nahmen vermutlich an, dass ich neu in diesem Wirt war. Mich aufführte wie ein Kind.

Ich verlangsamte meine Schritte und bog Richtung Norden ab, um auf dem Rückweg nicht wieder an Kathys Praxis vorbeizumüssen.

Ich ging zügig und hörte, wie meine Schritte zu schnell auf dem Bürgersteig auftrafen, als versuchten sie, das Tempo mitreißender Tanzmusik zu halten. *Klack, klack, klack,* machte es auf dem Asphalt. Nein, das war nicht der Rhythmus eines Schlagzeugs, dafür klang es zu zornig. Zu gewalttätig. *Klack, klack, klack.* Wie jemand, der einen anderen schlug. Das schreckliche Bild ließ mich schaudern.

Ich konnte schon die Lampe über meiner Wohnungstür brennen sehen. Ich hatte nicht lange für den Weg gebraucht. Allerdings überquerte ich nicht die Straße.

Mir war schlecht. Ich erinnerte mich, wie es war, sich zu übergeben, obwohl ich es noch nie getan hatte. Kalter Schweiß perlte auf meiner Stirn, ein dumpfes Geräusch dröhnte mir in den Ohren. Ich war ziemlich sicher, dass ich kurz davor war, selbst diese Erfahrung zu machen.

Neben dem Bürgersteig war ein Grünstreifen, auf dem eine gut gestutzte Hecke eine Straßenlaterne umschloss. Ich hatte keine Zeit, mir einen besseren Platz zu suchen. Ich stolperte in den Lichtkegel und stützte mich am Laternenpfahl ab. Mir war schwindlig vor Übelkeit.

Ja, ich würde garantiert gleich erfahren, wie es war, sich zu übergeben.

»Wanderer, sind Sie das? Wanderer, sind Sie krank?«

Ich war nicht in der Lage, mich auf die Stimme zu konzentrieren, die mir irgendwie bekannt vorkam. Aber die Tatsache, dass ich Publikum hatte, während ich mich über die Hecke beugte und krampfartig meine letzte Mahlzeit hervorwürgte, machte alles nur noch schlimmer.

»Wer ist Ihr Heiler hier?«, fragte die Stimme, die durch das Summen in meinen Ohren weit entfernt klang. Eine Hand berührte meinen gebeugten Rücken. »Brauchen Sie einen Krankenwagen?«

Ich hustete zweimal hintereinander und schüttelte den Kopf. Ich war sicher, dass es vorbei war; mein Magen war leer.

»Ich bin nicht krank«, sagte ich, während ich mich am Laternenpfahl hochzog. Ich sah auf, um herauszufinden, wer diesen peinlichen Moment beobachtet hatte.

Die Sucherin aus Chicago hielt ihr Handy in der Hand und überlegte, wen sie anrufen sollte. Ich sah sie einmal kurz an und beugte mich sofort wieder über das Blattwerk. Leerer Magen hin oder her, sie war die Letzte, die ich gerade sehen wollte.

Aber während sich mein Magen vergeblich zusammenzog, wurde mir klar, dass es einen Grund für ihre Anwesenheit geben musste.

0 nein! 0 nein, nein, nein, nein, nein, nein!

»Warum?«, brachte ich mühsam hervor. Panik und Übelkeit nahmen meiner Stimme alle Kraft. »Warum sind Sie hier? Was ist passiert?« Die beunruhigenden Worte der Helferin dröhnten in meinem Kopf.

Ich starrte die Hände, die die Sucherin am Kragen ihres schwarzen Anzugs gepackt hatten, zwei Sekunden lang an, bevor ich begriff, dass es meine waren.

»Aufhören!«, sagte sie mit wütendem Gesicht. Ihre Stimme vibrierte.

Ich schüttelte sie immer noch.

Mein Griff löste sich und ich schlug mir die Hände vors Gesicht. »Entschuldigung!«, stieß ich hervor. »Tut mir leid. Ich weiß nicht, was in mich gefahren ist.«

Die Sucherin warf mir einen bösen Blick zu und strich ihren Blazer glatt. »Es geht Ihnen nicht gut und vermutlich habe ich Sie erschreckt.«

»Ich hatte Sie nicht erwartet«, flüsterte ich. »Warum sind Sie hier?«

»Wir bringen Sie am besten erst mal in eine Heileinrichtung, bevor wir uns unterhalten. Wenn Sie eine Infektion haben, sollte man sie zügig heilen. Es gibt keinen Grund, Ihren Körper davon schwächen zu lassen.«

»Ich habe keine Infektion. Ich bin nicht krank.«

»Haben Sie was Verdorbenes gegessen? Dann müssen Sie melden, wo Sie es herhatten.«

Ihre Fragerei machte mich wahnsinnig. »Ich habe auch nichts Verdorbenes gegessen. Ich bin gesund.«

»Warum lassen Sie nicht einen Heiler nachsehen? Einmal kurz durchleuchten - Sie sollten Ihren Wirt nicht vernachlässigen. Das ist unverantwortlich. Vor allem, wo wir so einfach und effektiv seine Gesundheit wiederherstellen können.«

Ich atmete tief durch und widerstand dem Drang, sie erneut zu schütteln. Sie war einen ganzen Kopf kleiner als ich. Den Kampf würde ich gewinnen.

Den Kampf? Ich wandte ihr den Rücken zu und ging schnell auf meine Wohnung zu. Ich war in einer gefährlich emotionalen Stimmung. Ich musste mich irgendwie beruhigen, bevor ich noch etwas tat, für das es keine Entschuldigung gab.

»Wanderer? Warten Sie! Der Heiler ...«

»Ich brauche keinen Heiler«, sagte ich, ohne mich umzudrehen. »Ich war nur ... emotional ein bisschen aus dem Gleichgewicht. Jetzt bin ich wieder okay.«

Die Sucherin antwortete nicht. Ich fragte mich, wie sie meine Worte auffassen würde. Ich hörte, wie ihre Schuhe - mit hohen Absätzen - hinter mir herklapperten, also ließ ich die Tür offen stehen, da ich wusste, dass sie mir folgen würde. Ich ging zur Spüle und füllte ein Glas mit Wasser. Sie wartete schweigend, während ich mir den Mund ausspülte und das Wasser wieder ausspuckte. Als ich fertig war, lehnte ich mich an die Arbeitsplatte und starrte ins Becken.

Ihr wurde bald langweilig.

»Nun, Wanderer ... hören Sie überhaupt noch auf diesen Namen? Ich will nicht unhöflich sein, indem ich Sie so nenne.«

Ich sah sie nicht an. »Ich höre immer noch auf Wanderer.«

»Interessant. Ich hätte gewettet, dass Sie zu denen gehören, die sich selbst einen Namen aussuchen.«

»Ich *habe* einen ausgesucht. Ich habe Wanderer ausgesucht.«

Es war mir schon lange klar, dass die Sucherin die Schuld an dem kleinen Wortwechsel trug, den ich am ersten Tag, als ich in der Heileinrichtung aufgewacht war, mit angehört hatte. Die Sucherin war die streitsüchtigste Seele, der ich in neun Leben begegnet war. Mein erster Heiler, Fords Deep Waters, war sogar für eine Seele ausgesprochen ruhig, freundlich und verständnisvoll gewesen. Trotzdem hatte er nicht umhingekonnt, aggressiv zu reagieren. Dadurch fühlte ich mich weniger schuldig wegen meiner eigenen aggressiven Reaktion.

Ich drehte mich zu ihr um. Sie hatte es sich auf meinem kleinen Sofa bequem gemacht, als hätte sie vor, länger zu bleiben. Sie machte ein selbstzufriedenes Gesicht, ihre hervorstehenden Augen schienen belustigt. Ich unterdrückte das Verlangen, die Stirn zu runzeln.

»Warum sind Sie hier?«, fragte ich erneut. Meine Stimme klang ruhig. Beherrscht. Ich würde vor dieser Frau nicht noch einmal die Kontrolle verlieren.

»Es ist eine Weile her, seit ich das letzte Mal von Ihnen gehört habe, deshalb dachte ich, ich schaue mal persönlich vorbei. Wir sind in Ihrem Fall noch nicht wirklich weitergekommen.«

Meine Hände umklammerten den Rand der Arbeitsplatte hinter mir, aber ich hielt die unsägliche Erleichterung aus meiner Stimme fern.

»Das kommt mir etwas ... übereifrig vor. Außerdem habe ich Ihnen gestern Nacht eine Nachricht geschickt.«

Sie zog wie immer die Augenbrauen zusammen, auf eine Art, die sie gleichzeitig ärgerlich und vorwurfsvoll aussehen ließ, als wäre nicht sie selbst, sondern der andere verantwortlich für ihren Ärger. Sie packte ihren Computer aus und berührte mehrmals den Bildschirm.

»Oh«, sagte sie steif. »Ich habe meine Mails heute noch nicht abgerufen.«

Sie schwieg, während sie überflog, was ich geschrieben hatte.

»Es war noch sehr früh am Morgen«, sagte ich. »Ich habe noch halb geschlafen. Ich weiß nicht genau, wie viel von dem, was ich geschrieben habe, Erinnerung war oder Traum oder was ich vielleicht sogar im Schlaf getippt habe.«

Ich ließ zu, dass die Worte - Melanies Worte - aus meinem Mund sprudelten. Ich fügte sogar mein eigenes unbeschwertes Lachen am Ende hinzu. Mein Verhalten war unehrlich, beschämend. Aber ich würde die Sucherin nicht spüren lassen, dass ich schwächer war als mein Wirt.

Ausnahmsweise reagierte Melanie nicht mit Triumph, obwohl sie mich ausgestochen hatte. Sie war zu erleichtert, zu dankbar, dass ich sie nicht verriet, wenn auch aus meinen eigenen niederen Beweggründen.

»Interessant«, murmelte die Sucherin. »Noch einer, der frei herumläuft.« Sie schüttelte den Kopf. »Wir sind immer noch meilenweit vom Frieden entfernt.« Der Gedanke schien sie nicht weiter aufzuregen - im Gegenteil, er schien ihr zu gefallen.

Ich biss mir auf die Lippe. Melanie wollte unbedingt noch weitergehen und behaupten, der Junge sei nur Teil eines Traums gewesen.

Du spinnst, erklärte ich ihr. *Das wäre viel zu offensichtlich.*

Es sagte einiges über die unsympathische Art der Sucherin aus, dass es ihr gelang, Melanie und mich zu Verbündeten zu machen.

Ich hasse sie.

Ich weiß, ich weiß. Ich wünschte, ich hätte leugnen können, dass es mir genauso ging. Hass war ein absolut unverzeihliches Gefühl. Aber es war ... sehr schwierig, die Sucherin zu mögen. Unmöglich.

Die Sucherin unterbrach das Gespräch in meinem Innern. »Außer dem neuen Ort, den wir überprüfen sollen, haben Sie also keine weiteren Hinweise im Zusammenhang mit der Landkarte?«

Ich spürte, wie mein Körper auf ihren vorwurfsvollen Unterton mit Widerwillen reagierte. »Ich habe nie behauptet, dass es sich um Linien auf einer Landkarte handelt. Das haben Sie angenommen. Und nein, ich habe sonst nichts Neues für Sie.«

Sie schnalzte dreimal schnell mit der Zunge. »Aber Sie haben gesagt, es wären Richtungsangaben.«

»Ich *glaube,* dass es Richtungsangaben sind. Mehr kriege ich nicht raus.«

»Warum nicht? Haben Sie den Menschen immer noch nicht unterworfen?« Sie lachte laut. Lachte mich aus.

Ich drehte ihr den Rücken zu und versuchte mich zu beruhigen. Ich tat so, als wäre sie gar nicht da. Als wäre ich ganz allein in meiner spartanischen Küche, während ich aus dem Fenster starrte und den kleinen Ausschnitt des Nachthimmels betrachtete, mit den drei hellen Sternen, die ich dort sehen konnte.

Zumindest so allein wie möglich.

Während ich die drei winzigen Lichtpunkte in der Dunkelheit fixierte, blitzten die Linien vor meinem inneren Auge auf, die ich immer wieder gesehen hatte - in meinen Träumen und in meinen lückenhaften Erinnerungen - und die mir immer wieder unerwartet in den verschiedensten Augenblicken in den Sinn kamen.

Die erste: eine langsame, unregelmäßige Biegung, dann eine scharfe Kurve nach Norden, wieder eine scharfe Kurve zurück in die andere Richtung, dann wieder ein längerer Ausläufer nach Norden, dann fiel sie wieder steil Richtung Süden ab, um plötzlich in einer weiteren sanften Biegung auszulaufen.

Die zweite: eine ausgefranste Zickzacklinie, vier enge Serpentinen, der fünfte Scheitelpunkt leicht stumpf, als wäre die Spitze abgebrochen ...

Die dritte: eine sanfte Welle, die unvermittelt von einem Ausläufer unterbrochen wurde, der sich wie ein langer, dünner Finger nach Norden streckte.

Unverständlich, scheinbar bedeutungslos. Aber ich wusste, dass sie für Melanie wichtig waren. Ich hatte es von Anfang an gewusst. Sie hütete dieses Geheimnis hartnäckiger als alle anderen, genau wie den Jungen, ihren Bruder. Bis zu dem Traum

letzte Nacht hatte ich keine Ahnung gehabt, dass es ihn gab. Ich fragte mich, was sie dazu gebracht hatte, ihn preiszugeben. Vielleicht würde sie immer mehr ihrer Geheimnisse verraten, je lauter sie in meinem Kopf wurde ...

Vielleicht würde sie einen Moment lang nicht aufpassen und ich könnte sehen, was diese seltsamen Linien bedeuteten. Ich wusste, dass sie etwas bedeuteten. Dass sie irgendwohin führten.

Und genau in diesem Augenblick, als das Gelächter der Sucherin noch in der Luft nachhallte, wurde mir plötzlich klar, warum sie so wichtig waren.

Sie führten natürlich zurück zu Jared. Zurück zu den beiden, zu Jared und Jamie. Wohin sonst? Welcher Ort könnte sonst irgendeine Bedeutung für sie haben? Aber erst jetzt erkannte ich, dass sie nicht wirklich *zurückführten,* denn keiner von ihnen war diesen Linien vorher je gefolgt. Linien, die für Melanie ebenso geheimnisvoll gewesen waren wie für mich, bis ...

Die Mauer, die den Zugang blockierte, war diesmal langsam. Melanie war abgelenkt, achtete mehr auf die Sucherin als ich. Als Reaktion auf ein Geräusch hinter mir zitterte sie in meinem Kopf und erst daran merkte ich, dass sich die Sucherin näherte.

Die Sucherin seufzte. »Ich hatte mehr von Ihnen erwartet. Ihr Lebenslauf klang so vielversprechend.«

»Es ist ein Jammer, dass Sie nicht selbst für die Aufgabe zur Verfügung standen. Ich bin sicher, es wäre ein Kinderspiel für Sie gewesen, mit einem aufständischen Wirt fertigzuwerden.« Ich drehte mich nicht zu ihr um. Meine Stimme war unbewegt.

Sie sog die Luft ein. »Die Anfangsphase der Besetzung war auch ohne aufständischen Wirt Herausforderung genug.«

»Ich weiß. Ich war selbst an ein paar Besiedlungen beteiligt.«

Sie schnaubte. »War der Sehtang sehr schwer zu bezwingen? Ist er geflohen?«

Meine Stimme blieb ruhig. »Am Südpol gab es keine Probleme. Im Norden war das jedoch anders. Da ist es missglückt. Wir haben den kompletten Wald verloren.« Die Trauer aus jener Zeit schwang in meiner Stimme mit. Tausende fühlende Lebewesen, die lieber ihre Augen für immer verschlossen hatten, als uns zu akzeptieren. Sie hatten ihre Blätter vor der Sonne verborgen und waren verhungert ...

Besser für sie, flüsterte Melanie. Da war kein Sarkasmus in ihrem Gedanken zu spüren, nur Zustimmung, als sie die Tragödie in meiner Erinnerung guthieß.

Es war eine solche Verschwendung. Ich ließ die Erinnerung an den Todeskampf dieses enormen Wissensschatzes, das Gefühl der sterbenden Gedanken, das uns mit dem Schmerz unseres verschwisterten Waldes gequält hatte, durch meinen Kopf strömen.

So oder so hätte es für sie den Tod bedeutet.

Die Sucherin sagte etwas und ich gab mir Mühe, mich auf nur ein Gespräch zu konzentrieren.

»Ja.« Ihre Stimme klang plötzlich belegt. »Das ging gründlich schief.«

»Man kann nicht vorsichtig genug sein, wenn es darum geht, jemandem Verantwortung zu übertragen. Manche sind nicht so sorgfältig, wie sie sein sollten.«

Sie antwortete nicht und ich hörte, wie sie sich ein paar Schritte entfernte. Es war allgemein bekannt, dass der Fehler, der zu diesem Massenselbstmord geführt hatte, den Suchern anzulasten war. Diese hatten, da der Sehtang ja nicht in der Lage war zu *fliehen,* seine Fähigkeit unterschätzt, sich ihnen zu *entziehen.* Sie hatten fahrlässigerweise die erste Besiedlungsphase gestartet, bevor genug Seelen für eine vollständige Übernahme vor Ort gewesen waren. Als sie gemerkt hatten, wozu sich der Sehtang entschlossen hatte, war es zu spät. Die nächste Schiffsladung von tiefgekühlten Seelen war noch zu weit weg und als sie eintraf, war der Wald im Norden bereits verloren.

Ich drehte mich zu der Sucherin um, neugierig, wie meine Worte auf sie gewirkt hatten. Ungerührt starrte sie geradeaus auf die nackte weiße Wand.

»Es tut mir leid, dass ich Ihnen nicht weiterhelfen kann«, sagte ich bestimmt, um ihr klarzumachen, dass ich sie loswerden wollte. Ich wollte meine Wohnung wieder für mich haben. *Für uns,* warf Melanie gehässig ein. Ich seufzte. Sie war sich ihrer Stärke inzwischen so sicher. »Sie hätten sich wirklich nicht die Mühe machen müssen, den weiten Weg hierherzukommen.«

»Das ist mein Job«, sagte die Sucherin und zuckte mit den Schultern. »Sie sind zurzeit mein einziges Projekt. Bis ich die übrigen Aufständischen gefunden habe, kann ich genauso gut in Ihrer Nähe bleiben. Vielleicht lohnt es sich ja.«

Aneinandergeraten

»Ja, Faces Sunward?«, fragte ich, dankbar für die erhobene Hand, die meine Vorlesung unterbrach. Ich fühlte mich nicht so wohl wie sonst hinter meinem Pult. Mein größter Pluspunkt - eigentlich sogar der einzige, den ich vorzuweisen hatte, da mein Wirtskörper ja seit früher Jugend immer auf der Flucht gewesen war und nicht viel Schulbildung erhalten hatte - war die persönliche Erfahrung, aus der ich für meinen Unterricht normalerweise schöpfte. Aber dieses Semester lehrte ich zum ersten Mal die Geschichte eines Planeten, auf dem ich nicht selbst gelebt hatte. Ich war sicher, dass meinen Studenten der Unterschied auffallen musste.

»Tut mir leid, dass ich Sie unterbreche, aber ...« Der weißhaarige Mann hielt kurz inne auf der Suche nach den passenden Worten. »Ich bin mir nicht ganz sicher, ob ich das richtig verstanden habe. Die Feuerschmecker ... *verzehren* also wirklich den Rauch, der beim Verbrennen der Wandelnden Blumen entsteht? Wie Essen?« Er versuchte, den entsetzten Unterton in seiner Stimme zu unterdrücken. Einer Seele stand es nicht zu, über eine andere Seele zu urteilen. Aber da er selbst vom Blumenplaneten kam, überraschte mich seine heftige Reaktion auf das Schicksal einer ähnlichen Lebensform in einer anderen Welt überhaupt nicht.

Ich wunderte mich immer wieder darüber, wie sehr einige Seelen in die Welt, die sie bewohnten, eintauchten und wie wenig sie über den Rest des Universums wussten. Aber ich wollte Faces Sunward nicht Unrecht tun, vielleicht war er gerade im Tiefkühlstadium gewesen, als die Feuerwelt ins Gerede gekommen war.

»Ja, sie beziehen notwendige Nährstoffe aus diesem Rauch. Darin besteht das Dilemma, weswegen die Feuerwelt immer wieder in die Diskussion gerät - und das ist auch der Grund, weshalb es noch keinen Aufnahmestopp für diesen Planeten gab, obwohl eigentlich schon genug Zeit war, ihn komplett zu bevölkern. Er hat eine hohe Abwanderungsrate.

Als die Feuerwelt entdeckt wurde, ging man zunächst davon aus, dass die dominante Spezies, die Feuerschmecker, die einzige intelligente Lebensform dort war. Die Feuerschmecker sahen die Wandelnden Blumen nicht als ebenbürtig an - ein kulturelles Vorurteil -, weshalb es sogar nach der ersten Besiedlungswelle noch eine ganze Weile dauerte, bis die Seelen bemerkten, dass sie intelligente Lebewesen ermordeten. Seitdem haben die dortigen Wissenschaftler ihre Bemühungen darauf konzentriert, einen Ersatz zu finden, mit dem der Nahrungsbedarf der Feuerschmecker gestillt werden kann. Man hat Spinnen losgeschickt, um dabei zu helfen, aber die Planeten liegen Hunderte von Lichtjahren auseinander. Wenn dieses Hindernis überwunden ist, was sicher bald der Fall sein wird, besteht die Hoffnung, dass auch die Wandelnden Blumen übernommen werden können. Allerdings gibt es bisher noch keinen Nahrungsersatz. In der Zwischenzeit hat man der Prozedur jedoch viel von ihrer Brutalität genommen. Die Sache mit dem ... äh ... lebendig Verbrennen, zum Beispiel, und anderes.«

»Wie können sie nur ...« Faces Sunward verstummte, unfähig, den Satz zu beenden.

Eine andere Stimme führte Faces Sunwards Gedankengang weiter. »Das klingt nach einem ziemlich grausamen Ökosystem. Warum wurde der Planet nicht aufgegeben?«

»Das ist natürlich diskutiert worden, Robert. Aber wir geben nicht so einfach einen Planeten auf. Es gibt viele Seelen, für die die Feuerwelt zu einem Zuhause geworden ist und die nicht gegen ihren Willen entwurzelt werden sollen.« Ich wandte den Blick ab, zurück auf mein Konzept, und versuchte so, die abschweifende Diskussion zu beenden.

»Aber das ist doch barbarisch!«

Robert war physisch jünger als die meisten Studenten - er war mir vom Alter her näher als alle anderen. Und auf noch viel entscheidendere Art war er buchstäblich noch ein Kind: Die Erde war seine erste Welt - in diesem Fall war sogar seine Mutter eine Erdenbewohnerin gewesen, bevor sie sich selbst hingegeben hatte -und er hatte nicht den Weitblick, den ältere, weiter gereiste Seelen besaßen. Ich überlegte, wie es wohl war, in die überschwänglichen Sinneseindrücke und Gefühle dieser Wirte

hineingeboren zu werden, ohne andere Erfahrungen gemacht zu haben, die sie relativieren konnten. Es musste schwierig sein, sich objektiv zu verhalten. Ich versuchte das bei meiner Antwort im Hinterkopf zu behalten und ganz besonders viel Geduld mit ihm zu haben.

»Jede Welt ist eine einzigartige Erfahrung. Bevor man nicht in dieser Welt gelebt hat, ist es unmöglich, wirklich zu verstehen ...«

»Aber Sie haben doch auch nie in der Feuerwelt gelebt«, unterbrach er mich. »Sie müssen das Gleiche empfunden haben - außer, sie hatten einen anderen Grund, diesen Planeten auszulassen. Warum waren Sie da nie? Wo Sie doch fast überall sonst gewesen sind.«

»Es ist eine sehr persönliche Entscheidung, warum man einen bestimmten Planeten auswählt, Robert, wie Sie irgendwann vermutlich selbst feststellen werden. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn wir das Thema jetzt fallenlassen könnten.« Damit erklärte ich die Debatte für beendet.

Warum sagst du's ihnen nicht? Du denkst doch sehr wohl, dass es barbarisch ist - und grausam und falsch. Was ziemlich zynisch ist, wenn du mich fragst - nicht, dass du mich je fragen würdest. Was ist das Problem? Schämst du dich, mit Robert einer Meinung zu sein? Weil er menschlicher ist als die anderen?

Seit Melanie ihre Stimme wiedergefunden hatte, war sie immer unerträglicher geworden. Wie sollte ich mich auf meine Arbeit konzentrieren, wenn ständig ihre Kommentare in meinem Kopf ertönten?

Auf dem Sitz hinter Robert bewegte sich eine dunkle Silhouette.

Die Sucherin, in ihr übliches Schwarz gekleidet, beugte sich vor. Zum ersten Mal schien sie am Thema der Diskussion interessiert.

Ich widerstand dem Drang, ihr einen grimmigen Blick zuzuwerfen. Ich wollte nicht, dass Robert, der jetzt schon verlegen aussah, ihn auf sich bezog. Melanie knurrte. *Sie* wünschte, ich würde nicht widerstehen. Die Tatsache, dass die Sucherin uns auf Schritt und Tritt folgte, war lehrreich gewesen für Melanie; bisher hatte sie gedacht, dass sie nichts und niemanden mehr hassen könnte als mich.

»Die Stunde ist fast um«, verkündete ich erleichtert. »Ich freue mich, Ihnen mitteilen zu können, dass wir nächsten Dienstag einen Gastdozenten hier haben werden, der meine Wissenslücken auf diesem Gebiet ausfüllen kann. Flame Tender, ein Neuankömmling auf unserem Planeten, wird uns seine ganz persönliche Sicht der Besiedlung der Feuerwelt liefern. Ich bin sicher, Sie werden ihm genauso höflich begegnen wie mir und sich angesichts seines sehr jungen Wirts respektvoll verhalten. Danke für Ihre Aufmerksamkeit.«

Die Studenten verließen nach und nach den Hörsaal. Viele unterhielten sich noch kurz miteinander, während sie ihre Sachen zusammenpackten. Mir fiel wieder ein, was Kathy über Freundschaft gesagt hatte, aber ich verspürte keinerlei Bedürfnis, mich zu irgendeinem von ihnen dazuzugesellen. Sie waren Fremde.

Fühlte ich selbst so? Oder war das Melanie? Schwer zu sagen. Vielleicht war ich von Natur aus Einzelgängerin. Meine persönliche Geschichte schien diese Theorie zu stützen. Ich war nie eine Bindung eingegangen, die stark genug gewesen wäre, mich für mehr als eine Lebensspanne auf einem Planeten zu halten.

Ich sah, wie Robert und Faces Sunward an der Tür stehen blieben, in ein lebhaftes Gespräch verstrickt. Ich konnte mir denken, worum es ging.

»Geschichten aus der Feuerwelt sorgen immer für Diskussionen.«

Ich fuhr leicht zusammen.

Die Sucherin stand direkt neben mir. Normalerweise wurde ihr Kommen immer durch das schnelle Klappern ihrer Absätze angekündigt. Als ich zu Boden blickte, sah ich, dass sie ausnahmsweise Turnschuhe trug - schwarze natürlich. Ohne die zusätzlichen Zentimeter war sie noch kleiner.

»Die Feuerwelt gehört nicht zu meinen Lieblingsthemen«, sagte ich mit sanfter Stimme. »Es ist mir lieber, wenn ich Erfahrungen aus erster Hand beitragen kann.«

»Die Studenten waren ziemlich aufgebracht.«

»Ja.«

Sie sah mich erwartungsvoll an, als müsste ich noch irgendetwas hinzufügen. Ich suchte meine Aufzeichnungen zusammen und wandte mich ab, um sie einzustecken.

»Sie schienen mir auch ziemlich aufgebracht zu sein.«

Ich schob die Papiere vorsichtig in meine Tasche, ohne mich umzudrehen.

»Ich war überrascht, dass Sie die Frage nicht beantwortet haben.«

Es entstand eine Pause, während sie darauf wartete, dass ich etwas erwiderte. Ich schwieg.

»Also ... warum haben Sie die Frage nicht beantwortet?«

Ich drehte mich um, ohne meine Ungeduld zu verbergen. »Weil es nichts mit der Vorlesung zu tun hatte, weil Robert sich dringend ein paar Manieren angewöhnen muss und weil es keinen außer mir etwas angeht.«

Ich schulterte meine Tasche und ging zur Tür. Sie lief neben mir her und bemühte sich, mit meinen längeren Beinen Schritt zu halten. Wir gingen schweigend den Flur entlang. Erst draußen, wo die Nachmittagssonne die Staubkörner in der salzigen Luft zum Leuchten brachte, sprach sie weiter.

»Glauben Sie, dass Sie sich jemals irgendwo niederlassen werden, Wanderer? Auf diesem Planeten hier vielleicht? Sie scheinen ja ein Faible zu haben für ihre ... Gefühle.«

Ich ärgerte mich über die unterschwellige Beleidigung, die in ihren Worten mitschwang. Ich wusste nicht, womit genau sie versuchte, mich zu beleidigen, aber es war offensichtlich, dass sie es darauf anlegte. Melanie zuckte verstimmt.

»Ich weiß nicht, was Sie meinen.«

»Sagen Sie, Wanderer, haben Sie Mitleid mit ihnen?«

»Mit wem?«, fragte ich ahnungslos. »Mit den Wandelnden Blumen?«

»Nein, mit den Menschen.«

Ich erstarrte und sie kam stolpernd neben mir zum Stehen. Wir waren nur ein paar Häuserblocks von meiner Wohnung entfernt; ich hatte mich beeilt in der Hoffnung, sie abhängen zu können, auch wenn sie vermutlich sowieso versuchen würde, sich selbst einzuladen. Aber ihre Frage traf mich unvorbereitet.

»Mit den Menschen?«

»Ja. Haben Sie Mitleid mit ihnen?«

»Sie nicht?«

»Nein. Sie waren schließlich eine äußerst brutale Spezies. Es ist ein Wunder, dass sie sich überhaupt gegenseitig so lange überlebt haben.«

»Nicht alle waren böse.«

»Es steckt in ihren Genen. Brutalität ist ein Teil ihrer Natur. Aber es scheint, dass Sie trotzdem Mitleid mit ihnen haben.«

»Sie haben eine Menge verloren, finden Sie nicht?« Ich beschrieb mit der Hand einen Bogen um uns herum. Wir standen in einem kleinen Park zwischen zwei efeubewachsenen Wohnblocks. Das Dunkelgrün des Efeus sah wunderschön aus; erst recht vor dem ausgeblichenen Rot der alten Ziegelsteine. Die Luft war golden und weich und der Geruch des Meeres verlieh dem süßen Honigduft der Blüten eine salzige Note. Der Hauch einer sanften Brise umspielte die nackte Haut meiner Arme. »In Ihren anderen Leben haben Sie bestimmt nie so lebhafte Sinneseindrücke gehabt.« Ihr Gesichtsausdruck blieb starr, unbeweglich. Ich versuchte sie zu erweichen, sie dazu zu bringen, einen anderen Standpunkt einzunehmen. »In welchen anderen Welten haben Sie schon gelebt?«

Sie zögerte, dann straffte sie die Schultern. »In keiner. Ich habe bisher nur auf der Erde gelebt.«

Das überraschte mich. Sie war genauso ein Kind wie Robert. »Nur auf einem Planeten? Und Sie haben gleich in Ihrem ersten Leben beschlossen, Sucherin zu werden?«

Sie nickte einmal mit hochgerecktem Kinn.

»Hm. Na ja, geht mich ja nichts an.« Ich ging weiter. Wenn ich ihre Intimsphäre respektierte, würde sie das vielleicht umgekehrt auch tun.

»Ich habe mit Ihrer Helferin gesprochen.«

Oder auch nicht, dachte Melanie missmutig.

»Was?«, stieß ich hervor.

»Ich habe den Eindruck, dass Sie noch mehr Probleme haben, als nur Zugang zu den Informationen zu finden, die ich brauche. Haben Sie mal darüber nachgedacht, einen anderen, gefügigeren Wirt auszuprobieren? Das hat sie Ihnen doch vorgeschlagen, nicht wahr?«

»Sie wären die Letzte, der Kathy irgendetwas anvertrauen würde.«

Die Sucherin sah mich selbstgefällig an. »Sie musste mir nicht antworten. Ich bin gut darin, menschliche Regungen zu interpretieren. Ich merke es, wenn ich mit meinen Fragen ins Schwarze treffe.«

»Wie können Sie es wagen? Die Beziehung zwischen einer Seele und ihrem Helfer ...«

»Ist tabu, ich weiß. Ich kenne die Theorie. Aber mit den zulässigen Ermittlungsmethoden komme ich ja offenbar in Ihrem Fall nicht weiter. Also muss ich ein bisschen kreativ werden.«

»Glauben Sie, ich verheimliche Ihnen etwas?«, fragte ich, zu wütend, um das Missfallen in meiner Stimme kontrollieren zu können. »Etwas, das ich meiner Helferin anvertraut habe?«

Meine Wut schien sie kaltzulassen. Vielleicht war sie aufgrund ihrer seltsamen Persönlichkeit an solche Reaktionen gewöhnt.

»Nein, ich glaube, dass Sie mir alles sagen, was Sie wissen ... Aber ich glaube auch, dass Sie nicht intensiv genug suchen. Ich habe solche Fälle schon erlebt. Sie haben eine Beziehung zu Ihrem Wirt aufgebaut. Sie lassen zu, dass seine Erinnerungen unbewusst Ihre eigenen Wünsche kontrollieren. Wahrscheinlich ist es inzwischen schon zu spät. Ich denke, es wäre besser für Sie, wenn Sie einen neuen Wirt beziehen, und vielleicht hat jemand anders mehr Glück mit diesem hier.«

»Ha!«, rief ich. »Melanie macht sie fertig!«

Sie erstarrte.

Bis zu diesem Moment hatte sie keine Ahnung gehabt, egal, was sie Kathy entlockt hatte. Sie hatte gedacht, dass Melanie über Erinnerungen Einfluss auf mich nahm und dass das unbewusst vonstattenging.

»Interessant, dass Sie im Präsens von ihr sprechen.«

Ich ging nicht darauf ein, sondern versuchte zu vertuschen, dass ich mich verplappert hatte. »Wenn Sie glauben, dass es jemand anderem gelingen könnte, ihr ihre Geheimnisse zu entlocken, irren Sie sich.«

»Es gibt nur einen Weg, das herauszufinden.«

»Dachten Sie an jemand Bestimmten?«, fragte ich mit frostiger Ablehnung in der Stimme.

Sie grinste. »Ich habe selbst die Erlaubnis erhalten, es mal zu versuchen. Dürfte nicht lange dauern. Sie werden meinen Wirt so lange für mich frei halten.«

Ich musste tief durchatmen. Ich zitterte und Melanie war sprachlos vor Hass. Die Vorstellung, die Sucherin in mir zu haben, auch wenn ich natürlich wusste, dass ich selbst dann nicht mehr hier sein würde, war so abstoßend, dass ich die Übelkeit der letzten Woche wieder spürte.

»Zu schade für Ihre Ermittlung, dass ich kein Springer bin.«

Die Augen der Sucherin verengten sich zu Schlitzen. »Na, das zieht meinen Auftrag dann wohl noch ein bisschen in die Länge. Ich habe mich nie besonders für Geschichte interessiert, aber es sieht so aus, als hätte ich jetzt ein ganzes Semester vor mir.«

»Sie haben doch gerade gesagt, dass es wahrscheinlich schon zu spät ist, noch irgendwas aus ihren Erinnerungen zu erfahren«, bemerkte ich, darum bemüht, meine Stimme ruhig zu halten.

»Warum gehen Sie dann nicht dahin zurück, wo Sie hergekommen sind?«

Sie zuckte mit den Schultern und verzog den Mund zu einem frostigen Lächeln. »Ich glaube tatsächlich, dass es zu spät ist ... für freiwillige Informationen. Aber wenn Sie nicht kooperieren, führt sie mich vielleicht selbst zu ihnen.«

»Sie führen?«

»Sobald sie vollständig die Kontrolle übernommen hat und Sie nicht besser dran sind als dieser Schwächling, früher Racing Song, jetzt Kevin. Erinnern Sie sich an ihn? Der, der die Heilerin angegriffen hat?«

Ich starrte sie mit weit aufgerissenen Augen und bebenden Nasenflügeln an.

»Es ist wahrscheinlich nur eine Frage der Zeit. Ihre Helferin hat Ihnen die Zahlen nicht genannt, oder? Und selbst wenn sie es getan hätte - sie verfügt nicht über die neuesten Statistiken, zu denen *wir* Zugang haben. Die Langzeiterfolgsquote für Fälle wie den Ihren - wenn ein menschlicher Wirt begonnen hat, sich zu widersetzen - beträgt weniger als zwanzig Prozent. Wussten Sie, dass die Aussichten so schlecht sind? Die Informationen, die potenzielle Siedler erhalten, werden gerade geändert. Es werden keine erwachsenen Wirte mehr angeboten. Das Risiko ist zu hoch. Wir verlieren Seelen. Machen Sie sich darauf gefasst, es wird nicht mehr lange dauern, bis sie mit Ihnen spricht, durch Sie spricht, Ihre Entscheidungen kontrolliert.«

Ich hatte mich nicht vom Fleck gerührt oder auch nur mit dem kleinsten Muskel gezuckt. Die Sucherin beugte sich zu mir vor und stellte sich auf die Zehenspitzen, um ihr Gesicht näher an meins heranzubringen. Ihre Stimme wurde leise und sanft in dem Versuch, überzeugend zu klingen.

»Ist es das, was Sie wollen, Wanderer? Verlieren? Verblassen? Von einem anderen Bewusstsein ausgelöscht werden? Nichts weiter sein als ein Wirtskörper?«

Ich konnte kaum atmen.

»Es wird sich immer weiter verschlimmern. Sie werden nicht mehr Sie selbst sein. Melanie wird Sie besiegen und Sie werden verschwinden. Vielleicht greift jemand ein ... vielleicht werden Sie verpflanzt so wie Kevin. Und Sie werden zu einem Kind namens Melanie, das lieber an Autos herumbastelt, als Musikstücke zu komponieren. Oder was auch immer sie gerne tut.«

»Die Erfolgsquote beträgt weniger als zwanzig Prozent?«, flüsterte ich.

Sie nickte und versuchte ein Lächeln zu unterdrücken. »Sie geben sich selbst auf, Wanderer. All die Welten, die Sie gesehen haben, all die Erfahrungen, die Sie gesammelt haben - all das wird umsonst gewesen sein. Ich habe in Ihrer Akte gelesen, dass Sie das Potenzial zur Mutterschaft haben. Wenn Sie sich als Mutter zur Verfügung stellen, wäre all das wenigstens nicht komplett verloren. Warum wollen Sie sich wegwerfen? Haben Sie das mit der Mutterschaft mal in Betracht gezogen?«

Ich zuckte zurück und wurde rot.

»Tut mir leid«, murmelte sie, während ihr Gesicht sich ebenfalls verfärbte. »Das war unhöflich. Vergessen Sie, was ich gesagt habe.«

»Ich gehe jetzt nach Hause und möchte nicht, dass Sie mir folgen.«

»Das muss ich aber, Wanderer. Das ist mein Job.«

»Was kümmern Sie eigentlich die paar Menschen, die noch übrig sind? Womit rechtfertigen Sie Ihren Job überhaupt noch? Wir haben gewonnen! Es wird Zeit, dass Sie sich endlich in die Gesellschaft eingliedern und etwas Produktives beisteuern!«

Meine Fragen, meine impliziten Anschuldigungen, ließen sie kalt.

»Wo auch immer ihre Welt auf unsere trifft, lauert der Tod.« Sie sagte das ganz ruhig und einen Moment lang sah ich eine andere Person in ihrem Gesicht. Es überraschte mich, dass sie von ganzem Herzen an das glaubte, was sie tat. Ein Teil von mir hätte gern angenommen, dass sie sich nur fürs Suchen entschieden hatte, weil sie sich heimlich nach Gewalt sehnte. »Wenn wir auch nur eine Seele an Ihren Jared oder Jamie verlieren, ist das eine Seele zu viel. Solange auf diesem Planeten noch kein uneingeschränkter Frieden herrscht, ist meine Arbeit gerechtfertigt. Solange noch Jareds leben, werde ich gebraucht, um unsere Art zu beschützen. Solange es noch Melanies gibt, die Seelen an der Nase herumführen ...«

Ich kehrte ihr den Rücken zu und machte mich mit großen Schritten auf den Weg zu meiner Wohnung, wodurch sie gezwungen war zu rennen, wenn sie mit mir Schritt halten wollte.

»Geben Sie sich nicht auf, Wanderer!«, rief sie hinter mir her. »Die Zeit läuft Ihnen davon!« Sie machte eine Pause, bevor sie noch lauter rief: »Lassen Sie es mich wissen, wenn ich anfangen soll, Sie Melanie zu nennen!«

Ihre Stimme wurde leiser, je größer der Abstand zwischen uns wurde. Ich wusste, sie würde mir in ihrem eigenen Tempo folgen.

Die fürchterliche vergangene Woche - in der mir ihr Gesicht aus den hinteren Reihen jedes Hörsaals entgegengeblickt und ich täglich ihre Schritte hinter mir auf dem Bürgersteig gehört hatte -war noch gar nichts verglichen mit dem, was mir noch bevorstand. Sie würde mir das Leben zur Hölle machen.

Ich spürte, wie Melanie heftig von innen gegen meinen Schädel stieß.

Sorg dafür, dass sie rausfliegt. Erzähl ihren Vorgesetzten, dass sie irgendwas Unverzeihliches getan hat. Uns angegriffen hat. Unser Wort steht gegen ihrs ...

In der Menschenwelt vielleicht, erinnerte ich sie, beinahe traurig darüber, dass mir solche Mittel nicht zur Verfügung standen. *Bei uns gibt es keine Vorgesetzten in dem Sinne. Wir arbeiten alle gleichberechtigt nebeneinander. Es gibt einige, bei denen die Informationen zusammenlaufen, und Räte, die anhand dieser Informationen Entscheidungen treffen, aber sie werden sie nicht von einer Aufgabe abziehen, um die sie gebeten hat. Weißt du, es funktioniert wie ...*

Wen interessiert, wie es funktioniert, wenn es uns nicht weiterhilft'? Jetzt weiß ich's - wir bringen sie um! Unvermittelt tauchte das Bild in meinem Kopf auf, wie sich meine Hände um den Hals der Sucherin schlossen.

Genau deswegen ist es besser, dass meine *Spezies hier das Sagen hat.*

Komm endlich von deinem hohen Ross runter. Du würdest es doch genauso gerne tun wie ich. Das Bild kehrte zurück, das Gesicht der Sucherin lief in unserer Einbildung blau an, aber diesmal wurde diese Vision von einer heftigen Welle der Freude begleitet.

Das bist du, nicht ich. Das stimmte zwar, das Bild verursachte mir Übelkeit. Aber gleichzeitig stimmte es auch nicht, denn am liebsten hätte ich die Sucherin nie wieder gesehen.

Was machen wir jetzt? Ich gebe nicht auf. Du gibst nicht auf. Und diese verdammte Sucherin wird schon gar nicht aufgeben!

Ich antwortete nicht. Ich hatte keine Antwort.

Einen kurzen Moment lang war es ruhig in meinem Kopf. Ich genoss die Stille und wünschte, sie würde andauern. Aber es gab nur einen Weg, mir meinen Frieden zu erkaufen. War ich bereit, den Preis dafür zu bezahlen? Hatte ich noch eine Wahl?

Melanie beruhigte sich langsam. Während ich die Wohnungstür hinter mir schloss und sogar die Riegel vorschob, die ich bisher nie benutzt hatte - menschliche Erfindungen, die in einer friedlichen Welt überflüssig waren -, dachte sie nach.

Ich habe mir bisher nie Gedanken darüber gemacht, wie ihr alle zum Erhalt eurer Spezies beitragt. Ich wusste nicht, dass es so funktioniert.

Wir nehmen das sehr ernst, wie du dir denken kannst. Danke für deine Anteilnahme. Der deutliche ironische Unterton meines Gedankens ließ sie kalt.

Sie grübelte immer noch darüber nach, während ich meinen Computer anschaltete und nach Flügen zu suchen begann. Es dauerte einen Moment, bis ihr bewusst wurde, was ich tat.

Wo fliegen wir hin? Der Gedanke war von einer Spur Panik durchsetzt. Ich spürte, wie ihr Bewusstsein meinen Kopf durchwühlte, spürte ihre Berührung, sanft wie Federn, auf der Suche nach irgendetwas, das ich vor ihr verbarg.

Ich beschloss, ihr die Suche zu ersparen. *Ich fliege nach Chicago.*

Ihre Panik verstärkte sich. *Warum?*

Ich will mich mit dem Heiler treffen. Ich vertraue ihr nicht. Ich möchte mit ihm sprechen, bevor ich meine Entscheidung fälle.

Es herrschte kurz Stille, bevor sie weitersprach.

Die Entscheidung, mich zu töten?

Genau die.

Geliebt

»Sie haben Angst vorm Fliegen?«, fragte die Sucherin ungläubig, fast schon spöttisch. »Sie sind schon achtmal durchs Universum gereist und haben Angst vor einem Inlandflug nach Tucson, Arizona?«

»Erstens habe ich keine Angst. Zweitens wusste ich bei meinen Reisen durchs Universum schließlich nicht, wo ich war, weil ich in einem Tiefkühlbehälter steckte. Und drittens wird diesem Wirt vom Fliegen schlecht.«

Die Sucherin verdrehte widerwillig die Augen. »Dann nehmen Sie halt was ein! Was hätten Sie denn getan, wenn Heiler Fords nicht ans Saint Marys gewechselt hätte? Würden Sie dann bis nach Chicago fahren?«

»Nein. Aber da das Auto jetzt sehr wohl eine Alternative ist, werde ich fahren. Ich habe auch Lust, ein bisschen mehr von dieser Welt zu sehen. Die Wüste kann wirklich atemberaubend sein ...«

»Die Wüste ist todlangweilig.«

»... und ich hab's überhaupt nicht eilig. Ich muss über ein paar Dinge nachdenken und ich wär gern eine Zeit lang *allein.«* Ich betonte das letzte Wort und sah sie dabei vielsagend an.

»Ich verstehe sowieso nicht, was Sie bei Ihrem alten Heiler wollen. Hier gibt es auch eine Menge kompetente Heiler.«

»Ich fühle mich bei Heiler Fords gut aufgehoben. Er hat Erfahrung mit so etwas und ich bin mir nicht sicher, ob ich alle Informationen habe, die ich brauche.« Ich warf ihr noch einen vielsagenden Blick zu.

»Sie können es sich nicht mehr erlauben, es *nicht* eilig zu haben, Wanderer. Ich kenne die Anzeichen.«

»Entschuldigen Sie, aber ich halte Sie und Ihre Informationen nicht für objektiv. Ich habe genug menschliche Erinnerungen, um zu merken, wenn ich manipuliert werde.«

Sie sah mich wütend an.

Ich belud meinen Mietwagen mit den wenigen Dingen, die ich mitnehmen wollte. Ich besaß genug Kleidung, um nicht öfter als einmal die Woche waschen zu müssen, und die notwendigsten Kosmetikartikel. Es war nicht viel, aber ich ließ noch weniger zurück; ich hatte kaum persönliche Gegenstände angesammelt. Nach all den Monaten waren die Wände meiner kleinen Wohnung immer noch kahl, die Regale leer. Vielleicht hatte ich nie wirklich vorgehabt, mich hier niederzulassen.

Die Sucherin stand auf dem Bürgersteig neben dem offenen Kofferraum und bombardierte mich mit lästigen Fragen und Kommentaren, wann immer ich in Hörweite war. Wenigstens war ich sicher, dass sie viel zu ungeduldig war, um mir hinterherzufahren. Sie würde nach Tucson fliegen und hoffte, mich mit ihren bissigen Bemerkungen so sehr provozieren zu können, dass ich ebenfalls flog. Ich stellte mir vor, wie es wäre, sie jedes Mal in der Nähe zu haben, wenn ich anhielt, um etwas zu essen; wie sie vor Tankstellentoiletten herumlungern würde; ihre unerschöpflichen Befragungen, die mich bei jedem Halt an einer Ampel erwarteten. Bei dem Gedanken schüttelte es mich. Wenn ich durch die Entscheidung für einen neuen Körper die Sucherin loswurde ... dann war das schon ein großer Anreiz.

Ich hatte aber noch eine andere Möglichkeit. Ich könnte meinen Aufenthalt auf dieser Welt für gescheitert erklären und zu einem zehnten Planeten weiterziehen. Ich könnte mich bemühen, diese ganze Episode zu vergessen; die Erde würde nur ein kurzer Ausrutscher in meiner ansonsten makellosen Geschichte sein.

Aber wo sollte ich hin? Auf einen Planeten, auf dem ich bereits gewesen war? Die Singende Welt war einer meiner liebsten gewesen, aber meine Sehkraft gegen Blindheit eintauschen? Der Blumenplanet war nett ... Aber Lebensformen auf Chlorophyllbasis verfügten über eine so begrenzte Palette an Gefühlen. Nach dem Tempo, das in dieser menschlichen Welt herrschte, würde mir der Blumenplanet unerträglich langsam vorkommen.

Ein neuer Planet? Es gab tatsächlich eine vor Kurzem neu besetzte Welt - hier auf der Erde nannte man die neuen Wirte in Ermangelung eines besseren Vergleichs »Delfine«, obwohl sie eher Libellen glichen als Meeressäugern. Es war eine hochentwickelte Spezies und sicherlich sehr mobil, aber nach meinem langen Aufenthalt beim Sehtang stieß mich der Gedanke an einen weiteren Wasserplaneten ab.

Nein, es gab auf diesem Planeten hier noch so viel Neues für mich zu entdecken. Im ganzen Universum gab es keinen Ort, der mich so reizte wie dieser schattige, kleine grüne Hof an dieser ruhigen Straße. Oder wie der Zauber des weiten Himmels über der Wüste, den ich nur aus Melanies Erinnerungen kannte.

Ich wusste nicht, was Melanie von meinen unterschiedlichen Optionen hielt. Seit ich beschlossen hatte, Fords Deep Waters, meinen ersten Heiler, aufzusuchen, war sie sehr still. Ich war mir nicht sicher, was diese Zurückhaltung zu bedeuten hatte. Versuchte sie, weniger gefährlich zu wirken oder weniger lästig? Stellte sie sich auf die Besetzung durch die Sucherin ein? Auf den Tod? Oder bereitete sie sich auf einen Kampf mit mir vor? Auf den Versuch, die Kontrolle zu übernehmen?

Was auch immer sie plante, sie hatte sich zurückgezogen – sie war nicht mehr als ein schwaches, wachsames Etwas in meinem Hinterkopf.

Ich ging zum letzten Mal hinein, um sicherzugehen, dass ich nichts vergessen hatte. Die Wohnung wirkte leer. Es gab nur die nötigsten Möbelstücke, die noch vom letzten Bewohner stammten. Die Kissen lagen noch auf dem Bett, die Teller standen noch im Schrank, die Lampen auf den Tischen; falls ich nicht zurückkam, würde der nächste Bewohner nicht viel wegwerfen müssen.

Als ich aus der Tür trat, klingelte das Telefon und ich ging zurück, um den Anruf entgegenzunehmen, kam aber zu spät. Ich hatte den Anrufbeantworter bereits darauf programmiert, sich nach dem ersten Klingeln einzuschalten. Ich wusste, was der Anrufer hören würde: meine vage Erklärung, dass ich den Rest des Semesters nicht in der Stadt sein würde und meine Vorlesungen ausfielen, bis eine Vertretung gefunden sei. Keinerlei Begründung. Ich sah auf die Uhr, die auf dem Fernseher stand. Es war gerade mal kurz nach acht Uhr morgens. Ich war sicher, dass der Anruf von Curt kam, der vermutlich gerade meine nur wenig ausführlichere E-Mail erhalten hatte, die ich gestern Nacht abgeschickt hatte. Ich fühlte mich schuldig, weil ich meine Verpflichtungen ihm gegenüber nicht erfüllte, fast, als wäre ich jetzt schon ein Springer. Vielleicht war dieser Schritt, diese Flucht, nur das Vorspiel zu meiner nächsten Entscheidung, meiner noch größeren Schande. Der Gedanke behagte mir nicht.

Deswegen konnte ich mich nicht überwinden, die Nachricht anzuhören, obwohl ich es nicht wirklich eilig hatte, loszukommen.

Ich sah mich ein letztes Mal in der kahlen Wohnung um. Ich hatte nicht den Eindruck, irgendetwas zurückzulassen, spürte keinerlei Verbundenheit mit diesen Räumen. Irgendwie hatte ich das Gefühl, dass diese Welt - nicht nur Melanie, sondern die gesamte Erdkugel - mich nicht haben wollte, egal wie gerne ich hier war. Offensichtlich gelang es mir einfach nicht, hier Wurzeln zu schlagen. Beim Gedanken an Wurzeln lächelte ich verkrampft. Dieses Gefühl war bloß abergläubischer Quatsch.

Ich hatte bisher nie einen Wirt gehabt, der Aberglauben kannte. Es war eine interessante Empfindung. Als ob man wusste, dass man beobachtet wurde, ohne dass es einem gelang, den Beobachter auszumachen. Es verursachte mir Gänsehaut im Nacken.

Ich schloss die Tür fest hinter mir, ließ jedoch die Finger von den überflüssigen Schlössern. Niemand würde die Ruhe dieses Ortes stören, bis ich zurückkehrte oder er jemand anderem übergeben wurde.

Ohne die Sucherin anzusehen, stieg ich in den Wagen. Ich war noch nicht oft gefahren und Melanie auch nicht, daher war ich ein bisschen nervös. Aber ich war sicher, dass ich mich bald daran gewöhnt haben würde.

»Ich warte in Tucson auf Sie«, sagte die Sucherin, die den Kopf in das offene Beifahrerfenster steckte, als ich den Motor anließ.

»Das bezweifle ich nicht«, murmelte ich.

Ich suchte nach dem richtigen Knopf in der Fahrertür und versuchte, ein Lächeln zu verbergen, als ich den elektrischen Fensterheber drückte und sah, wie sie hastig den Kopf zurückzog.

»Vielleicht ...«, sie schrie fast, damit ich sie über das Motorengeräusch und durch das geschlossene Fenster hören konnte, »vielleicht mache ich es auch wie Sie und fahre doch. Vielleicht treffen wir uns ja unterwegs.«

Sie lächelte und zuckte mit den Schultern.

Das sagte sie bloß, um mich nervös zu machen. Ich versuchte mir nicht anmerken zu lassen, dass ihr das gelungen war, richtete meinen Blick auf die Straße vor mir und lenkte den Wagen vorsichtig von der Bordsteinkante weg.

Es war nicht schwer, die Schnellstraße zu finden und dann den Schildern zu folgen, die aus San Diego hinausführten. Bald gab es keine Schilder mehr, denen man folgen musste, und keine Abzweigungen, an denen man falsch abbiegen konnte. In acht Stunden würde ich in Tucson sein. Viel zu schnell. Vielleicht würde ich unterwegs eine Nacht in irgendeiner Kleinstadt verbringen. Wenn ich sicher sein konnte, dass die Sucherin mir vorausgeflogen war und mich ungeduldig erwartete, anstatt mir nachzukommen, wäre ein Halt eine nette Verzögerung.

Ich merkte, dass ich immer wieder in den Rückspiegel blickte und nach Anzeichen dafür suchte, dass mir jemand folgte. Ich fuhr langsamer als alle anderen, da ich nicht viel Lust hatte, mein Ziel zu erreichen, und pausenlos zogen Autos an mir vorbei. Keins der vorbeihuschenden Gesichter kam mir bekannt vor. Ich hätte mich von der spöttischen Bemerkung der Sucherin nicht aus der Fassung bringen lassen sollen, sie war ganz offensichtlich nicht der Typ, der gemütlich irgendwohin fuhr. Trotzdem ... ich hielt weiterhin nach ihr Ausschau.

Ich war im Westen am Meer gewesen, hatte die schöne kalifornische Küste in nördlicher und südlicher Richtung abgefahren, aber nach Osten war ich noch nie gereist. Bald war ich von den kahlen Bergen und Felsen umgeben, die bereits Vorboten der leeren, öden Wüste waren.

Es war ungemein entspannend, die Zivilisation hinter sich zu lassen. Die Einsamkeit hätte mir eigentlich nicht so willkommen sein dürfen. Seelen waren gesellig. Wir lebten gemeinsam, arbeiteten gemeinsam und entwickelten uns in Harmonie miteinander weiter. Wir waren alle gleich, friedlich, freundlich, ehrlich. Warum fühlte ich mich besser, wenn die Meinen nicht in der Nähe waren? War Melanie dafür verantwortlich?

Ich suchte nach ihr, aber sie war weit weg und träumte in meinem Hinterkopf vor sich hin.

So gut war es noch nie gewesen, seit sie wieder angefangen hatte zu sprechen.

Die Kilometer flogen nur so dahin. Die dunklen, schroffen Felsen und die staubigen, mit Gestrüpp bedeckten Ebenen zogen in monotoner Eintönigkeit an mir vorbei. Ich merkte, dass ich schneller fuhr, als ich eigentlich wollte. Es gab hier nichts, worauf sich meine Gedanken konzentrieren konnten. Geistesabwesend überlegte ich, warum die Wüste in Melanies Erinnerungen so viel bunter, so viel verlockender war. Ich ließ meine Gedanken neben ihren hergleiten und versuchte zu erkennen, was so besonders an diesem einsamen Ort war.

Aber sie sah nicht das karge, tote Land, das uns umgab. Sie träumte von einer anderen Wüste, zerklüftet und rot, einem magischen Ort. Sie versuchte nicht, mich auszuschließen. Meine Anwesenheit schien ihr noch nicht einmal voll bewusst zu sein. Ich fragte mich erneut, was ihr Rückzug zu bedeuten hatte. Aber ich spürte keinen Gedanken an einen Angriff. Es fühlte sich eher wie die Vorbereitung auf das Ende an.

Sie lebte in ihrer Erinnerung an einem glücklicheren Ort, als wollte sie sich verabschieden. Es war ein Ort, den ich bisher nicht zu sehen bekommen hatte.

Da war eine Hütte, eine improvisierte Behausung, in einen Spalt des roten Sandsteins gezwängt und gefährlich nah an der Kante zum Abgrund. Ein unwirklicher Ort, weit entfernt von jeglichem Weg oder Pfad, an einer scheinbar unsinnigen Stelle. Ein karger Ort ohne irgendwelche Annehmlichkeiten der modernen Technik.

Sie erinnerte sich daran, wie sie neben dem Becken, an dem man Wasser aus dem Boden pumpen konnte, gelacht hatte.

»Besser als Rohre«, sagt Jared. Die Falte zwischen seinen Augen vertieft sich, als er seine Brauen zusammenzieht. Mein Gelächter scheint ihn nervös zu machen. Hat er Angst, dass es mir nicht gefällt?

»Nichts, dem man folgen könnte, kein Hinweis darauf, dass wir hier sind.«

»Ich find's wunderbar«, sage ich schnell. »Es ist wie in einem alten Film. Einfach perfekt.«

Das Lächeln, das eigentlich nie aus seinem Gesicht verschwindet - er lächelt sogar im Schlaf -, wird breiter. »Die unangenehmen Seiten kommen in den Filmen allerdings nicht vor. Los, kommt, ich zeig euch die Latrine.«

Ich höre, wie Jamies Gelächter durch den engen Canyon hallt, als er vor uns her rennt. Seine schwarzen Haare hüpfen im Takt mit seinem Körper. Er hüpft jetzt andauernd, dieses dünne Kind mit der sonnengebräunten Haut. Mir war gar nicht bewusst gewesen, wie viel Gewicht auf diesen schmalen Schultern gelastet hat. Seit Jared bei uns ist, hat er wieder unglaublich viel Energie. Der ängstliche Ausdruck ist aus seinem Gesicht verschwunden und ein Grinsen ist an seine Stelle getreten. Wir sind beide deutlich zäher, als ich es uns zugetraut hätte.

»Wer hat das hier gebaut?«

»Mein Vater und meine großen Brüder. Ich habe ihnen ein bisschen geholfen oder sie wohl eher behindert. Mein Vater zog sich gern ab und zu hierher zurück. Und er kümmerte sich nicht groß um Konventionen. Er hat sich nie die Mühe gemacht herauszufinden, wem das Stück Land hier eigentlich gehörte, oder Genehmigungen einzuholen oder solchen überflüssigen Kram.« Jared lacht und legt dabei den Kopf in den Nacken. Die blonden Strähnen in seinem Haar reflektieren das Sonnenlicht. »Offiziell existiert dieser Ort hier gar nicht. Praktisch, was?« Scheinbar ohne darüber nachzudenken, streckt er den Arm aus und nimmt meine Hand.

Dort, wo er mich berührt, glüht meine Haut. Es fühlt sich auf eine nie gekannte Art gut an, aber gleichzeitig spüre ich einen eigenartigen Schmerz in der Brust.

Immer wieder fasst er mich so an; es scheint, als müsste er sich jedes Mal wieder vergewissern, dass ich wirklich da bin. Merkt er, was das mit mir macht, der einfache Druck seiner warmen Handfläche auf meiner? Pulsiert ihm auch das Blut in den Adern? Oder ist er einfach nur froh, nicht mehr allein zu sein?

Er schwingt unsere Arme hin und her, als wir unter einer Gruppe Balsampappeln hindurchgehen, deren Grün sich so lebhaft von dem Rot dahinter abhebt, dass meine Augen ganz durcheinandergeraten und ich alles verschwommen sehe. Er ist glücklich hier, glücklicher als irgendwo anders. Ich bin auch glücklich. Das Gefühl ist mir immer noch fremd.

Seit jener ersten Nacht, in der ich geschrien habe, als ich die Narbe in seinem Nacken ertastete, hat er mich nicht mehr geküsst. Will er mich nicht mehr küssen? Sollte ich ihn vielleicht küssen? Und wenn er das nicht mag?

Er sieht auf mich herunter und lächelt; die Fältchen um seine Augen breiten sich wie kleine Netze aus. Ich überlege, ob er wirklich so gut aussieht, wie ich glaube, oder ob es mir nur so vorkommt, weil er außer mir und Jamie der einzige Mensch auf der ganzen Welt ist.

Nein, ich glaube nicht, dass es daran liegt. Er ist wirklich schön. »Woran denkst du, Mel?«, fragt er. »Du siehst aus, als würdest du über etwas wirklich Wichtiges nachgrübeln.« Er lacht.

Ich zucke mit den Schultern und mein Bauch kribbelt. »Es ist schön hier.«

Er sieht sich um. »Das stimmt. Aber ist es zu Hause nicht immer schön?«

»Zu Hause«, wiederhole ich leise. »Zu Hause.« »Es ist auch dein Zuhause, wenn du willst.«

»Ich will.« Es kommt mir vor, als hätte mich jede einzelne Meile, die Ich in den letzten drei Jahren zurückgelegt habe, an diesen Ort geführt. Ich möchte hier nie wieder weg, auch wenn ich weiß, dass wir das müssen. Essen wächst nicht auf Bäumen. Zumindest nicht in der Wüste.

Er drückt meine Hand und mein Herz donnert gegen meine Rippen. Es schmerzt, dieses Glück.

Das Bild verschwamm, als Melanie weitersprang, ihre Gedanken durch den heißen Tag tanzen ließ, bis die Sonne längst hinter den roten Felswänden des Canyons untergegangen war. Ich folgte ihr, fest schon hypnotisiert von der endlosen Straße, die sich vor mir erstreckte, und den verkrüppelten Sträuchern, die mit einschläfernder Gleichförmigkeit vorbeiflogen.

Ich werfe einen Blick in das schmale kleine Schlafzimmer. Die breite Matratze ist auf beiden Seiten nur ein paar Fingerbreit von den rauen Steinwänden entfernt.

Es erfüllt mich mit einem unglaublichen Glücksgefühl, Jamie in einem richtigen Bett schlafen zu sehen, den Kopf auf ein weiches Kissen gebettet. Er hat seine schlaksigen Arme und Beine ausgestreckt, so dass neben ihm nicht mehr viel Platz für mich ist. In Wirklichkeit ist er viel größer als in meiner Vorstellung. Fast elf - bald ist er kein Kind mehr, auch wenn er für mich immer eines bleiben wird. Jamie atmet ruhig im Schlaf. Keine Angst, die seinen Traum stört, im Moment jedenfalls.

Leise schließe ich die Tür und gehe zurück zu dem kleinen Sofa, auf dem Jared wartet.

»Danke«, flüstere ich, obwohl ich bezweifle, dass Jamie aufwacht, selbst wenn ich die Wörter schreien würde. »Ich hab ein schlechtes Gewissen. Dieses Sofa ist doch viel zu kurz für dich. Vielleicht solltest du lieber bei Jamie im Bett schlafen ...«

Jared lacht leise. »Mel, du bist doch nur ein paar Zentimeter kleiner als ich. Schlaf endlich mal bequem. Nächstes Mal, wenn ich auf Tour gehe, klaue ich mir ein Klappbett oder so was.« Das gefällt mir aus mehreren Gründen nicht. Will er denn bald wieder weg? Wird er uns dann mitnehmen? Hält er diese Zimmeraufteilung für dauerhaft?

Er legt mir den Arm um die Schultern und zieht mich an sich. Ich schmiege mich dicht an ihn, obwohl mir die Wärme seiner Berührung schon wieder einen Stich ins Herz versetzt. »Was ist?«, fragt er.

»Wann musst du ... wann müssen *wir* hier wieder weg?« Er zuckt mit den Schultern. »Wir haben auf dem Weg hierher genug Essen für ein paar Monate eingesackt. Ich kann ein paar kürzere Touren machen, wenn du eine Weile an einem Ort bleiben möchtest. Ich bin sicher, du hast das Umherziehen satt.«

»Allerdings«, gebe ich ihm Recht. Ich hole tief Luft, um mir Mut zu machen. »Aber wenn du gehst, komme ich mit.« Er drückt mich noch fester an sich. »Ich gebe zu, dass mir das lieber ist. Der Gedanke, von dir getrennt zu sein ...« Er lacht lautlos. »Klingt es verrückt, wenn ich sage, dass ich lieber sterben würde? Zu melodramatisch?«

»Nein, ich weiß, was du meinst.«

Er muss einfach dasselbe fühlen wie ich. Würde er all diese Dinge sagen, wenn er in mir einfach nur einen anderen Menschen sähe und keine Frau?

Mir wird bewusst, dass wir seit der Nacht, in der wir uns getroffen haben, zum ersten Mal wirklich allein sind - zum ersten Mal gibt es eine Tür zwischen dem schlafenden Jamie und uns beiden. In so vielen Nächten sind wir wach geblieben, haben uns flüsternd unterhalten, uns all die Geschichten erzählt, die glücklichen Geschichten und die schrecklichen, immer mit Jamies Kopf in meinem Schoß. Diese geschlossene Tür genügt, um meinen Atem schneller gehen zu lassen.

»Ich glaube, du musst dir kein Feldbett suchen, noch nicht.«

Ich spüre, wie sein Blick fragend auf mir ruht, aber ich kann ihm nicht in die Augen sehen. Jetzt bin ich verlegen, aber es ist zu spät. Die Wörter sind heraus.

»Keine Sorge, wir bleiben hier, bis das Essen aufgebraucht ist. Ich habe schon auf schlimmeren Dingen als diesem Sofa geschlafen.«

»Das habe ich nicht gemeint«, sage ich, den Blick immer noch gesenkt.

»Du schläfst im Bett, Mel. Davon kannst du mich nicht abbringen.«

»Das habe ich auch nicht gemeint.« Meine Stimme ist kaum ein Flüstern**.** »Was ich meine, ist, dass das Sofa lang genug für Jamie ist. Es wird noch lange dauern, bis er zu groß dafür ist. Ich könnte mir das Bett mit... dir teilen.«

Er schweigt. Ich möchte den Blick heben, um den Ausdruck auf seinem Gesicht sehen zu können, aber ich traue mich nicht. Was, wenn Ich ihn jetzt abgeschreckt habe? Wie werde ich damit fertig? Wird er mich wegschicken?

Seine warmen, schwieligen Finger heben mein Kinn an. Mein Herz macht einen Satz, als unsere Blicke sich treffen.

»Mel, ich ...« Ausnahmsweise lächelt er nicht.

Ich versuche wegzuschauen, aber er hält mein Kinn so, dass ich seinem Blick nicht ausweichen kann. Spürt er das Feuer zwischen unseren Körpern nicht? Oder geht das nur mir so? Es fühlt sich an wie eine flache Sonne zwischen uns - zusammengepresst wie eine Blume zwischen den Seiten eines dicken Buches, dessen Papier sie verbrennt. Fühlt es sich für ihn anders an? Unangenehm? Nach einer Weile dreht er den Kopf zur Seite, jetzt ist er es, der wegschaut, wobei er jedoch immer noch mein Kinn festhält. Seine Stimme ist ruhig. »Du schuldest mir nichts, Melanie. Du schuldest mir überhaupt nichts.«

Ich schlucke schwer. »Ich … ich meine damit nicht, dass ich mich verpflichtet fühle. Und... du solltest das auch nicht. Vergiss einfach, was ich gesagt habe.«

»Das ist eher unwahrscheinlich, Mel.«

Er seufzt und ich würde am liebsten verschwinden. Aufgeben - meinen Verstand an die Invasoren verlieren, wenn ich damit dieses riesige Fettnäpfchen auslöschen könnte. Die Zukunft gegen die letzten zwei Minuten der Vergangenheit eintauschen. Was auch immer.

Jared atmet tief durch. Mit zusammengekniffenen Augen und angespanntem Kiefer sieht er zu Boden.

»Mel, es muss nicht so laufen zwischen uns. Nur weil wir zusammen sind, nur weil wir der letzte Mann und die letzte Frau auf Erden sind ...« Er sucht nach Worten, zum ersten Mal seit ich ihn kenne. »Das heißt nicht, dass du irgendwas tun musst, was du nicht willst. Ich bin nicht einer dieser Männer, die erwarten würden ... Du musst nicht ...«

Er sieht so aufgewühlt aus, wie er immer noch mit gerunzelter Stirn nach unten starrt, dass ich einfach etwas sagen muss, obwohl ich weiß, dass es ein Fehler ist.

»Das habe ich nicht gemeint«, murmele ich. »Ich rede nicht von >müssen< und ich halte dich nicht für >einen dieser Männer<. Nein. Wie könnte ich. Es ist nur, dass ...«

Nur, dass ich ihn liebe. Ich beiße die Zähne zusammen, bevor ich mich noch weiter erniedrigen kann. Ich sollte mir jetzt sofort die Zunge Abbeißen, bevor sie noch mehr kaputt macht.

»Nur, dass ...?«, fragt er.

Ich versuche den Kopf zu schütteln, aber er hält immer noch mein Kinn fest. »Mel?«

Ich reiße mich los und schüttele energisch den Kopf. Er beugt sich näher zu mir und hat plötzlich einen ganz anderen Gesichtsausdruck. Ich sehe einen neuen Konflikt in seiner Miene und obwohl ich ihn nicht ganz verstehe, löscht er das Gefühl des Zurückgewiesenseins aus, das mir die Tränen in die Augen treibt.

»Würdest du bitte mit mir reden? Mir sagen, was du denkst? Bitte«, murmelt er. Ich kann seinen Atem auf meiner Wange spüren und es dauert ein paar Sekunden, bis ich überhaupt wieder denken kann.

Seine Augen lassen mich vergessen, dass ich mich schäme, dass ich nie wieder etwas sagen wollte.

»Wenn ich jemanden - irgendjemanden - auswählen müsste, mit dem ich auf einem verlassenen Planeten ausgesetzt werden sollte, würde ich mich für dich entscheiden«, flüstere ich.

Die Sonne zwischen uns brennt jetzt noch heißer.

»Ich will für immer mit dir zusammen sein. Und nicht nur ... nicht nur zum Reden. Wenn du mich berührst ...« Ich wage es, ganz leicht mit meinen Fingern über die warme Haut seines Arms zu streichen, und es fühlt sich an, als würden die Flammen jetzt aus meinen Fingerspitzen schießen.

Sein Arm umschließt mich fester. Kann er das Feuer spüren?

»Ich möchte, dass du nie wieder damit aufhörst.« Ich möchte noch deutlicher werden, aber ich finde nicht die richtigen Worte. Ich habe sowieso schon zu viel gesagt. »Wenn du nicht so fühlst, verstehe ich das. Vielleicht geht es dir nicht so wie mir. Dann ist das auch in Ordnung.« Lügen.

»Oh, Mel«, flüstert er mir seufzend ins Ohr und zieht mein Gesicht zu sich heran. Seine Lippen stehen ebenfalls in Flammen, die noch höher züngeln als vorhin und alles verbrennen. Ich weiß nicht, was ich tue, aber das spielt keine Rolle mehr. Ich spüre seine Hände in meinen Haaren und mein Herz ist kurz davor zu zerspringen. Ich kann nicht atmen. Ich *will* nicht atmen.

Aber dann wandern seine Lippen zurück zu meinem Ohr und als ich meine Lippen wieder auf seine zu drücken versuche, hält er mein Gesicht fest.

»Es war ein Wunder - mehr als ein Wunder -, dass ich dich gefunden habe, Melanie. Wenn man mir genau jetzt die Wahl lassen würde, ob ich die Welt zurückgewinnen oder dich behalten will... ich könnte dich nicht aufgeben. Nicht mal, um fünf Milliarden Leben zu retten.«

»Das wäre nicht richtig.«

»Absolut nicht richtig, aber die reine Wahrheit.«

»Jared«, stoße ich hervor und suche erneut nach seinen Lippen. Er weicht zurück und sieht aus, als wollte er etwas sagen. Was gibt es jetzt noch zu sagen?

»Aber...«

»Aber?« Was hat ein *Aber* hier zu suchen? Was könnte nach all diesem Feuer noch kommen, das mit einem *Aber* beginnt?

»Du bist erst siebzehn, Melanie. Und ich sechsundzwanzig.«

»Was spielt das für eine Rolle?«

Er antwortet nicht. Seine Hände streicheln langsam meine Arme und überziehen sie mit Feuer.

»Das kann doch nicht dein Ernst sein.« Ich befreie mich aus seinem Griff, um ihm ins Gesicht sehen zu können. »Das Ende der Welt ist da und du scherst dich noch um Konventionen?«

Er schluckt schwer, bevor er weiterspricht. »Die meisten Konventionen haben einen bestimmten Grund, Mel. Ich käme mir schlecht vor, als würde ich die Situation ausnutzen. Du bist einfach noch sehr jung.«

»Niemand ist mehr jung. Jeder, der bis jetzt überlebt hat, ist uralt.«

Ein Lächeln zieht einen seiner Mundwinkel nach oben. »Vielleicht hast du Recht. Aber es gibt keinen Grund zur Eile.«

»Worauf sollen wir denn warten?«, will ich von ihm wissen.

Er zögert eine ganze Weile, überlegt.

»Na ja, zum einen müssen wir über ein paar ganz ... praktische Dinge nachdenken.«

Ich frage mich, ob er nur versucht, auszuweichen. Zeit zu gewinnen. Ich hebe eine Augenbraue und merke, wie ich langsam ungeduldig werde. Ich kann nicht glauben, dass unser Gespräch eine solche Wendung genommen hat. Wenn es wirklich stimmt, dass er mich auch liebt, ergibt das alles hier überhaupt keinen Sinn.

»Schau mal«, erklärt er zögernd. Es sieht fast so aus, als würde er rot unter dem goldenen Braun seiner Haut. »Als ich die Hütte hier mit Vorräten ausgestattet habe, habe ich nicht gerade mit ... Gästen gerechnet. Was ich sagen will, ist ...« Der Rest des Satzes sprudelt geradezu aus ihm hervor. »Verhütung war nun wirklich das Letzte, woran ich gedacht habe.«

Ich verstehe. »Oh.«

Das Lächeln verschwindet aus seinem Gesicht und einen kurzen Augenblick lang sehe ich zum ersten Mal Zorn darin aufblitzen. Das lässt ihn auf eine Art gefährlich aussehen, die ich von ihm nicht erwartet hätte. »Und in diese Welt hier möchte ich ganz bestimmt kein Kind setzen.«

Die Worte sickern in mich ein und ich schaudere bei dem Gedanken an einen winzigen, unschuldigen Säugling, der seine Augen an diesem Ort öffnen muss. Es ist schlimm genug, Jamies Augen zu sehen, zu wissen, was das Leben ihm bringen wird, sogar unter den besten Umständen.

Jared ist plötzlich wieder Jared. Die Lachfältchen um seine Augen kehren zurück. »Außerdem haben wir noch unendlich viel Zeit, um ... um darüber nachzudenken.« Ich habe den Verdacht, dass er schon wieder versucht, mich hinzuhalten. »Ist dir klar, wie wenig Zeit wir bisher zusammen verbracht haben? Es ist erst vier Wochen her, dass wir uns getroffen haben.«

Das haut mich um. »Unmöglich.«

»Neunundzwanzig Tage. Ich habe mitgezählt.«

Ich denke zurück. Es kann nicht sein, dass es erst neunundzwanzig Tage her ist, seit Jared unser Leben verändert hat. Es kommt mir so vor, als wären Jamie und ich schon genauso lange mit Jared zusammen, wie wir vorher alleine gewesen sind. Zwei oder drei Jahre vielleicht.

»Wir haben viel Zeit«, sagt Jared wieder.

Ein plötzlicher Anflug von Panik, wie eine ungute Vorahnung, macht es mir einen Moment lang unmöglich, etwas zu sagen. Er beobachtet die abrupte Veränderung in meinem Gesicht besorgt. »Das weißt du doch gar nicht.« Die Verzweiflung, die seit der Begegnung mit ihm etwas nachgelassen hat, trifft mich wie ein Peitschenhieb. »Du kannst nicht wissen, wie viel Zeit uns noch bleibt. Du weißt nicht, ob wir sie am besten in Monaten, Tagen oder Stunden zählen sollten.«

Er lacht ein warmes Lachen und drückt seine Lippen auf die Falte, in der meine Augenbrauen zusammenstoßen. »Mach dir keine Sorgen, Mel. So ist das nicht mit Wundern. Ich werde dich nie verlieren. Ich werde dich nie fortlassen.«

Sie holte mich zurück in die Gegenwart - zum dünnen Band des Highways, der sich in der erbarmungslosen Mittagssonne durch die Ödnis Arizonas wand - ohne dass ich darum gebeten hatte. Ich starrte in die Leere vor mir und spürte die Leere in meinem Innern.

In meinem Kopf war ein schwaches Seufzen zu vernehmen:
Du weißt nie, wie viel Zeit dir noch bleibt.

Die Tränen, die ich vergoss, waren von uns beiden.

Entdeckt

Ich fuhr zügig auf die I-10, als die Sonne hinter mir langsam zu sinken begann. Ich nahm nicht mehr viel wahr außer den weißen und gelben Linien auf dem Asphalt und den vereinzelten grünen Schildern, die mich weiter nach Osten wiesen. Jetzt hatte ich es eilig.

Weshalb, wusste ich allerdings gar nicht genau. Um hier herauszukommen, nahm ich an. Aus diesem Schmerz, aus der Verzweiflung, aus der Trauer um eine verlorene und hoffnungslose Liebe. Hieß das auch, aus diesem Körper? Mir fiel keine andere Lösung ein. Ich würde dem Heiler auf jeden Fall zuerst all meine Fragen stellen, aber ich hatte das Gefühl, als wäre der Entschluss bereits gefasst. *Springer. Drückeberger.* Ich sprach die Wörter in meinem Kopf vor mich hin und versuchte, mich damit anzufreunden.

Ich wollte versuchen zu verhindern, dass Melanie der Sucherin in die Hände fiel. Es würde sehr schwer werden. Wahrscheinlich sogar unmöglich.

Ich würde es trotzdem versuchen.

Ich versprach es ihr, aber sie hörte mir nicht zu. Sie träumte immer noch. Gab auf, nahm ich an - jetzt, wo es zu spät dafür war, sich helfen zu lassen.

Ich versuchte, mich von dem roten Canyon in ihrem Kopf fernzuhalten, aber ich war mit ihr dort. Egal, wie sehr ich mich anstrengte, den Autos zuzusehen, die an mir vorbeizogen, den Raumschiffen, die auf das Raumfahrtzentrum zuhielten, den wenigen dünnen Wolken, die über mir dahinschwebten, es gelang mir nicht, mich gänzlich aus ihren Träumen zu befreien. Ich erinnerte mich an Jareds Gesicht aus tausend verschiedenen Blickwinkeln. Ich sah, wie Jamie in einem plötzlichen Wachstumsschub in die Höhe schoss, noch immer nur Haut und Knochen. Meine Arme schmerzten vor Sehnsucht nach den beiden - das Gefühl war stärker als Schmerz, messerscharf und gewaltig. Es war unerträglich. Ich musste hier raus.

Fast blind fuhr ich den schmalen zweispurigen Highway entlang. Die Wüste war hier sogar noch eintöniger und karger als vorher. Fader, farbloser. Ich würde lange vor dem Abendessen in Tucson eintreffen. Abendessen. Ich hatte den ganzen Tag noch nichts gegessen und mein Magen knurrte, als ich daran dachte.

In Tucson würde mich die Sucherin erwarten. Mir drehte sich der Magen um, der Hunger wurde vorübergehend von Übelkeit verdrängt. Automatisch nahm ich den Fuß vom Gas.

Ich warf einen Blick auf die Karte, die auf dem Beifahrersitz lag. Bald würde ich eine kleine Raststätte in einem Ort namens Picacho Peak erreichen. Vielleicht würde ich dort anhalten, um etwas zu essen. Um das Wiedersehen mit der Sucherin noch ein paar kostbare Momente hinauszuzögern.

Als ich an diesen mir fremden Namen dachte - Picacho Peak -, bemerkte ich eine eigenartige, verhaltene Reaktion bei Melanie. Es war mir nicht klar, was das zu bedeuten hatte. War sie schon mal hier gewesen? Ich suchte nach einer Erinnerung, einem Bild oder Geruch, der hierhergehörte, konnte aber nichts entdecken. Picacho Peak. Wieder blitzte eine Spur Interesse auf, das Melanie schnell unterdrückte. Welche Bedeutung hatte der Name für sie? Sie zog sich in weit entfernte Erinnerungen zurück, um mir auszuweichen.

Das machte mich neugierig. Ich fuhr wieder schneller, um zu sehen, ob der Anblick des Ortes vielleicht irgendetwas auslöste.

Ein einzelner Berg - der eigentlich gar nicht besonders groß war, aber die niedrigen, zerklüfteten Gipfel vor ihm deutlich überragte -begann sich vor dem Horizont abzuzeichnen. Er hatte eine ungewöhnliche, charakteristische Form. Melanie beobachtete, wie er größer wurde, je näher wir kamen, und tat so, als wäre er ihr gleichgültig.

Warum gab sie vor, sich nicht dafür zu interessieren, obwohl das doch ganz offensichtlich der Fall war? Die Stärke, die sie aufbrachte, als ich versuchte, es herauszufinden, verwirrte mich. Ich fand keinen Weg um die altbekannte Mauer herum. Sie fühlte sich sogar noch dicker an als sonst, obwohl ich gedacht hatte, sie wäre fast verschwunden.

Ich versuchte Melanie zu ignorieren, da ich nicht darüber nachdenken wollte, dass sie stärker wurde. Ich betrachtete stattdessen die Umrisse des Berges vor dem bleichen, heißen Himmel. Irgendetwas daran kam mir bekannt vor. Irgendetwas, von dem ich sicher war, es wiederzuerkennen, auch wenn ich genau wusste, dass keine von uns jemals hier gewesen war.

Fast so, als versuchte sie mich abzulenken, tauchte Melanie in eine lebhafte Erinnerung an Jared ein und traf mich völlig unvorbereitet.

Ich fröstele in meiner Jacke und blicke mit zusammengekniffenen Augen in das gedämpfte Sonnenlicht, das langsam hinter den dichten, stacheligen Bäumen verschwindet. Ich versuche mir einzureden, dass es nicht so kalt ist, wie es mir vorkommt. Mein Körper ist nur nicht daran gewöhnt.

Die Hände, die sich plötzlich auf meine Schultern legen, erschrecken mich nicht, obwohl ich Angst vor diesem unbekannten Ort habe und nicht gehört habe, wie Jared sich mir leise genähert hat. Ihr Gewicht ist zu vertraut.

»Man kann sich ganz schön leicht an dich anschleichen.« Sogar jetzt schwingt ein Lächeln in seiner Stimme mit. »Ich habe dich kommen sehen, bevor du den ersten Schritt getan hast«, sage ich, ohne mich umzudrehen. »Ich habe Augen im Hinterkopf.«

Warme Finger streicheln mein Gesicht von der Schläfe bis zum Kinn und überziehen meine Haut mit Feuer.

»Du siehst aus wie eine Waldnymphe, die sich hier zwischen den Bäumen versteckt hat«, flüstert er mir ins Ohr. »Eine von ihnen. So schön, dass du ein Phantasiegeschöpf sein musst.«

»Wir sollten mehr Bäume um die Hütte herum pflanzen.«

Er gluckst und bei dem Geräusch schließe ich die Augen und verziehe meinen Mund zu einem Lächeln.

»Nicht nötig«, sagt er. »Du siehst immer so aus.«

»Sagt der letzte Mann auf der Welt zur letzten Frau auf der Welt am Vorabend ihrer Trennung.«

Mein Lächeln schwindet, während ich das sage. In diesen Zeiten hält ein Lächeln nicht lang.

Er seufzt. Sein Atem auf meiner Wange ist kühl verglichen mit der glühenden Wüstenluft.

»Ich weiß nicht, ob Jamie dir da zustimmen würde.«

»Jamie ist ein kleiner Junge. Bitte, bitte, pass gut auf ihn auf.«

»Ich mache dir einen Vorschlag«, bietet Jared an. »Du passt gut auf *dich* auf und ich tu, was ich kann. Sonst werden wir uns nicht einig.«

Nur ein Witz, aber ich kann ihn nicht mit Humor nehmen. Sobald wir getrennt sind, ist nichts mehr sicher.

»Egal, was passiert«, beharre ich.

»Es wird nichts passieren. Mach dir keine Sorgen.« Die Wörter sind fast bedeutungslos für mich. Leere Beteuerungen. Aber es ist schön, seine Stimme zu hören, egal, was er sagt.

»Einverstanden.«

Er dreht mich zu sich um und ich lehne meinen Kopf an seine Brust. Ich weiß nicht, womit ich seinen Geruch vergleichen könnte. Es ist ein ganz eigener Geruch - genauso einzigartig wie der von Wacholder oder Wüsten regen.

»Du und ich, wir werden uns nicht verlieren«, verspricht er. »Ich werde dich immer wiederfinden.« Typisch Jared. Er kann nicht länger als einen oder zwei Herzschläge lang völlig ernst bleiben. »Egal, wie gut du dich versteckst. Ich bin unschlagbar im Versteckspielen.«

»Zählst du bis zehn?«

»Ohne zu gucken.«

»Du bist dran«, murmele ich und versuche zu überspielen, dass meine Stimme tränenschwer klingt.

»Hab keine Angst. Du schaffst das schon. Du bist stark, du bist schnell und du bist schlau.« Er versucht auch sich selbst davon zu überzeugen.

Warum verlasse ich ihn überhaupt? Es ist dermaßen unwahrscheinlich, dass Sharon noch ein Mensch ist.

Aber als ich ihr Gesicht in den Nachrichten gesehen habe, war ich mir so sicher.

Es war eine ganz normale Beutetour, eine von tausend. Wie immer, wenn wir uns abgeschieden genug, sicher genug fühlten, hatten wir den Fernseher laufen, während wir die Vorratskammer und den Kühlschrank leer räumten. Nur wegen der Wettervorhersage; der todlangweilige Alles-ist-in-bester-Ordnung-Bericht, den die Parasiten für Nachrichten halten, war nicht besonders unterhaltsam.

Es waren die Haare, die meine Aufmerksamkeit erregten, das Aufblitzen dieses kräftigen, fast pinkfarbenen Rots, das ich nur von einer Person kenne. Ich sehe immer noch ihren Gesichtsausdruck vor mir, als sie aus den Augenwinkeln in die Kamera schaute. Diesen Blick, der besagte: *Ich versuche, mich unsichtbar zu machen, bitte nimm mich nicht wahr.* Sie ging nicht langsam genug, bemühte sich zu angestrengt um ein schlenderndes Schritttempo. Versuchte verzweifelt, nicht aufzufallen. Keiner der Bodysnatcher hätte je dieses Bedürfnis.

Wieso läuft Sharon als Mensch in einer riesigen Stadt wie Chicago herum? Suchen sie noch andere? Eigentlich habe ich gar keine Wahl. Wenn nur die geringste Möglichkeit besteht, dass es noch mehr Menschen da draußen gibt, müssen wir sie finden. Und ich muss allein los. Sharon wird vor jedem außer mir davonlaufen - sie wird auch vor mir davonlaufen, aber vielleicht hält sie lange genug inne, dass ich es ihr erklären kann. Ich bin sicher, dass ich ihr Versteck kenne.

»Und du?«, frage ich ihn mit belegter Stimme. Ich ertrage diese bevorstehende Trennung einfach nicht. »Wirst du hier sicher sein?«

»Weder Himmel noch Hölle können mich von dir fernhalten, Melanie.«

Ohne mir Gelegenheit zu geben, durchzuatmen oder die neuen Tränen abzuwischen, feuerte sie die nächste Erinnerung auf mich ab.

Jamie rollt sich in meinem Arm zusammen - er passt nicht mehr so gut hinein wie früher. Er muss sich richtig zusammenfalten und trotzdem ragen überall seine langen, schlaksigen Gliedmaßen hervor. Seine Arme werden langsam fest und sehnig, aber in diesem Augenblick ist er ein Kind, er zittert, bebt beinahe. Jared belädt den Jeep. Wenn er hier wäre, würde Jamie seine Furcht nicht zeigen. Jamie möchte gern mutig sein, so sein wie Jared. »Ich habe Angst«, flüstert er.

Ich drücke einen Kuss auf sein tiefschwarzes Haar. Sogar hier, zwischen den harzigen Bäumen, riecht es nach Staub und Sonne. Es fühlt sich an, als wäre er ein Teil von mir, als würde die Trennung von ihm die Haut zerreißen, die uns verbindet.

»Bei Jared bist du sicher.« Ich muss stark sein, egal ob ich mich so fühle oder nicht.

»Das weiß ich. Ich habe Angst um *dich*. Ich habe Angst, dass du nicht wiederkommst. So wie Dad.«

Ich zucke zusammen. Als Dad nicht wiederkam - obwohl sein Körper das sehr wohl tat, um die Sucher zu uns zu führen -, war ich von Entsetzen, Angst und Schmerz überwältigt. Was, wenn ich Jamie dasselbe noch einmal antun würde?

»Ich werde aber wiederkommen. Ich komme immer wieder.« »Ich habe Angst«, sagt er noch einmal. Ich muss stark sein.

»Ich verspreche dir, dass alles gut wird. Ich werde wiederkommen. Ich verspreche es dir. Du weißt, dass ich immer halte, was ich verspreche, Jamie. Besonders dir gegenüber.« Das Zittern lässt nach. Er glaubt mir. Er vertraut mir.

Und noch eine:

Ich kann sie im Stockwerk unter mir hören. Sie werden mich in ein paar Minuten oder Sekunden gefunden haben. Ich kritzele die Wörter auf einen dreckigen Fetzen Zeitungspapier. Sie sind fast unlesbar, aber wenn er sie findet, wird er verstehen: *Nicht schnell genug. Liebe Dich, liebe Jamie. Geht nicht nach Hause.* Ich breche nicht nur ihre Herzen, ich stehle ihnen auch den Schutz ihres Zuhauses. Ich stelle mir unser kleines Canyon-Heim verlassen vor, so, wie es von jetzt an immer sein wird. Verlassen oder ein Grab. Ich sehe, wie mein Körper die Sucher zu ihnen führt. Mein eigenes lächelndes Gesicht, als wir sie dort ergreifen ...

»Es reicht«, sagte ich laut und duckte mich vor dem Schmerz, der mich wie ein Peitschenhieb traf. »Es reicht! Du hast dein Ziel erreicht! Ich kann jetzt auch nicht mehr ohne sie leben. Macht dich das glücklich? Weil es mir nämlich nicht viele Alternativen lässt. Nur eine - dich loszuwerden. Willst du unbedingt die Sucherin in dir haben?« Ich zuckte vor dem Gedanken zurück, als wäre ich diejenige, die sie beherbergen müsste.

Es gibt noch eine andere Alternative, dachte Melanie sanft.

»Wirklich?«, fragte ich überaus sarkastisch. »Dann lass mal hören.«

Sieh genau hin.

Ich blickte immer noch den Berg an. Er dominierte die Umgebung, ein spitzer, aufwärtsdrängender Felsen, umgeben von flachem, strauchbewachsenem Land. Da sie so großes Interesse daran zeigte, folgte ich mit den Augen seiner Kontur und fuhr den unregelmäßigen, zweigipfligen Bergrücken entlang.

Eine langsame, unregelmäßige Biegung, dann eine scharfe Kurve nach Norden, wieder eine scharfe Kurve zurück in die andere Richtung, dann wieder ein längerer Ausläufer nach Norden, dann fiel sie wieder steil Richtung Süden ab, um plötzlich in einer weiteren sanften Biegung auszulaufen.

Nur, dass es nicht nach Norden oder Süden ging, so wie ich die Linien aus ihrer bruchstückhaften Erinnerung immer interpretiert hatte, sondern hinauf und hinunter.

Das Profil eines Bergrückens.

Die Linien, die zu Jared und Jamie führten. Das hier war die erste Linie, der Ausgangspunkt.

Ich konnte sie finden.

Wir *können sie finden,* korrigierte sie mich. *Du kennst nicht alle Angaben. Ich habe dir nicht alles gezeigt, genau wie bei der Hütte.*

»Ich verstehe das nicht. Wo fuhrt das alles hin? Wie kann uns ein Berg irgendwo hinführen?« Mein Puls beschleunigte sich, als mir klarwurde: Jared war in der Nähe. Jamie in meiner Reichweite.

Sie zeigte mir die Antwort.

»Das ist bloß Gekritzel. Und Onkel Jeb ist nichts weiter als ein alter Spinner. Durchgeknallt, wie alle in der Familie meines Vaters.« Ich versuche Jared das Album aus der Hand zu nehmen, aber er scheint es kaum zu bemerken.

»Durchgeknallt, so wie Sharons Mutter?«, kontert er, während er immer noch die dunklen Bleistiftlinien studiert, die die Rückseite des alten Fotoalbums verschandeln. Es ist das Einzige, das mir auf der Flucht nicht abhanden gekommen ist. Und sogar die Zeichnung, die der verrückte Onkel Jeb bei seinem letzten Besuch darauf zurückgelassen hat, ist mir zu einer lieben Erinnerung geworden. »Eins zu null für dich.«

Wenn Sharon noch lebt, dann deshalb, weil ihre Mutter, die verrückte Tante Maggie, dem verrückten Onkel Jeb ohne Weiteres den Rang als die Verrückteste der verrückten Geschwister Stryder ablaufen könnte. Mein eigener Vater war nur leicht vom stryderschen Irrsinn infiziert gewesen. Er hatte keinen geheimen Bunker im Hinterhof oder so etwas. Die anderen, Tante Maggie, Onkel Jeb und Onkel Guy, waren überzeugte Verschwörungstheoretiker. Onkel Guy war gestorben, noch bevor die anderen im Zuge der Invasion verschwunden waren - bei einem so gewöhnlichen Autounfall, dass sogar Maggie und Jeb Schwierigkeiten hatten, eine Intrige drum herumzustricken.

Mein Vater hatte sie immer liebevoll *die Irren* genannt. »Ich glaube, es wäre Zeit, mal wieder die Irren zu besuchen«, kündigte er gelegentlich an und dann stöhnte Mom auf - weshalb diese Ankündigungen nicht allzu häufig vorkamen.

Bei einem unserer seltenen Besuche in Chicago hatten Sharon und ich uns in das Geheimversteck ihrer Mutter geschlichen. Wir wurden erwischt - Tante Maggie hatte überall Fallen aufgestellt. Sharon wurde lautstark ausgeschimpft, und obwohl ich schwören musste, niemandem etwas davon zu erzählen, hatte ich das Gefühl, dass Tante Maggie sich irgendwo einen neuen Unterschlupf bauen würde. Aber ich weiß noch, wo der erste ist. Ich stelle mir vor, dass Sharon jetzt dort lebt wie Anne Frank, mitten in einer feindlichen Stadt. Wir müssen sie finden und nach Hause holen.

Jared unterbricht meine Erinnerungen. »Die Spinner sind genau die, die überlebt haben. Leute, die überall Big Brother vermuteten, obwohl er gar nicht da war. Leute, die den Rest der Menschheit misstrauisch beäugten, schon bevor der Rest der Menschheit gefährlich wurde. Leute mit bereitstehenden Verstecken.« Jared grinst, während er weiter die Linien betrachtet. Dann wird er ernst. »Leute wie mein Vater. Wenn er und meine Brüder sich versteckt hätten, anstatt zu kämpfen … dann wären sie jetzt noch hier.«

Als ich den Schmerz in seinen Worten höre, wird meine Stimme sanfter. »Okay, du magst Recht haben mit deiner Theorie. Aber diese Linien haben keinerlei Bedeutung.«

»Erzähl mir noch mal, was er gesagt hat, als er sie gezeichnet hat.«

Ich seufze. »Sie haben sich gestritten - Onkel Jeb und Dad. Onkel Jeb hat versucht ihn davon zu überzeugen, dass irgendetwas nicht stimme, hat ihm gesagt, er solle niemandem vertrauen. Dad hat ihn ausgelacht. Jeb schnappte sich das Fotoalbum vom Couchtisch und begann die Linien mit einem Bleistift auf die Rückseite … geradezu

einzuritzen. Dad wurde sauer, sagte, meine Mom würde wütend werden. Jeb sagte: >Lindas Mutter hat euch alle zu sich eingeladen, stimmt's? Bisschen seltsam, so plötzlich, oder? Und sie war stinkig, als nur Linda aufgetaucht ist? Ganz ehrlich, Trev, ich glaube nicht, dass Linda noch an irgendetwas viel liegt, wenn sie zurückkommt. Vielleicht tut sie so, aber du wirst merken, dass das nur gespielt ist.< Was er sagte, schien damals keinen Sinn zu ergeben, und mein Vater wurde total wütend. Er schmiss Onkel Jeb raus. Jeb wollte erst nicht gehen. Er warnte uns weiter, nicht zu warten, bis es zu spät sei. Er packte mich an der Schulter und zog mich ganz nah zu sich heran. >Pass auf, dass sie dich nicht erwischen, Kleine<, flüsterte er. >Folge den Linien. Fang vorne an und folge den Linien. Onkel Jeb reserviert dir ein sicheres Plätzchen.< Dann schob ihn Dad zur Tür hinaus.«

Jared nickt geistesabwesend, immer noch auf die Linien konzentriert. »Vorne ... Fang vorne an ... das muss irgendwas zu bedeuten haben.«

»Wirklich? Es ist nur Gekritzel, Jared, keine Landkarte. Sie sind doch noch nicht mal miteinander verbunden.«

»Trotzdem, irgendwas ist damit. Die erste kommt mir irgendwie bekannt vor. Ich könnte schwören, ich hätte sie schon mal gesehen.« Ich seufze. »Vielleicht hat er Tante Maggie davon erzählt. Vielleicht weiß sie mehr.«

»Vielleicht«, sagt er und starrt weiterhin Onkel Jebs Gekritzel an.

Sie zerrte mich noch weiter zurück in die Vergangenheit, zu einer viel, viel älteren Erinnerung- einer Erinnerung, die ihr lange nicht bewusst gewesen war. Ich stellte überrascht fest, dass sie diese beiden Erinnerungen - die alte und die neuere - erst vor Kurzem miteinander verknüpft hatte. Erst, als ich schon hier war. Deshalb waren die Linien durch ihre strenge Kontrolle gerutscht, obwohl sie zu ihren wertvollsten Geheimnissen gehörten: weil sie von ihrer Entdeckung selbst überwältigt worden war.

In dieser verschwommenen, frühen Erinnerung saß Melanie bei ihrem Vater auf dem Schoß, dasselbe Album - das jetzt noch nicht so abgegriffen war - geöffnet auf den Knien. Ihre Hände waren klein, ihre Finger knubbelig. Es war seltsam, sich daran zu erinnern, ein Kind in diesem Körper gewesen zu sein. Sie waren auf der ersten Seite.

»Weißt du noch, wo das ist?«, fragt Dad und zeigt auf das alte, graue Foto oben auf der Seite. Es sieht ganz durchscheinend aus, als wäre es abgenutzt und immer dünner und dünner und dünner geworden, seit irgendein Ururgroßvater es gemacht hat.

»Da kommen wir Stryders her«, antworte ich und wiederhole damit, was man mir beigebracht hat.

»Genau. Das ist die alte Stryder-Ranch. Du warst schon mal da, aber das weißt du bestimmt nicht mehr. Ich glaube, du warst gerade mal achtzehn Monate alt.« Dad lacht. »Das Land hat schon immer den Stryders gehört...«

Und dann die Erinnerung an das Foto selbst. Ein Bild, das sie schon tausendmal angeschaut hatte, ohne es wirklich zu sehen. Es war schwarz-weiß, verblichen zu Grautönen. Ein kleines Blockhaus im Hintergrund in einer kahlen Wüstenlandschaft; am vorderen Bildrand ein Koppelzaun; zwischen dem Zaun und dem Haus die Silhouetten von ein paar Pferden. Und dann, hinter alldem, das ausgeprägte, vertraute Profil...

Auf den oberen weißen Rand waren mit einem Bleistift Wörter gekritzelt worden, eine Bildüberschrift:

Stryder-Ranch, 1904, im morgendlichen Schatten des ...

»Picacho Peak«, sagte ich leise.

Jared hat es bestimmt auch rausgekriegt, auch wenn sie Sharon nie gefunden haben. Ich weiß, dass er dahintergekommen ist. Er ist schlauer als ich und er hat das Foto; er ist bestimmt sogar noch vor mir auf die Antwort gekommen. Er könnte so nah sein ...

Der Gedanke erfüllte sie mit so großer Sehnsucht und Aufregung, dass die Mauer in meinem Kopf völlig verschwand.

Ich sah jetzt die ganze Reise vor mir, sah ihren, Jareds und Jamies mühevollen Trip quer durch das ganze Land, immer nachts in ihrem gestohlenen unauffälligen Wagen. Sie waren wochenlang unterwegs gewesen. Ich sah, wo sie sich getrennt und wo Jared und Jamie sich versteckt gehalten hatten, im kalten Wald außerhalb der Stadt, der so anders war als die leere Wüste, an die sie gewöhnt waren. In gewisser Weise kam ihnen der Wald sogar sicherer vor, denn seine Äste waren dicht bewachsen und boten gute Deckung, ganz anders als die dürre Wüstenvegetation, hinter

der man sich nur schlecht verstecken konnte, aber er schien ihnen andererseits durch seine fremden Gerüche und Geräusche auch gefährlicher zu sein.

Dann die Trennung, eine Erinnerung, die so schmerzhaft war, dass wir sie schaudernd im Schnelldurchgang hinter uns brachten. Dann kam das leerstehende Gebäude, in dem sie sich versteckt und von wo aus sie das gegenüberliegende Haus beobachtet hatte. Dort, versteckt in den Mauern oder dem geheimen Keller, hatte sie gehofft Sharon zu finden.

Ich hätte dich das nicht sehen lassen dürfen, dachte Melanie. Ihre lautlose Stimme war kraftlos und verriet ihre Erschöpfung. Der Ansturm ihrer Erinnerungen, die Überzeugungsarbeit und Anstrengung hatten sie ausgelaugt. *Du wirst ihnen verraten, wo sie sind. Du wirst auch sie umbringen.*

»Ja«, dachte ich laut nach. »Ich muss meine Pflicht erfüllen.«

Warum?, murmelte sie fast schläfrig. *Was hast du davon?*

Ich wollte nicht mit ihr diskutieren, deshalb sagte ich nichts.

Der Berg ragte jetzt noch höher vor uns auf. In wenigen Augenblicken würden wir direkt daran vorbeifahren. Ich konnte die kleine Raststätte sehen - die Tankstelle, ein Fast-Food-Restaurant, an der einen Seite von einer ebenen Fläche aus Beton begrenzt, einem Standplatz für fahrbare Häuser. Es standen nur wenige dort; die Hitze des beginnenden Sommers machte den Aufenthalt hier nicht gerade angenehm.

Was jetzt?, fragte ich mich. Anhalten zu einem späten Mittag- oder einem frühen Abendessen? Tanken und dann nach Tucson weiterfahren, um der Sucherin von meinen neuesten Entdeckungen zu berichten?

Der Gedanke war so abstoßend, dass mein leerer Magen einen Satz machte und ich die Kiefer zusammenpresste.

Instinktiv stieg ich auf die Bremse und kam quietschend mitten auf der Fahrbahn zum Stehen. Ich hatte Glück; hinter mir war kein Auto, das auf mich auffahren konnte. Es waren auch keine Autofahrer in der Nähe, die anhalten und ihre Hilfe anbieten konnten. Der Highway war leer. Die Sonne brannte auf den Asphalt, so dass er flimmerte und stellenweise zu verschwinden schien.

Die Vorstellung, meinen geradlinigen vorgesehenen Weg fortzusetzen, sollte sich eigentlich nicht wie Verrat anfühlen. Meine erste Sprache, die ureigene Sprache der Seelen, die nur auf unserem Ursprungsplaneten gesprochen wurde, kannte kein Wort für *Verrat* oder *Verräter.* Noch nicht mal für *Loyalität* - denn wenn das Gegenteil nicht existierte, ergab der Begriff keinen Sinn.

Und dennoch fühlte ich mich unglaublich schuldig, wenn ich auch nur an die Sucherin dachte. Es wäre falsch, ihr zu erzählen, was ich wusste. Wieso falsch?, widersprach ich grimmig meinem eigenen Gedanken. Wenn ich hier anhielt und den verführerischen Vorschlägen meines Wirts zuhörte, dann wäre ich wirklich eine Verräterin. Aber das war unmöglich. Ich war eine Seele.

Und doch wusste ich, wonach ich verlangte, dringender und intensiver, als ich jemals in all den acht Leben, die ich gelebt hatte, nach irgendetwas verlangt hatte. Das Bild von Jareds Gesicht tanzte hinter meinen Augenlidern, als ich in die Sonne blinzelte -und diesmal war es nicht Melanies Erinnerung, sondern meine eigene Erinnerung an ihre. Sie zwang mir in diesem Moment nichts auf. Ich spürte sie kaum in meinem Kopf, stellte mir vor, wie sie den Atem anhielt - als ob das möglich wäre -, während sie darauf wartete, dass ich mich entschied.

Ich konnte mich nicht von den Wünschen dieses Körpers abgrenzen. Er war ich, viel stärker als geplant. War das Verlangen meins oder seins? Spielte dieser Unterschied jetzt überhaupt noch eine Rolle?

Im Rückspiegel sah ich das Aufblitzen eines Sonnenstrahls, der von einem Auto in der Ferne reflektiert wurde.

Ich trat auf das Gaspedal und fuhr langsam auf die kleine Raststätte im Schatten des Berges zu. Es gab eigentlich nur eine Möglichkeit.

Abgebogen

Die Ladenglocke läutete und kündigte einen weiteren Kunden des Tankstellen-Shops an. Ich fuhr schuldbewusst zusammen und duckte meinen Kopf hinter das Regal, an dem wir gerade standen.

Hör auf, dich wie eine Verbrecherin aufzuführen, wies Melanie mich zurecht.

Ich führe mich nicht nur so auf erwiderte ich knapp.

Meine Handflächen fühlten sich unter ihrer dünnen Schweißschicht kalt an, obwohl es in dem kleinen Ladenlokal ziemlich heiß war. Die großen Fenster ließen so viel Sonne herein, dass die laute, auf Hochtouren laufende Klimaanlage nicht dagegen ankam.

Welchen soll ich nehmen?, wollte ich wissen.

Den Größeren, antwortete sie.

Ich griff nach dem größeren der beiden Rucksäcke im Angebot, einem aus Segeltuch, der so aussah, als würde deutlich mehr hin-einpassen, als ich tragen konnte. Dann ging ich zu dem Regal mit den Wasserflaschen.

Wir können zwölf Liter tragen, beschloss sie. *Dann haben wir drei Tage Zeit, sie zu finden.*

Ich holte tief Luft und versuchte mich selbst davon zu überzeugen, dass ich es am Ende doch nicht tun würde. Ich wollte einfach nur noch mehr Angaben von ihr bekommen, das war alles. Wenn ich die ganze Geschichte zusammenhätte, würde ich jemanden finden -vielleicht einen anderen Sucher, einen, der nicht so widerwärtig war wie die, die man mir zugeteilt hatte -, dem ich die Informationen weitergeben konnte. Ich war nur gründlich, versicherte ich mir.

Mein unbeholfener Versuch, mich selbst zu belügen, war so lächerlich, dass Melanie ihm nicht die geringste Aufmerksamkeit schenkte und sich überhaupt keine Sorgen machte. Die Sucherin hatte mich ja gewarnt - es musste wohl wirklich zu spät für mich sein. Vielleicht hätte ich doch fliegen sollen.

Zu spät? Schön wär's!, brummte Melanie. *Ich kann dich nicht dazu bringen, irgendwas zu tun, das du nicht willst. Ich kann ja noch nicht mal meine Hand heben!,* beklagte sie sich frustriert.

Ich sah auf meine Hand hinab, die auf meiner Hüfte ruhte statt nach dem Wasser zu greifen, wie sie unbedingt wollte. Ich konnte ihre Ungeduld spüren, ihren fast verzweifelten Wunsch, endlich aufzubrechen. Wieder unterwegs zu sein, als wäre ich nur ein kurzes Zwischenspiel in ihrem Leben gewesen.

Sie kommentierte das mit der gedanklichen Entsprechung eines Schnaubens und wandte sich dann wieder unserem Vorhaben zu. *Komm schon,* drängte sie mich. *Wir müssen los. Es wird bald dunkel.*

Seufzend zog ich das größte der eingeschweißten Flaschenpakete vom Regal. Es landete beinahe auf dem Boden, bevor es mir gelang, es auf einem der unteren Regalbretter abzustützen. Meine Arme wurden halb aus den Schultergelenken gerissen.

»Das ist nicht dein Ernst!«, rief ich laut.

Sei still!

»Wie bitte?«, fragte ein kleiner, gebückter Mann, der andere Kunde, vom Ende des Gangs.

»Äh ... nichts«, murmelte ich, wobei ich seinem Blick auswich. »Das hier ist schwerer, als ich erwartet hatte.«

»Soll ich Ihnen helfen?«, bot er an.

»Nein, nein«, antwortete ich hastig. »Ich nehme einfach ein Kleineres.«

Er wandte sich wieder der Auswahl an Kartoffelchips zu.

Nein, tust du nicht, sagte Melanie eindringlich. *Ich habe schon schwerere Lasten getragen. Du hast uns total verweichlichen lassen, Wanderer,* fügte sie anklagend hinzu.

Entschuldigung, antwortete ich geistesabwesend. Die Tatsache, dass sie zum ersten Mal meinen Namen benutzt hatte, verwirrte mich.

Geh zum Hochheben in die Knie.

Ich mühte mich mit dem Flaschenpaket ab und fragte mich, wie weit ich es wohl würde tragen müssen. Immerhin schaffte ich es damit bis zur Kasse. Erleichtert schob ich das schwere Ding auf die Theke. Ich legte den Rucksack auf die Flaschen und nahm dann noch eine Schachtel Müsliriegel, eine Packung Donuts und eine Tüte Chips aus dem nächsten Regal.

Wasser ist in der Wüste viel wichtiger als Essen und wir können nur so viel mitnehmen, wie ...

Ich habe Hunger, unterbrach ich sie. *Und das hier wiegt nicht viel.*

Ist schließlich dein Rücken, sagte sie widerstrebend und befahl dann: *Hol eine Landkarte.*

Ich legte die, die sie haben wollte - eine topographische Karte der Region -, zu den anderen Sachen auf die Theke. Sie war nichts weiter als ein Teil ihres Ablenkungsmanövers.

Der Kassierer, ein weißhaariger Mann mit einem Lächeln auf den Lippen, scannte die Barcodes ein.

»Kleine Treckingtour geplant?«, fragte er freundlich.

»Der Berg ist wunderschön.«

»Der Anfang des Wanderweges ist gleich da drüben ...«, sagte er und hob den Arm.

»Ich werde es bestimmt finden«, versicherte ich schnell und zog die schwere, unhandliche Last wieder von der Theke.

»Und steig wieder ab, bevor es dunkel wird, Mädchen. Damit du nicht verlorengehst.«

»Mach ich.«

Melanie bedachte den freundlichen alten Mann mit teuflischen Gedanken.

Er war nett. Und ernsthaft an meinem Wohlergehen interessiert, tadelte ich sie.

Ihr seid alle so gruselig, sagte sie bissig. *Hat euch nie jemand gesagt, dass man nicht mit Fremden spricht?*

Schuldgefühle durchzuckten mich, als ich antwortete. *Es gibt keine Fremden unter uns.*

Ich kann mich einfach nicht daran gewöhnen, nichts bezahlen zu müssen, sagte sie und wechselte damit das Thema. *Wieso werden die Sachen dann überhaupt eingescannt?*

Warenwirtschaft natürlich. Soll er sich für die nächste Nachbestellung etwa alles merken, was wir mitnehmen? Im Übrigen, wozu braucht man Geld, wenn alle absolut ehrlich sind? Ich schwieg einen Moment, als das Schuldgefühl so stark wurde, dass es richtiggehend schmerzte. *Alle außer mir natürlich.*

Melanie wich vor meinen Gefühlen zurück, erschrocken darüber, dass sie so stark waren, und voller Angst, dass ich meine Meinung vielleicht doch noch ändern könnte. Stattdessen konzentrierte sie sich auf ihren leidenschaftlichen Drang, hier wegzukommen, sich auf den Weg zu ihrem Ziel zu machen. Ihr Verlangen färbte auf mich ab und ich ging schneller.

Ich trug das Wasser zum Auto und stellte es neben der Beifahrertür auf die Erde.

»Kommen Sie, ich helfe Ihnen.«

Ich fuhr hoch und sah den Mann aus dem Laden mit einer Plastiktüte in der Hand neben mir stehen.

»Äh ... danke«, brachte ich schließlich heraus, während mir das Blut in den Ohren pulsierte.

Wir warteten, während er unseren Einkauf in den Wagen hob. Melanie war dabei so angespannt, als wollte sie gleich losrennen.

Es gibt keinen Grund, sich zu fürchten. Auch der ist einfach nur nett.

Sie sah ihn weiterhin misstrauisch an.

»Danke«, sagte ich noch einmal, als er die Tür zuwarf.

»Gern geschehen.«

Ohne sich noch einmal zu uns umzudrehen, ging er zu seinem eigenen Auto hinüber. Ich stieg ein und schnappte mir die Tüte mit den Kartoffelchips.

Guck auf die Landkarte, sagte sie. *Warte, bis er außer Sichtweite ist.*

Niemand beobachtet uns, versicherte ich ihr. Aber trotzdem faltete ich seufzend die Karte auseinander und aß mit einer Hand. Es konnte nicht schaden, eine Vorstellung davon zu bekommen, wo wir waren.

Wo wollen wir überhaupt hin?, fragte ich sie. *Wir haben den Ausgangspunkt entdeckt, und jetzt?*

Sieh dich um, befahl sie. *Wenn wir es von hier aus nicht sehen können, versuchen wir es südlich des Berges.*

Was sehen können?

Sie zeigte mir das Bild aus ihrer Erinnerung: eine ausgefranste Zickzacklinie, vier enge Serpentinen, der fünfte Scheitelpunkt leicht stumpf, als wäre die Spitze abgebrochen. Jetzt erkannte ich es als das, was es war: eine ausgefranste Bergkette mit vier spitzen Gipfeln und einem fünften, der aussah, als wäre ein Stück abgebrochen ...

Ich ließ meinen Blick von Osten nach Westen über den Horizont schweifen. Es war so eindeutig, dass ich dachte, ich müsste es mir einbilden, als hätte ich mir das Bild ausgedacht, *nachdem* ich den Gebirgszug gesehen hatte, der sich im Nordosten vor dem Horizont abzeichnete.

Das ist es, jauchzte Melanie geradezu vor lauter Aufregung. *Na, dann los!* Sie wollte, dass ich aus dem Auto stieg und zu Fuß weiterging.

Ich schüttelte den Kopf und beugte mich wieder über die Karte. Die Bergkette war so weit entfernt, dass ich nicht abschätzen konnte, wie viele Kilometer es waren. Es kam überhaupt nicht in Frage, dass ich von diesem Parkplatz in die verlassene Wüste spazierte, wenn es sich vermeiden ließ.

Lass uns vernünftig an die Sache rangehen, schlug ich vor und fuhr mit dem Finger ein dünnes Band entlang, eine namenlose Straße, die ein paar Kilometer östlich von uns vom Highway abzweigte und dann ungefähr in Richtung des Gebirgszugs weiterführte.

Okay, stimmte sie gönnerhaft zu. *Je schneller, desto besser.*

Wir fanden die Straße ohne Probleme, es war nur eine blasse Spur aus plattgefahrenem Staub zwischen spärlichem Buschwerk, kaum breit genug für ein Auto. Ich hatte das Gefühl, dass sie in einer anderen Gegend schon längst überwuchert wäre, ungenutzt, wie sie war - an einem Ort mit einer etwas üppigeren Vegetation, nicht wie hier, wo die Wüstenpflanzen Jahrzehnte brauchten, um sich von einer solchen Störung zu erholen. Die Einfahrt wurde von einer rostigen Kette versperrt, die auf der einen Seite in einem Holzpfosten verankert, auf der anderen aber nur lose um den zweiten Pfosten geschlungen war. Ich beeilte mich, als ich die Kette losmachte, am Fuß des ersten Pfostens auftürmte und dann schnell zum Auto zurückging, das mit laufendem Motor wartete. Ich hoffte, es würde niemand vorbeikommen und mir Hilfe anbieten. Der Highway blieb leer, als ich auf die Staubpiste einbog und dann zurücklief, um die Kette wieder zu befestigen.

Wir atmeten beide auf, als die Straße hinter uns verschwand. Ich war einfach froh, dass es jetzt niemanden mehr gab, den ich anlügen musste, sei es mit Worten oder schweigend. Allein fühlte ich mich nicht so sehr als Abtrünnige.

Melanie fühlte sich hier mitten im Nichts voll und ganz zu Hause. Sie kannte die Namen all der stacheligen Pflanzen um uns herum. Sie summte die Worte vor sich hin und begrüßte sie wie alte Freunde.

Kreosot, Ocotillo, Cholla, Feigenkaktus, Mesquite ...

Abseits des Highways, des Sinnbilds der Zivilisation, schien die Wüste ein ganz neues Leben für sie zu verkörpern. Obwohl sie die Geschwindigkeit des hüpfenden Autos zu schätzen wusste -bei jedem Schlagloch erinnerten mich die Stöße daran, dass unser Wagen nicht den nötigen Bodenabstand für diesen Abstecher hatte -, brannte sie darauf, auf den Beinen zu sein und durch die Sicherheit der glühenden Wüste zu laufen.

Wir würden wahrscheinlich wirklich zu Fuß gehen müssen und für meinen Geschmack schon viel zu bald, aber ich bezweifelte, dass es sie zufriedenstellen würde, wenn es so weit war. Ich konnte ihr wahres Verlangen dahinter spüren: Freiheit. Ihren Körper im vertrauten Rhythmus ihrer langen Schritte zu bewegen, nur von ihrem eigenen Willen angetrieben. Einen Moment lang ließ ich den Gedanken daran zu, was für ein Gefängnis ein Leben ohne Körper war. Herumgetragen zu werden, ohne Einfluss auf die Hülle um einen herum zu haben. Gefangen. Ohne jede Wahl.

Ich schauderte und konzentrierte mich wieder auf die holprige Straße; versuchte, die Mischung aus Mitleid und Entsetzen abzuwehren. Kein anderer Wirt hatte in mir solche Schuldgefühle hervorgerufen für das, was ich war. Allerdings war von den anderen auch keiner dageblieben, um sich über die Situation zu beklagen.

Die Sonne war kurz davor, hinter den Berggipfeln im Westen zu verschwinden, als wir unsere erste Meinungsverschiedenheit hatten. Die langen Schatten malten seltsame Muster auf den Weg und machten es mir schwer, den Steinbrocken und Kratern auszuweichen.

Da ist es!, jubelte Melanie, als wir die nächste Felsformation weiter im Osten erblickten: eine sanfte Welle, die unvermittelt von einem Ausläufer unterbrochen wurde, der sich wie ein langer, dünner Finger in den Himmel streckte.

Sie war dafür, sofort ins Gebüsch abzubiegen, unabhängig davon, wie das dem Auto bekam.

Vielleicht müssen wir erst den ganzen Weg bis zur ersten Wegmarkierung fahren, bemerkte ich. Die kleine staubige Straße schlängelte sich weiterhin mehr oder weniger in die richtige Richtung und ich hatte Angst, sie zu verlassen. Wie würde ich sonst meinen Weg zurück in die Zivilisation finden? Oder würde ich gar nicht zurückkehren?

In genau diesem Moment, als die Sonne im Westen auf die dunkle, gezackte Linie des Horizonts stieß, dachte ich an die Sucherin. Was würde sie tun, wenn ich nicht kam? Ein plötzliches Glücksgefühl ließ mich laut auflachen. Auch Melanie gefiel die Vorstellung, wie wütend die Sucherin sein würde. Wie lange würde sie für den Rückweg nach San Diego brauchen, um nachzusehen, ob alles nur eine List gewesen war, um sie loszuwerden? Und was würde sie dann unternehmen, wenn sie bemerkte, dass ich nicht dort war? Dass ich nirgendwo war?

Ich konnte mir nur nicht so genau vorstellen, wo *ich* zu diesem Zeitpunkt sein würde.

Da, ein ausgetrockneter Wasserlauf. Der ist breit genug für das Auto, lass uns da langfahren, beharrte sie.

Ich bin mir nicht sicher, ob wir wirklich jetzt schon in diese Richtung müssen.

Es wird bald dunkel und dann können wir nicht mehr weiterfahren. Du verschwendest unsere Zeit! Sie war so verbittert, dass sie mich lautlos anbrüllte.

Oder spare Zeit, wenn ich Recht habe. Außerdem ist es meine *Zeit, oder nicht?*

Sie antwortete nicht. Stattdessen schien sie sich in meinem Kopf auszustrecken, zurück zu dem von ihr favorisierten Wasserlauf.

Ich mache das hier auf meine Art.

Melanie kochte wortlos.

Warum zeigst du mir nicht die restlichen Linien?, schlug ich vor. *Wir könnten gucken, ob man noch was sieht, bevor es Nacht wird.*

Nein, fuhr sie mich an. *Das mache ich auf* meine *Art.*

Du bist kindisch.

Sie antwortete auch diesmal nicht. Ich fuhr weiter auf die vier spitzen Gipfel zu und sie schmollte.

Als die Sonne hinter den Bergen verschwand, wurde es schlagartig Nacht um uns herum; eben noch hatte die Wüste im Orange des Sonnenuntergangs geleuchtet, dann war es schwarz. Ich fuhr langsamer und fummelte auf der Suche nach dem Schalter für die Scheinwerfer am Armaturenbrett herum.

Hast du den Verstand verloren?, zischte Melanie. *Hast du eine Ahnung, wie weit man die Scheinwerfer hier draußen sehen kann? So entdeckt man uns bestimmt.*

Und was machen wir jetzt?

Hoffen, dass man die Rückenlehne runterklappen kann. Ich ließ den Motor laufen, während ich nach einer Alternative zur Übernachtung im Auto suchte, umgeben von der schwarzen Leere der nächtlichen Wüste. Melanie wartete geduldig. Sie wusste, ich würde keine finden.

Das ist doch verrückt, sagte ich, als ich den Schalthebel auf Parken stellte und den Schlüssel aus dem Zündschloss zog. *Das alles hier. Es kann gar nicht sein, dass hier draußen wirklich jemand ist. Wir werden nichts finden. Und wir werden uns dabei hoffnungslos verirren.* Ich hatte eine vage Ahnung von der konkreten Gefahr unseres Vorhabens - einfach so in die Hitze hinauszumarschieren ohne einen Plan B, ohne eine Umkehrmöglichkeit. Ich wusste, dass Melanie die Gefahr noch viel besser einschätzen konnte, aber sie hielt die Einzelheiten vor mir zurück.

Sie reagierte nicht auf meine Bedenken. Keins dieser Probleme kümmerte sie. Mir war klar, dass sie lieber für den Rest ihres Lebens allein durch die Wüste wandern würde, als zu dem Leben zurückzukehren, das ich bisher geführt hatte. Und das nicht nur wegen der Bedrohung durch die Sucherin.

Ich kurbelte die Rückenlehne so weit wie möglich zurück - was längst nicht weit genug war, um bequem zu sein. Ich bezweifelte, dass ich schlafen würde, aber es gab so viele Dinge, über die ich mir nicht nachzudenken erlaubte, dass es in meinem Gehirn ganz leer war. Melanie schwieg ebenfalls.

Ich schloss die Augen und konnte keinen großen Unterschied zur mondlosen Nacht feststellen. Unerwartet leicht schlief ich ein.

Ausgetrocknet

»Okay! Du hattest Recht, du hattest Recht!«, sagte ich laut - sehr laut. Es war niemand in der Nähe, der mich hätte hören können. Melanie erwiderte nicht *Hab ich doch gleich gesagt,* zumindest nicht so wortreich. Dafür war ihr Schweigen umso anklagender.

Es widerstrebte mir immer noch, aus dem Auto auszusteigen, obwohl ich jetzt nichts mehr damit anfangen konnte. Als der Tank leer gewesen war, hatte ich es ausrollen lassen, bis es in einem seichten Graben stecken geblieben war - einer schlammigen Mulde, die der letzte heftige Regen ausgewaschen hatte. Jetzt starrte ich durch die Windschutzscheibe in die weite, verlassene Wüste hinaus und spürte, wie sich mein Magen vor Hunger und Angst zusammenzog.

Wir müssen los, Wanderer. Es wird bloß immer noch heißer.

Wenn ich nicht mehr als ein Viertel der Tankfüllung darauf verschwendet hatte, stur bis zum Fuß der zweiten Wegmarkierung weiterzufahren - nur um festzustellen, dass die dritte Orientierungslinie von dort aus nicht mehr zu sehen war, was bedeutete, dass ich umkehren und wieder zurückfahren musste -, wären wir auf diesem sandigen Weg schon so viel weiter gekommen, unserem nächsten Ziel schon so viel näher. Meinetwegen mussten wir jetzt zu Fuß weiter.

Ich lud das Wasser mit langsamen Bewegungen Flasche für Flasche in den Rucksack und schob die übrigen Müsliriegel genauso langsam hinterher. Melanie drängte mich zur Eile. Ihre Ungeduld machte es mir schwer, nachzudenken, mich auf irgendetwas zu konzentrieren. Wie zum Beispiel darauf, was jetzt aus uns werden sollte.

Hopp, hopp, hopp, skandierte sie, bis ich steif und unbeholfen aus dem Auto geklettert war. Als ich mich aufrichtete, fuhr mir ein Schmerz in den Rücken. Er rührte von meiner verdrehten Schlafposition und nicht von dem Gewicht, das ich trug; der Rucksack war gar nicht so schwer, wenn ich ihn einmal auf den Schultern hatte.

Jetzt deck das Auto ab, wies sie mich an und zeigte mir ein Bild, wie ich stachelige Zweige von den Kreosotbüschen und dem Jerusalemdorn in der Nähe abriss und sie auf dem silbernen Autodach verteilte.

»Warum?«

Ihr Tonfall machte deutlich, für wie blöd sie mich hielt, wenn ich das nicht verstand. *Damit uns niemand findet.*

Und was, wenn ich gefunden werden will*? Was, wenn hier draußen nichts weiter ist als Hitze und Staub? Wie sollen wir wieder nach Hause kommen?*

Nach Hause?, fragte sie und bombardierte mich mit trostlosen Bildern: die leere Wohnung in San Diego, der abstoßende Gesichtsausdruck der Sucherin, der Punkt, der auf der Karte Tucson markierte ... und ein kurzes, glücklicheres Schlaglicht auf den roten Canyon, das sich aus Versehen dazwischenstahl. *Wo bitte soll das sein?*

Ich ignorierte ihre Anweisung und kehrte dem Auto den Rücken zu. Ich steckte sowieso schon zu tief drin. Ich würde nicht jegliche Hoffnung aufgeben, zurückzukehren. Vielleicht würde irgendjemand das Auto finden und dann mich. Ich könnte jedem Retter problemlos und wahrheitsgemäß erklären, was ich hier tat: Ich hatte mich verirrt. Ich hatte die Orientierung verloren ... die Kontrolle verloren ... den Verstand verloren.

Zunächst folgte ich dem Wasserlauf und mein Körper fand zu seinem natürlichen, weit ausschreitenden Rhythmus. Es war nicht die Art, wie ich auf dem Bürgersteig zur Uni ging und zurück - es war überhaupt nicht *mein* Gang. Aber er passte zu diesem unebenen Gelände und brachte mich zügig voran. Ich war überrascht, wie schnell es ging, bis ich mich an das Tempo gewöhnt hatte.

»Was, wenn ich nicht hier entlanggekommen wäre?«, fragte ich, als ich immer weiter in die menschenleere Wüste vordrang. »Was, wenn Heiler Fords immer noch in Chicago wäre? Was, wenn uns mein Weg nicht in ihre Nähe geführt hätte?«

Es war diese Unmittelbarkeit - diese Verlockung, der Gedanke, dass Jared und Jamie vielleicht *genau hier waren,* irgendwo in dieser verlassenen Gegend -, die es so unmöglich gemacht hatte, diesem sinnlosen Plan zu widerstehen.

Ich weiß es nicht genau, gab Melanie zu. *Ich glaube, ich hätte es trotzdem versucht, aber während die anderen in der Nähe waren, hatte ich Angst. Ich habe immer noch Angst. Dir zu vertrauen könnte sie umbringen.*

Wir schauderten beide bei dem Gedanken.

Aber hier zu sein, so nah dran ...da musste *ich es einfach versuchen.*

Bitte - und plötzlich bettelte sie, flehte mich an, ohne eine Spur von Abneigung in ihren Gedanken -, *bitte tu ihnen nicht weh. Bitte.*

»Ich will ihnen nicht wehtun ... Ich weiß gar nicht, ob ich ihnen wehtun *kann.* Lieber würde ich ...«

Was denn? Selber sterben? Lieber, als den Suchern ein paar menschliche Herumtreiber auszuliefern?

Wir schauderten wieder bei dem Gedanken, aber mein Abscheu vor dieser Vorstellung tröstete sie. Mir dagegen machte es eher Angst.

Als der Wasserlauf zu weit nach Norden führte, schlug Melanie vor, den aschfarbenen Pfad zu verlassen und direkt auf den dritten Orientierungspunkt zuzugehen, die östliche Felsspitze, die wie ein Finger in den wolkenlosen Himmel zu zeigen schien.

Ich wollte diesen Wasserlauf nicht verlassen, genauso wenig wie ich das Auto hatte verlassen wollen. Ich könnte ihm zurück bis zur Straße folgen und dann der Straße bis zum Highway. Es waren etliche Kilometer und würde mehrere Tage dauern, aber wenn ich ihn erst hinter mir gelassen hatte, wäre ich endgültig vom Weg abgekommen.

Du musst daran glauben, Wanderer. Wir finden Onkel Jeb oder er findet uns.

Falls er noch lebt, fügte ich seufzend hinzu und bog von meinem Pfad ab ins Gestrüpp, das überall gleich aussah. *Ich bin das Glauben nicht gewohnt. Ich weiß nicht, ob ich viel damit anfangen kann.*

Und wie ist es mit Vertrauen?

Vertrauen - wem? Dir? Ich lachte. Die heiße Luft verbrannte mir beim Einatmen die Kehle.

Stell dir vor, wechselte sie das Thema, *vielleicht treffen wir sie schon heute Abend.*

Die Sehnsucht war die von uns beiden; das Bild ihrer Gesichter, ein Mann, ein Kind, entsprang den Erinnerungen von beiden. Als ich schneller ging, war ich mir nicht sicher, ob ich die Bewegung vollkommen unter Kontrolle hatte.

Es wurde heißer - und noch heißer und dann noch heißer. Der Schweiß pappte mir die Haare an den Kopf und mein hellgelbes T-Shirt klebte an allen Stellen meines Körpers fest, mit denen es in Berührung kam. Am Nachmittag kamen glühende Windböen auf, die mir Sand ins Gesicht bliesen. Die heiße Luft trocknete den Schweiß, überzog mein Haar mit einer Staubkruste und löste das T-Shirt von meiner Haut; es war steif vom Salz wie ein Stück Pappe. Ich ging weiter.

Ich trank öfter Wasser, als Melanie guthieß. Sie missgönnte mir jeden Schluck und warnte, dass wir es morgen viel nötiger haben würden. Aber ich hatte ihr heute schon so viel zugestanden, dass ich nicht in der Stimmung war, auf sie zu hören. Ich trank, wenn ich Durst hatte, was fast immer der Fall war.

Meine Beine trugen mich vorwärts, ohne dass ich einen Gedanken darauf verschwendete. Das rhythmische Knirschen meiner Schritte lieferte die leise und eintönige Hintergrundmusik.

Es gab nichts zu sehen; ein verkrüppelter Strauch sah genauso aus wie der nächste. Die ereignislose Gleichförmigkeit versetzte mich in eine Art Trance - ich nahm eigentlich nur die Silhouette der Berge vor dem blassen, ausgeblichenen Himmel wahr. Alle paar Schritte studierte ich ihre Umrisse, bis ich sie so gut kannte, dass ich sie mit verbundenen Augen hätte nachzeichnen können. Die Landschaft schien wie erstarrt zu sein. Ich drehte ständig den Kopf hin und her auf der Suche nach der vierten Wegmarkierung, die Melanie mir erst heute Morgen gezeigt hatte - ein großer kuppelförmiger Gipfel, dem ein Stück fehlte, wie eine Aushöhlung in seiner Seite -, als ob die Perspektive sich seit meinem letzten Schritt so verändert haben könnte. Ich hoffte, dass dieser letzte Anhaltspunkt der entscheidende war, denn wir konnten von Glück sagen, überhaupt so weit gekommen zu sein. Aber ich hatte das Gefühl, dass Melanie noch etwas vor mir verbarg und das Ende unserer Reise unendlich weit entfernt war.

Den Nachmittag über vertilgte ich einen Müsliriegel nach dem anderen und merkte erst, als es zu spät war, dass ich gerade den letzten aufgegessen hatte.

Als die Sonne unterging, wurde es genauso schnell Nacht wie am Tag zuvor. Melanie war vorbereitet und hatte schon eine Stelle ausgesucht, wo wir bleiben konnten.

Hier, sagte sie. *Leg dich so weit wie möglich von der Cholla weg. Du wälzt dich im Schlaf hin und her.*

Im Dämmerlicht betrachtete ich den flauschig wirkenden Kaktus, der so dicht von elfenbeinfarbenen Stacheln bedeckt war, dass sie aussahen wie Fell, und schauderte. *Ich soll einfach auf dem Boden schlafen? Hier?*

Hast du eine bessere Idee? Sie spürte meine Angst und ihr Ton wurde sanfter, als hätte sie Mitleid mit mir. *Na, komm - besser als das Auto. Zumindest ist es flach. Es ist so heiß, dass kein Ungeziefer von deiner Körperwärme angezogen wird, und ...*

»Ungeziefer?«, fragte ich laut. *»Ungeziefer?«* Ganz kurz tauchten äußerst unangenehme Bilder von giftig aussehenden Insekten und zusammengerollten Schlangen in ihrer Erinnerung auf.

Keine Sorge, versuchte sie mich zu beruhigen, als ich mich auf die Zehenspitzen stellte, um mich vor allem in Sicherheit zu bringen, was sich vielleicht im Sand da unten versteckte, während meine Augen die Schwärze nach irgendeinem Ausweg absuchten. *Dich wird nichts belästigen, was du nicht zuerst belästigst. Du bist schließlich das größte Lebewesen hier.*

Wieder blitzte eine Erinnerung auf, dies mal an einen mittelgroßen, hundeartigen Aasfresser, einen Kojoten.

»Na prima«, stöhnte ich und kauerte mich zusammen, um mich so klein wie möglich zu machen, obwohl ich immer noch Angst vor dem schwarzen Boden unter mir hatte. »Von wilden Hunden getötet. Wer hätte gedacht, dass es so ... trivial enden würde? Wie unspektakulär. Die Klauenbestie auf dem Nebelplaneten, okay. Von *der* zerrissen zu werden, hätte wenigstens eine gewisse Würde gehabt.«

Melanie antwortete mir in einem Tonfall, der sich anhörte, als würde sie die Augen verdrehen. *Stell dich nicht so an. Niemand wird dich fressen. Jetzt leg dich hin und ruh dich aus. Morgen wird es noch an-strengender als heute.*

»Danke für die guten Nachrichten«, murrte ich. Sie entpuppte sich als ein richtiger Tyrann. Ich musste an das menschliche Sprichwort denken, *Reich ihr den kleinen Finger und sie nimmt gleich die ganze Hand.* Aber ich war erschöpfter, als ich gedacht hatte, und so-bald ich mich widerwillig auf dem Boden niederließ, konnte ich nicht anders, als in den harten, steinigen Dreck zu sinken und die Augen zu schließen.

Es kam mir so vor, als seien nur Minuten vergangen, als der Morgen dämmerte - grell und bereits jetzt heiß genug, um mich zum Schwitzen zu bringen. Ich wachte dreckverkrustet und mit Steinchen übersät auf; mein rechter Arm war unter meinem Körper eingeklemmt und eingeschlafen. Ich schüttelte ihn, um das Kribbeln zu vertreiben, und griff dann nach dem Rucksack mit dem Wasser.

Melanie war dagegen, aber ich ignorierte sie. Ich suchte nach der halbleeren Flasche, aus der ich zuletzt getrunken hatte, und durchwühlte dabei die vollen und die leeren, bis mir etwas auffiel.

Ich wurde nervös, als ich zu zählen begann. Ich zählte zweimal. Es waren zwei leere Flaschen mehr als volle. Ich hatte schon über die Hälfte meines Wasservorrats aufgebraucht.

Ich hab dir doch gesagt, dass du zu viel trinkst.

Ich antwortete ihr nicht, aber ich setzte den Rucksack auf, ohne einen Schluck zu nehmen. Mein Mund fühlte sich furchtbar an - trocken und sandig - und schmeckte nach Galle. Ich versuchte es zu ignorieren - versuchte damit aufzuhören, mit meiner Schmirgelpapier-Zunge über meine sandigen Zähne zu fahren - und ging los.

Mein Magen war schwerer zu ignorieren als mein Mund, als die Sonne über mir höher stieg und immer heißer wurde. Er knurrte und zog sich regelmäßig zusammen in der Erwartung von Mahlzeiten, die nicht kamen. Am Nachmittag war das Hungergefühl nicht mehr nur unangenehm, sondern richtiggehend schmerzhaft.

Das ist noch gar nichts, erinnerte mich Melanie herablassend. *Es ging uns schon schlechter.*

Dir vielleicht, gab ich zurück. Ich war nicht in der Stimmung, mir ihre Durchhalte-Erinnerungen anzuhören.

Ich war kurz vorm Verzweifeln, da kam die Erlösung. Als ich mit einer routinierten, halbherzigen Kopfbewegung den Horizont absuchte, stach mir plötzlich die zwiebelförmige Kuppel inmitten einer im Norden gelegenen Reihe kleinerer Gipfel ins Auge. Das fehlende Stück war von hier aus gesehen nur eine kleine Einkerbung.

Ähnlich genug, beschloss Melanie, die darüber, dass wir auf dem richtigen Weg waren, genauso aufgeregt war wie ich. Voller Elan bog ich Richtung Norden ab und schritt weit aus. *Halt die Augen auf nach der nächsten Wegmarkierung.* Sie erinnerte sich für mich wieder an eine Formation und ich begann sofort, Ausschau zu halten, obwohl ich wusste, dass das so früh noch keinen Zweck hatte.

Sie würde im Osten liegen. Norden und dann Osten und dann wieder Norden. Das war das Muster.

Der Anreiz, einen weiteren Orientierungspunkt entdeckt zu haben, ließ mich weitergehen, obwohl meine Beine immer schwerer wurden. Melanie drängte mich vorwärts, feuerte mich an, wenn ich langsamer wurde, und dachte an Jared und Jamie, um meine Müdigkeit zu vertreiben. Ich kam in gleichmäßigem Tempo voran und wartete mit jedem Schluck, bis Melanie ihn genehmigte, obwohl sich mein Hals von innen wie verätzt anfühlte.

Ich musste zugeben, dass ich stolz auf mein Durchhaltevermögen war. Als die staubige Straße auftauchte, kam es mir fast wie eine Belohnung vor. Sie schlängelte sich nach Norden, in die Richtung, in die wir sowieso gingen, aber Melanie war skeptisch.

Mir gefällt das nicht, beharrte sie.

Die Straße war nichts weiter als eine blasse Linie durch das Gestrüpp, die sich nur durch ihre glattere Oberfläche und die fehlenden Pflanzen von ihrer Umgebung unterschied. Auf der Mitte der Fahrbahn zeichneten sich in parallelen Linien alte Reifenspuren ab.

Sobald sie nicht mehr in die richtige Richtung führt, biegen wir einfach wieder ab.

Ich ging bereits zwischen den Reifenspuren entlang. *Aber so kommen wir besser voran, als wenn wir uns einen Weg zwischen den Kreosotbüschen hindurch bahnen und ständig auf die Cholla achten müssen.*

Sie antwortete nicht, aber ihre Unruhe ließ mich wachsamer werden, fast ein bisschen paranoid. Ich hielt weiter nach der nächsten Formation Ausschau - ein perfekt geformtes M, zwei gleich aussehende Vulkangipfel -, aber ich behielt auch die Wüste um mich herum aufmerksamer im Auge als bisher.

Deshalb bemerkte ich den weit entfernten grauen Fleck, lange bevor ich erkennen konnte, was es war. Ich fragte mich, ob mir meine Augen einen Streich spielten, und blinzelte den Staub weg, der meinen Blick verschleierte. Die Farbe schien nicht zu einem Felsen zu passen und die Form war zu massiv für einen Baum. Ich zwinkerte ins grelle Licht und versuchte zu erraten, um was es sich handeln könnte.

Dann blinzelte ich noch einmal und plötzlich wurde der Fleck zu einer konkreten Form, näher als ich gedacht hatte. Es war eine Art Haus oder Gebäude, klein und zu einem matten Grau verwittert.

Melanies Panikattacke ließ mich von der schmalen Straße springen und hinter den dürren Sträuchern in zweifelhafte Deckung gehen.

Lass uns weitergehen, erklärte ich. *Es ist bestimmt verlassen.*

Woher willst du das wissen? Sie drängte so stark zurück, dass ich mich richtig konzentrieren musste, um meine Füße vorwärtsbewegen zu können.

Wer sollte hier wohnen? Wir Seelen ziehen es vor, in Gesellschaft zu leben. Ich hörte meinen bitteren Unterton und wusste, er hatte damit zu tun, wo ich jetzt war - buchstäblich und auch im übertragenen Sinne mitten im Nichts. Warum gehörte ich nicht mehr zur Gemeinschaft der Seelen? Warum hatte ich das Gefühl, als ... als *wollte* ich gar nicht mehr dazugehören? War ich wirklich je Teil der Gesellschaft gewesen, die eigentlich meine war, oder gab es einen Grund für meine lange Reihe von Leben, die ich als Durchgangsreisende verbracht hatte? War ich immer schon eine Abweichlerin gewesen oder hatte mich erst Melanie dazu gemacht? Hatte mich dieser Planet verändert oder nur mein wahres Ich zum Vorschein gebracht?

Melanie hatte kein Verständnis für meine persönliche Krise - sie wollte nur, dass ich mich so schnell wie möglich und so weit wie möglich von diesem Gebäude entfernte. Ihre Gedanken zogen und zerrten an meinen und rissen mich aus meinen Überlegungen.

Beruhig dich, befahl ich und versuchte mich zu konzentrieren und meine Gedanken von ihren zu trennen. *Wenn dort wirklich irgendjemand lebt, muss es ein Mensch sein. Du kannst mir glauben, unter den Seelen gibt es keine Einsiedler. Vielleicht dein Onkel Jeb ...*

Sie wies den Gedanken energisch zurück. *Kein Mensch könnte hier so ungeschützt überleben. Deine Leute haben bestimmt alle Behausungen sorgfältig durchsucht. Wer auch immer hier gelebt hat, ist entweder abgehauen oder einer von euch geworden. Onkel Jeb brauchte ein besseres Versteck.*

Und wenn, wer immer hier gelebt hat, einer von uns geworden ist, hat er diesen Ort verlassen, versicherte ich ihr. *Nur ein Mensch würde so leben ...* Ich brach ab, plötzlich selbst ganz verängstigt.

Was ist los? Sie reagierte so heftig auf meine Angst, dass ich wie angewurzelt stehen blieb. Sie durchkämmte meine Gedanken auf der Suche nach etwas, das ich gesehen und das mich aufgeregt haben könnte.

Aber ich hatte nichts Neues entdeckt. *Melanie, was, wenn es hier draußen Menschen gibt - und zwar nicht Onkel Jeb und Jared und Jamie? Was, wenn uns jemand anders findet?*

Sie dachte über den Gedanken nach. *Du hast Recht, sie würden uns sofort töten. Natürlich.*

Ich versuchte zu schlucken, den Geschmack der Angst aus meinem trockenen Mund zu vertreiben.

Da ist schon niemand anders. Wie auch? Deine Leute sind viel zu gründlich, argumentierte sie. *Nur jemand, der schon vorher versteckt gelebt hat, hätte eine Chance gehabt. Also lass uns nachgucken gehen - du bist dir sicher, dass hier keiner von deinen Leuten ist, und ich bin mir sicher, hier ist keiner von meinen. Vielleicht finden wir irgendwas Nützliches, irgendwas, das wir als Waffe verwenden können.*

Ich schauderte bei ihren Gedanken an scharfe Messer und lange Metallwerkzeuge, die als Knüppel dienen konnten. *Keine Waffen.*

Oh, Mann. Wie ist es nur möglich, dass uns solche rückgratlosen Wesen besiegen konnten?

Durch Geheimhaltung und Überzahl. Jeder von euch, sogar eure Jungen, sind hundertmal gefährlicher als einer von uns. Aber ihr seid der nur eine Termite in einem Ameisenhaufen. Wir sind Millionen, die alle harmonisch Hand in Hand arbeiten, um unser Ziel zu erreichen.

Als ich diese Verbundenheit beschrieb, verspürte ich erneut lähmende Angst und Verwirrung. Wer war ich?

Wir blieben in der Nähe der Kreosotbüsche, als wir uns dem kleinen Bauwerk näherten. Es war ein Haus, nur eine kleine Hütte neben der Straße, ohne den geringsten Hinweis darauf, wozu sie diente. Auch der Grund, warum sie ausgerechnet hier stand, blieb uns verborgen - dieser Ort hatte nichts weiter zu bieten als Leere und Hitze.

Es gab keine Anzeichen dafür, dass die Hütte in letzter Zeit bewohnt gewesen war. Die Tür fehlte, so dass der Türrahmen freien Zugang bot, und in den leeren Fensterrahmen hingen nur noch ein paar spärliche Glasreste. Staub hatte sich auf der Türschwelle angesammelt und im Inneren verteilt. Die grauen, verwitterten Wände schienen schief im Wind zu stehen, der hier offenbar immer aus derselben Richtung blies.

Es gelang mir, meine Angst zu zügeln, als ich zögernd auf den leeren Türrahmen zuging. Wir waren jetzt bestimmt genauso allein wie die ganzen letzten Tage über.

Der Schatten, den der dunkle Eingang versprach, trieb mich an und ließ meine Ängste verblassen. Ich lauschte immer noch aufmerksam, aber meine Füße bewegten sich mit schnellen, sicheren Schritten vorwärts. Ich hechtete über die Schwelle und trat schnell zur Seite, um eine Wand im Rücken zu haben; ein Überbleibsel aus der Zeit, als Melanie auf Nahrungssuche gewesen war. Ich stand unbeweglich da, nervös, weil ich nichts sehen konnte, und wartete darauf, dass sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnten.

Die kleine Hütte war wie vermutet leer. Sie wirkte im Innern genauso unbewohnt wie von außen. Die Platte eines zusammengebrochenen Tisches hing schräg von den beiden noch intakten Beinen herunter, daneben stand ein verrosteter Metallstuhl. Durch große Löcher in dem abgenutzten, schmutzigen Teppich blitzte der Betonboden hervor. An der Wand befand sich eine Küchenzeile: ein tiefes Spülbecken, dann eine Reihe Küchenschränke -einige ohne Türen - zwischen der Spüle und einem halbhohen Kühlschrank, dessen Tür offen stand und sein mit schwarzem Schimmel bedecktes Inneres erkennen ließ. An der gegenüberliegenden Wand stand das Gestell eines Sofas ohne Polster. Über dem Sofa hing ein bisschen schief, aber völlig unversehrt, ein gerahmter Druck, der Poker spielende Hunde zeigte.

Gemütlich, dachte Melanie; sie war erleichtert genug, um sarkastisch zu sein. *Hier gibt es mehr Deko als in deiner Wohnung.*

Ich war bereits auf dem Weg zur Spüle.

Träum weiter, fügte Melanie hilfreich hinzu.

Natürlich war es Verschwendung, diesen abgelegenen Ort mit fließend Wasser zu versorgen; solche Dinge wurden von den Seelen zu gut verwaltet, als dass sie das nicht geändert hätten. Trotzdem musste ich einfach an den uralten Griffen drehen. Einer war so durchgerostet, dass er abbrach.

Als Nächstes wandte ich mich den Schränken zu und kniete mich auf den widerlichen Teppich, um vorsichtig hineinzuspähen. Mit weit ausgestrecktem Arm öffnete ich eine Tür, aus Angst, irgendein giftiges Wüstentier aufzuscheuchen.

Der erste Schrank war leer und hatte keine Rückwand, so dass ich die Holzlatten der Außenwand sehen konnte. Der nächste hatte keine Tür, aber es lag ein staubbedeckter Stapel alter Zeitungen darin. Neugierig zog ich eine heraus, schüttelte den Dreck auf den noch dreckigeren Boden und sah auf das Datum.

Noch aus Menschenzeiten, stellte ich fest. Nicht, dass ein Datum nötig gewesen wäre, um das zu erkennen.

»Mann verbrennt dreijährige Tochter«, sprang mir die Schlagzeile entgegen, daneben das Bild eines engelsgleichen blonden Kindes. Es war nicht die Titelseite. Die Schrecken, von denen hier berichtet wurde, waren nicht entsetzlich genug, um einen Platz auf dem Titel zu verdienen. Darunter war das Gesicht eines Mannes zu sehen, der zwei Jahre vor dem Erscheinungstermin der Zeitung seine Frau und seine zwei Kinder ermordet hatte und nach dem seither gefahndet wurde; der Bericht handelte davon, dass der Mann möglicherweise in Mexiko gesehen worden war. Zwei Tote und drei Verletzte bei einem Verkehrsunfall aufgrund von Trunkenheit am Steuer. Eine Untersuchung wegen Betrugs und Mordes im Zusammenhang mit dem angeblichen Selbstmord eines prominenten örtlichen Bankmanagers. Ein Kinderschänder wird wegen Widerrufs seines Geständnisses auf freien Fuß gesetzt. Abgeschlachtete Haustiere in einem Müllcontainer gefunden.

Ich schauderte und schob die Zeitung weg, zurück in den dunklen Schrank.

Das waren die Ausnahmen, nicht die Regel, dachte Melanie ruhig und versuchte, das ungefilterte Entsetzen meiner Reaktion davon abzuhalten, in ihre Erinnerungen an diese Jahre einzusickern und sie zu trüben.

Aber verstehst du jetzt, warum wir dachten, wir könnten es besser? Warum uns der Gedanke gekommen ist, dass ihr all die wunderbaren Dinge auf dieser Welt vielleicht gar nicht verdient?

Sie antwortete bissig: *Wenn ihr den Planeten säubern wolltet, warum habt ihr ihn dann nicht einfach in die Luft gesprengt?*

Auch wenn eure Science-Fiction-Autoren davon träumen, wir haben einfach nicht die nötige Technologie dafür.

Sie fand meinen Witz nicht lustig.

Außerdem, fügte ich hinzu, *wäre das eine solche Verschwendung gewesen. Es ist ein herrlicher Planet. Abgesehen von dieser grässlichen Wüste natürlich.*

So haben wir übrigens gemerkt, dass ihr hier wart, sagte sie, wobei sie sich wieder auf die ekelhaften Schlagzeilen bezog. *Als die Abendnachrichten aus nichts anderem mehr bestanden als aus erbaulichen, anrührenden Meldungen, als die Pädophilen und Junkies vor den Krankenhäusern Schlange standen, um sich selbst einzuliefern, als sich alles in eine gewaltfreie Idylle verwandelte, da habt ihr euch verraten.*

»Was für eine schreckliche Veränderung!«, sagte ich trocken und wandte mich dem nächsten Schrank zu.

Ich zog die verklemmte Tür auf und stieß auf eine Goldmine.

»Cracker!«, rief ich, als ich nach der ausgeblichenen, halb zerdrückten Packung mit Salzgebäck griff. Dahinter stand noch eine zweite Packung, die aussah, als wäre jemand draufgetreten. »Cremeschnitten!«, jubelte ich.

Sieh mal!, sagte Melanie eindringlich und richtete meine Aufmerksamkeit auf drei verstaubte Flaschen mit Desinfektionsmittel hinten im Schrank.

Was willst du denn damit?, fragte ich, während ich bereits die Schachtel mit den Crackern aufschlitzte. *Es irgendwem in die Augen spritzen? Oder ihm mit der Flasche den Schädel einschlagen?*

Zu meiner großen Freude waren die Cracker zwar völlig zerkrümelt, aber noch in ihrer Plastikverpackung. Ich riss eine davon auf und begann mir die Krümel in den Mund zu schütten und sie halb zerkaut zu schlucken. Ich konnte sie gar nicht schnell genug in den Magen kriegen.

Mach eine Flasche auf und riech dran, wies sie mich an, ohne auf meinen Kommentar einzugehen. *So hat mein Vater Wasser in der Garage aufbewahrt. Der Rückstand des Desinfektionsmittels sorgt dafür, das Wasser nicht verdirbt. Sofort.*

Ich hatte eine Packung Krümel aufgegessen und öffnete gerade die nächste. Sie waren altbacken, aber verglichen mit dem Geschmack in meinem Mund waren sie eine Offenbarung. Als ich die dritte Packung verschlungen hatte, merkte ich, wie das Salz auf meinen rissigen Lippen und in den Mundwinkeln brannte. Ich hievte eine der Flaschen aus dem Schrank und hoffte, dass Melanie Recht hatte. Meine Arme fühlten sich schwach an, wie Pudding, und waren kaum in der Lage, sie anzuheben. Das beunruhigte uns beide. So sehr hatte unsere Kondition schon gelitten? Wie weit würden wir wohl noch kommen?

Der Deckel saß so fest, dass ich mich fragte, ob er mit der Flasche verschmolzen war. Aber schließlich gelang es mir, ihn mit den Zähnen aufzudrehen. Ich schnüffelte vorsichtig an der Öffnung, nicht besonders erpicht darauf, giftige Dämpfe einzuatmen. Der Geruch nach Desinfektionsmittel war nur ganz schwach. Ich roch etwas mutiger daran. Es war eindeutig Wasser. Abgestandenes, modriges Wasser, aber immerhin Wasser. Ich trank einen kleinen Schluck. Kein frischer Bergquell, aber nass. Ich begann es hinunterzustürzen.

Langsam, warnte mich Melanie und ich musste ihr Recht geben. Wir hatten Glück gehabt, auf diesen Vorrat zu stoßen, aber es war leichtsinnig, ihn zu verschwenden. Außerdem wollte ich jetzt wieder feste Nahrung, nachdem das Brennen des Salzes nachgelassen hatte. Ich griff nach der Packung mit den Cremeschnitten und leckte drei der zerquetschten Kuchen aus der Plastikfolie. Der letzte Schrank war leer.

Sobald das schlimmste Hungergefühl ein bisschen nachgelassen hatte, begann sich Melanies Ungeduld in meine Gedanken zu drängen. Diesmal leistete ich keinen Widerstand und lud schnell meine Beute in den Rucksack. Die leeren Wasserflaschen warf ich in die Spüle, um Platz zu schaffen. Die Desinfektionsmittelflaschen waren schwer, aber es war ein tröstliches Gewicht. Es bedeutete, dass ich mich heute Nacht auf dem Wüstenboden nicht schon wieder durstig und hungrig zum Schlafen ausstrecken musste. Voll neuer Energie, die der Zucker durch meine Adern schießen ließ, trat ich wieder hinaus in den gleißenden Nachmittag.

Gescheitert

»Unmöglich! Du hast dich vertan! Das kann es nicht sein!« Ich starrte ungläubig in die Ferne. Mir war ganz schlecht vor Entsetzen.

Gestern Morgen hatte ich die letzte zerquetschte Cremeschnitte gefrühstückt. Gestern Nachmittag hatte ich die zwei Bergspitzen entdeckt und war erneut nach Osten abgebogen. Melanie hatte mir eine Formation gezeigt, von der sie mir versprochen hatte, dass die letzte war, die wir finden mussten. Die Nachricht hatte mich fast verrückt werden lassen vor Freude. Gestern Abend hatte ich den letzten Rest Wasser getrunken. Das war Tag vier gewesen. Der heutige Morgen war eine vage Erinnerung an blendende Sonne und verzweifelte Hoffnung. Die Zeit lief uns davon und mit wachsender Panik hatte ich den Horizont nach der letzten Wegmarkierung abgesucht. Ich konnte keine Stelle erkennen, wo sie hinpassen würde: die lange, flache Linie einer Hochebene, flankiert von stumpfen Hügeln an beiden Seiten, als wären es Wachposten. So etwas brauchte Platz und die Berge im Osten und Norden waren von spitzen Gipfeln übersät. Mir war nicht klar, wo die flache Hochebene dazwischenpassen sollte.

Am Vormittag - die Sonne stand immer noch im Osten und schien mir in die Augen - hatte ich angehalten, um mich auszuruhen. Ich fühlte mich so schwach, dass es mir Angst machte. Inzwischen tat mir jeder Muskel in meinem Körper weh, aber das kam nicht vom Laufen. Auch den Schmerz der Erschöpfung und den Schmerz vom Schlafen auf dem Boden kannte ich schon, aber die fühlten sich anders an als der neue Schmerz. Mein Körper war dabei auszutrocknen und jede Faser in mir protestierte dagegen. Ich wusste, ich würde nicht mehr lange weitergehen können.

Ich drehte mich mit dem Rücken nach Osten, um die Sonne einen Moment lang aus dem Gesicht zu bekommen.

Und da sah ich sie. Die lange, flache Linie der Hochebene, unverwechselbar, mit den beiden abschließenden Gipfeln. Da war sie, so weit westlich, dass sie zu flimmern schien wie eine Fata Morgana, über der Wüste schwebte wie eine dunkle Wolke. Jeder Schritt, den wir gegangen waren, hatte in die falsche Richtung geführt. Der letzte Anhaltspunkt lag weiter im Westen, als wir auf unserem gesamten Weg je gewesen waren.

»Unmöglich«, flüsterte ich erneut.

Melanie war in meinem Kopf erstarrt - ohne zu denken, ausdruckslos - und versuchte verzweifelt, sich gegen diese neue Erkenntnis zu wehren. Ich wartete, während meine Augen die eindeutig vertrauten Umrisse entlangfuhren, bis die Wucht ihres Kummers mich plötzlich in die Knie zwang. Ihre schweigende Klage über unsere Niederlage hallte in meinem Kopf wider und fügte meinem Schmerz eine weitere Dimension hinzu. Mein Atem kam stoßweise - ein ersticktes, tränenloses Schluchzen. Die Sonne kletterte meinen Rücken hoch und brachte mein dunkles Haar zum Glühen.

Mein Schatten war nur noch ein kleiner Kreis unter mir, als ich mich wieder unter Kontrolle hatte. Mühsam kam ich wieder hoch. Kleine, scharfe Steinchen klebten mir an den Beinen. Ich machte mir nicht die Mühe, sie wegzuwischen. Eine lange, heiße Weile lang starrte ich auf die schwebende Hochebene, die mich von Westen her verhöhnte.

Und schließlich, ohne genau zu wissen, warum, ging ich los. Ich wusste nur eins: dass ich es war, die ging, und sonst niemand. Melanie war klitzeklein in meinem Gehirn - eine winzige Kugel aus Schmerz, zu der sie sich zusammengerollt hatte. Von ihr kam keine Hilfe.

Meine Schritte knirschten auf dem rissigen Boden.

»Er war eben doch nur ein verwirrter, alter Narr«, murmelte ich vor mich hin. Ein eigenartiges Zittern schüttelte meine Brust und ein raues Husten bahnte sich einen Weg durch meine Kehle. Der heisere Hustenanfall hörte nicht wieder auf, und erst als meine Augen prickelten, ohne dass es Tränen gab, mit denen sie sich füllen konnten, merkte ich, dass ich lachte.

»Hier draußen war ... gar ... nie ... irgendwas!«, keuchte ich zwischen Hysterieattacken. Ich taumelte vorwärts, als wäre ich betrunken, und meine Schritte hinterließen eine unregelmäßige Spur hinter mir.

Doch. Melanie erhob sich aus ihrem Elend, um den Glauben zu verteidigen, dem sie immer noch anhing. *Ich habe irgendetwas falsch verstanden oder so. Mein Fehler.*

Jetzt lachte ich sie aus. Das Geräusch wurde vom glühenden Wind verschluckt.

Warte mal, dachte sie und versuchte, meine Aufmerksamkeit von der komischen Seite der Sache abzulenken. *Glaubst du nicht ... Ich meine, glaubst du, dass* sie *das hier vielleicht auch probiert haben?*

Ihre unerwartete Angst erwischte mich mitten in einem Lachanfall. Ich verschluckte mich an der heißen Luft, meine Brust schmerzte von meinem plötzlichen Ausbruch morbider Hysterie. Als ich wieder Luft bekam, war von meinem Galgenhumor nichts mehr übrig. Unwillkürlich schweifte mein Blick über die verlassene Ebene und suchte nach irgendeinem Anhaltspunkt dafür, dass ich nicht die Erste war, die ihr Leben auf diese Art wegwarf. Die Wüste war riesig, aber ich konnte mit der krampfhaften Suche nach ... Überresten nicht aufhören.

Nein, natürlich nicht. Melanie beruhigte sich inzwischen schon selbst. *Jared ist viel zu klug. Er würde niemals so unvorbereitet hierherkommen wie wir. Er würde Jamie nicht in Gefahr bringen.*

Du hast bestimmt Recht, erklärte ich und wollte genauso sehr daran glauben wie sie. *Ich bin sicher, dass niemand anders im gesamten Universum so blöd ist wie wir. Außerdem ist er bestimmt gar nicht bis hierher gekommen. Er hat es wahrscheinlich nie herausgefunden. Und ich wünschte, du auch nicht.*

Meine Füße gingen immer weiter. Ich merkte es kaum. Es bedeutete so wenig angesichts der Entfernung, die vor uns lag. Und selbst wenn wir auf magische Weise zum Fuß der Hochebene gelangen würden, was dann? Ich war absolut sicher, dass dort nichts war. Niemand wartete an der Hochebene, um uns zu retten. »Wir werden sterben«, sagte ich. Es überraschte mich, dass in meiner kratzigen Stimme keine Angst mitschwang. Es war nur eine Tatsache neben anderen. Die Sonne ist heiß. Die Wüste ist trocken. Wir werden sterben.

Ja. Sie war ebenfalls ruhig. Das - der Tod - war leichter zu akzeptieren als die Tatsache, dass unsere Anstrengungen absoluter Irrsinn gewesen waren.

»Macht dir das nichts aus?«

Sie dachte einen Moment lang nach, bevor sie antwortete. *Ich habe es zumindest versucht. Und ich habe gewonnen. Ich habe sie nicht verraten. Ich habe sie nicht verletzt. Ich habe mein Bestes gegeben, um sie zu finden. Ich habe versucht, mein Versprechen zu halten ... Ich sterbe für sie.*

Ich zählte neunzehn Schritte, bevor ich antworten konnte. Neunzehnmal träges, unnützes Knirschen im Sand.

»Und wofür sterbe *ich*?*«,* fragte ich. Es prickelte erneut in meinen ausgetrockneten Tränengängen. »Ich nehme an, weil ich verloren habe, stimmt's? Ist doch so, oder?«

Ich zählte vierunddreißigmal Knirschen, bevor sie eine Antwort auf meine Frage hatte.

Nein, dachte sie langsam. *Das Gefühl habe ich nicht. Ich glaube ... na ja, ich glaube, dass du vielleicht ... dass du vielleicht dafür stirbst, ein Mensch zu sein.* Sie lächelte beinahe in Gedanken. *Nach all den Planeten und all den Wirten, die du schon bewohnt hast, hast du endlich den Ort und den Körper gefunden, für den du dein Leben hingeben würdest. Ich glaube, du hast dein Zuhause gefunden, Wanderer.*

Zehnmal Knirschen.

Ich hatte nicht mehr die Kraft, meinen Mund zu öffnen. *Nur schade, dass ich nicht noch ein bisschen länger bleiben konnte.*

Ich wusste, was sie antworten würde. Vielleicht würde sie versuchen, mich zu trösten. Als Belohnung dafür, dass ich sie zum Sterben hier rausgeschleppt hatte. Sie hatte gewonnen, sie starb als Mensch.

Ich begann zu straucheln. Meine Muskeln flehten mich um Gnade an, als läge es in meiner Macht, ihren Schmerz zu lindern. Ich glaube, ich wäre genau dort stehen geblieben, aber Melanie war wie immer stärker als ich.

Jetzt konnte ich sie spüren, nicht nur in meinem Kopf, sondern auch in meinen Gliedern. Meine Schritte wurden größer, die Spur, die ich hinterließ, geradliniger. Mit reiner Willenskraft trieb sie meine halbtote Hülle auf das unerreichbare Ziel zu.

Dieser sinnlose Kampf wurde von unerwarteter Freude begleitet. Genau wie ich sie spüren konnte, konnte sie meinen Körper spüren. Es war jetzt *unser* Körper, mit zunehmender

Schwäche überließ ich ihr die Kontrolle. Sie frohlockte über die Freiheit, unsere Arme und Beine vorwärtsbewegen zu können, egal, wie nutzlos diese Bewegung war. Sie war selig, einfach weil sie wieder in der Lage dazu war. Sogar der Schmerz unseres beginnenden Todeskampfes verblasste verglichen damit.

Was glaubst du, was da draußen ist?, fragte sie, während wir auf das Ende zugingen. *Was wirst du sehen, wenn wir tot sind?*

Nichts. Das Wort kam klar und hart und überzeugt heraus. *Es gibt einen Grund, warum wir vom* endgültigen *Tod sprechen. Ihr Seelen glaubt nicht an ein Leben nach dem Tod? Wir haben so viele Leben. Alles, was darüber hinausgeht, wäre ... zu viel verlangt. Jedes Mal, wenn wir unseren Wirt verlassen, sterben wir einen kleinen Tod. Dann leben wir in einem anderen Wirt weiter. Wenn ich hier sterbe, ist das das Ende.*

Wir schwiegen lange, während unsere Füße sich immer langsamer vorwärtsbewegten.

Was ist mit dir?, fragte ich schließlich. *Glaubst du immer noch an mehr, sogar nach alldem hier?* Meine Gedanken durchkämmten Erinnerungen an das Ende ihrer menschlichen Welt.

Ich glaube, es gibt ein paar Dinge, die einfach nicht sterben können. In unseren Gedanken waren ihre Gesichter ganz nah und deutlich. Die Liebe, die wir für Jared und Jamie empfanden, fühlte sich unzerstörbar an. In diesem Augenblick fragte ich mich, ob der Tod stark genug war, um etwas so Lebendiges und Starkes zu vernichten. Vielleicht würde diese Liebe mit ihr zusammen weiterleben, an irgendeinem märchenhaften Ort mit perlenverziertem Tor.

Nicht mit mir.

Würde es eine Erleichterung sein, sich davon zu befreien? Ich war mir nicht sicher. Es fühlte sich an wie ein Teil von mir.

Wir hielten nur noch wenige Stunden durch. Sogar Melanies unglaubliche Willenskraft konnte unserem immer schwächer werdenden Körper nicht noch mehr abverlangen. Wir sahen kaum noch etwas. Wir schienen in der trockenen Luft, die wir einsaugten und wieder ausströmen ließen, keinen Sauerstoff mehr zu finden. Die Schmerzen sandten ein klägliches Wimmern über unsere Lippen.

So schlecht ist es dir noch nie gegangen, was?, neckte ich sie schwach, als wir auf ein vertrocknetes Bäumchen zu stolperten, das etwas über das niedrige Gestrüpp hinausragte. Wir wollten zu dem schmalen Schattenstreifen gelangen, bevor wir hinfielen.

Nein, gab sie zu. *So schlecht noch nie.*

Wir erreichten unser Ziel. Der tote Baum warf das Netz seines Schattens über uns und die Beine knickten unter uns weg. Wir sanken auf den Bauch und wollten nie wieder Sonne im Gesicht haben. Unser Kopf drehte sich von alleine zur Seite, auf der Suche nach der glühend heißen Luft. Wir starrten auf den Staub wenige Zentimeter von unserer Nase entfernt und lauschten auf unseren keuchenden Atem.

Nach einer Weile - wie lang genau, wussten wir nicht - schlossen wir die Augen. Unsere Augenlider leuchteten von innen rot. Wir spürten das schwache Schattennetz nicht mehr, vielleicht war es schon weitergezogen.

Wie lange?, fragte ich sie.

Ich weiß es nicht, ich bin noch nie gestorben.

Eine Stunde? Oder länger?

Ich habe keine Ahnung.

Wenn man mal einen Kojoten braucht, ist keiner in der Nähe.

Vielleicht haben wir Glück ... eine entlaufene Klauenbestie oder so was ... Ihre Gedanken schweiften ab.

Das war unsere letzte Unterhaltung. Es war zu anstrengend, sich so sehr zu konzentrieren, dass man Wörter bilden konnte. Wir hatten stärkere Schmerzen als erwartet. Alle Muskeln unseres Körpers protestierten, verkrampften und verspannten sich, während sie gegen den Tod ankämpften.

Wir kämpften nicht. Wir ließen uns treiben und warteten, während unsere Gedanken ohne erkennbares Muster in Erinnerungen ein- und wieder aus ihnen auftauchten. Solange wir noch bei Bewusstsein waren, summten wir uns selbst im Kopf ein Schlaflied vor. Es war eins, mit dem wir Jamie immer getröstet hatten, wenn der Boden zu hart war zum Schlafen oder die Luft zu kalt oder die Angst zu groß. Wir spürten, wie sein Kopf sich in die Kuhle direkt unter unserer Schulter drückte und die Form seines Rückens unter unserem Arm. Und dann schien es, als ob es *unser* Kopf wäre, der an einer breiteren Schulter lehnte, und als ob ein neues Schlaflied *uns* tröstete.

Unsere Augenlider wurden schwarz, aber das war noch nicht der Tod. Es war Nacht geworden und das machte uns traurig. Ohne die Hitze des Tages würde es wahrscheinlich länger dauern.

Eine unendliche Zeit lang war es dunkel und still. Dann war da ein Geräusch.

Wir nahmen es kaum wahr. Wir waren uns noch nicht einmal sicher, ob wir es uns nicht nur eingebildet hatten. Vielleicht war es doch ein Kojote. Wollten wir das? Wir wussten es nicht. Wir konnten dem Gedankengang nicht länger folgen und vergaßen das Geräusch.

Etwas schüttelte uns, zog an unseren tauben Armen, zerrte an ihnen. Wir konnten nicht mehr mit Worten ausdrücken, dass wir uns wünschten, es würde jetzt schnell gehen, aber das war es, worauf wir hofften. Wir warteten auf das Zupacken der Zähne. Stattdessen wurde das Ziehen zu einem Schieben und wir spürten, wie unser Gesicht sich dem Himmel zudrehte.

Etwas floss über unser Gesicht - nass, kühl und unglaublich. Es rann über unsere Augen und spülte den Sand heraus. Unsere Augenlider flatterten und blinzelten in die Tropfen. Der Sand in unseren Augen kümmerte uns nicht. Unser Kinn reckte sich in die Höhe, verzweifelt suchend, unser Mund öffnete und schloss sich ziellos und mitleiderregend vor Schwäche wie der eines frisch geschlüpften Vogels.

Wir glaubten ein Seufzen zu hören.

Und dann floss das Wasser in unseren Mund und wir schluckten es und verschluckten uns an ihm. Das Wasser verschwand, als wir uns verschluckten, und unsere schwachen Hände streckten sich danach aus. Gleichmäßige, feste Schläge klopften auf unseren Rücken, bis wir wieder atmen konnten. Unsere Hände griffen auf der Suche nach dem Wasser weiterhin in die Luft. Diesmal hörten wir ganz sicher ein Seufzen. Etwas wurde an unsere rissigen Lippen gedrückt und das Wasser floss wieder. Wir nuckelten daran, darauf bedacht, es nicht wieder in die Luftröhre zu bekommen. Nicht, dass es uns etwas ausgemacht hätte, uns zu verschlucken, aber wir wollten nicht, dass uns das Wasser wieder weggenommen wurde.

Wir tranken, bis sich unser Magen ausdehnte und wehtat. Das Wasser versiegte tröpfelnd und wir stießen einen heiseren Protestschrei aus. Eine weitere Öffnung wurde an unsere Lippen gedrückt und wir schluckten gierig, bis auch hier nichts mehr kam. Mir jedem weiteren Schluck würde unser Magen bersten, trotzdem blinzelten wir und versuchten zu erkennen, ob es noch mehr gab**.** Es war zu dunkel; wir konnten nicht einen einzigen Stern ausmachen. Und dann blinzelten wir erneut und stellten fest, dass die Dunkelheit viel näher war als der Himmel. Eine Silhouette beugte sich über uns, schwärzer als die Nacht.

Das leise Geräusch von Stoff, das an Stoff rieb, war zu hören und das Knirschen von Sand unter einem Absatz. Die Silhouette verschwand und wir hörten ein durchdringendes *Ritsch* - das Geräusch eines Reißverschlusses, das in der absoluten nächtlichen Stille ohrenbetäubend war.

Wie eine Klinge stach uns Licht in die Augen. Wir stöhnten auf, weil es so wehtat, und unsere Hand beeilte sich, unsere geschlossenen Augen abzudecken. Sogar hinter unseren Lidern war das Licht zu hell. Es verschwand und wir spürten, wie der Atem des nächsten Seufzers unser Gesicht traf.

Vorsichtig öffneten wir die Augen, blinder als vorher. Wen auch immer wir vor uns hatten, er saß unbeweglich da und sagte kein Wort. Wir begannen uns der angespannten Situation bewusst zu werden, aber es fühlte sich so an, als spielte sich das alles weit *weg,* außerhalb unseres Körpers, ab. Es war schwierig, sich um etwas anderes zu kümmern als das Wasser in unserem Bauch und die Überlegung, wo wir noch mehr herbekommen könnten. Wir versuchten uns zu konzentrieren, zu erkennen, was uns gerettet hatte.

Das Erste, was wir nach minutenlangem Blinzeln und Zwinkern ausmachen konnten, war die üppige weiße Masse, die aus dem dunklen Gesicht floss, eine Million blasser Splitter in der Nacht. Als wir begriffen, dass es sich dabei um einen Bart handelte - wie der Weihnachtsmann, fiel uns plötzlich ein -, wurden die anderen Teile des Gesichts plötzlich von unserer Erinnerung ergänzt. Alles fand seinen Platz: die große Nase mit der gespaltenen Nasenspitze, die breiten Wangenknochen, die dichten, weißen Brauen, die Augen, die tief in die zerknitterte Haut eingesunken waren. Obwohl wir nur Andeutungen seiner Züge erkennen konnten, wussten wir, was das Licht zum Vorschein bringen würde.

»Onkel Jeb«, krächzten wir überrascht. »Du hast uns gefunden.«

Onkel Jeb, der neben uns hockte, kippte nach hinten auf seine Absätze, als wir seinen Namen aussprachen.

»Na so was«, sagte er und seine raue Stimme brachte eine Million Erinnerungen zurück. »Na so was, das ist ja eine schöne Bescherung.«

Bestimmt

»Sind sie hier?« Wir spuckten die Worte aus - sie schossen aus uns heraus wie vorher das Wasser aus unseren Lungen. Außer Wasser war diese Frage alles, was zählte. »Haben sie es geschafft?«

Es war unmöglich, in der Dunkelheit Onkel Jebs Gesichtsausdruck zu deuten. »Wer?«, fragte er.

»Jamie, Jared!« Unser Flüstern brannte wie ein Schrei. »Jared war mit Jamie unterwegs. Unserem Bruder! Sind sie hier? Sind sie hergekommen? Hast du sie auch gefunden?«

Es gab kaum eine Pause.

»Nein.« Seine Antwort kam kraftvoll und mitleidslos, ohne jegliches Gefühl.

»Nein«, flüsterten wir. Wir sprachen ihm nicht nach, wir protestierten dagegen, unser Leben zurückzubekommen. Wozu? Wir schlossen die Augen wieder und lauschten dem Schmerz in unserem Körper. Er übertönte den Schmerz in unserem Kopf.

»Hör mal«, sagte Onkel Jeb nach einer Weile. »Ich, äh, muss mich da um was kümmern. Ruh dich ein bisschen aus, ich bin gleich zurück.«

Wir nahmen den Inhalt seiner Worte nicht wahr, nur das Geräusch. Unsere Augen blieben geschlossen. Seine Schritte knirschten leise davon. Wir konnten nicht erkennen, in welche Richtung er ging. Es war uns auch egal.

Sie waren weg. Es gab keine Möglichkeit mehr, sie zu finden, keine Hoffnung. Jared und Jamie waren verschwunden - etwas, das sie gut konnten - und wir würden sie nie wiedersehen.

Das Wasser und die kühlere Nachtluft machten uns wach, was *wir* gar nicht wollten. Wir drehten uns um und vergruben unser Gesicht wieder im Sand. Wir waren so müde, jenseits aller Erschöpfung in einem versunkenen, schmerzhafteren Zustand.

Wir würden sicher schlafen können. Wir mussten nur aufhören zu denken. Das konnten wir schaffen. Wir schafften es.

Als wir aufwachten, war es immer noch Nacht, aber die Morgendämmerung kündigte sich bereits am östlichen Horizont an – eine mattrote Linie hinter den Bergen. Unser Mund schmeckte nach Staub und zuerst waren wir überzeugt, dass wir Onkel Jebs Erscheinen nur geträumt hatten. Natürlich hatten wir das.

Heute Morgen hatten wir einen klareren Kopf und schnell bemerkten wir den ungewohnten Umriss direkt neben unserer Wange - etwas, das weder ein Stein noch ein Kaktus war. Wir berührten es und es fühlte sich hart und glatt an. Wir gaben ihm einen Schubs und das herrliche Geräusch plätschernden Wassers drang aus seinem Innern.

Onkel Jeb war real und er hatte uns eine Feldflasche dagelassen. Vorsichtig setzten wir uns auf, überrascht, dass wir nicht wie ein verdorrter Stock zerbrachen. Es ging uns sogar besser. Das Wasser musste genug Zeit gehabt haben, sich seinen Weg durch einen Teil unseres Körpers zu bahnen. Der Schmerz war schwächer geworden und jetzt verspürten wir wieder Hunger.

Mit steifen, ungeschickten Fingern drehten wir den Deckel von der Flasche. Sie war nicht ganz voll, aber es war genug Wasser darin, um unseren Magen erneut auszudehnen - er musste wieder geschrumpft sein. Wir tranken sie ganz aus; das Rationieren hatten wir hinter uns.

Wir ließen die Metallflasche in den Sand fallen, wo sie in der Stille der Dämmerung ein dumpfes Geräusch machte. Wir waren jetzt hellwach. Wir seufzten, da wir lieber bewusstlos gewesen wären, und ließen den Kopf in unsere Hände sinken. Was jetzt?

»Wieso hast du diesem Parasiten Wasser gegeben, Jeb?«, fragte eine wütende Stimme dicht hinter uns.

Wir wirbelten herum und landeten auf den Knien. Was wir sahen, Heß unseren Herzschlag aussetzen und unser Bewusstsein wieder auseinanderbrechen.

Acht Menschen standen im Halbkreis um den Baum herum, unter dem ich kniete. Es bestand kein Zweifel, dass sie alle Menschen waren. Ich hatte noch nie derartig entstellte Gesichter gesehen - nicht unter meinesgleichen. Diese hassverzerrten Lippen, die wie bei wilden Tieren zusammengebissene Zähne entblößten. Diese Brauen, zusammengezogen über Augen, die vor Wut glühten.

Es waren sechs Männer und zwei Frauen, einige von ihnen sehr groß, die meisten größer als ich. Das Blut wich aus meinem Gesicht, als ich bemerkte, warum sie ihre Hände so eigenartig hielten - vor ihrem Körper geballt, jede mit einem Gegenstand versehen. Sie trugen Waffen. Einige hatten Messer; ein paar kleine wie die, die ich in meiner Küche gehabt hatte, und einige länger, eins riesig und bedrohlich. Mit einem solchen Messer konnte man in der Küche nichts anfangen. Melanie verriet mir den Namen dafür. *Eine Machete.*

Andere hielten lange Stangen, einige aus Metall, einige aus Holz. Knüppel.

Zwischen ihnen erkannte ich Onkel Jeb. Er hielt etwas in der Hand, das ich selbst noch nie gesehen hatte, nur in Melanies Erinnerungen, wie das große Messer. Es war ein Gewehr.

Ich war fassungslos vor Entsetzen, aber Melanie betrachtete das alles mit Verwunderung und staunte über die große Zahl. Acht menschliche Überlebende. Sie hatte gedacht, Jeb wäre allein oder im besten Fall mit nur zwei anderen zusammen. So viele der Ihren am Leben zu sehen, erfüllte sie mit Freude.

Du bist verrückt, erklärte ich ihr. *Schau sie dir an. Sieh hin.*

Ich zwang sie, das Ganze aus meinem Blickwinkel zu sehen; die bedrohlichen Wesen in den schmutzigen Jeans und dünnen, staubigen Baumwollhemden zu erkennen. Früher einmal waren sie Menschen gewesen - so wie sie das Wort verstand -, aber jetzt und hier waren sie etwas anderes. Sie waren Barbaren, Monster. Sie bedrohten uns und dürsteten nach Blut.

Aus jedem Augenpaar leuchtete ein Todesurteil.

Melanie sah das alles und musste mir, wenn auch widerwillig, Recht geben. In diesem Augenblick zeigten sich ihre geliebten Menschen von ihrer schlechtesten Seite - wie in der Zeitung, die wir in der verlassenen Hütte gefunden hatten. Wir standen Mördern gegenüber.

Wir hätten klüger sein und schon gestern sterben sollen.

Warum hatte uns Onkel Jeb dafür am Leben gelassen?

Bei dem Gedanken durchfuhr mich ein Schaudern. Ich hatte die Geschichte der menschlichen Gräueltaten übersprungen, weil ich sie nur schlecht ertragen konnte. Vielleicht hätte ich mich besser zusammennehmen sollen. Ich wusste, dass es Gründe gab, warum Menschen ihre Feinde noch eine Weile am Leben ließen.

Dinge, die sie sich von ihren Gehirnen oder Körpern noch versprachen ...

Natürlich kam es mir unverzüglich in den Sinn - das Geheimnis, das sie mir entlocken wollten. Das eine, das ich ihnen niemals, unter keinen Umständen verraten durfte. Egal, was sie mit mir machten. Eher würde ich mich umbringen.

Ich ließ Melanie das Geheimnis nicht sehen. Ich richtete ihren eigenen Schutzmechanismus gegen sie und zog eine Mauer in meinem Kopf hoch, hinter der ich mich versteckte, während ich zum ersten Mal seit der Implantation über diese Information nachdachte. Es hatte bisher keinen Grund gegeben, sich damit zu beschäftigen.

Melanie auf der anderen Seite der Mauer verspürte allerdings praktisch keine Neugier; sie unternahm keinen Versuch, die Barriere zu durchbrechen. Es gab Dinge, die sie mehr interessierten als die Tatsache, dass sie nicht die Einzige war, die Informationen zurückgehalten hatte.

War es sinnvoll, dass ich ihr mein Geheimnis vorenthielt? Ich war nicht so stark wie Melanie; ich zweifelte nicht daran, dass sie Folter aushalten konnte. Aber wie viel Schmerz konnte ich ertragen, bevor ich ihnen alles verriet, was sie wissen wollten?

Mein Magen rebellierte. Selbstmord war eine abscheuliche Option - noch verschlimmert dadurch, dass es gleichzeitig Mord wäre. Melanie hätte sowohl an der Folter als auch an meinem Tod teil. Ich würde damit warten, bis ich absolut keine andere Wahl mehr hatte.

Nein, das können sie nicht machen. Onkel Jeb würde nicht zulassen, dass sie mir wehtun.

Onkel Jeb weiß nicht, dass du hier bist, erinnerte ich sie.

Sag's ihm!

Ich richtete den Blick auf das Gesicht des alten Mannes. Sein Mund war von seinem dichten weißen Bart verdeckt, aber seine Augen schienen nicht so zornig zu glühen wie die der anderen. Aus den Augenwinkeln konnte ich sehen, wie einige der Männer ihren Blick von mir zu ihm wandern ließen. Sie warteten darauf, dass er die Frage beantwortete, die mich auf ihre Anwesenheit aufmerksam gemacht hatte. Onkel Jeb starrte mich an, ohne sie zu beachten.

Ich kann es ihm nicht sagen, Melanie. Er wird mir nicht glauben. Und sie annehmen, dass ich sie anlüge, denken sie, ich bin eine Sucherin. Sie haben bestimmt genug Erfahrung, um zu wissen, dass nur ein Sucher mit einer Lüge hier draußen auftauchen würde, mit einer erfundenen Geschichte, um sie zu unterwandern ...

Melanie begriff sofort, dass ich die Wahrheit sagte. Allein das Wort *Sucher* ließ sie hasserfüllt zurückschaudern und sie wusste, dass diese Fremden ebenso reagieren würden.

Es spielt sowieso keine Rolle. Ich bin eine Seele — das reicht.

Der Mensch mit der Machete - der größte von allen hier, ein schwarzhaariger Mann mit ungewöhnlich heller Haut und lebhaften blauen Augen - stieß ein unzufriedenes Geräusch aus und spuckte auf den Boden. Er machte einen Schritt nach vorn und hob langsam die Waffe.

Besser schnell als langsam. Besser, es war diese brutale Hand, die uns tötete, als meine eigene. Besser nicht als gewalttätiges Wesen sterben, das für Melanies vergossenes Blut ebenso verantwortlich war wie für meins.

»Bleib stehen, Kyle.« Jeb sprach langsam, fast beiläufig, aber der große Mann blieb stehen. Er verzog das Gesicht und drehte sich zu Melanies Onkel um.

»Warum? Du hast gesagt, du hättest nachgesehen. Es ist eins von denen.« Ich erkannte die Stimme - der Mann war derselbe, der Jeb auch gefragt hatte, warum er mir Wasser gegeben hatte.

»Ja, stimmt, ist sie auch. Aber die Sache ist ein bisschen kompliziert.«

»Wieso?«, fragte ein anderer. Er stand neben dem großen, dunkelhaarigen Kyle und sie sahen sich so ähnlich, dass sie Brüder sein mussten.

»Wisst ihr, das hier ist meine Nichte.«

»Nein, ist sie nicht mehr«, sagte Kyle kategorisch. Er spuckte wieder aus und machte mit gezücktem Messer einen weiteren vorsichtigen Schritt auf mich zu. Seiner Haltung konnte ich ansehen, dass ihn Worte jetzt nicht mehr aufhalten würden. Ich schloss die Augen.

Zweimal kurz hintereinander war ein scharfes, metallisches Klicken zu hören, und dann keuchte jemand. Ich riss die Augen wieder auf.

»Ich hab gesagt, du sollst stehen bleiben, Kyle.« Onkel Jebs Stimme klang immer noch gelassen, aber er hatte das lange Gewehr jetzt angelegt und der Lauf war auf Kyles Rücken gerichtet. Kyle stand nur wenige Schritte von mir entfernt wie angewurzelt da; seine Machete schwebte bewegungslos über seiner Schulter.

»Jeb«, sagte der Bruder entsetzt. »Was tust du da?«

»Geh von dem Mädchen weg, Kyle.«

Kyle kehrte uns den Rücken zu, als er sich wütend zu Jeb umdrehte. »Das ist kein *Mädchen,* Jeb!«

Jeb zuckte mit den Schultern, und das Gewehr blieb weiterhin auf Kyle gerichtet. »Es gibt einiges zu besprechen.«

»Der Doktor kann es vielleicht nutzen, um etwas Neues herauszufinden«, schlug eine weibliche Stimme barsch vor.

Bei diesen Worten zuckte ich zusammen, denn sie bestätigten meine schlimmsten Ängste. Als Jeb mich als seine Nichte bezeichnet hatte, war törichterweise ein Hoffnungsschimmer in mir aufgeflammt - vielleicht würden sie doch Mitleid mit mir haben. Ich war dumm gewesen, das zu glauben, wenn auch nur eine Sekunde lang. Der Tod war das einzige Mitleid, das ich von diesen Wesen erwarten konnte.

Ich sah die Frau an und war überrascht, als ich feststellte, dass sie so alt war wie Jeb oder sogar noch älter. Ihre Haare waren eher dunkelgrau als weiß, weshalb ich vorher ihr wahres Alter nicht bemerkt hatte. Ihr Gesicht war von Falten bedeckt, die die Wut in tiefe Furchen verwandelt hatte. Aber die Züge hinter den Furchen hatten etwas Vertrautes.

Melanie zog die Verbindung zwischen diesem Gesicht und einem anderen, glatteren Gesicht aus ihrer Erinnerung.

»Tante Maggie? Du hier? Wie ...? Ist Sharon ...« Die Wörter kamen alle von Melanie, aber sie sprudelten aus meinem Mund und ich konnte sie nicht zurückhalten. Unsere lange Zweisamkeit in der Wüste hatte sie stärker gemacht - oder mich schwächer. Vielleicht lag es auch nur daran, dass ich mich darauf konzentrierte, von welcher Seite der tödliche Schlag kommen würde. Ich bereitete mich auf meine Ermordung vor und sie veranstaltete ein Familientreffen.

Melanie brachte ihren überraschten Ausruf nur zur Hälfte heraus. Die gealterte Frau namens Maggie stürzte in einem Tempo nach vorn, das ihr zerbrechliches Äußeres Lügen strafte. Die Hand mit dem schwarzen Brecheisen hielt sie weiterhin gesenkt. Das war die Hand, die ich im Auge behalten hatte, deshalb sah ich nicht, wie ihre leere Hand ausholte und mir fest ins Gesicht schlug.

Mein Kopf wurde in den Nacken geschleudert und dann wieder nach vorn. Sie schlug mich noch einmal.

»Du wirst uns nicht an der Nase herumführen, du Parasit! Wir wissen, wie ihr arbeitet. Wir wissen, wie gut ihr uns imitieren könnt!«

Ich schmeckte Blut in meinem Mund.

Mach so was nie wieder, fauchte ich Melanie an. *Ich habe dir doch gesagt, was dann passiert.*

Melanie war zu geschockt, um zu antworten.

»Na, na, Maggie«, begann Jeb in besänftigendem Tonfall.

»Komm mir nicht mit >Na, na, Maggie<, du alter Narr! Es hat wahrscheinlich einen ganzen Trupp von denen hergeführt.« Ich rührte mich nicht. Sie trat zurück, wobei sie mich taxierte, als sei ich eine zusammengerollte Schlange. Neben ihrem Bruder blieb sie stehen.

»Ich sehe niemanden«, erwiderte Jeb. »Hey!«, brüllte er und ich zuckte erschrocken zusammen. Ich war nicht die Einzige. Jeb wedelte mit den Armen über seinem Kopf herum, das Gewehr immer noch fest in der rechten Hand. »Hier sind wir!«

»Sei still«, knurrte Maggie und stieß ihn vor die Brust. Obwohl ich guten Grund zu der Annahme hatte, dass sie ziemlich stark war, bewegte sich Jeb keinen Millimeter.

»Sie ist allein, Mag. Sie war halbtot, als ich sie gefunden habe - und auch jetzt ist sie nicht gerade in der allerbesten Verfassung. Die Tausendfüßler opfern ihre Leute nicht auf diese Weise. Sie wären ihr viel früher zu Hilfe gekommen als ich. Was auch immer sie ist, sie ist allein.«

Ich sah das Bild des langen, vielfüßigen Insekts vor mir, ohne zu wissen, was damit gemeint war.

Er spricht von dir, übersetzte Melanie. Sie platzierte das Bild des hässlichen Tiers neben meine Erinnerung einer hellsilbrigen Seele. Ich konnte keine Ähnlichkeit feststellen.

Woher er wohl weiß, wie du aussiehst?, wunderte sich Melanie geistesabwesend. Meine Erinnerungen an die wahre Gestalt einer Seele waren anfangs neu für sie gewesen.

Ich hatte keine Zeit, mich mit ihr zu wundern. Jeb kam auf mich zu und die anderen folgten dichtauf. Kyles Hand schwebte über Jebs Schulter, bereit, ihn zurückzuhalten oder wegzuschubsen, da war ich mir nicht ganz sicher.

Jeb nahm sein Gewehr in die linke Hand und streckte seine rechte nach mir aus. Ich beäugte sie misstrauisch und wartete darauf, dass er mich schlagen würde.

»Los, komm«, sagte er sanft drängend. »Wenn ich dich so weit tragen könnte, hätte ich dich schon letzte Nacht mit nach Hause genommen. Du wirst wohl noch ein Stück laufen müssen.«

»Nein!«, grunzte Kyle.

»Ich nehme sie mit«, sagte Jeb und zum ersten Mal hatte seine Stimme einen schärferen Unterton. Der Kiefer unter seinem Bart schob sich störrisch vor.

»Jeb!«, protestierte Maggie.

»Das ist mein Haus, Mag. Ich mache, was ich will.«

»Alter Narr!«, fuhr sie ihn erneut an.

Jeb beugte sich vor und griff nach meiner Hand, die neben meiner Hüfte zur Faust geballt war. Er riss mich hoch auf die Beine - nicht aus Grausamkeit, sondern eher, als hätte er es eilig. Aber war es nicht viel grausamer, mein Leben zu verlängern, was auch immer seine Gründe sein mochten?

Ich schwankte. Ich spürte meine Beine kaum - nur ein Prickeln wie Nadelstiche, als das Blut wieder hindurchzufließen begann.

Hinter ihm war ein missbilligendes Zischen zu hören. Es kam aus mehr als einem Mund.

»Okay, wer immer du bist«, sagte er zu mir, immer noch freundlich. »Lass uns zusehen, dass wir hier wegkommen, bevor es sich weiter aufheizt.«

Der, der Kyles Bruder sein musste, legte Jeb die Hand auf den Arm.

»Du kannst diesem Wesen doch nicht einfach zeigen, wo wir leben, Jeb.«

»Ich schätze mal, das spielt keine Rolle«, sagte Maggie scharf. »Es wird keine Gelegenheit haben, uns zu verraten.«

Jeb seufzte und knotete sein Halstuch auf, das von seinem Bart bedeckt gewesen war.

»Das ist doch verrückt«, murmelte er, aber er rollte das verdreckte Stück Stoff, das ganz steif war von getrocknetem Schweiß, zu einer Augenbinde zusammen.

Ich stand vollkommen still, während er mir die Augen verband, und versuchte die Panik zu unterdrücken, die jetzt, wo ich meine Feinde nicht mehr sehen konnte, nur noch schlimmer wurde.

Obwohl ich nichts sah, wusste ich, dass es Jeb war, der mir eine Hand auf den Rücken legte und mich führte; niemand sonst wäre so sanft mit mir umgesprungen.

Wir gingen los, Richtung Norden, nahm ich an. Zunächst sprach niemand - man hörte nur das Geräusch von knirschendem Sand unter vielen Füßen. Der Boden war eben, aber mit meinen tauben Beinen stolperte ich immer wieder. Jeb war geduldig; seine Art, mich zu führen, war geradezu galant.

Ich spürte, wie die Sonne höher stieg, während wir gingen. Manche Schritte kamen schneller voran als andere. Sie entfernten sich von uns, bis sie kaum noch zu hören waren. Es klang so, als sei es nur eine Minderheit, die bei Jeb und mir blieb. Ich sah offenbar nicht so aus, als hätte ich allzu viele Wächter nötig - ich war vollkommen ausgehungert und schwankte bei jedem Schritt; mein Kopf fühlte sich benommen und leer an.

»Du hast doch nicht etwa vor, es ihm zu sagen, oder?« Das war Maggies Stimme; sie ging ein paar Schritte hinter mir und was sie sagte, klang anklagend.

»Er hat ein Recht darauf, es zu erfahren«, erwiderte Jeb. Der störrische Unterton war in seine Stimme zurückgekehrt.

»Das ist herzlos, was du da tust, Jebediah.«

»Das Leben ist herzlos, Magnolia.« Es war schwer zu sagen, wer von den beiden furchteinflößender war. Jeb, der so scharf darauf schien, mich am Leben zu lassen? Oder Maggie, die als Erste den *Doktor* ins Spiel gebracht hatte - eine Bezeichnung, die mich mit instinktiver, übelkeiterregender Angst erfüllte -, sich aber offenbar mehr Gedanken über Grausamkeit machte als ihr Bruder?

Wir gingen noch ein paar Stunden lang schweigend weiter. Als meine Beine einknickten, half mir Jeb, mich hinzusetzen, und hielt mir eine Wasserflasche an die Lippen, genau wie in der vergangenen Nacht.

»Sag Bescheid, wenn du so weit bist«, sagte Jeb; seine Stimme klang freundlich, aber ich wusste, dass das nur Fassade war.

Irgendjemand seufzte ungeduldig.

»Warum tust du das, Jeb?«, fragte ein Mann. Ich hatte die Stimme vorher schon gehört. Es war einer der beiden Brüder. »Für Doc? Das hättest du Kyle doch sagen können. Du hättest nicht gleich die Knarre auf ihn richten müssen.«

»Auf Kyle müsste man viel öfter eine Knarre richten«, murmelte Jeb.

»Bitte erzähl mir jetzt nicht, du hättest Mitleid«, fuhr der Mann fort. »Nach allem, was du mit angesehen hast ...«

»Wenn ich nach allem, was ich mit angesehen habe, nicht gelernt hätte, was Mitgefühl bedeutet, wäre ich keinen Pfifferling wert. Aber nein, es geht hier nicht um Mitleid. Wenn ich genug Mitleid mit dieser armen Kreatur gehabt hätte, hatte ich sie sterben lassen.«

Ich fröstelte in der Gluthitze.

»Worum geht es dann?«, wollte Kyles Bruder wissen.

Lange sagte niemand etwas, dann berührte Jebs Hand die meine. Ich griff danach, da ich allein nicht auf die Füße kam. Seine andere Hand legte sich auf meinen Rücken und ich ging weiter.

»Vermutlich bin ich einfach bloß neugierig«, sagte Jeb leise.

Niemand antwortete.

Auf dem Weg machte ich mir die Fakten klar. Erstens war ich nicht die erste Seele, die sie gefangen genommen hatten. Darin hatten sie bereits Routine. Dieser »Doc« hatte bereits versucht, seine Antworten von anderen vor mir zu bekommen.

Zweitens war er ohne Erfolg geblieben. Wenn irgendeine Seele auf den Selbstmord verzichtet hätte, um dann unter der menschlichen Folter zusammenzubrechen, würden sie mich jetzt nicht mehr brauchen. Sie wären gnädig gewesen und hätten mich schnell sterben lassen.

Seltsamerweise konnte ich mich trotzdem nicht dazu durchringen, auf ein schnelles Ende zu hoffen oder es herbeizuführen. Dabei wäre das ganz einfach, ich müsste es nicht einmal selbst tun. Ich müsste sie bloß anlügen - vorgeben, eine Sucherin zu sein, ihnen sagen, dass meine Kollegen mir längst auf der Spur wären, toben und drohen. Oder ihnen die Wahrheit sagen - dass Melanie in mir weiterlebte und mich hierhergebracht hatte.

Dahinter würden sie ebenfalls eine Lüge vermuten, und zwar eine so überaus unwiderstehliche - die Vorstellung, dass ein Mensch nach der Implantation weiterleben konnte, war aus ihrer

Perspektive unglaublich tröstlich und daher so heimtückisch -, dass sie erst recht glauben würden, ich wäre eine Sucherin. Sie würden eine Falle wittern, mich schnell aus dem Weg räumen und sich ein neues Versteck weit weg von hier suchen.

Wahrscheinlich hast du Recht, pflichtete Melanie mir bei. *Zumindest würde ich es so machen.*

Aber noch verspürte ich keine Schmerzen und daher fiel es mir schwer, mich zum Selbstmord durchzuringen, in welcher Form auch immer; mein Überlebenstrieb versiegelte meine Lippen. Die Erinnerung an die letzte Sitzung bei meiner Helferin - in einer so zivilisierten Welt, dass sie auf einen anderen Planeten zu gehören schien - blitzte in meinem Kopf auf. Melanie, die mich aufforderte, sie sterben zu lassen, ein scheinbarer Selbstmordimpuls, aber das war nur Bluff gewesen. Ich erinnerte mich noch daran, dass ich gedacht hatte, wie schwierig es war, sich den Tod vorzustellen, wenn man in einem bequemen Sessel saß.

Gestern Nacht hatten Melanie und ich uns den Tod herbeigewünscht, aber da war der Tod nur Zentimeter entfernt gewesen. Jetzt, wo ich wieder auf den Beinen war, war das etwas ganz anderes.

Ich will auch nicht sterben, flüsterte Melanie. *Aber vielleicht irrst du dich. Vielleicht ist das nicht der Grund, weshalb sie uns am Leben lassen. Ich kann nicht verstehen, warum sie …* Sie wollte sich die Dinge, die sie uns antun konnten, nicht vorstellen, aber ich war mir sicher, dass ihr noch Schlimmeres einfallen würde als mir. *Welche Antwort könnten sie so unbedingt von dir wollen?*

Das werde ich nie verraten. Dir nicht und auch sonst keinem Menschen.

Eine mutige Aussage. Aber, wie gesagt, bisher verspürte ich keine Schmerzen ...

Eine weitere Stunde war vergangen - die Sonne stand jetzt direkt über uns und brannte wie eine Feuerkrone auf meinem Haar -, als sich das Geräusch veränderte. Die knirschenden Schritte vor mir, die ich kaum noch wahrnahm, begannen zu hallen. Jebs Füße gingen wie meine immer noch über Sand, aber irgendjemand vor uns hatte einen anderen Untergrund betreten.

»Vorsichtig jetzt«, warnte Jeb mich. »Pass auf deinen Kopf auf.«

Ich zögerte, unsicher, worauf genau ich aufpassen sollte oder wie, ohne etwas sehen zu können. Seine Hand verschwand von meinem Rücken und drückte meinen Kopf nach unten, damit ich mich bückte. Mein Nacken war ganz steif.

Er führte mich weiter vorwärts und ich hörte, wie auch unsere Schritte jetzt ein hallendes Geräusch machten. Der Boden gab nicht nach wie der Sand und fühlte sich nicht lose an wie Steine. Er war eben und fest unter meinen Füßen.

Die Sonne war verschwunden - ich spürte nicht mehr, wie sie meine Haut verbrannte oder mein Haar versengte.

Ich ging noch einen Schritt weiter und die Luft auf meinem Gesicht fühlte sich plötzlich anders an. Was ich spürte, war keine Brise. Die Luft stand still - *ich* bewegte mich hinein. Der trockene Wüstenwind verschwand. Diese Luft hier war unbeweglich und kühler. Sie enthielt eine winzige Spur Feuchtigkeit, eine leichte Modrigkeit, die ich sowohl riechen als auch schmecken konnte.

Ich hatte so viele Fragen im Kopf und Melanie ebenfalls. Sie hätte ihre gerne gestellt, aber ich blieb stumm. Es gab nichts zu sagen, was uns jetzt weiterhelfen würde.

»Alles klar, du kannst dich wieder aufrichten«, sagte Jeb.

Langsam hob ich den Kopf.

Sogar mit Augenbinde konnte ich erkennen, dass es kein Licht gab. An den Rändern des Halstuchs war es pechschwarz. Ich hörte die anderen hinter uns ungeduldig mit den Füßen scharren, während sie darauf warteten, dass wir weitergingen.

»Hier lang«, sagte Jeb und führte mich weiter. Unsere Schritte hallten von nahen Wänden wider - der Ort, an dem wir uns befanden, musste relativ beengt sein. Ich merkte, wie ich instinktiv den Kopf einzog.

Wir gingen noch ein paar Schritte weiter und bogen dann um eine scharfe Kurve, die uns in dieselbe Richtung zurückzuführen schien, aus der wir kamen. Der Weg begann bergab zu führen. Mit jedem Schritt wurde er steiler und Jeb reichte mir seine raue Hand, damit ich nicht hinfiel. Ich wusste nicht, wie lange ich durch die Dunkelheit schlitterte und rutschte. Vermutlich kam es mir länger vor, als es wirklich dauerte, weil jede Minute so schrecklich war. Wir bogen erneut ab und dann stieg der Weg wieder an. Meine Beine waren so taub und hölzern, dass mich Jeb halb ziehen musste, als die Steigung stärker wurde. Je weiter wir kamen, desto

modriger und feuchter wurde die Luft, aber die Schwärze veränderte sich nicht. Die einzigen Geräusche waren unsere Schritte und ihr nahes Echo.

Der Pfad wurde wieder eben und begann sich wie eine Schlange hin und her zu winden.

Endlich, endlich war ein wenig Helligkeit an den Rändern meiner Augenbinde zu sehen. Ich hoffte, sie würde verrutschen, war aber zu ängstlich, um sie selbst abzunehmen. Ich hatte das Gefühl, ich würde weniger Angst haben, wenn ich bloß *sehen* könnte, wo ich war und wer mich begleitete.

Mit dem Licht drangen auch Geräusche zu mir. Eigenartige Geräusche, ein leises, plätscherndes Gemurmel. Es hörte sich fast an wie ein Wasserfall.

Das Gemurmel wurde lauter, als wir weitergingen, und je näher es kam, desto weniger klang es nach Wasser. Es war zu veränderlich, bestand aus tiefen und hohen Tönen, die sich vermischten und widerhallten.

Wenn es nicht so unharmonisch gewesen wäre, hätte es wie eine hässlichere Version der Musik geklungen, die ich in der Singenden Welt ständig gehört und gesungen hatte. Die Dunkelheit hinter der Augenbinde passte zu dieser Erinnerung, der Erinnerung an Blindheit.

Melanie konnte den Missklang früher deuten als ich. Ich hatte das Geräusch noch nie gehört, da ich nie zuvor mit Menschen zusammen gewesen war.

Ein Streit, sagte sie. *Es hört sich so an, als würden unheimlich viele Leute miteinander streiten.*

Sie wurde von dem Geräusch angezogen. Waren hier etwa noch mehr Menschen? Schon die acht hatten uns beide überrascht. Wo waren wir hier?

Hände berührten meinen Nacken und ich zuckte vor ihnen zurück.

»Ganz ruhig jetzt«, sagte Jeb. Er nahm mir die Augenbinde ab.

Ich blinzelte langsam und die dunklen Umrisse um mich herum wurden zu Formen, die ich einordnen konnte: raue, unebene Wände, eine buckelige Decke, ein ausgetretener, staubiger Fußboden. Wir waren irgendwo unter der Erde, dies war eine natürlich entstandene Höhle. Wir konnten nicht allzu tief sein. Ich hatte das Gefühl, dass wir länger bergauf gestiegen als bergab gerutscht waren.

Die Felswände und die Decke waren von einem dunklen, rötlichen Braun und von Löchern übersät wie Schweizer Käse. Die Ränder der unteren Löcher waren abgeschliffen, aber die Kreise über meinem Kopf waren deutlicher begrenzt und schienen scharfe Kanten zu haben.

Das Licht drang durch ein rundes Loch vor uns. Es war ähnlich geformt wie die übrigen Löcher in der Höhle, aber größer. Wir standen an einem Durchgang, an der Schwelle zu einem helleren Raum. Melanie war aufgeregt, fasziniert von der Vorstellung, es könne hier noch mehr Menschen geben. Ich zögerte und fragte mich plötzlich, ob ich die Blindheit dem Sehen vielleicht doch vorziehen würde.

Jeb seufzte. »Entschuldigung«, murmelte er so leise, dass es außer mir niemand hören konnte.

Ich versuchte vergeblich zu schlucken. Mein Kopf begann sich zu drehen, aber das konnte auch am Hunger liegen. Meine Hände zitterten wie Blätter im Wind, als Jeb mich durch die Öffnung schob.

Der Tunnel führte in einen Raum, der so groß war, dass ich zunächst gar nicht begriff, was meine Augen sahen. Die Decke war zu hell und zu hoch über mir - fast wie ein künstlicher Himmel. Ich versuchte zu erkennen, was sie so hell machte, aber die grellen Lichtstrahlen brannten mir in den Augen.

Ich hatte erwartet, dass das Gemurmel lauter werden würde, doch ganz plötzlich war es mucksmäuschenstill in der riesigen Höhle.

Verglichen mit der hellen Decke hoch oben war es hier am Boden düster. Meine Augen brauchten einen Moment, bis sie ausmachen konnten, was all die Umrisse darstellten.

Eine Menge. Es gab kein anderes Wort dafür - eine Menschenmenge stand stumm und wie erstarrt da. Und sie alle durchbohrten mich mit denselben hasserfüllten Blicken, die mir bereits in der Morgendämmerung begegnet waren.

Melanie war so überwältigt, dass sie nichts weiter tun konnte als zählen. Zehn, fünfzehn, zwanzig ... fünfundzwanzig, sechsundzwanzig, siebenundzwanzig ...

Mir war egal, wie viele es waren. Ich versuchte ihr zu erklären, wie egal es war. Es brauchte nicht zwanzig von ihnen, um mich zu töten. Uns zu töten. Ich versuchte ihr klarzumachen, wie heikel unsere Situation war, aber meine Warnungen drangen in diesem Moment nicht zu ihr durch. Sie war in eine menschliche Welt eingetaucht, die sie sich nie hätte träumen lassen.

Ein Mann trat aus der Menge hervor und ich warf zunächst einen Blick auf seine Hände, um zu sehen, was für eine Waffe er trug. Seine Hände waren zu Fäusten geballt, aber leer. Mein Blick blieb an der sonnengebräunten Färbung seiner Haut hängen und erkannte sie dann wieder.

Die Hoffnung, die plötzlich in mir aufwallte, ließ mich schwindeln und raubte mir den Atem. Ich hob den Blick und sah dem Mann ins Gesicht.

Gestritten

Es war zu viel für uns beide, ihm hier zu begegnen - jetzt, nachdem wir uns bereits damit abgefunden hatten, dass wir ihn nie wiedersehen würden, geglaubt hatten, ihn für immer verloren zu haben. Ich war vollkommen gelähmt, unfähig zu reagieren. Ich wollte Onkel Jeb ansehen, um zu verstehen, warum er uns in der Wüste mit seiner Antwort das Herz gebrochen hatte, aber es gelang mir nicht, die Augen abzuwenden. Verständnislos starrte ich Jared ins Gesicht. Melanie reagierte anders.

»Jared«, rief sie aus, obwohl das Geräusch, das aus meinem wunden Hals kam, nicht mehr als ein Krächzen war.

Sie trieb mich vorwärts, genau wie in der Wüste, und übernahm die Kontrolle über meinen erstarrten Körper. Der einzige Unterschied war, dass es diesmal gegen meinen Willen geschah. Ich war nicht in der Lage, sie rechtzeitig zurückzuhalten. Sie taumelte vorwärts und hob meine Arme, um sie nach ihm auszustrecken. Ich rief ihr im Kopf eine Warnung zu, aber sie hörte nicht auf mich. Sie war sich meiner Anwesenheit kaum bewusst. Niemand versuchte sie zurückzuhalten, als sie auf ihn zustolperte. Niemand außer mir. Sie war kurz davor, ihn zu berühren, und sah immer noch nicht, was ich sah. Sie sah nicht, wie sich sein Gesicht in den langen Monaten der Trennung verändert hatte, sich erhärtet hatte, wie die Linien jetzt anders verliefen. Sie sah nicht, dass das immerwährende Lächeln, an das sie sich erinnerte, überhaupt nicht mehr in dieses neue Gesicht passen würde. Sie hatte nur einmal gesehen, wie sein Gesichtsausdruck dunkel und bedrohlich geworden war - und das war noch gar nichts gewesen verglichen mit seiner jetzigen Miene. Sie sah es nicht - oder vielleicht kümmerte es sie einfach nicht.

Seine Reichweite war größer als meine.

Bevor Melanie ihn mit meinen Fingern erreichte, schoss seine Hand nach vorn und landete einen seitlichen Treffer in meinem Gesicht. Der Schlag war so hart, dass ich von den Füßen gerissen wurde und mein Kopf auf dem Steinboden aufschlug. Ich hörte, wie der Rest meines Körpers mit einem dumpfen Geräusch auf dem Boden auftraf, aber ich spürte es nicht. Meine Augen verdrehten sich und ein klingelndes Geräusch schrillte mir in den Ohren. Ich kämpfte gegen den Schwindel an, der mich bewusstlos zu machen drohte.

Wie kann man nur so blöd sein, wimmerte ich. *Ich hab dir doch gesagt, du sollst so was nie wieder tun.*

Jared ist hier, Jared lebt, Jared ist hier. Man konnte nicht vernünftig mit ihr reden. Sie sang die Worte, als wären sie ein Lied.

Ich versuchte meinen Blick wieder scharf zu stellen, aber die seltsame Decke blendete mich. Ich drehte meinen Kopf vom Licht weg und unterdrückte ein Schluchzen, als meine eine Gesichtshälfte daraufhin von heftigen Schmerzen durchzuckt wurde.

Wenn ich schon den Schmerz dieses einen unvermittelten Schlags kaum ertragen konnte, wie konnte ich da hoffen, einen intensiven, kalkulierten Folterangriff auszuhalten?

Neben mir war das Scharren von Füßen zu hören; meine Augen wandten sich instinktiv der Bedrohung zu und ich sah Onkel Jeb über mir stehen. Er hatte eine Hand halb nach mir ausgestreckt, aber er zögerte und sah weg. Ich hob meinen Kopf einen Fingerbreit, wobei ich erneut ein Stöhnen unterdrückte, um zu sehen, was er sah.

Jared kam auf uns zu und sein Gesicht sah genauso aus wie das der Barbaren in der Wüste - nur dass es in seiner Wut eher schön als bedrohlich war. Mein Herz machte einen Satz und klopfte dann unregelmäßig weiter, und ich hätte mich am liebsten selbst ausgelacht. Spielte es eine Rolle, dass er schön war und dass ich ihn liebte, wenn er mich doch töten würde?

Ich sah die Mordlust in seiner Miene und versuchte zu hoffen, dass er seine Wut nicht würde zügeln können, aber ich verspürte immer noch keinen echten Wunsch zu sterben.

Jeb und Jared fixierten sich eine Weile lang gegenseitig. Jareds Kiefer spannten und entspannten sich, Jebs Gesicht blieb dagegen ruhig. Als Jared plötzlich ein wütendes Schnauben ausstieß und einen Schritt zurücktrat, war die lautlose Konfrontation beendet.

Jeb fasste meine Hand und legte mir seinen anderen Arm auf den Rücken, um mir aufzuhelfen. Mein Kopf schwirrte und schmerzte; mein Magen krampfte sich zusammen. Wenn er nicht bereits seit Tagen leer gewesen wäre, hätte ich mich wahrscheinlich übergeben. Es kam mir so vor, als würden meine Füße den Hoden gar nicht berühren. Ich schwankte und kippte nach vorn. Jeb fing mich auf und hielt mich dann am Ellbogen fest, damit ich stehen blieb.

Jared beobachtete uns mit gefletschten Zähnen. In einer vollkommen idiotischen Anwandlung drängte Melanie erneut zu ihm hin. Aber ich hatte den Schock überwunden, ihn hier zu finden, und war nicht so unzurechnungsfähig wie sie. Sie würde nicht wieder die Kontrolle übernehmen. Ich sperrte sie in meinem Kopf hinter er so viele Gitterstäbe wie nur irgend möglich.

Sei einfach still. Merkst du nicht, wie sehr er mich verabscheut? Egal, was du sagst, es wird alles nur noch schlimmer machen. Wir sind so gut wie tot.

Aber Jared lebt, Jared ist hier, gurrte sie.

Mit der Stille in der Höhle war es vorbei; überall wurde plötzlich geflüstert, als hätte ich irgendein Stichwort verpasst. Ich konnte jedoch keine Wörter in den Zischlauten ausmachen.

Meine Augen suchten die Menschenmenge ab - es waren alles Erwachsene, keine kleinere, jüngere Person war zu sehen. Diese Abwesenheit tat mir im Herzen weh und Melanie versuchte mit aller Kraft, die eine Frage laut auszusprechen. Ich brachte sie entschlossen zum Schweigen. Es gab hier nichts zu sehen, nichts außer Wut und Hass auf fremden Gesichtern oder Wut und Hass auf Jareds Gesicht.

Bis noch ein Mann sich einen Weg durch das flüsternde Gewühl bahnte. Er war groß und schlank, seine Knochen traten deutlicher unter seiner Haut hervor als bei den meisten anderen. Sein Haar war ausgeblichen, entweder hellbraun oder von einem dunklen, undefinierbaren Blond. Wie sein weiches Haar und sein langer Körper waren auch seine Züge sanft und zart, nicht im Geringsten brutal. Sein Gesicht war nicht wütend, weshalb es meinen Blick sofort auf sich zog.

Die anderen machten dem zurückhaltenden Mann bereitwillig Platz, als genieße er einen gewissen Status unter ihnen. Nur Jared ging ihm nicht aus dem Weg. Er blieb, wo er war, und starrte mich weiter an. Der große Mann ging um ihn herum, ohne dem Hindernis auf seinem Weg mehr Beachtung zu schenken als einem Steinhaufen.

»Also dann«, sagte er in ungewöhnlich herzlichem Ton, als er Jared umkreist hatte und vor mir stehen blieb. »Hier bin ich. Was gibt's?«

Es war Tante Maggie, die plötzlich neben ihm auftauchte und ihm antwortete.

»Jeb hat das da in der Wüste gefunden. Das war mal unsere Nichte Melanie. Es scheint den Angaben gefolgt zu sein, die er ihr gegeben hatte.« Sie warf Jeb einen bösen Blick zu.

»Mmhm«, murmelte der große, knochige Mann, während seine Augen mich neugierig musterten. Sein Blick war seltsam. Er sah aus, als gefiele ihm, was er sah. Ich konnte mir nicht vorstellen, warum.

Meine Augen wanderten von seinem Gesicht zu einer anderen Frau - einer viel jüngeren Frau, die ihre Hand auf seinen Arm gelegt hatte. Meine Aufmerksamkeit wurde komplett von ihrem leuchtenden Haar gefesselt.

Sharon!, rief Melanie aus.

Melanies Cousine sah meinen Augen an, dass ich sie wiedererkannt hatte, und ihre Miene versteinerte Ich stieß Melanie grob in den hinteren Teil meines Kopfes zurück. *Pssst!*

»Mmhm«, sagte der große Mann wieder und nickte. Er streckte eine Hand nach meinem Gesicht aus und war überrascht, als ich zurückzuckte und mich an Jeb drückte. »Schon gut«, sagte der große Mann und lächelte mich ermutigend an. »Ich werde dir nicht wehtun.«

Er streckte noch einmal die Hand nach meinem Gesicht aus. Ich wich erneut zurück und lehnte mich an Jeb, aber diesmal streckte Jeb seinen Arm aus und schob mich nach vorn. Der große Mann fasste mich zarter als erwartet am Kinn und drehte mein Gesicht zur Seite. Ich spürte, wie seine Finger die Linie in meinem Nacken betasteten, und mir wurde klar, dass er meine Implantationsnarbe untersuchte.

Aus den Augenwinkeln beobachtete ich Jareds Gesicht. Was der Mann tat, regte ihn sichtlich auf, und ich glaubte zu wissen, warum - wie sehr musste er diese dünne rosa Linie in meinem Nacken hassen.

Jared runzelte die Stirn, aber ich war überrascht zu sehen, dass ein Teil der Wut aus seinem Gesicht verschwunden war. Seine Augenbrauen zogen sich zusammen, was ihn eher verwirrt aussehen ließ.

Der große Mann ließ seine Hände sinken und trat einen Schritt zurück. Er lächelte, seine Augen leuchteten.

»Sie sieht recht gesund aus, abgesehen von der momentanen Erschöpfung, dem Flüssigkeitsverlust und der Mangelernährung. Aber ich denke, du hast sie mit so viel Wasser aufgefüllt, dass der Flüssigkeitsverlust keine negativen Auswirkungen haben wird. Also.« Unbewusst machte er eine seltsame Handbewegung, wie beim Händewaschen. »Dann wollen wir mal loslegen.«

Da erst brachte ich seine Worte und die kurze Untersuchung miteinander in Verbindung und verstand - dieser freundlich wirkende Mann, der mir gerade versprochen hatte, mir nicht wehzutun, war der Doktor.

Onkel Jeb seufzte tief und schloss die Augen.

Der Doktor streckte mir auffordernd seine Hand entgegen. Ich ballte meine hinter dem Rücken zu Fäusten. Er sah mich erneut aufmerksam an und las die Angst in meinem Blick. Sein Lächeln erstarb, aber er wirkte nicht böse. Er überlegte, was er jetzt tun sollte.

»Kyle, Ian?«, rief er und wandte den Kopf, um die versammelte Menge nach den beiden abzusuchen. Mein Herz begann zu klopfen, als sich die großen, schwarzhaarigen Brüder nach vorne schoben.

»Ich glaube, ich brauche Hilfe«, sagte der Doktor, der neben Kyle nicht mehr ganz so groß wirkte. »Wenn ihr sie vielleicht tragen ...«

»Nein.«

Alle drehten sich in die Richtung, aus der der Widerspruch gekommen war. Ich musste eigentlich nicht hinsehen, da ich die Stimme erkannt hatte. Trotzdem blickte ich ihn an.

Jareds Brauen bildeten ein steiles Dreieck über seinen Augen; sein Mund war seltsam verzerrt. So viele verschiedene Emotionen spiegelten sich in seinem Gesichtsausdruck wider, dass es schwierig war, eine davon zu isolieren. Wut, Trotz, Verwirrung, Hass, Angst ... Schmerz.

Der Doktor blinzelte, vor Überraschung entglitten ihm seine Gesichtszüge. »Jared? Gibt's irgendein Problem?«

»Ja.«

Alle warteten. Neben mir schien Jeb seine Mundwinkel mit Mühe davon abzuhalten, sich zu einem Grinsen zu verziehen. Wenn das stimmte, hatte der alte Mann einen eigenartigen Sinn für Humor.

»Und das wäre?«, fragte der Doktor.

Jared antwortete mit zusammengebissenen Zähnen. »Ich sage dir, was das Problem ist, Doc. Was macht es für einen Unterschied, ob wir dir dieses Wesen überlassen oder Jeb ihm eine Kugel durch den Kopf jagt?«

Ich zitterte. Jeb tätschelte meinen Arm.

Der Doktor blinzelte erneut. »Na ja« war alles, was er sagte.

Jared beantwortete seine Frage selbst. »Der Unterschied ist: Wenn Jeb es umbringt, stirbt es wenigstens einen schnellen Tod.«

»Jared«, sagte der Doktor mit sanfter Stimme, mit demselben Unterton wie zuvor mir gegenüber. »Wir lernen jedes Mal so viel Neues dazu. Vielleicht klappt es diesmal ...«

»Pah!«, schnaubte Jared. »Ich kann nicht viele Fortschritte erkennen, Doc.«

Jared wird uns beschützen, dachte Melanie leise.

Es fiel mir schwer, mich so weit zu konzentrieren, dass ich Wörter bilden konnte. *Nicht uns, nur unseren Körper.*

Immerhin ... Ihre Stimme schien von weit her zu kommen, von außerhalb meines hämmernden Schädels.

Sharon machte einen Schritt nach vorn, so dass sie, wie um ihn zu beschützen, halb vor dem Doktor zu stehen kam.

»Wir sollten keine Gelegenheit verschenken«, sagte sie scharf. »Uns allen ist klar, dass das hart für dich ist, Jared, aber letzten Endes ist es nicht deine Entscheidung. Wir müssen abwägen, was das Beste für uns alle ist.«

Jared funkelte sie an. »Nein«, knurrte er.

Es war offensichtlich, dass er das Wort nicht geflüstert hatte, trotzdem klang es in meinen Ohren ganz leise. Alles war plötzlich ganz leise. Sharons Lippen bewegten sich, sie fuchtelte mit dem Finger vor Jareds Nase herum, aber alles, was ich hörte, war ein sanftes Wispern. Keiner von beiden tat einen Schritt, aber sie schienen von mir wegzutreiben.

Ich sah, wie die dunkelhaarigen Brüder mit wütenden Gesichtern auf Jared zugingen. Ich merkte, wie meine Hand sich aus Protest zu heben versuchte, aber sie zuckte nur schwach. Jareds Gesicht lief rot an, als seine Lippen sich teilten, und die Sehnen an seinem Hals spannten sich, als würde er schreien, aber ich hörte nichts. Jeb ließ meinen Arm los und ich sah, wie sich der mattgraue Gewehrlauf neben mir hob. Ich zuckte vor der Waffe zurück, obwohl sie nicht auf mich gerichtet war. Das brachte mich aus dem Gleichgewicht und ich konnte zusehen, wie der Raum ganz langsam zur Seite kippte.

»Jamie«, flüsterte ich, als das Licht in meinen Augen schwand.

Jareds grimmiges Gesicht war plötzlich ganz nah über mich gebeugt.

»Jamie?«, flüsterte ich erneut, diesmal als Frage. »Jamie?« Jebs raue Stimme antwortete von irgendwoher aus weiter Ferne. »Dem Jungen geht's gut. Jared hat ihn hergebracht.« Ich sah zu, wie Jareds gequältes Gesicht von dem dunklen Nebel verschluckt wurde, der meine Augen trübte.

»Danke«, flüsterte ich.

Und dann war um mich herum nichts als Dunkelheit.

Bewacht

Als ich zu mir kam, hatte ich sofort meine Orientierung wieder. Ich wusste genau, wo ich war - zumindest grob -, hielt jedoch meine Augen geschlossen und atmete gleichmäßig weiter. Ich versuchte, so viel wie möglich über meine Lage herauszubekommen, ohne preiszugeben, dass ich wieder bei Bewusstsein war.

Ich hatte Hunger. Mein Magen verknotete und verkrampfte sich und machte wütende Geräusche. Ich bezweifelte, dass mich diese Geräusche verraten würden - ich war sicher, er hatte auch geknurrt und sich beklagt, während ich schlief.

Mein Kopf tat furchtbar weh. Ich konnte jedoch nicht sagen, wie viel davon der Müdigkeit zuzuschreiben war und wie viel den Schlägen, die ich eingesteckt hatte.

Ich lag auf einem harten Untergrund. Er war rau und ... buckelig. Außerdem fühlte er sich seltsam gebogen an, als läge ich in einer flachen Schale. Es war unbequem. Mein Rücken und meine Hüften pochten aufgrund der gekrümmten Stellung, und wahrscheinlich hatte mich dieser Schmerz auch geweckt; ich fühlte mich alles andere als ausgeruht.

Es war dunkel - das wusste ich, ohne die Augen zu öffnen. Nicht pechschwarz, aber sehr dunkel.

Die Luft roch noch modriger als vorher - feucht und gammelig. Sie war von einer eigentümlich beißenden Schärfe, die mir in der Kehle brannte. Es war kühler als in der Wüste, aber durch die Feuchtigkeit, die nicht hierherzupassen schien, war es fast genauso unangenehm. Ich schwitzte schon wieder; all das Wasser, das Jeb mir gegeben hatte, fand den Weg durch meine Poren nach draußen.

Ganz in der Nähe konnte ich das Echo meines Atems hören. Möglicherweise lag ich nur direkt neben einer einzelnen Wand, aber es kam mir so vor, als befände ich mich in einem sehr kleinen Raum. Ich lauschte, so konzentriert ich konnte, und es klang so, als hallte mein Atem auch von der anderen Seite wider.

Da ich wusste, dass ich wahrscheinlich immer noch irgendwo in dem Höhlensystem war, in das Jeb mich gebracht hatte, war ich ziemlich sicher, was ich sehen würde, sobald ich die Augen aufmachte. Ich musste, in irgendeinem kleinen Loch in der dunklen rötlichen Felswand liegen.

Abgesehen von den Geräuschen, die mein Körper machte, war es still. Da ich Angst hatte, die Augen zu öffnen, versuchte ich stattdessen mit meinen Ohren die Stille zu durchdringen. Ich konnte sonst niemanden hören und das ergab keinen Sinn. Sie würden mich doch hier nicht ohne Bewachung zurückgelassen haben. Ohne Onkel Jeb und sein allgegenwärtiges Gewehr oder irgendjemanden, der mir weniger wohlgesinnt war. Mich allein zu lassen ... das passte nicht zu ihrer Brutalität, ihrer tiefsitzenden Angst vor mir und dem Hass auf das, was ich war. Außer ...

Ich versuchte zu schlucken, aber die Panik schnürte mir die Kehle zu. Sie würden mich nicht allein lassen. Außer sie dachten, ich wäre tot, oder hatten dafür gesorgt, dass ich es bald sein würde. Außer es gab Plätze in diesen Höhlen, von denen niemand mehr zurückkehrte.

Das Bild, das ich mir von meiner Umgebung gemacht hatte, verblasste in meinem Kopf. Stattdessen sah ich mich jetzt am Fuß eines tiefen Schachtes oder in einem engen Grab eingemauert.

Meine Atmung beschleunigte sich, ich schnupperte, ob die Luft bereits verbraucht roch, ob es irgendein Anzeichen dafür gab, dass mir der Sauerstoff ausging. Meine Lungen wurden von den umliegenden Muskeln auseinandergezogen und füllten sich mit Luft für den Schrei, der unterwegs war. Ich biss die Zähne zusammen, um zu verhindern, dass er mir entschlüpfte.

Laut und ganz nah schabte etwas neben meinem Kopf über den Boden.

Ich schrie auf und mein Schrei gellte durch den kleinen Raum. Ich riss die Augen auf und hechtete von dem unheimlichen Geräusch weg auf eine zerklüftete Felswand zu. Meine Hände fuhren hoch, um mein Gesicht zu schützen, als mein Kopf schmerzhaft gegen die niedrige Decke knallte.

Gedämpftes Licht drang durch den kreisrunden Eingang der winzigen blasenförmigen Höhle, in der ich kauerte. Jareds

Gesicht war zur Hälfte angestrahlt, als er sich durch die Öffnung hereinlehnte, einen Arm nach mir ausgestreckt. Seine Lippen waren schmal vor Wut. Eine Ader auf seiner Stirn pulsierte, als er sah, wie panisch ich reagierte.

Er rührte sich nicht, starrte mich nur wütend an, während mein Herzschlag wieder einsetzte und meine Atmung sich verlangsamte. Unsere Blicke begegneten sich und ich erinnerte mich daran, wie leise er immer gewesen war, wenn er es darauf angelegt hatte - wie ein Geist. Kein Wunder, dass ich nicht gehört hatte, wie er vor meiner Zelle Wache schob.

Aber irgendetwas hatte ich gehört. Als mir das wieder einfiel, schob Jared seinen ausgestreckten Arm näher und das schabende Geräusch war erneut zu hören. Ich sah zu Boden. Zu meinen Füßen stand ein zerbrochenes Plastikbrett, das als Tablett diente.

Und darauf...

Ich stürzte mich auf die offene Wasserflasche und nahm dabei kaum wahr, wie Jareds Mund sich angewidert verzog, als ich gierig die Flasche an die Lippen setzte. Später würde mir das sicher etwas ausmachen, aber im Moment war Wasser alles, was mich interessierte. Ich fragte mich, ob ich diese kostbare Flüssigkeit jemals in meinem Leben wieder für etwas Selbstverständliches halten würde. Da mein Leben hier wahrscheinlich nicht mehr allzu lange dauerte, war die Antwort vermutlich Nein.

Jared war wieder aus der kreisförmigen Öffnung verschwunden. Ich konnte ein Stück seines Ärmels sehen, mehr nicht. Das gedämpfte Licht kam von irgendwoher neben ihm. Es war von einer künstlichen, bläulichen Farbe.

Ich hatte die Hälfte des Wassers heruntergestürzt, als ein neuer Geruch meine Aufmerksamkeit erregte und mich wissen ließ, dass das Wasser nicht das einzige Geschenk war. Ich sah wieder auf das Tablett hinunter. Essen. Sie gaben mir zu essen?

Es war das Brot - ein dunkles, ungleichmäßig geformtes Brötchen -, das ich zuerst roch, aber daneben stand auch eine Schale mit einer klaren Flüssigkeit, die nach Zwiebeln duftete. Als ich mich darüberbeugte, sah ich Stücke von irgendetwas Dunklem, die auf den Boden gesunken waren. Neben der Schale lagen drei weiße Stangen - ich vermutete, es war Gemüse, aber ich erkannte die Sorte nicht.

Ich registrierte all das im Bruchteil einer Sekunde, aber schon in dieser kurzen Zeitspanne sprang mein Magen beinahe aus meinem Mund, um an das Essen zu kommen.

Ich biss in das Brötchen. Es war sehr hart, mit ganzen Körnern durchsetzt, die zwischen meinen Zähnen stecken blieben. Die Konsistenz war steinern, aber der Geschmack war unglaublich. Ich konnte mich nicht erinnern, dass mir je etwas besser geschmeckt hatte, noch nicht mal meine zerdrückten Cremeschnitten. Mein Kiefer arbeitete, so schnell er konnte, aber ich schluckte den Großteil des harten Brotes unzerkaut hinunter. Ich konnte jeden Bissen gurgelnd in meinem Magen auftreffen hören. Es fühlte sich nicht so gut an, wie ich erwartet hatte. Nachdem er so lange leer gewesen war, reagierte mein Magen mit Schmerz und Unwohlsein auf das Essen.

Ich ignorierte ihn und wandte mich als Nächstes der Flüssigkeit zu - es war Suppe. Sie rutschte besser. Abgesehen von den Zwiebeln, die ich gerochen hatte, war sie mild. Die grünen Klumpen waren weich und schwammig. Ich trank direkt aus der Schale und wünschte mir, sie wäre größer. Ich lehnte den Kopf zurück, um sicherzugehen, dass ich auch den letzten Tropfen erwischte.

Das weiße Gemüse war von knackiger Konsistenz und holzigem Geschmack. Irgendeine Art Wurzel. Es war nicht so wohltuend wie die Suppe oder so lecker wie das Brot, aber ich war dankbar für alles, was meinen Magen füllte. Danach war ich immer noch nicht satt - nicht annähernd - und hätte wahrscheinlich mit dem Plastikbrett weitergemacht, wenn ich es hätte durchbeißen können.

Erst als ich fertig war, dachte ich darüber nach, warum sie mir überhaupt etwas zu essen gaben. Das konnte ich mir eigentlich nur damit erklären, dass Jared seine Auseinandersetzung mit dem Doktor verloren hatte. Aber wenn dem so war - weshalb bewachte mich dann ausgerechnet Jared?

Ich schob das leere Tablett zur Seite, wobei mich das Geräusch, das es machte, zusammenzucken ließ. Als Jared den Arm hereinstreckte, um es rauszuholen, presste ich mich wieder an die Rückwand meiner Höhlenblase. Diesmal sah er mich nicht an.

»Danke«, flüsterte ich, als er wieder verschwand. Er sagte nichts; auf seinem Gesicht war keinerlei Veränderung wahrzunehmen. Nicht mal mehr das Stück von seinem Ärmel war jetzt noch zu sehen, aber ich war mir sicher, dass er da war.

Ich kann einfach nicht glauben, dass er mich geschlagen hat, dachte Melanie eher verwundert als aufgebracht. Sie hatte ihre Überraschung darüber immer noch nicht verwunden. Ich war von vornherein nicht überrascht gewesen. Natürlich hatte er mich geschlagen.

Ich habe mich schon gefragt, wo du bist, antwortete ich. *Es wäre* ziemlich *schlechter Stil, mir das hier einzubrocken und mich dann sitzenzulassen.*

Sie ignorierte meinen säuerlichen Tonfall. *Ich hätte nicht gedacht,* dass *er dazu i*n *der Lage wäre, unter keinen Umständen. Ich glaube* nicht*, dass ich ihn schlage*n *könnte.*

Natürlich könntest du das. Wenn er mit reflektierenden Augen zu dir *gekommen wäre, hättest du dasselbe getan. Du bist von Natur aus* ge*walttätig.* Ich musste an ihre Tagträume denken, in denen sie die Sucherin erwürgt hatte. Das schien Monate her zu sein, obwohl ich wusste, dass es nur wenige Tage waren. Eigentlich sollte man meinen, dass es länger dauerte, um sich in eine so aussichtslose Lage zu manövrieren wie die, in der ich mich befand.

Melanie versuchte objektiv zu urteilen. *Nein, das glaube ich wirk*lic*h nicht. Nicht Jared ... und Jamie auch nicht. Jamie könnte ich auf* gar *keinen Fall etwas zuleide tun, selbst wenn er...* Sie brach ab, da sie den Gedanken nicht zu Ende führen wollte.

Ich dachte darüber nach und musste ihr Recht geben. Selbst wenn der Junge etwas oder jemand anderes geworden wäre, hätten weder sie noch ich die Hand gegen ihn erheben können. *Das ist etwas anderes. Du bist wie ... eine Mutter. Mütter sind da* irrational. *Zu viele Emotionen im Spiel.*

Mutter*schaft ist immer was Emotionales - sogar für euch Seelen.*

Ich antwortete nicht.

*Was glaubst du, was sie jetzt mit uns mache*n *werden?*

Du bist doch hier die Expertin für Menschen, erinnerte ich sie. *Es ist wahrscheinlich kein gutes Zeichen, dass sie mir etwas zu essen geben. Mir fällt nur ein Grund ein, warum sie wollen, dass ich bei Kräften bleibe.*

Die wenigen Einzelheiten von Gräueltaten aus der menschlichen Geschichte, an die ich mich erinnerte, vermischten sich in meinem Kopf mit den Geschichten aus der alten Zeitung, die wir neulich gefunden hatten. Feuer - das war etwas Furchtbares. Melanie hatte sich einmal versehentlich alle Fingerspitzen der rechten Hand verbrannt, als sie nach einem Brötchen gegriffen hatte, ohne zu wissen, dass es heiß war. Ich erinnerte mich, wie der Schmerz sie durchzuckt hatte - unerwartet heftig und intensiv.

Das war allerdings nur ein Unfall gewesen, schnell behandelt mit Eis, Salben, Medikamenten. Niemand hatte es absichtlich getan, hatte nach dem ersten übelkeiterregenden Schmerz immer weitergemacht ...

Ich hatte noch nie auf einem Planeten gelebt, wo solche Abscheulichkeiten vorkamen, noch nicht einmal zu Zeiten, bevor die Seelen eingetroffen waren. Dieser Ort hier war wirklich die herrlichste und die entsetzlichste aller Welten - die berauschendsten Sinneseindrücke, die wunderbarsten Gefühle ... die finstersten Wünsche, die fürchterlichsten Taten. Vielleicht musste das so sein. Vielleicht würde man all die herrlichen Dinge ohne die schrecklichen nicht zu schätzen wissen. Waren die Seelen die Ausnahme dieser Regel? Gab es für sie das Licht dieser Welt ohne die Dunkelheit?

Ich ... habe etwas gespürt, als er dich geschlagen hat, erklärte sie. Die Worte kamen langsam, als wollte sie sie nicht denken.

Ich habe auch etwas gespürt. Es war erstaunlich, wie leicht es mir mittlerweile fiel, sarkastisch zu sein. *Er hat eine beeindruckende Rechte*, *was?*

Das meine ich nicht. Ich meine ... Sie zögerte eine ganze Weile, dann sprudelten die restlichen Worte hervor. *Ich dachte, das wäre alles ich - das, was wir für ihn empfinden. Ich dachte, das ginge nur ... von mir aus.*

Die Bedeutung hinter ihren Worten war klarer als ihre Worte selbst. *Du dachtest, dass es dir gelungen sei, mich hierherzubringen, weil du es unbedingt wolltest. Dass du mich unter Kontrolle hättest und nicht andersherum.* Ich versuchte, mich nicht zu ärgern. *Du dachtest, du würdest mich manipuliere?!.*

Ja. Ihr betrübter Tonfall hatte nichts damit zu tun, dass ich mich aufregte. Sie hatte einfach nicht gerne Unrecht. *Aber ...*

Ich wartete.

Es sprudelte erneut aus ihr heraus. *Du bist auch in ihn verliebt, unabhängig von mir. Es fühlt sich anders an als das, was ich empfinde. Nach jemand anderem. Ich habe das nicht bemerkt, bis er da war, bis du ihn zum ersten Mal gesehen hast. Wie ist das passiert? Wie kann sich ein zehn Zentimeter langer Wurm in ein menschliches Wesen verlieben?*

Wurm?

Entschuldigung. Ich nehme an, ihr habt schon so was wie ... Gliedmaßen. Nicht direkt. Es sind eher ... Fühler. Und ich bin ein ganzes Stück länger als zehn Zentimeter, wenn sie ausgestreckt sind.

Worauf ich hinauswill, ist, dass er nicht zu deiner Spezies gehört.

Mein Körper ist der eines Menschen, erklärte ich ihr. *Solange ich mit ihm verbunden bin, bin ich auch ein Mensch. Und die Art, wie du Jared in deinen Erinnerungen heraufbeschwörst ... Eigentlich ist das alles deine Schuld.*

Sie dachte einen Moment lang darüber nach. Es gefiel ihr nicht besonders.

Das heißt, wenn du bis nach Tucson gefahren wärst und dort einen neuen Körper bekommen hättest, würdest du ihn jetzt nicht mehr lieben?

Ich hoffe wirklich sehr, dass das stimmt.

Keine von uns beiden war glücklich über meine Antwort. Ich legte den Kopf auf die Knie. Melanie wechselte das Thema.

Wenigstens ist Jamie in Sicherheit. Ich wusste, Jared würde sich um ihn kümmern. Wenn ich ihn schon zurücklassen musste, dann war er bei Jared in den besten Händen ... Ich wünschte, ich könnte ihn sehen.

Ich werde bestimmt nicht darum bitten! Beim Gedanken an die Reaktion, die diese Bitte auslösen würde, schauderte ich.

Gleichzeitig sehnte ich mich selbst danach, das Gesicht des Jungen zu sehen. Ich wollte sicher sein, dass er wirklich hier war, wirklich in Sicherheit - dass sie ihm zu essen gaben und für ihn sorgten, so wie Melanie es nie wieder würde tun können. So wie ich, die selbst keine Kinder hatte, für ihn sorgen wollte. Gab es jemanden, der ihm beim Schlafengehen etwas vorsang? Ihm Geschichten erzählte? Würde dieser neue, wütende Jared an diese kleinen Dinge denken? Gab es jemanden, in dessen Arm er sich schmiegen konnte, wenn er Angst hatte?

Glaubst du, sie werden ihm sagen, dass ich hier bin?, fragte Melanie.

Würde ihm das helfen oder wehtun?, fragte ich zurück.

Ihr Gedanke war nur ein Flüstern. *Ich weiß nicht ... Ich wünschte, ich könnte ihm sagen, dass ich mein Versprechen gehalten habe.*

Das hast du allerdings. Ich schüttelte den Kopf - ungläubig, bewundernd. *Es kann dir niemand vorwerfen, dass du nicht zurück*ge*kommen bist, so wie immer.*

Danke. Ihre Stimme war leise. Ich wusste nicht, ob sich ihr Dank auf das bezog, was ich gerade gesagt hatte, oder ob sie das große Ganze im Blick hatte, die Tatsache, dass ich sie hierhergebracht hatte.

Ich war plötzlich erschöpft und merkte, dass es ihr ähnlich ging. Jetzt wo mein Magen sich ein wenig beruhigt hatte und fast halbvoll war, erwiesen sich meine restlichen Schmerzen als nicht stark genug, um mich wach zu halten. Aus Angst, ein Geräusch zu machen, zögerte ich, bevor ich mich bewegte, aber mein Körper wollte sich auseinanderrollen und ausstrecken. Ich tat es, so leise ich konnte, und versuchte eine Stelle in der Höhle zu finden, die lang genug für mich war. Schließlich ragten meine Füße beinahe aus der runden Öffnung. Das gefiel mir nicht, da ich befürchtete, dass Jared die Bewegung neben sich hören würde und denken könnte, ich wollte fliehen, aber er reagierte überhaupt nicht. Ich bettete die heile Seite meines Gesichts auf meinen Arm, versuchte zu ignorieren, wie der unebene Boden meine Wirbelsäule verbog, und schloss die Augen.

Ich glaube, ich schlief, allerdings nicht sehr fest. Das Geräusch von Schritten war noch sehr weit entfernt, als ich bereits hellwach war.

Diesmal öffnete ich die Augen sofort. Nichts hatte sich verändert - ich konnte immer noch das gedämpfte blaue Licht durch das runde Loch sehen, aber nicht erkennen, ob Jared davor saß. Es kam jemand - es war unüberhörbar, dass die Schritte sich näherten. So leise ich konnte, zog ich meine Beine von der Öffnung weg und kauerte mich wieder an die Rückwand. Ich wäre gerne aufgestanden, dann hätte ich mich weniger verletzlich gefühlt, besser vorbereitet auf das, was jetzt kommen mochte. Aber die niedrige Decke der Höhlenblase gestattete es mir noch nicht einmal, mich hinzuknien.

Vor meinem Gefängnis war eine leise Bewegung wahrzunehmen. Ich sah ein Stück von Jareds Fuß, als er aufstand.

»Ah. Hier bist du«, sagte ein Mann. Seine Worte klangen nach der ganzen leeren Stille dermaßen laut, dass ich zusammenfuhr. Ich erkannte die Stimme. Einer der Brüder, die ich in der Wüste gesehen hatte - der mit der Machete, Kyle.

Jared sagte nichts.

»Wir werden das nicht zulassen, Jared.« Jetzt sprach jemand anders, eine besonnenere Stimme. Wahrscheinlich der jüngere Bruder, Ian. Die Stimmen der beiden Brüder ähnelten sich sehr oder hätten sich geähnelt, wenn Kyle nicht immer beinahe gebrüllt hätte vor Wut. »Wir alle haben jemanden verloren - verdammt, wir alle haben alles und jeden verloren. Aber das hier ist lächerlich.«

»Wenn du es Doc nicht überlassen willst, dann wird es sterben«, fügte Kyle knurrend hinzu.

»Du kannst es hier nicht gefangen halten«, fuhr Ian fort. »Irgendwann wird es abhauen und man wird uns alle finden.«

Jared sagte nichts, aber er machte einen Schritt zur Seite, so dass er direkt vor dem Eingang zu meiner Zelle stand.

Mein Herz klopfte laut und schnell, als ich begriff, was die Brüder da sagten. Jared hatte gewonnen. Ich würde nicht gefoltert werden. Ich würde nicht getötet werden - zumindest nicht sofort. Jared hielt mich gefangen.

Unter den herrschenden Umständen hörte sich das wundervoll an.

Ich hab dir doch gesagt, dass er uns beschützen würde.

»Mach es uns nicht so schwer, Jared«, sagte eine weitere Stimme, die ich nicht erkannte. »Es muss sein.«

Jared schwieg.

»Wir wollen dir nicht weh tun, Jared. Wir sind hier alle wie Brüder. Aber wir werden es tun, wenn du uns dazu zwingst.« Kyle bluffte nicht. »Geh zur Seite.«

Jared blieb stehen.

Mein Herz begann noch schneller zu schlagen als vorher und klopfte so heftig gegen meine Rippen, dass das Hämmern meine Lunge aus dem Rhythmus brachte und mir das Atmen schwerfiel. Melanie war vor Angst erstarrt, unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen. Sie würden ihm wehtun. Diese durchgeknallten Menschen würden einen der Ihren angreifen.

»Jared ... bitte«, sagte Ian.

Jared antwortete nicht.

Ein großer Schritt - ein Sprung - und das Geräusch von etwas Schwerem, das auf etwas Festes traf. Ein Keuchen, ein ersticktes Gurgeln ...

»Nein!«, rief ich und stürzte auf das runde Loch zu.

Zugewiesen

Die Kante des Felsenausgangs war abgenutzt, aber trotzdem schürfte ich mir die Handflächen und die Schienbeine daran auf, als ich hindurchkletterte. Ich war so steif, dass mir alles wehtat, als ich mich ruckartig aufrichtete. Mir blieb die Luft weg und mein Kopf begann sich zu drehen, als mir das Blut in die Beine sackte.

Mich interessierte nur eines - wo Jared war, damit ich mich zwischen ihn und seine Angreifer stellen konnte.

Niemand rührte sich und alle starrten mich an. Jared stand mit dem Rücken zur Wand, er hatte die Fäuste geballt und hielt sie gesenkt. Kyle stand vornübergebeugt vor ihm und hielt sich den Magen; etwas dahinter, links und rechts von ihm, sah ich mit vor Schreck offenen Mündern Ian und einen Fremden. Ich nutzte ihre Überraschung aus. Mit zwei großen, schwankenden Schritten war ich zwischen Kyle und Jared.

Kyle reagierte als Erster. Ich stand direkt vor ihm und instinktiv wollte er mich aus dem Weg haben. Seine Hand packte mich an der Schulter und stieß mich zu Boden. Bevor ich aufschlug, griff etwas nach meinem Handgelenk und zerrte mich zurück auf die Füße.

Sobald ihm klarwurde, was er getan hatte, ließ Jared mich wieder los, als würde meine Haut Säure absondern.

»Geh wieder da rein«, brüllte er mich an. Er stieß mich ebenfalls an der Schulter weg, aber nicht so fest wie Kyle. Ich taumelte zwei Schritte rückwärts auf das Loch in der Wand zu.

Das Loch war ein schwarzer Kreis in dem engen Gang, in dem wir standen. Vor meinem kleinen Gefängnis sah die Höhle genauso aus, nur dass der Gang länger und höher war, eher eine Röhre als eine Blase. Eine kleine Lampe - ich konnte nicht erkennen, woher sie ihre Energie bezog - warf vom Boden her ein schwaches Licht. Es zauberte seltsame Schatten auf die Gesichtszüge der Männer und verwandelte sie in verzerrte Monsterfratzen.

Ich wandte mich von Jared ab und ging wieder auf die Männer zu. »Hier hast du, was du willst«, sagte ich zu Kyle. »Lass ihn in Ruhe.«

Eine ganze Weile lang sagte niemand etwas. »Gerissenes Miststück«, murmelte Ian schließlich, die Augen vor Erstaunen und Angst weit aufgerissen.

»Ich hab gesagt, du sollst wieder da reingehen«, zischte Jared mir von hinten zu.

Ich drehte mich halb zu ihm um, ohne Kyle aus den Augen zu verlieren. »Du musst mich nicht auf deine Kosten beschützen.« Jared hob eine Hand, um mich erneut zu meiner Zelle zurückzustoßen.

Ich wich ihm aus, wobei ich mich auf die Männer zubewegte, die mich umbringen wollten.

Ian packte meine Arme und drehte sie mir auf den Rücken. Instinktiv versuchte ich mich loszumachen, aber er war stark. Er drehte meine Gelenke viel zu weit nach hinten. Ich keuchte.

»Lass sie los!«, brüllte Jared. Kyle packte ihn, drehte ihn herum und hielt ihn in einem Ringergriff gefasst. Der andere Mann hielt einen von Jareds rudernden Armen fest.

»Tut ihm nicht weh!«, kreischte ich. Ich zerrte an den Armen, die mich gefangen hielten.

Jared rammte Kyle seinen freien Ellbogen in den Magen. Kyle schnappte nach Luft und lockerte seinen Griff. Jared drehte sich unter seinen Angreifern weg und stürzte sich dann auf sie, wobei seine Faust auf Kyles Nase landete. Dunkelrotes Blut spritzte auf die Wand und die kleine Lampe.

»Mach es kalt, Ian!«, brüllte Kyle. Er senkte den Kopf und stürzte sich auf Jared, der gegen den anderen Mann prallte. »Nein!«, riefen Jared und ich gleichzeitig. Ian ließ meine Arme los, fasste mich um den Hals und drückte mir die Luft ab. Mit meinen kurzen, nutzlosen Fingernägeln versuchte ich mich an seinen Händen festzukrallen. Er drückte noch fester zu, bis ich den Boden unter den Füßen verlor.

Es tat weh - der Würgegriff, die plötzliche Panik meiner Lungen. Es war eine Qual. Ich wand mich, allerdings eher, um dem Schmerz auszuweichen als den tödlichen Händen.

Klick, klick.

Ich hatte dieses Geräusch erst einmal gehört, aber ich erkannte es sofort. Alle anderen ebenfalls. Sie erstarrten; Ians Hände weiterhin fest um meinen Hals geschlossen. »Kyle, Ian, Brandt - zurück!«, bellte Jeb. Niemand rührte sich - nur meine Hände zerrten immer noch an Ians und meine Füße zuckten in der Luft.

Jared duckte sich plötzlich unter Kyles reglosem Arm hindurch und sprang auf mich zu. Ich sah, wie seine Faust auf mein Gesicht zuschnellte, und schloss die Augen.

Nur Zentimeter neben meinem Kopf war ein lautes *Tschack* zu hören. Ian heulte auf und ich fiel zu Boden. Keuchend sackte ich vor seinen Füßen zusammen. Jared bedachte mich mit einem wütenden Blick, dann stellte er sich neben Jeb.

»Ihr seid hier nur Gäste, Jungs, vergesst das nicht«, knurrte Jeb. »Ich hab euch gesagt, dass ihr das Mädchen in Ruhe lassen sollt. Sie ist im Moment ebenfalls mein Gast und ich sehe es nicht gern, wenn meine Gäste sich untereinander umbringen.«

»Jeb«, stöhnte Ian über mir. Seine Stimme klang gedämpft, da er sich die Hand vor den Mund hielt. »Jeb. Das ist doch Wahnsinn.«

»Was hast du vor?«, wollte Kyle wissen. Sein Gesicht war blutverschmiert, ein furchtbarer, makabrer Anblick. Aber in seiner Stimme waren keine Anzeichen von Schmerz zu hören, nur unterdrückte, brodelnde Wut. »Wir haben ein Recht darauf, es zu erfahren. Wir müssen entscheiden, ob dieser Ort noch immer sicher ist oder ob es Zeit für uns wird, weiterzuziehen. Also ... wie lange willst du dieses Wesen hier als dein Haustier halten? Und was willst du mit ihm machen, wenn du genug davon hast, Gott zu spielen? Du schuldest uns eine Antwort auf diese Fragen.«

Kyles eigenartige Worte hallten in meinem hämmernden Kopf wider. Mich als Haustier halten? Jeb hatte mich seinen *Gast* genannt ... War das ein anderes Wort für Gefangene? War es möglich, dass es *zwei* Menschen gab, die weder meinen Tod noch mein durch Folter erzwungenes Geständnis wollten? Wenn ja, dann war das ein wahres Wunder.

»Ich habe keine Antwort, Kyle. Das ist nicht meine Entscheidung.«

Ich bezweifelte, dass Jeb irgendetwas hätte sagen können, das sie noch stärker verwirrt hätte. Alle vier - Kyle, Ian, der Mann, den ich nicht kannte, und sogar Jared - starrten ihn fassungslos an. Ich kauerte immer noch zu Ians Füßen und wünschte, ich könnte unbemerkt zurück in mein Loch gelangen.

»Nicht deine Entscheidung?«, wiederholte Kyle schließlich, immer noch ungläubig. »Wessen Entscheidung dann? Wenn du vorhast, darüber abstimmen zu lassen, das ist bereits geschehen. Ian, Brandt und ich sind offiziell bevollmächtigt worden.«

Jeb schüttelte den Kopf - eine knappe Bewegung, ohne den Mann vor ihm aus den Augen zu lassen. »Keine Abstimmung. Das hier ist immer noch mein Haus.«

»Wer entscheidet es dann?«, brüllte Kyle.

Schließlich zuckten Jebs Augen - hin zu einem anderen Gesicht und dann wieder zurück zu Kyle. »Es ist Jareds Entscheidung.«

Alle, ich eingeschlossen, sahen jetzt Jared an.

Jared war genauso überrascht wie alle anderen. Sein Mund stand leicht offen, dann biss er hörbar die Zähne zusammen. Er schoss einen hasserfüllten Blick in meine Richtung ab.

»Jared?«, fragte Kyle und blickte wieder zu Jeb. »Das ergibt doch keinen Sinn!« Er hatte sich jetzt kaum noch unter Kontrolle und kochte vor Wut. »Er ist befangener als alle anderen! Warum ausgerechnet er? Wie soll er eine objektive Entscheidung treffen?«

»Jeb, ich ...«, stammelte Jared.

»Du bist für sie verantwortlich, Jared«, sagte Jeb mit fester Stimme. »Ich helfe dir natürlich, wenn es noch mehr solcher Probleme geben sollte, und dabei, sie zu bewachen und all das. Aber wenn es darum geht, irgendwelche Entscheidungen zu treffen, ist das allein deine Sache.« Er hob eine Hand, als Kyle erneut protestieren wollte. »Sieh es mal so, Kyle. Wenn irgendjemand deine Jodi auf einer Beutetour aufgreifen und hierherbringen würde, würdest du dann wollen, dass ich oder Doc oder irgendeine Abstimmung darüber bestimmt, was wir mit ihr machen?«

»Jodi ist tot«, fuhr Kyle ihn an und ballte die Fäuste noch fester. Er starrte mich mit fast demselben Ausdruck an wie Jared vorhin.

»Wie auch immer, wenn ihr Körper hier auftauchen würde, wäre es trotzdem deine Entscheidung. Würdest du etwas anderes wollen?«

»Die Mehrheit …«

»Mein Haus, meine Regeln«, unterbrach ihn Jeb scharf. »Keine weiteren Diskussionen. Keine weiteren Abstimmungen. Keine Mordversuche. Ihr drei sagt das weiter und so wird es ab jetzt laufen. Neue Regel.«

»Noch eine?«, murmelte Ian vor sich hin.

Jeb beachtete ihn nicht. »Wenn so etwas noch mal passieren sollte - so unwahrscheinlich es auch ist - dann entscheidet derjenige, zu dem der Körper gehört.«

Jeb tippte Kyle mit dem Lauf des Gewehrs an die Brust und deutete dann damit in Richtung des Gangs hinter ihm. »Verschwindet. Ich will euch hier in der Nähe nicht mehr sehen. Ihr könnt allen sagen, dass dieser Gang tabu ist. Niemand außer Jared hat Grund, hier zu sein, und wenn ich irgendjemanden dabei erwische, wie er hier herumschleicht, werde ich nicht erst lang Fragen stellen. Ist das klar? Los jetzt.« Er stieß Kyle wieder mit dem Gewehr an.

Ich war erstaunt, dass die drei Mörder unverzüglich den Rückzug durch den Gang antraten und Jeb oder mir zum Abschied noch nicht einmal einen bösen Blick zuwarfen.

Ich wollte gerne glauben, dass Jeb mit dem Gewehr in seiner Hand nur bluffte.

Seit unserer ersten Begegnung hatte er immer freundlich gewirkt. Er hatte mich kein einziges Mal brutal angefasst; er hatte mich noch nicht einmal feindselig angesehen. Jetzt schien es sogar, als sei er einer von nur zwei Leuten hier, die mir nichts Böses wollten. Jared hatte sich zwar auf einen Kampf eingelassen, um mich zu beschützen, aber es war offensichtlich, dass ihm diese Entscheidung alles andere als leichtgefallen war. Ich spürte, dass er jederzeit seine Meinung ändern konnte. Seine Miene machte deutlich, dass ein Teil von ihm das alles gerne hinter sich gebracht hätte - besonders jetzt, wo Jeb ihm die Entscheidung aufgehalst hatte.

Während ich zu diesem Schluss gelangte, starrte mich Jared voller Abscheu an.

Obwohl ich gerne geglaubt hätte, dass Jeb nur bluffte, wurde mir klar, dass das nicht sein konnte, als ich zusah, wie die drei Männer sich von mir abwandten und in der Dunkelheit verschwanden. Unter seiner netten Oberfläche musste Jeb genauso mörderisch und brutal sein wie alle anderen. Wenn er das Gewehr in der Vergangenheit nicht schon benutzt hatte - und zwar zum Töten und nicht nur, um jemanden zu bedrohen -, hätte er sich damit nicht solchen Respekt verschaffen können.

Schlimme Zeiten, flüsterte Melanie. *In der Welt, die ihr geschaffen habt, können wir uns nicht zivilisiert verhalten. Wir sind Flüchtlinge, eine bedrohte Spezies. Für uns geht es immer um* L*eben und Tod.*

Psst. Ich habe jetzt keine Zeit für Diskussionen. Ich muss mich konzentrieren.

Jared hatte eine Hand mit der Handfläche nach oben ausgestreckt und sah Jeb an. Jetzt, wo die anderen weg waren, wich die Anspannung aus ihren Körpern. Jeb grinste sogar unter seinem dichten Bart, als hätte er die Auseinandersetzung mit gezücktem Gewehr genossen. Seltsamer Mensch.

»Bitte tu mir das nicht an, Jeb«, sagte Jared. »In einem Punkt hat Kyle Recht - ich kann wirklich keine objektive Entscheidung treffen.«

»Wer sagt denn, dass du dich jetzt schon entscheiden musst? Sie läuft uns ja nicht weg.« Jeb warf mir, immer noch grinsend, einen Blick zu. Das Auge, das mir am nächsten war - und das Jared nicht sehen konnte -, ging blitzschnell zu und wieder auf. Ein Zwinkern. »Nicht nach allem, was sie auf sich genommen hat, um hierherzukommen. Du hast genug Zeit, dir die Sache in Ruhe zu überlegen.«

»Da gibt es nichts zu überlegen. Melanie ist tot. Aber ich kann es nicht ... ich kann es nicht ... Jeb, ich kann es nicht einfach ...« Jared war nicht in der Lage, den Satz zu beenden.

Sag's ihm.

Ich bin noch nicht bereit zu sterben.

»Dann denk erst mal nicht darüber nach«, sagte Jeb. »Vielleicht fällt dir später was ein. Lass dir Zeit.«

»Aber was machen wir damit? Wir können es doch nicht rund um die Uhr bewachen.«

Jeb schüttelte den Kopf. »Genau das werden wir eine Zeit lang tun müssen. Die Wogen werden sich glätten. Nicht mal Kyle kann seinen mörderischen Zorn wochenlang am Leben erhalten.«

»Wochenlang? Wir können es uns nicht leisten, wochenlang hier unten Wache zu schieben. Wir haben anderes ...«

»Ich weiß, ich weiß.« Jeb seufzte. »Mir fällt schon was ein.«

»Und das ist noch nicht alles.« Jared sah mich erneut an; die Ader auf seiner Stirn pochte. »Wo halten wir es gefangen? Wir haben ja schließlich keinen Gefängnistrakt oder so was.«

Jeb lächelte auf mich herunter. »Du machst uns doch keinen Ärger, oder?«

Ich sah ihn stumm an.

»Jeb«, murmelte Jared aufgebracht.

»Mach dir ihretwegen keine Sorgen. Erstens werden wir ein Auge auf sie haben. Zweitens wird sie niemals den Weg nach draußen finden - sie würde herumirren, bis irgendjemand sie aufgreift. Was uns zu drittens bringt: So blöd ist sie nicht.« Er hob eine seiner dichten, weißen Augenbrauen. »Du wirst nicht nach Kyle oder den anderen suchen, hab ich Recht? Ich glaube, sie mögen dich nicht besonders.«

Ich sah ihn bloß an, auf der Hut vor seinem umgänglichen Plauderton.

»Es wäre mir lieber, du würdest nicht so mit diesem Wesen reden«, murmelte Jared.

»Ich bin nun mal in höflicheren Zeiten aufgewachsen, Junge. Ich kann's nicht ändern.« Jeb legte eine Hand auf Jareds Ann und tätschelte ihn leicht. »Na, komm, du hast eine anstrengende Nacht hinter dir. Lass mich die nächste Wache übernehmen. Geh schlafen.«

Jared sah aus, als wollte er widersprechen, aber dann warf er mir wieder einen Blick zu und seine Miene versteinerte.

»Wie du willst, Jeb. Und ... ich will... ich werde die Verantwortung für dieses Wesen nicht übernehmen. Bring es um, wenn du es für richtig hältst.«

Ich zuckte zusammen.

Jared runzelte die Stirn über meine Reaktion, dann drehte er sich unvermittelt um und verschwand auf demselben Weg wie die anderen vorhin. Jeb sah ihm hinterher. Während er abgelenkt war, kroch ich zurück in mein Loch.

Ich hörte, wie Jeb sich langsam neben der Öffnung auf dem Boden niederließ. Er seufzte und streckte sich, wobei er ein paar Gelenke knacken ließ. Nach ein paar Minuten begann er leise zu pfeifen. Es war eine fröhliche Melodie.

Ich umschlang meine Knie und drückte mich in den letzten Winkel der kleinen Zelle. Es lief mir eiskalt den Rücken hoch und runter. Meine Hände zitterten und trotz der feuchten Hitze klapperte ich mit den Zähnen.

»Man könnte sich eigentlich auch hinlegen und ein bisschen schlafen«, sagte Jeb - ich war nicht sicher, ob zu mir oder zu sich selbst. »Morgen wird ein anstrengender Tag.«

Nach einer Weile - vielleicht einer halben Stunde - ließ das Zittern nach. Ich war vollkommen erschöpft und beschloss, Jebs Rat zu folgen. Obwohl der Boden noch unbequemer schien als vorher, war ich bereits nach wenigen Sekunden eingeschlafen.

Der Geruch nach Essen weckte mich. Diesmal war ich wirklich benommen und desorientiert, als ich die Augen öffnete. Ein instinktives Angstgefühl ließ meine Hände schon wieder zittern, noch bevor ich ganz bei Bewusstsein war. Das gleiche Tablett mit der gleichen Mahlzeit stand neben mir. Ich konnte Jeb sowohl sehen als auch hören. Er saß seitlich vor der Höhle, sah geradeaus den langen gewölbten Gang entlang und pfiff leise vor sich hin.

Von meinem unerträglichen Durst angetrieben, setzte ich mich auf und griff nach der offenen Wasserflasche.

»Morgen«, sagte Jeb und nickte mir zu.

Ich erstarrte, die Hand an der Flasche, bis er den Kopf zur Seite drehte und wieder zu pfeifen begann.

Erst jetzt, als ich nicht mehr ganz so furchtbar durstig war wie gestern, bemerkte ich den eigenartigen, unangenehmen Nachgeschmack des Wassers. Er passte zum beißenden Geruch der Luft, war aber noch ein bisschen stärker und ließ sich nicht wieder aus meinem Mund vertreiben. Ich aß schnell und bewahrte mir diesmal die Suppe bis zum Schluss auf. Diesmal reagierte mein Magen zufriedener und nahm das Essen bereitwilliger entgegen. Er gluckste kaum. Mein Körper hatte jedoch noch andere Bedürfnisse, jetzt, wo die vordringlichsten befriedigt worden waren. Ich sah mich in meinem dunklen,

engen Loch um. Es gab nicht viele Möglichkeiten. Aber allein bei dem Gedanken, laut eine Frage auszusprechen, und sei es auch nur gegenüber dem schrägen, aber freundlichen Jeb, wurde mir schlecht vor Angst.

Unentschlossen wiegte ich mich vor und zurück. Meine Hüften schmerzten von der gekrümmten Stellung, die ich in der gewölbten Höhle einnehmen musste.

»Äh«, sagte Jeb.

Er sah mich erneut an. Sein Gesicht hatte unter den weißen Haaren eine kräftigere Farbe als gewöhnlich.

»Du sitzt hier ja nun schon eine ganze Weile fest«, sagte er, »Musst du mal ... austreten?«

Ich nickte.

»Ein paar Schritte würden mir auch guttun.« Seine Stimme war fröhlich. Überraschend flink sprang er auf.

Ich krabbelte zum Rand meines Lochs und sah vorsichtig zu ihm hinaus.

»Ich zeig dir unser kleines Bad«, fuhr er fort. »Du solltest allerdings wissen, dass wir dazu die ... na ja, sozusagen die Haupthöhle durchqueren müssen. Keine Sorge. Ich denke, alle wissen inzwischen Bescheid.« Unbewusst streichelte er über sein Gewehr.

Ich schluckte. Meine Blase war so voll, dass es wehtat und ich sie nicht länger ignorieren konnte. Aber mitten durch die Menge wütender Mörder marschieren? Konnte er mir nicht einfach einen Eimer bringen?

Er musterte die Angst in meinen Augen - beobachtete, wie ich automatisch wieder zurück in das Loch rutschte - und seine Lippen kräuselten sich nachdenklich. Dann drehte er sich um und begann den dunklen Gang entlangzugehen. »Komm mit«, rief er über die Schulter, ohne nachzusehen, ob ich seiner Aufforderung nachkam.

Die Vorstellung, dass Kyle mich hier alleine antreffen könnte, blitzte kurz in meinem Kopf auf, und bevor nur eine Sekunde verstrichen war, folgte ich ihm bereits. Ich krabbelte unbeholfen durch die Öffnung und humpelte dann auf steifen Beinen, so schnell ich konnte, hinter ihm her, um ihn einzuholen. Es fühlte sich gleichzeitig schrecklich und wunderbar an, wieder aufrecht zu stehen - es tat furchtbar weh, aber die Erleichterung war noch größer.

Als wir das Ende des Gangs erreichten, hatte ich ihn eingeholt; hinter dem hohen ovalen Durchbruch, der als Ausgang diente, herrschte vollkommene Dunkelheit. Ich zögerte und blickte zu der kleinen Lampe zurück, die er auf dem Boden stehengelassen hatte. Sie war das einzige Licht in der dunklen Höhle. Sollte ich sie mitnehmen?

Er hörte, dass ich stehen geblieben war, und warf mir über die Schulter einen Blick zu. Ich wies mit dem Kopf auf das Licht hinab und sah dann wieder ihn an.

»Lass es stehen, ich kenne den Weg.« Er streckte mir seine Hand entgegen. »Ich führe dich.«

Ich starrte die Hand eine ganze Weile lang an. Als der Druck in meiner Blase immer stärker wurde, legte ich schließlich meine Hand langsam in seine Handfläche, fast ohne sie zu berühren - so, wie ich eine Schlange anfassen würde, wenn ich aus irgendeinem Grund dazu gezwungen wäre. Jeb führte mich mit sicheren, schnellen Schritten durch die Dunkelheit. Nachdem wir den langen Gang hinter uns gelassen hatten, bogen wir ständig nach links oder rechts ab. Nach einer weiteren V-förmigen Kurve hatte ich vollständig die Orientierung verloren. Ich war mir sicher, dass das Jebs Absicht gewesen war und der Grund dafür, warum er die Lampe zurückgelassen hatte. Er wollte mir wohl nicht zu viele Anhaltspunkte für einen Ausweg aus diesem Labyrinth geben.

Ich war neugierig, wie dieser Ort wohl entstanden war, wie Jeb ihn gefunden hatte und die anderen hergekommen waren. Aber ich presste die Lippen fest aufeinander. Ich hatte das Gefühl, dass es am besten für mich war, zu schweigen. Ich war nicht sicher, worauf ich hoffte. Darauf, noch ein paar Tage am Leben zu bleiben? Oder einfach auf ein Nachlassen des Schmerzes? Worauf konnte ich sonst noch hoffen? Ich wusste bloß, dass ich noch nicht bereit war zu sterben; mein Überlebenstrieb war genauso gut entwickelt wie der eines Durchschnittsmenschen.

Wir bogen wieder um eine Ecke und der erste Lichtstrahl erreichte uns. Das Licht fiel vor uns durch eine lange, schmale Felsspalte aus einem anderen Raum herein. Es war nicht künstlich wie das der kleinen Lampe neben meiner Höhle. Es war zu weiß, zu rein.

Wir passten nicht nebeneinander durch die schmale Öffnung in der Wand. Jeb ging voraus und zog mich dicht hinter sich her. Als wir hindurch waren - und ich wieder sehen konnte -, befreite ich meine Hand aus seinem lockerem Griff. Er reagierte nicht weiter darauf, sondern legte seine freigewordene Hand einfach wieder auf das Gewehr.

Wir standen in einem kurzen Tunnel und helleres Licht schien durch einen unregelmäßigen, bogenförmigen Durchgang. Die Wände waren aus demselben rötlichen, durchlöcherten Gestein.

Ich konnte jetzt Stimmen hören. Sie waren leiser, weniger aufgeregt als das letzte Mal, als ich das Gemurmel einer Menschenmenge gehört hatte. Heute erwartete uns niemand. Ich konnte nur raten, wie die Reaktion auf mein plötzliches Erscheinen zusammen mit Jeb ausfallen würde. Meine Handflächen wurden kalt und feucht und ich schnappte nach Luft. Ich drängte mich so nah an Jeb, wie ich konnte, ohne ihn zu berühren.

»Ganz ruhig«, brummte er, drehte sich jedoch nicht um. »Sie haben mehr Angst vor dir als du vor ihnen.«

Das bezweifelte ich. Und selbst wenn auch nur die geringste Möglichkeit bestand, dass er Recht hatte - in den menschlichen Herzen verwandelte sich diese Angst in Hass und Gewalt.

»Ich lasse nicht zu, dass irgendjemand dir etwas tut«, murmelte er, als er den gewölbten Durchgang erreichte. »Außerdem kannst du dich sowieso langsam mal daran gewöhnen.«

Ich wollte ihn fragen, was er damit meinte, aber er betrat bereits den nächsten Raum. Ich huschte hinterher, einen halben Schritt hinter ihm, und versuchte mich so gut es ging hinter seinem Rücken zu verstecken. Das Einzige, was mir schlimmer erschien, als diesen Raum zu betreten, war der Gedanke, hinzufallen und allein hinter Jeb zurückzubleiben.

Plötzliches Schweigen schlug uns entgegen, als wir eintraten. Wir waren jetzt wieder in der gewaltigen, hellen Höhle, in die ich bei meiner Ankunft gebracht worden war. Wie lange war das her? Ich hatte keine Ahnung. Die Decke war immer noch zu hell für mich, um herausfinden zu können, wie genau sie beleuchtet

wurde. Ich hatte es beim letzten Mal nicht bemerkt, aber auch hier waren die Wände durchlöchert, von Dutzenden von angrenzenden Höhlen, die in alle Richtungen führten. Einige der Öffnungen waren riesig, andere kaum hoch genug, dass ein Mensch hindurchpasste, auch wenn er sich bückte; einige waren natürliche Felsspalten, andere waren zumindest von Hand vergrößert worden, wenn nicht ganz menschengemacht.

Mehrere Leute starrten uns von diesen Ausgängen her an, im Ankommen oder Weggehen wie versteinert. Die meisten befanden sich jedoch im Inneren der großen Halle und ihre Körper waren mitten in der Bewegung erstarrt, in der sie durch unsere Ankunft unterbrochen worden waren. Eine Frau stand halb vornübergebeugt und hatte die Hände nach ihren Schnürsenkeln ausgestreckt. Der Arm eines Mannes hing bewegungslos in der Luft, nachdem er ihn gehoben hatte, um etwas zu unterstreichen, was er seinen Begleitern gerade erklärte. Ein anderer Mann schwankte - vom plötzlichen Stocken aus dem Gleichgewicht gebracht. Er setzte den Fuß auf, um nicht hinzufallen; sein dumpfes Auftreffen war das einzige Geräusch in dem weitläufigen Raum. Es hallte durch die ganze Halle.

Es war absolut falsch von mir, dankbar für die schreckliche Waffe in Jebs Hand zu sein ... aber das war ich. Ich wusste, dass wir ohne sie wahrscheinlich angegriffen worden wären. Diese Menschen würden nicht davor zurück-schrecken, Jeb zu verletzen, wenn sie dadurch an mich herankämen. Allerdings war es auch möglich, dass wir trotz des Gewehrs angegriffen wurden. Jeb konnte nicht auf mehr als einen gleichzeitig schießen ...

Das Bild in meinem Kopf war so grässlich, dass ich es nicht ertragen konnte. Ich versuchte mich auf meine unmittelbare Umgebung zu konzentrieren, was schlimm genug war.

Jeb hielt einen Moment mit gezücktem Gewehr inne. Er sah sich in der Halle um und schien jeden Einzelnen nacheinander mit seinem Blick festzunageln. Es waren nicht mehr als zwanzig Leute, daher dauerte es nicht lange. Als er seine Musterung abgeschlossen hatte, ging er weiter an der linken Wand der Höhle entlang. Mein Herz klopfte mir bis zum Hals, als ich ihm folgte.

Er ging nicht geradewegs durch die Höhle, sondern hielt sich dicht an der Wand. Ich wunderte mich darüber, bis mir ein großes dunkles Rechteck auffiel, das die Mitte des Fußbodens bedeckte - ein ziemlich großes Rechteck. Niemand stand auf diesem dunkleren Untergrund. Ich hatte so viel Angst, dass ich das Ungewöhnliche daran einfach nur registrierte; ich versuchte noch nicht einmal über eine Erklärung nachzudenken.

Während wir den schweigenden Raum umrundeten, waren kleine Bewegungen wahrzunehmen. Die vornübergebeugte Frau richtete sich auf und drehte den Oberkörper, um uns nachzublicken. *Der* gestikulierende Mann verschränkte die Arme vor der Brust. Alle Augen verengten sich und alle Gesichter bekamen einen grimmigen Ausdruck. Aber niemand bewegte sich auf uns zu und niemand sagte etwas. Was auch immer Kyle und die anderen diesen Leuten über ihre Auseinandersetzung mit Jeb erzählt hatten, es schien den Effekt zu haben, den Jeb sich erhoffte.

Als wir die Ansammlung menschlicher Statuen durchquerten, erkannte ich Sharon und Maggie, die uns von der weiten Mündung einer Höhle her beobachteten. Ihre Gesichter waren ausdruckslos, ihr Blick kalt. Sie sahen nicht mich an, nur Jeb. Er ignorierte sie.

Es kam mir vor, als seien Jahre vergangen, als wir endlich das andere Ende der Höhle erreichten. Jeb ging auf eine mittelgroße Öffnung zu, die sich in der Helligkeit des Raums schwarz abzeichnete. Die Blicke, die mir folgten, verursachten ein Kribbeln auf meiner Kopfhaut, aber ich wagte nicht mich umzusehen. Der Raum lag immer noch schweigend da, aber ich fürchtete, jemand könnte uns folgen. Ich war erleichtert, als ich in die Dunkelheit des neuen Gangs eintauchen konnte. Jeb fasste mich am Ellbogen, um mich zu führen, und ich zuckte nicht zurück. Das Stimmengewirr hinter uns setzte nicht wieder ein.

»Na, das lief ja besser als erwartet«, murmelte Jeb, als er mich durch den Gang schob.

Seine Worte überraschten mich und ich war froh, dass ich nicht wusste, was genau er erwartet hatte. Der Boden unter meinen Füßen wurde abschüssig. Gedämpftes Licht vor uns sorgte dafür, dass ich nicht vollständig blind war.

»Ich wette, so was wie mein Zuhause hier hast du noch nicht gesehen, hm?« Jebs Stimme war jetzt lauter und hatte wieder den Plauderton von vorhin angenommen. »Hat was, stimmt's?«

Er machte eine kurze Pause, falls ich etwas antworten wollte, und fuhr dann fort.

»Ich hab's in den Siebzigern gefunden. Besser gesagt hat es mich gefunden. Ich bin durch das Dach der großen Höhle gefallen - jeder andere wäre dabei draufgegangen, aber ich halte mehr aus, als gut für mich ist. Hab eine Weile gebraucht, bis ich den Weg hier raus gefunden habe. Als ich's endlich geschafft hatte, hatte ich solchen Hunger, dass ich sogar Steine gefressen hätte.

Ich war damals schon der Letzte auf der Ranch, also konnte ich es niemandem zeigen. Nachdem ich jeden Winkel und jeden Spalt untersucht hatte, war mir klar, was für Möglichkeiten hier drinsteckten. Ich habe beschlossen, dieses Ass im Ärmel zu behalten, nur für den Notfall. So sind wir Stryders - wir sind gerne vorbereitet.«

Wir gingen an dem gedämpften Licht vorbei - es stammte von einem faustgroßen Loch in der Decke, das einen kleinen Lichtkreis auf den Boden warf. Als wir es hinter uns gelassen hatten, konnte ich weit vor uns einen weiteren Lichtpunkt erkennen.

»Du bist bestimmt neugierig, wie all das hier entstanden ist.« Wieder eine Pause, aber schon kürzer als die letzte. »Ich war es zumindest. Deshalb habe ich ein bisschen nachgeforscht. Das hier sind Lavaröhren, stell dir vor! Das war mal ein Vulkan. Oder besser gesagt, es ist immer noch einer. Noch nicht vollständig erloschen, wie du gleich sehen wirst. All diese Höhlen und Löcher sind Gasblasen, die von der erstarrenden Lava eingeschlossen wurden. Ich habe hier in den letzten paar Jahrzehnten eine ganze Menge Arbeit reingesteckt. Einiges davon war leicht - um die Röhren miteinander zu verbinden, war nur ein bisschen Muskelkraft nötig. Für andere Sachen brauchte es etwas mehr Einfallsreichtum. Ist dir die Decke in der großen Halle aufgefallen? Es hat mich Jahre gekostet, das richtig hinzukriegen.«

Ich wollte ihn fragen, wie er das gemacht hatte, aber ich konnte mich nicht überwinden zu sprechen. Am sichersten war es zu schweigen.

Der Boden begann plötzlich steiler abzufallen. In den Untergrund waren grobe Treppenstufen gehauen, die jedoch ziemlich trittsicher zu sein schienen; Jeb führte mich unbekümmert hinunter. Je tiefer wir kamen, desto heißer und feuchter wurde es. Ich verkrampfte mich, als ich erneut Gemurmel vernahm, diesmal von vorne. Jeb tätschelte sacht meine Hand.

»Das wird dir gefallen - das finden alle am besten«, versprach er. Durch einen großen, offenen Bogen hindurch schimmerte flackerndes Licht. Es hatte dieselbe Farbe wie das in der großen Halle, fein und weiß, aber es zuckte und tanzte auf eigenartige Weise umher. Wie alles in diesem Höhlensystem, das ich nicht verstand, machte mir dieses Licht Angst.

»Hier ist es«, sagte Jeb begeistert und zog mich durch den Torbogen. »Was hältst du davon?«

Besucht

Als Erstes überwältigte mich die Hitze - wie eine Wand aus Dampf schlug mir feuchte, schwere Luft entgegen und kondensierte auf meiner Haut. Mein Mund öffnete sich automatisch, als ich versuchte, die plötzlich dichtere Luft einzuatmen. Der Geruch war stärker geworden - dasselbe metallische Aroma, das in meinem Rachen festhing und nach dem auch das Wasser hier schmeckte.

Das Gemurmel aus Bass- und Sopranstimmen schien von allen Seiten zu kommen und von den Wänden widerzuhallen. Ich spähte ängstlich durch die wirbelnden Dampfwolken und versuchte herauszufinden, wo sich die Stimmen befanden. Es war hell hier - die Decke war so gleißend wie in der großen Halle, aber viel niedriger. Das Licht wurde vom Dampf reflektiert und bildete einen schimmernden Vorhang, der mich blendete. Während meine Augen versuchten sich daran zu gewöhnen, umklammerte ich panisch Jebs Hand.

Ich war überrascht, dass das seltsam gleichförmige Gemurmel in keinster Weise auf unser Eintreten reagierte. Vielleicht konnten sie uns genauso wenig sehen wie ich sie.

»Es ist ein bisschen schwül hier drin«, sagte Jeb entschuldigend und wedelte in dem Dampf vor seinem Gesicht herum. Seine Stimme klang entspannt, leutselig und so laut, dass ich vor Schreck zusammenfuhr. Er sprach, als wären wir allein hier. Und das Gemurmel hielt an, ohne sich um seine Stimme zu kümmern.

»Nicht, dass ich mich beklagen wollte«, fuhr er fort. »Dieses Plätzchen hier hat mir mehr als einmal das Leben gerettet. Das allererste Mal, als ich in den Höhlen festsaß, natürlich. Und ohne Wasser könnten wir uns hier nicht verstecken. Und ohne Versteck wären alle tot, stimmt's?« Er stieß mir vertraulich den Ellbogen in die Seite. »Ganz schön praktisch eingerichtet. Ich hätte es mir nicht besser ausdenken können, auch wenn ich das alles selbst geknetet hätte.« Sein Gelächter vertrieb einen Teil des Nebels und jetzt endlich konnte ich den Raum sehen.

Zwei Flüsse strömten durch das feuchte Gewölbe der Höhle. Das war das Gemurmel, das mir in den Ohren klang - Wasser, das über und unter dem roten Vulkangestein dahinrauschte. Jeb sprach mit mir, als wären wir allein, weil wir tatsächlich allein waren.

Genau genommen war es eigentlich nur ein Fluss und daneben ein schmaler Bach. Der Bach verlief näher bei uns; ein dünnes, geflochtenes Band, das im Licht von oben silbern glänzte und zwischen niedrigen Steinen dahinfloss; es sah aus, als könnte er jeden Moment überlaufen. Sein Geplätscher klang wie ein feminines, hohes Murmeln.

Das tiefe Bass-Gurgeln stammte von dem Fluss, genau wie die dichten Dampfwolken, die an der gegenüberliegenden Wand aus den Löchern im Boden aufstiegen. Der Fluss war schwarz und lag unter der Oberfläche des Höhlenbodens, kam aber in großen, runden Auswaschungen über die gesamte Länge des Raumes immer wieder zum Vorschein. Die Löcher waren düster und gefährlich und der Fluss kaum sichtbar, wie er mächtig auf ein unsichtbares und unergründliches Ziel zuströmte. Das Wasser schien zu brodeln, so viel Hitze und Dampf sonderte es ab, und das Geräusch, das es machte, klang wie kochende Flüssigkeit.

Von der Decke hingen einige lange, schmale Stalaktiten, von denen Wasser auf die Stalagmiten unter ihnen tropfte. Drei von ihnen waren bereits zusammen-gewachsen und bildeten dünne schwarze Säulen zwischen den beiden Wasserläufen.

»Du musst vorsichtig sein hier drin«, sagte Jeb. »Die heiße Quelle hat eine ganz schöne Strömung. Wenn du da hineinfällst, bist du weg. Ist schon mal passiert.« Bei der Erinnerung daran senkte er mit ernstem Gesicht den Kopf.

Die schwarzen, schnellen Strudel des unterirdischen Flusses kamen mir plötzlich sehr bedrohlich vor. Ich stellte mir vor, von der siedend heißen Strömung mitgerissen zu werden, und schauderte.

Jeb legte mir leicht die Hand auf die Schulter. »Keine Sorge. Pass einfach auf, wo du hintrittst, und dir passiert schon nichts. So«, sagte er dann und zeigte auf das andere Ende des Raums, wo der schmale Bach in eine dunkle Höhle floss, »die erste Höhle da hinten ist das Badezimmer. Wir haben ein Loch in den Boden gegraben und so ist

eine schöne, tiefe Wanne entstanden. Es gibt einen Zeitplan, wer wann mit Baden dran ist, aber die Intimsphäre ist eigentlich kein Thema - da drin ist es stockdunkel. Der Raum ist durch den Dampf schön warm, aber das Wasser ist nicht so glühend heiß wie das der heißen Quelle. Von der Badehöhle gelangt man durch eine Felsspalte in eine weitere Höhle. Wir haben den Eingang vergrößert, so dass man jetzt bequem hindurchpasst. Der Raum da ist der letzte, von dem aus wir Zugang zum Fluss haben, dann verschwindet er unter der Erde. Deshalb haben wir dort die Latrine eingerichtet. Bequem und hygienisch.« Seine Stimme hatte einen stolzen Unterton angenommen, als würde die Ehre für dieses Naturphänomen ihm gebühren. Immerhin hatte er diesen Ort entdeckt und verbessert - ich fand, ein bisschen Stolz war da durchaus gerechtfertigt.

»Wir versuchen Batterien zu sparen und die meisten von uns kennen das Gelände hier inzwischen auswendig, aber da du zum ersten Mal hier bist, kannst du dir damit den Weg beleuchten.«

Jeb zog eine Taschenlampe aus der Tasche und reichte sie mir. Ihr Anblick erinnerte mich an den Moment, als er mich sterbend in der Wüste aufgegriffen hatte - als er mir in die Augen geleuchtet und dadurch festgestellt hatte, was ich war. Ich wusste nicht genau, warum mich die Erinnerung daran traurig machte.

»Komm bloß nicht auf die verrückte Idee, dass dich der Fluss vielleicht hier rausbringen könnte oder so. Wenn das Wasser einmal unter der Erde verschwindet, kommt es nicht wieder hoch«, warnte er mich.

Offenbar wartete er auf ein Zeichen, dass ich seine Warnung verstanden hatte, also nickte ich einmal. Langsam nahm ich ihm die Taschenlampe ab und versuchte dabei, jegliche hektische Bewegung zu vermeiden, die ihn erschrecken könnte.

Er lächelte mir aufmunternd zu.

Ich ging schnell in die Richtung, die er mir gezeigt hatte - das Geräusch des rauschenden Wassers machte mein ungutes Gefühl nur noch schlimmer. Es fühlte sich eigenartig an, außerhalb seiner Sichtweite zu sein. Was, wenn sich jemand hier in den Höhlen versteckte, weil er vorausgesehen hatte, dass ich irgendwann herkommen würde? Würde Jeb ein Handgemenge über den ohrenbetäubenden Lärm der Flüsse hinweg hören?

Ich leuchtete mit der Taschenlampe in jeden Winkel des Badezimmers und suchte nach irgendeinem Anzeichen für einen Hinterhalt. Die seltsamen, flackernden Schatten, die sie an die Felswände warf, waren zwar etwas unheimlich, aber ich konnte keinen Grund für meine Angst entdecken. Jebs »Wanne« hatte eher die Ausmaße eines kleines Swimmingpools und war pechschwarz. Ein Mensch unter der Wasseroberfläche wäre unsichtbar, solange er den Atem anhielt ... Eilig schob ich mich durch die schmale Spalte am anderen Ende des Raumes, um meiner Einbildung zu entkommen. Ohne Jeb wurde ich beinahe von Panik überwältigt - ich konnte nicht normal atmen, hörte fast nichts außer dem Puls in meinen Ohren. Als ich mich schließlich auf den Rückweg zu dem Raum mit den Flüssen machte, rannte ich fast.

Jeb dort stehen zu sehen, immer noch in derselben Haltung, immer noch allein, war Balsam für meine geschundenen Nerven. Meine Atmung und mein Herzschlag verlangsamten sich. Es war mir nicht klar, warum dieser verrückte Mensch solch eine beruhigende Wirkung auf mich hatte. Ich vermutete, es waren wirklich, wie Melanie gesagt hatte, *schlimme Zeiten.*

»Nicht schlecht, was?«, fragte er mit einem stolzen Grinsen im Gesicht.

Ich nickte wieder und gab ihm die Taschenlampe zurück.

»Diese Höhlen sind ein großes Geschenk«, sagte er, als wir durch den dunklen Gang zurückgingen. »Ohne sie könnten wir hier nicht mit so vielen Leuten überleben. Magnolia und Sharon sind wirklich gut - überraschend gut - da oben in Chicago zurechtgekommen, aber auf Dauer hätten sie sich dort zu zweit nicht verstecken können. Es ist wirklich schön, wieder in einer Gemeinschaft zu leben. Dadurch fühle ich mich wieder als ganzer Mensch.«

Er fasste mich am Ellbogen, als wir die grobe Steintreppe hoch stiegen.

»Tut mir leid, wie du hier ... äh ... untergebracht bist. Es war der sicherste Platz, der mir eingefallen ist. Ich hätte nicht gedacht, dass dich die Jungs so schnell finden würden.« Jeb seufzte. »Na ja, Kyle kann ganz schön hartnäckig sein, wenn er will. Aber ich nehme an, er tut das alles in bester Absicht. Er wird

sich schon an die neue Situation gewöhnen. Vielleicht finden wir ja noch ein bisschen was Gemütlicheres für dich. Ich denk mal drüber nach ... Wenn ich da bin, musst du dich zumindest nicht in das kleine Loch zwängen. Du kannst bei mir auf dem Gang sitzen, wenn du willst. Bei Jared dagegen ...« Er brach ab.

Ich wunderte mich über seine entschuldigenden Worte; er war so viel freundlicher, als ich erwartet hatte, so viel mitfühlender, als ich mir von dieser Spezies im Umgang mit ihren Feinden erhofft hatte. Ich tätschelte die Hand auf meinem Ellbogen leicht, zögerlich, und versuchte ihm damit zu vermitteln, dass ich verstand und keine Probleme machen würde. Ich war sicher, dass Jared es vorziehen würde, wenn er mich nicht zu sehen bekam.

Jeb war problemlos in der Lage, meine wortlose Kommunikation zu deuten. »Braves Mädchen«, sagte er. »Das wird sich schon alles irgendwie finden. Doc könnte sich eigentlich auch mal darauf konzentrieren, Menschen zu heilen, anstatt herumzuexperimentieren. Ich glaube ja, dass du lebendig viel interessanter bist.«

Unsere Körper waren so nah, dass er mein Zittern spüren konnte. »Keine Sorge. Doc wird dich vorerst nicht belästigen.« Ich hörte nicht auf zu zittern. Jeb konnte mir das nur *vorerst* versprechen. Es gab keine Garantie, dass Jared es nicht plötzlich wichtiger finden würde, mein Geheimnis zu lüften, als Melanies Körper zu beschützen. Ich wusste, dass ich mir in dem Fall wünschen würde, Ian wäre letzte Nacht erfolgreich gewesen. Ich schluckte, und es fühlte sich so an, als wäre meine ganze Kehle wund.

Du weißt nie, wie viel Zeit dir noch bleibt, hatte Melanie gesagt, vor so vielen Tagen, als ich mein Leben noch unter Kontrolle hatte.

Ihre Worte hallten in meinem Kopf wider, als wir erneut den großen Raum betraten, das Zentrum von Jebs menschlicher Gemeinschaft. Er war voll, wie am ersten Tag, und alle starrten uns an - ihn wütend und enttäuscht, mich voller Mordgelüste. Ich hielt meinen Blick auf den Fels unter meinen Füßen geheftet. Aus den Augenwinkeln konnte ich sehen, dass Jeb sein Gewehr wieder im Anschlag hielt.

Es war nur eine Frage der Zeit. Das konnte ich in der mit Hass und Angst aufgeladenen Atmosphäre spüren. Jeb würde mich nicht mehr lange beschützen können.

Ich war erleichtert, als ich mich durch die enge Spalte zwängte und das gewundene schwarze Labyrinth vor mir sah, das zu meinem beengten Versteck führte. Ich hoffte, dort allein sein zu können. Hinter mir hallte ein wütendes Zischen wie von einem Nest gereizter Schlangen durch die große Höhle. Sofort wünschte ich, Jeb würde mich noch schnelleren Schritts durch das Labyrinth führen.

Jeb kicherte leise. Je länger ich bei ihm war, umso seltsamer schien er zu werden. Sein Sinn für Humor war mir ein genauso großes Rätsel wie die Gründe für sein Verhalten.

»Es ist manchmal ein bisschen langweilig hier unten, weißt du«, sagte er zu mir - oder zu sich selbst, bei Jeb wusste man das nie so genau. »Wenn sie nicht mehr sauer auf mich sind, werden sie vielleicht merken, dass sie all die Aufregung, für die ich zurzeit sorge, sogar zu schätzen wissen.«

Unser Weg durch die Dunkelheit schlängelte sich endlos dahin. Er kam mir überhaupt nicht bekannt vor - vielleicht führte mich Jeb jetzt eine andere Route entlang, um mich weiter zu verwirren. Es schien länger zu dauern als auf dem Hinweg, aber schließlich konnte ich das gedämpfte blaue Licht um die nächste Kurve leuchten sehen. Ich wappnete mich und überlegte, ob Jared wohl WIeder da war. Wenn ja, würde er bestimmt wütend sein. Er wäre sicher nicht damit einverstanden, dass Jeb mich auf einen Ausflug mitgenommen hatte, egal, wie dringend es gewesen war.

Sobald wir um die Ecke gebogen waren, sah ich, dass dort tatsächlich jemand neben der Lampe an die Wand gelehnt stand und einen langen Schatten in unsere Richtung warf, aber es war ganz offensichtlich nicht Jared. Ängstlich umklammerte meine Hand Jebs Arm.

Und dann sah ich den Menschen, der dort wartete, genauer an. Er war klein - daran hatte ich gemerkt, dass es nicht Jared war - und dünn. Klein, aber gleichzeitig zu groß, und zu drahtig. Sogar im schwachen Licht der blauen Lampe konnte ich erkennen, dass die Sonne seine Haut dunkelbraun getönt hatte und dass sein seidiges schwarzes Haar jetzt ungepflegt war und ihm bis ans Kinn reichte. Meine Knie knickten ein.

Meine Hand, die Jebs Arm ängstlich umklammerte, hielt mich aufrecht.

»Verdammt!«, rief Jeb offenkundig verärgert aus. »Kann keiner hier ein Geheimnis länger als vierundzwanzig Stunden für sich behalten? Herrgott noch mal, das bringt mich echt zur Weißglut! Verfluchte Bande von Klatschmäulern ...« Brummelnd brach er ab.

Ich versuchte noch nicht einmal, Jebs Worte zu verstehen; ich war in den heftigsten Kampf meines Lebens verstrickt - aller Leben, die ich je geführt hatte.

Ich konnte Melanie in jeder Zelle meines Körpers spüren. Meine Nervenenden juckten, als sie ihre vertraute Anwesenheit bemerkten. Meine Finger zuckten in Erwartung ihrer Anweisungen. Meine Lippen zitterten und versuchten sich zu öffnen. Ich lehnte mich dem Jungen, der da im Gang stand, entgegen, mein Körper streckte sich nach ihm aus, da meine Arme es nicht taten.

Melanie hatte bei den wenigen Gelegenheiten, als ich ihr die Kontrolle überlassen oder sie einfach an sie verloren hatte, viel gelernt und ich musste regelrecht gegen sie ankämpfen - so heftig, dass mir der Schweiß auf die Stirn trat.

Aber ich lag jetzt nicht in der Wüste im Sterben. Und ich war auch nicht schwach und benommen und erst recht nicht überrumpelt vom Auftauchen einer Person, die ich verloren geglaubt hatte. Ich hatte gewusst, dass dieser Moment kommen würde. Mein Körper war unverwüstlich, erholte sich schnell - ich war wieder stark. Die Stärke meines Körpers stärkte auch meine Kontrolle, verlieh meiner Entschlossenheit Kraft.

Ich trieb sie aus meinen Gliedern, verdrängte sie von jedem Halt, den sie gefunden hatte, scheuchte sie zurück in den letzten Winkel meines Gehirns und sperrte sie dort ein.

Sie kapitulierte plötzlich und vollkommen. *Aaah,* stöhnte sie, was beinahe ein Schmerzenslaut war.

Ich fühlte mich eigenartig schuldig, als ich schließlich gewonnen hatte.

Ich war mir durchaus bewusst, dass sie mehr für mich war als ein widerständiger Wirt, der mir das Leben unnötig schwer machte. Während unserer letzten gemeinsamen Wochen waren wir Gefährtinnen, sogar Vertraute geworden - seit die Sucherin

dafür gesorgt hatte, dass wir uns gegen einen gemeinsamen Feind verbündeten. In der Wüste, als Kyles Messer über meinem Kopf schwebte, war ich froh gewesen, dass ich - wenn ich schon sterben musste - nicht diejenige wäre, die Melanie umbrachte; schon da war sie mehr für mich gewesen als nur ein Körper. Aber jetzt schien sie mir noch mehr zu bedeuten. Es widerstrebte mir, ihr Schmerzen zu verursachen.

Aber es war notwendig und das schien sie nicht zu begreifen. Jedes falsche Wort, jede unvorsichtige Handlung hätte unsere sofortige Hinrichtung zur Folge gehabt. Ihre Reaktionen waren zu ungezügelt und emotional. Sie würde uns in Schwierigkeiten bringen.

Du musst mir jetzt vertrauen, erklärte ich ihr. *Ich versuche nur, uns am Leben zu erhalten. Ich weiß, dass du nicht glauben willst, deine Menschen könnten uns etwas tun ...*

Aber das ist doch J*amie,* flüsterte sie. Ihr Verlangen nach dem Jungen war so stark, dass meine Knie wieder weich wurden.

Ich versuchte ihn unvoreingenommen zu betrachten - den Jugendlichen mit dem mürrischen Gesicht, der mit verschränkten Armen an der Wand des Tunnels lehnte. Ich versuchte ihn als Fremden zu sehen und meine Gefühle für ihn, oder meinen Mangel an Gefühlen, entsprechend zu steuern. Ich versuchte es, aber es gelang mir nicht. Es war Jamie, er war schön und meine Arme - meine, nicht Melanies - sehnten sich danach, ihn zu umfassen. Tränen traten mir in die Augen und liefen mir über das Gesicht. Ich konnte nur hoffen, dass sie in dem gedämpften Licht nicht zu sehen waren.

»Jeb«, grüßte Jamie schroff. Er sah mich kurz an und dann sofort wieder weg.

Was für eine tiefe Stimme er hatte! War er wirklich schon so alt? Mit doppelten Schuldgefühlen stellte ich fest, dass er vor Kurzem Geburtstag gehabt hatte. Melanie zeigte mir das Datum, es war der Tag gewesen, an dem ich zum ersten Mal von ihm geträumt hatte. Sie hatte sich den ganzen Tag über so angestrengt, ihren Schmerz für sich zu behalten, ihre Erinnerungen zu verbergen, um den Jungen zu schützen, dass er in ihren Träumen aufgetaucht war. Und ich hatte der Sucherin gemailt.

Ich schauderte, als ich daran zurückdachte, und konnte nicht glauben, dass ich je so gefühllos gewesen war.

»Was hast du hier zu suchen, Junge?«, wollte Jeb wissen.

»Warum hast du mir das nicht gesagt?«, fragte Jamie zurück.

Jeb schwieg.

»War das Jareds Idee?«, bedrängte ihn Jamie.

Jeb seufzte. »Okay, nun weißt du also Bescheid. Was hast du davon, hm? Wir wollten dich nur ...«

»Schützen?«, unterbrach er ihn unfreundlich.

Was hatte ihn so verbittert gemacht? War das meine Schuld? Natürlich war es das.

Melanie begann in meinem Kopf zu schluchzen. So laut, dass es mich ablenkte - Jebs und Jamies Stimmen hörten sich dadurch an, als wären sie weit entfernt.

»Gut, Jamie. Du brauchst also keinen Schutz. Was willst du dann?«

Diese schnelle Kapitulation schien Jamie aus dem Konzept zu bringen. Sein Blick wanderte zwischen Jebs Gesicht und meinem hin und her, während er krampfhaft versuchte, sich etwas einfallen zu lassen.

»Ich ... ich will mit ihr ... mit ihm reden«, sagte er schließlich. Seine Stimme klang höher, wenn er unsicher war.

»Sie sagt nicht viel«, erklärte Jeb, »aber du kannst es gern versuchen.«

Jeb befreite seinen Arm aus meiner Umklammerung. Dann lehnte er sich mit dem Rücken an die nächstgelegene Wand und ließ sich daran heruntergleiten, bis er auf dem Boden saß. Er rutschte hin und her, bis er eine bequeme Position gefunden hatte. Das Gewehr hatte er quer über seinen Schoß gelegt. Sein Kopf sank zurück an die Wand und er schloss die Augen. Sekunden später sah er aus, als würde er schlafen.

Ich stand immer noch da, wo er mich zurückgelassen hatte, und versuchte immer wieder, den Blick von Jamies Gesicht abzuwenden - vergeblich.

Jamie war erneut überrascht, wie schnell Jeb eingewilligt hatte. Mit großen Augen, die ihn jünger aussehen ließen, starrte er den alten Mann auf dem Boden an. Nach ein paar Minuten, während deren Jeb sich kein bisschen gerührt hatte, sah Jamie wieder zu mir herüber und kniff die Augen zusammen.

Die Art, wie er mich ansah - wütend, während er versuchte, mutig und erwachsen zu wirken, aber gleichzeitig so voller Angst und Schmerz -, ließ Melanie noch lauter schluchzen und meine Knie zittern. Um nicht noch einen Zusammenbruch zu riskieren, ging ich langsam zu der Tunnelwand, die Jeb gegenüberlag, und sank auf den Boden. Ich umschlang meine angewinkelten Knie mit den Armen und versuchte mich so klein wie möglich zu machen.

Jamie sah mich scheu an, dann kam er vier langsame Schritte auf mich zu, bis er direkt über mir stand. Er warf Jeb, der sich nicht bewegt hatte und die Augen weiterhin geschlossen hielt, einen kurzen Blick zu und kniete sich neben mich. Sein Gesicht war plötzlich sehr ernst, was ihn erwachsener aussehen ließ als jeder andere Ausdruck bisher. Beim Anblick des traurigen Mannes im Gesicht des kleinen Jungen zog sich mir das Herz zusammen.

»Du bist nicht Melanie«, sagte er leise.

Jamie gegenüber war es schwieriger zu schweigen, denn jetzt war ich diejenige, die mit ihm sprechen wollte. Aber nach kurzem Zögern schüttelte ich nur den Kopf.

»Aber du steckst in ihrem Körper.«

Nach einer weiteren Pause nickte ich.

»Was ist mit deinem ... mit ihrem Gesicht passiert?«

Ich zuckte mit den Schultern. Ich wusste nicht, wie mein Gesicht aussah, aber ich konnte *es* mir vorstellen.

»Wer war das?«, drang er in mich. Mit einem zögernden Finger berührte er beinahe die Seite meines Halses. Ich hielt still, da ich nicht das Bedürfnis hatte, vor *dieser* Hand zurückzuweichen.

»Tante Maggie, Jared und Ian«, zählte Jeb gelangweilt auf. Wir fuhren beide zusammen. Jeb hatte sich nicht gerührt und hielt die Augen immer noch geschlossen. Er sah so friedlich aus, als hätte er Jamies Frage im Schlaf beantwortet.

Jamie wartete einen Moment, dann wandte er sich mir mit demselben ernsten Gesichtsausdruck wieder zu.

»Du bist nicht Melanie, aber du kennst all ihre Erinnerungen und so, stimmt's?«

Ich nickte wieder.

»Weißt du, wer ich bin?«

Ich versuchte, die Wörter hinunterzuschlucken, aber sie entschlüpften meinen Lippen und ich flüsterte: »Du bist Jamie.« Ich konnte nicht vermeiden, dass meine Stimme den Namen voller Zärtlichkeit aussprach.

Er zwinkerte, erschrocken darüber, dass ich mein Schweigen gebrochen hatte. Dann nickte er. »Genau«, flüsterte er zurück.

Unsere Blicke wanderten zu Jeb hinüber, der weiterhin unbeweglich dasaß, und dann wieder zurück.

»Dann weißt du also auch, was mit ihr passiert ist?«, fragte er.

Ich zuckte zusammen und nickte dann langsam.

»Ich will es wissen«, flüsterte er.

Ich schüttelte den Kopf.

»Ich will es wissen«, wiederholte Jamie. Seine Lippen zitterten. »Ich bin kein Kind mehr. Sag es mir.«

»Es ist nicht ... schön«, flüsterte ich, unfähig, mich zurückzuhalten. Es war sehr schwer, diesem Jungen nicht jeden Wunsch zu erfüllen.

Seine geraden, schwarzen Augenbrauen zogen sich zusammen und hoben sich über seinen weit geöffneten Augen.

»Bitte«, flüsterte er. Ich warf Jeb einen Blick zu. Ich hatte das Gefühl, dass er jetzt zwischen seinen Wimpern hindurchspähte, aber ich war mir nicht sicher. Meine Stimme war nicht viel lauter als ein Windhauch. »Man hat sie ein Gebäude betreten sehen, zu dem der Zutritt verboten war. Sie wussten, dass irgendetwas nicht stimmte, und riefen die Sucher.«

Das Wort ließ ihn zusammenfahren. »Die Sucher versuchten sie dazu zu bringen, sich zu ergeben. Sie ist vor ihnen geflohen. Als sie sie in die Enge getrieben haben, ist sie in einen offenen Fahrstuhlschacht gesprungen.« Jamies Gesicht wurde blass unter seiner Bräune.

»Aber sie ist nicht gestorben?«, flüsterte er.

»Nein. Wir haben sehr fähige Heiler. Sie haben sie schnell wieder in Ordnung gebracht. Dann haben sie mich eingesetzt. Sie hofften, ich würde ihnen sagen können, wie es ihr gelungen war, so lange zu überleben.« Das war mehr, als ich eigentlich hatte sagen wollen; schnell schloss ich den Mund. Jamie schien mein Ausrutscher nicht aufgefallen zu sein, aber Jeb öffnete langsam die Augen und sah mich durchdringend an. Nichts anderes an seinem Körper bewegte sich und Jamie bemerkte die Veränderung nicht.

»Warum habt ihr sie nicht sterben lassen?«, fragte er. Er schluckte, in seiner Stimme war ein unterdrücktes Schluchzen zu hören**;** es war umso schwerer zu ertragen, als es nicht das Schluchzen eines Kindes war, das Angst hat vor etwas Unbekanntem, sondern das bewusste Leiden eines Erwachsenen. Es war so schwer, nicht die Hand auszustrecken und seine Wange zu berühren. Ich wollte ihn an mich drücken und ihm sagen, dass er nicht traurig sein sollte. Ich ballte meine Hände zu Fäusten und versuchte mich auf seine Frage zu konzentrieren. Jebs Blick wanderte zu meinen Händen und dann zurück zu meinem Gesicht.

»Ich war nicht dabei, als das entschieden wurde«, murmelte ich. »Zu dem Zeitpunkt lag ich noch in einem Tiefkühlbehälter im Weltraum.«

Jamie blinzelte erneut überrascht. Meine Antwort war völlig anderes als das, was er erwartet hatte, und ich konnte sehen, wie er mit einem neuen Gefühl kämpfte. Ich sah zu Jeb hinüber; er hatte neugierig die Augen aufgerissen.

Dieselbe Neugier, wenn auch in etwas abgeschwächter Form, gewann schließlich auch bei Jamie die Oberhand. »Wo bist du hergekommen?«, fragte er.

Ich konnte ein Lächeln über sein widerstrebendes Interesse nicht unterdrücken. »Von weit her. Von einem anderen Planeten.«

»Was war ...«, begann er, aber er wurde von einer anderen Frage unterbrochen.

»Was zum Teufel?«, brüllte Jared von der Biegung am anderen Ende des Tunnels, wo er vor Wut wie angewurzelt stehen geblieben war. »Verdammt, Jeb! Wir hatten vereinbart, ihn nicht ...«

Jamie sprang auf. »Jeb hat mich gar nicht hergebracht Aber *du* hättest es tun sollen.«

Jeb seufzte und kam langsam auf die Beine. Dabei glitt das Gewehr zu Boden. Es lag ganz in meiner Nähe; unbehaglich rutschte ich weiter weg.

Jared reagierte anders. Mit wenigen Schritten durchmaß er den Tunnel und stürzte auf mich zu. Ich drückte mich gegen die Wand und bedeckte mein Gesicht mit den Armen. Als ich an meinem Ellbogen vorbeischielte, sah ich, wie er das Gewehr vom Boden hochriss.

»Sollen wir alle draufgehen?«, schrie er Jeb beinahe an, während er ihm das Gewehr an die Brust drückte.

»Beruhig dich, Jared«, sagte Jeb müde. Er nahm das Gewehr wieder in die Hand. »Sie würde das Ding hier nicht anrühren, selbst wenn ich sie die ganze Nacht damit allein ließe. Merkst du das nicht?« Er zeigte mit dem Gewehrlauf auf mich und ich fuhr zurück. »Das ist keine Sucherin.«

»Halt die Klappe, Jeb, halt einfach die Klappe!«

»Lass ihn in Ruhe«, brüllte Jamie. »Er hat gar nichts getan.«

»Du!«, brüllte Jared zurück und wandte sich dem schmächtigen, wütenden Jungen zu. »Du verschwindest jetzt sofort von hier oder ich weiß nicht, was ich tue!« Jamie hob die Fäuste und wich nicht von der Stelle. Jared hob ebenfalls die Fäuste.

Ich war vor Schreck erstarrt. Wie konnten sie sich nur derart anschreien? Sie waren doch eine Familie, ihre Bindung stärker als jegliche Blutsbande. Jared würde Jamie doch nicht schlagen - das konnte er nicht tun! Ich wollte etwas unternehmen, wusste aber nicht, was. Alles, was ihre Aufmerksamkeit auf mich lenkte, würde sie nur noch wütender machen.

Melanie war ausnahmsweise einmal ruhiger als ich. *Er kann Jamie gar nicht wehtun,* dachte sie zuversichtlich. *Das ist unmöglich.*

Ich sah, wie sie sich feindselig gegenüberstanden, und verfiel in Panik.

Wir hätten nie herkommen sollen. Sieh doch nur, wie unglücklich wir sie ge*macht haben,* klagte ich.

»Du hättest das nicht vor mir geheim halten dürfen«, sagte Jamie mit zusammengebissenen Zähnen. »Und du hättest ihr nicht wehtun dürfen.« Eine seiner Hände öffnete sich und zeigte auf mein Gesicht.

Jared spuckte auf den Boden. »Das ist nicht Melanie. Melanie kommt nie mehr zurück, Jamie.«

»Das ist ihr Gesicht«, beharrte Jamie. »Und ihr Hals. Machen dir die blauen Flecken dort gar nichts aus?«

Jared ließ die Hände sinken. Er schloss die Augen und atmete tief durch. »Entweder du gehst jetzt sofort, Jamie, und lässt mich allein, oder ich werde dafür sorgen, dass du gehst. Das sind keine

leeren Drohungen. Ich kann jetzt nicht noch mehr ertragen, klar? Ich bin mit den Nerven am Ende. Können wir dieses Gespräch also bitte später fortsetzen?« Er schlug die Augen wieder auf; sie waren schmerzerfüllt.

Jamie sah ihn an und die Wut verschwand langsam aus seinem Gesicht. »Entschuldige«, murmelte er nach einer Weile. »Ich gehe ... aber ich verspreche dir nicht, dass ich nicht wiederkomme.«

»Darüber kann ich jetzt nicht nachdenken. Geh jetzt. Bitte.«

Jamie zuckte mit den Schultern. Er warf mir noch einen forschenden Blick zu, dann ging er. Seine schnellen, großen Schritte machten mir erneut schmerzhaft bewusst, wie viel Zeit mir entgangen war.

Jared sah Jeb an. »Du auch«, sagte er leise.

Jeb verdrehte die Augen. »Ehrlich gesagt habe ich nicht den Eindruck, dass du dich lange genug ausgeruht hast. Ich werde sie im Auge ...«

»Geh bitte.«

Jeb runzelte nachdenklich die Stirn. »Okay. Klar.« Er ging den Gang hinunter.

»Jeb?«, rief Jared ihm hinterher.

»Ja?«

»Wenn ich dich bitten würde, es jetzt sofort zu erschießen, würdest du es tun?«

Jeb ging langsam weiter, ohne uns anzusehen, aber seine Worte waren deutlich zu verstehen. »Das müsste ich. Ich halte mich an meine eigenen Regeln. Also bitte mich nicht darum, außer es ist dir wirklich ernst.«

Er verschwand hinter der dunklen Kurve.

Jared sah ihm nach. Bevor er mir einen finsteren Blick zuwerfen konnte, kroch ich in mein kleines Schlupfloch und kauerte mich in die hinterste Ecke.

Gelangweilt

Den Rest des Tages verbrachte ich in fast völligem Schweigen. Die einzige Ausnahme war Jeb, der Jared und mir ein paar Stunden später etwas zu essen brachte. Als er das Tablett im Eingang meiner winzigen Höhle absetzte, lächelte er mich entschuldigend an.

»Danke«, flüsterte ich.

»Gern geschehen«, erwiderte er.

Ich hörte, wie Jared knurrte. Unser kurzer Wortwechsel ärgerte ihn offenbar.

Das war das einzige Geräusch, das Jared während des ganzen Tages von sich gab. Ich war sicher, dass er da draußen war, hörte aber noch nicht einmal einen Atemzug, der diese Vermutung bestätigen konnte.

Es war ein furchtbar langer Tag - furchtbar beengt und furchtbar eintönig. Ich probierte jede nur erdenkliche Stellung aus, aber es gelang mir nie, mich komplett auszustrecken. Mir tat ständig der Rücken weh.

Melanie und ich dachten viel über Jamie nach. Wir fürchteten, ihm durch unser Herkommen geschadet zu haben, ihn zu verletzen. Was zählte verglichen damit schon ein gehaltenes Versprechen?

Zeit hatte jede Bedeutung verloren. Ob die Sonne gerade unterging oder der Morgen dämmerte - hier unter der Erde bekam ich davon nicht das Geringste mit. Melanie und mir ging der Gesprächsstoff aus. Teilnahmslos zappten wir durch unsere gemeinsamen Erinnerungen wie durch Fernsehprogramme, ohne uns irgendetwas genauer anzusehen. Ich döste ein bisschen, schlief aber nicht richtig ein, weil es so unbequem war. Als Jeb endlich zurückkam, hätte ich sein ledriges Gesicht küssen können. Er steckte den Kopf durch den Eingang und grinste über beide Ohren.

»Zeit für den nächsten Gang?«, fragte er mich. Ich nickte eifrig.

»Ich mach das schon«, knurrte Jared. »Gib mir das Gewehr.« Ich zögerte, verrenkt im Durchschlupf zu meiner Höhle kauernd, bis Jeb mir zunickte. »Auf geht's«, sagte er.

Steif und schwankend kletterte ich hinaus. Ich nahm die Hand, die Jeb mir entgegenstreckte, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Jared machte ein angewidertes Geräusch und sah weg. Er hielt das Gewehr so fest umklammert, dass seine Fingerknöchel weiß wurden. Der Anblick der Waffe in seiner Hand gefiel mir nicht. Er beunruhigte mich stärker als bei Jeb. Jared machte keine Zugeständnisse, so wie Jeb. Ohne auf mich zu warten, stapfte er los in den dunklen Tunnel hinein. Es war schwierig, ihm zu folgen. Er machte kaum Geräusche und er führte mich nicht, deshalb hielt ich beim Gehen eine Hand vor meinem Gesicht ausgestreckt und die andere legte ich an die Wand, damit ich nicht gegen den Fels lief. Ich stürzte auf dem unebenen Boden zweimal. Er half mir zwar nicht beim Aufstehen, wartete aber, bis er hören konnte, dass ich wieder auf die Füße gekommen war. Als wir durch einen geraderen Abschnitt des Gangs liefen, kam ich ihm einmal zu nah und berührte mit meiner suchend ausgestreckten Hand seinen Rücken, befühlte die Form seiner Schultern, bis ich bemerkte, dass es keine Wand war, an die ich da stieß. Er machte einen Satz nach vorn und entzog sich meinen Fingern mit einem wütenden Zischen.

»Entschuldigung«, murmelte ich und spürte, wie meine Wangen in der Dunkelheit zu glühen begannen.

Er antwortete nicht, ging jedoch schneller, so dass es noch schwieriger war, ihm zu folgen.

Ich war verwirrt, als schließlich ein schwacher Lichtschein vor uns auftauchte. Waren wir eine andere Strecke gegangen? Dies war nicht das weiße Strahlen aus der großen Höhle. Das Licht war gedämpft, blass und silbrig. Aber der schmale Spalt, durch den wir mussten, schien derselbe zu sein ... Erst als ich in dem riesigen, hallenden Raum stand, wurde mir klar, woher der Unterschied rührte.

Es war Nacht und das Licht, das matt von oben hereinschien, ähnelte eher dem Licht des Mondes als dem der Sonne.

Jetzt, wo das Licht nicht so blendete, nutzte ich die Gelegenheit, mir die Decke anzusehen und zu versuchen, ihr Geheimnis zu entschlüsseln. Es sah aus, als beleuchteten hundert kleine Monde von hoch oben, ganz weit über mir, mit ihrem schwachen Licht den dunklen Boden hier unten. Die kleinen Monde waren in unregelmäßigen Grüppchen über die Decke verstreut, manche weiter entfernt als andere. Ich schüttelte den Kopf. Auch wenn ich das Licht jetzt direkt ansehen konnte, verstand ich immer noch nicht, woher es kam.

»Komm schon«, rief Jared ärgerlich, der mir schon mehrere Schritte voraus war.

Ich zuckte zusammen und ging schnell weiter. Es tat mir leid, dass ich mich hatte ablenken lassen. Ich konnte sehen, wie sehr es ihn aufbrachte, mit mir reden zu müssen.

Diesmal erwartete ich nicht die Hilfe einer Taschenlampe, als wir den Raum mit den Flüssen erreichten - und bekam sie auch nicht. Der Raum war ebenfalls schwach erleuchtet, wie die große Höhle, aber nur von gut zwanzig Miniaturmonden. Jared starrte die Decke an, während ich zögernd den Raum mit dem pechschwarzen Becken betrat. Wahrscheinlich würde er es als glückliche Fügung des Schicksals ansehen, wenn ich in den tosenden unterirdischen Fluss stolperte und verschwand.

Ich glaube, er wäre traurig, widersprach Melanie mir, als ich mich an der Wand entlang durch das finstere Badezimmer tastete. *Wenn wir reinfallen würden.*

Das bezweifle ich. Vielleicht würde es ihn an den Schmerz erinnern, den er empfunden hat, als er dich zum ersten Mal verlor, aber er wäre froh, wenn ich verschwände.

Weil er dich nicht kennt, flüsterte Melanie und zog sich dann zurück, als wäre sie plötzlich erschöpft.

Überrascht blieb ich stehen. Ich war mir nicht ganz sicher, aber es schien fast so, als hätte mir Melanie gerade ein Kompliment gemacht.

»Beeil dich«, bellte Jared aus dem anderen Raum.

Ich machte so schnell, wie die Dunkelheit und meine Angst es zuließen.

Als wir zurückkehrten, wartete Jeb neben der blauen Lampe auf uns; zu seinen Füßen konnte ich zwei zerknautschte Rollen und zwei unregelmäßige Rechtecke ausmachen. Ich hatte sie vorher nicht bemerkt. Vielleicht war er sie holen gegangen, während wir weg gewesen waren.

»Schläfst du heute Nacht hier oder ich?«, fragte Jeb beiläufig.

Jared warf einen Blick auf die Sachen zu Jebs Füßen.

»Ich«, antwortete er kurz angebunden. »Und ich brauche nur eine Matte.«

Jeb hob eine dichte Augenbraue.

»Es gehört nicht zu uns, Jeb. Du hast mir die Verantwortung übertragen - also halt dich da raus.«

»Sie ist aber auch kein Tier, Junge. Und du würdest noch nicht mal einen Hund so behandeln.«

Jared antwortete nicht.

»Ich habe dich nie für einen grausamen Menschen gehalten«, sagte Jeb sanft. Aber er hob eine der Rollen auf, schob seinen Arm durch den Trageriemen und hängte sie sich über die Schulter, dann klemmte er sich das Rechteck - ein Kissen - unter den Arm.

»Tut mir leid, Kleines«, sagte er, als er an mir vorbeikam und tätschelte mir die Schulter.

»Komm, lass das!«, knurrte Jared.

Jeb zuckte mit den Schultern und schlenderte davon. Noch bevor er außer Sicht war, verschwand ich schnell in meiner Zelle; ich versteckte mich in der dunkelsten Ecke und rollte mich zu einer kleinen Kugel zusammen, die hoffentlich niemand bemerken würde.

Anstatt lautlos und unsichtbar draußen im Tunnel Wache zu halten, breitete Jared seine Matte genau vor dem Eingang zu meiner Zelle aus. Er schüttelte sein Kissen ein paarmal auf, vermutlich um mir unter die Nase zu reiben, dass er eins hatte. Dann legte er sich auf die Unterlage und verschränkte die Arme vor der Brust. Das war der Teil von ihm, den ich durch das Loch sehen konnte - die verschränkten Arme und ein Stück von seinem Bauch.

Seine Haut war von demselben Goldbraun, das mich während des letzten halben Jahres in meinen Träumen heimgesucht hatte. Es war sehr seltsam, diesen Teil meines Traums ganz real nur anderthalb Meter vor mir zu haben. Surreal.

»Glaub nicht, dass du an mir vorbeischleichen kannst«, warnte er mich. Seine Stimme klang sanfter als vorhin - schläfrig. »Wenn du es versuchst...«, er gähnte, »... bringe ich dich um.

Ich antwortete nicht. Die Warnung kam mir wie eine Beleidigung vor. Wieso sollte ich versuchen, an ihm vorbeizuschleichen? Wo sollte ich denn hin? Mich in die Hände der Barbaren begeben, die da draußen auf mich warteten und sich alle wünschten, ich würde genau so einen bescheuerten Versuch unternehmen? Oder sollte ich - angenommen, ich käme irgendwie an ihnen vorbei - zurück da raus in die Wüste, die mich bei meinem letzten Versuch, sie zu durchqueren, beinahe zu Tode gegrillt hatte? Was glaubte er eigentlich, wozu ich fähig war? Was für einen Plan heckte ich seiner Meinung nach aus, um ihre kleine Welt zu zerstören? Machte ich wirklich einen so mächtigen Eindruck? War es nicht überdeutlich, wie jämmerlich hilflos ich war?

Ich merkte, dass er fest schlief, als er zu zucken begann. Melanie erinnerte sich, dass er das im Schlaf immer dann tat, wenn ihn etwas aufregte. Ich sah, wie seine Finger sich verkrampften und wieder lösten, und fragte mich, ob er träumte, er hätte sie um meinen Hals gelegt.

Die folgenden Tage - vielleicht eine Woche, es war unmöglich, den Überblick zu behalten - verliefen sehr ruhig. Jared war eine schweigende Mauer zwischen mir und allem anderen auf der Welt, dem Guten und Schlechten. Ich hörte nichts außer meinem eigenen Atem, meinen eigenen Bewegungen; ich sah nichts außer der schwarzen Höhle um mich herum, dem Kreis aus gedämpftem Licht, dem vertrauten Tablett mit den immer gleichen Mahlzeiten, den kurzen Blicken auf Jared, die ich erhaschen konnte; ich spürte nichts außer den spitzen Steinen auf meiner Haut; ich schmeckte nichts außer dem bitteren Wasser, dem harten Brot, der faden Suppe, den holzigen Wurzeln, immer und immer wieder.

Es war eine überaus eigenartige Kombination: die ständige Angst, der ununterbrochene körperliche Schmerz und die entsetzliche Eintönigkeit. Von allen dreien war die tödliche Langeweile am schwersten zu ertragen. Mein Gefängnis war eine Isolationszelle, in der ich von jeglichen Sinneseindrücken abgeschnitten war.

Melanie und ich machten uns beide Sorgen, dass wir verrückt wurden.

Wir hören beide eine Stimme im Kopf, erklärte sie. *Das ist kein* gutes *Zeichen.*

Wir werden noch das Sprechen verlernen, sagte ich besorgt. *Wie lange ist es her, dass jemand mit uns geredet hat?*

Vor vier Tagen hast du dich bei Jeb dafür bedankt, dass er dir etwas zu essen gebracht hat, und er hat gesagt: »Gern geschehen.« Ich glaube zumindest, dass es vier Tage her ist. Auf jeden Fall ist es vier lange Schlafphasen her. Sie schien zu seufzen. *Hör auf, an den Nägeln zu kauen - es hat Jahre gedauert, bis ich mir das endlich abgewöhnt hatte.*

Aber die langen, scharfen Nägel störten mich. *Ich glaube nicht*, *dass wir uns langfristig noch groß Gedanken um schlechte Angew*ohnhei*ten machen müssen.*

Jared ließ nicht mehr zu, dass Jeb uns das Essen brachte. Stattdessen stellte es jemand am Ende des Gangs ab und Jared holte es. Ich bekam zweimal am Tag das Gleiche - Brot, Suppe und drei Wurzeln. Jared bekam manchmal noch etwas extra, abgepackte Lebensmittel mit Namen, die ich wiedererkannte - Lakritze, *Snickers, Pop Tarts.* Ich versuchte mir vorzustellen, wie diese Delikatessen in die Hände der Menschen gelangt waren.

Ich rechnete nicht damit, dass er mir etwas davon abgab - natürlich nicht -, aber ich fragte mich manchmal, ob er dachte, ich würde darauf hoffen. Eine meiner seltenen Ablenkungen war es, ihn seine Schätze essen zu hören, weil er es immer so zelebrierte - vielleicht wollte er es mir genauso unter die Nase reiben wie das mit dem Kissen in der ersten Nacht.

Einmal riss Jared langsam eine Packung Käsecracker auf - so langsam wie immer - und der herrliche Duft von künstlichem geriebenen Käse erfüllte meine Höhle: köstlich, unwiderstehlich. Er aß langsam und ließ mich jedes einzelne Knuspern hören.

Mein Magen knurrte laut und ich lachte über mich selbst. Ich hatte so lange nicht mehr gelacht. Ich versuchte mich an das letzte Mal zu erinnern und es gelang mir nicht - mir fiel nur dieser eigenartige Ausbruch von makabrer Hysterie in der Wüste ein, der eigentlich nicht als Lachen zählte. Sogar bevor ich hierhergekommen war, hatte es nicht viel gegeben, was ich lustig gefunden hatte.

Aber aus irgendeinem Grund fand ich das hier jetzt unheimlich komisch - mein Magen, der sich nach diesem einen kleinen Käsecracker sehnte - und ich lachte wieder. Sicher ein Anzeichen für Irrsinn.

Es war mir nicht klar, was für ein Problem Jared mit meiner Reaktion hatte, aber er stand auf und verschwand. Nach einer Weile konnte ich ihn wieder Käsecracker essen hören, aber von weiter weg. Ich spähte aus dem Loch und sah, dass er im Schatten am anderen Ende des Gangs saß und mir den Rücken zugewandt hatte. Ich zog meinen Kopf zurück, damit er mich, falls er sich umdrehte, nicht dabei erwischte, wie ich ihn beobachtete. Von da an hielt er sich so oft wie möglich hinten am Ende des Gangs auf. Nur nachts streckte er sich direkt vor meinem Gefängnis aus.

Zweimal pro Tag - oder besser gesagt, zweimal pro Nacht, da er mich nie hinbrachte, wenn die anderen unterwegs waren - durfte ich zu dem Raum mit den Flüssen gehen. Trotz meiner Angst war das großartig, da es die einzige Zeit war, in der ich mich nicht in der unnatürlichen Stellung zusammenkauern musste, die die kleine Höhle mir aufzwang. Es fiel mir jedes Mal schwerer, zurück in mein Loch zu klettern.

Dreimal in dieser Woche, immer zur Schlafenszeit, kam jemand, um nach uns zu sehen.

Das erste Mal war es Kyle.

Ich wachte davon auf, dass Jared plötzlich aufsprang. »Verschwinde«, drohte er mit gezücktem Gewehr.

»Ich will ja nur mal gucken«, sagte Kyle. Seine Stimme war weit weg, aber laut und grob genug, dass ich sicher sein konnte, dass es nicht sein Bruder war. »Eines Tages bist du vielleicht gerade nicht hier. Eines Tages schläfst du vielleicht zu fest.«

Jareds einzige Antwort war es, das Gewehr zu spannen.

Ich hörte Kyles Gelächter hinter ihm verhallen, als er wieder ging.

Wer es die anderen beiden Male war, wusste ich nicht. Wieder Kyle oder vielleicht Ian oder vielleicht jemand, dessen Namen ich nicht kannte. Alles, was ich wusste, war, dass ich noch zweimal davon aufwachte, dass Jared aufsprang und das Gewehr auf einen Eindringling richtete. Es wurde kein Wort gesprochen. Wer auch immer da »nur mal gucken« wollte, machte sich nicht die Mühe, irgendwas zu sagen. Als sie weg waren, schlief Jared schnell wieder ein. Ich brauchte länger, um meinen Herzschlag zu beruhigen.

Beim vierten Mal war es anders.

Ich schlief noch nicht ganz, als Jared aus dem Schlaf hochschreckte und sich mit einer schnellen Bewegung auf die Knie drehte. Mit dem Gewehr in der Hand und einem Fluch auf den Lippen stand er auf.

»Ganz ruhig«, murmelte eine entfernte Stimme. »Ich komme in friedlicher Absicht.«

»Egal, was du mir andrehen willst, ich kaufe dir nichts ab«, knurrte Jared.

»Ich will bloß mit dir reden.« Die Stimme kam näher. »Du sitzt hier unten fest und verpasst die wichtigen Debatten ... wir vermissen deine Sicht auf die Dinge.«

»Bestimmt«, sagte Jared sarkastisch.

»Komm schon, nimm die Knarre runter. Wenn ich vorgehabt hätte, dich anzugreifen, hätte ich diesmal vier Leute mitgebracht.«

Es herrschte kurzes Schweigen, und als Jared wieder sprach, war eine Spur schwarzen Humors in seiner Stimme zu vernehmen. »Wie geht's deinem Bruder dieser Tage?«, fragte er. Die Frage schien ihn zu amüsieren. Seinen Besucher aufziehen zu können, entspannte ihn. Er setzte sich hin und lehnte sich vor meinem Gefängnis an die Wand, gelassen, aber das Gewehr immer bereit. Mein Hals tat mir weh; er schien zu merken, dass die Hände, die ihn gewürgt und ihm Schmerzen zugefügt hatten, ganz in der Nähe waren.

»Er ist immer noch stinksauer wegen seiner Nase«, sagte Ian. »Was soll's - ist schließlich nicht das erste Mal, dass sie gebrochen ist. Ich sag ihm, dass es dir leid tut.«

»Tut es gar nicht.« »Ich weiß. Niemandem tut es leid, Kyle zu schlagen.« Sie lachten leise miteinander; es hatte etwas Kameradschaftliches an sich, das irgendwie nicht hierher passte, zu dem Gewehr, das Jared locker auf Ian gerichtet hielt. Aber die Bande, die an diesem verzweifelten Ort geknüpft wurden, mussten ziemlich fest sein. Dicker als Blut.

Ian setzte sich neben Jared auf die Matte. Ich konnte die Umrisse seines Profils erkennen, eine schwarze Silhouette vor dem blauen Licht. Ich stellte fest, dass er eine perfekt geformte Nase hatte - gleichmäßig, leicht gekrümmt, die Art Nase, die ich auf Bildern von berühmten Skulpturen gesehen hatte. Hieß das, dass die anderen ihn erträglicher fanden als den Bruder, dessen Nase schon so oft gebrochen worden war? Oder dass er besser den Kopf einziehen konnte?

»Also, was willst du, Ian? Wahrscheinlich nicht nur eine Entschuldigung für Kyles Nase.«

»Hat Jeb es dir gesagt?«

»Ich weiß nicht, wovon du sprichst.«

»Sie haben die Suche eingestellt. Sogar die Sucher.«

Jared sagte nichts, aber ich konnte seine plötzliche Anspannung spüren.

»Wir haben sie genau beobachtet, um keine Veränderung zu verpassen, aber sie machten nicht den Eindruck, als wären sie übermäßig beunruhigt. Die Suche reichte nie über die Gegend, wo wir das Auto zurückgelassen haben, hinaus, und in den letzten Tagen haben sie eindeutig eher nach einer Leiche als nach einem Überlebenden gesucht. Vorletzte Nacht kam uns dann ein glücklicher Zufall zu Hilfe - der Suchtrupp hat Müll offen herumliegen lassen und ein Rudel Kojoten hat ihr Lager geplündert. Eins der Wesen kam spät zurück und überraschte die Tiere. Die Kojoten haben es angegriffen und knapp hundert Meter in die Wüste verschleppt, bevor die anderen seine Schreie hörten und ihm zu Hilfe kamen. Die Sucher waren natürlich bewaffnet. Sie konnten die Kojoten problemlos vertreiben und es war nicht ernsthaft verletzt, aber der Vorfall scheint ein paar ihrer Fragen zum Verbleib unseres Gastes hier beantwortet zu haben.«

Ich fragte mich, wie sie es geschafft hatten, die SUcher auszuspionieren, die nach mir gefahndet hatten - und so viel herauszufinden. Ich fühlte mich irgendwie ungeschützt bei dem Gedanken. Die Vorstellung von unsichtbaren Menschen, die ihnen verhasste Seelen beobachteten, gefiel mir nicht. Ich bekam eine Gänsehaut.

»Also haben sie ihren Kram zusammengepackt und sind verschwunden. Die Sucher haben die Sache abgebrochen. Alle Freiwilligen sind weg. Keiner sucht mehr danach.« Sein Profil wandte sich mir zu und ich duckte mich in der Hoffnung, dass es hier drin zu dunkel für ihn war, um mich zu erkennen - dass ich wie sein Gesicht nur als schwarze Silhouette zu sehen war. »Ich nehme an, es ist offiziell für tot erklärt worden, falls sie diese Dinge so handhaben, wie wir es gemacht haben. Jeb sagt allen ständig: >Ich hab's euch doch gleich gesagt<, ob sie es hören wollen oder nicht.«

Jared grummelte irgendwas Unverständliches; ich konnte nur Jebs Namen heraushören. Dann holte er tief Luft, ließ sie wieder ausströmen und sagte: »Okay, das war's dann vermutlich.«

»Sieht so aus.« Ian zögerte einen Augenblick und fügte dann hinzu: »Außer ... na ja, es hat wahrscheinlich überhaupt nichts zu bedeuten.«

Jared verkrampfte sich wieder. Es gefiel ihm nicht, die Informationen nur scheibchenweise zu bekommen. »Sag schon.«

»Keiner außer Kyle schenkt der Sache viel Beachtung und du weißt ja, wie Kyle ist.« Jared grunzte zustimmend.

»Du hast das beste Gespür für solche Dinge und ich wollte deine Meinung hören. Deshalb bin ich hier und setze mein Leben aufs Spiel, indem ich in die verbotene Zone eindringe«, sagte Ian trocken, aber gleich darauf war seine Stimme wieder ganz ernst. »Weißt du, da ist eins dieser Wesen ... ein Sucher, daran besteht kein Zweifel - es hat eine *Glock.«*

Ich brauchte eine Sekunde, um das Wort zu verstehen, das er benutzte. Es gehörte nicht zu Melanies üblichem Wortschatz. Als mir klar wurde, dass er von einer Pistole sprach, verursachte mir der sehnsüchtige, neidische Unterton in seiner Stimme Übelkeit.

»Kyle war der Erste, dem aufgefallen ist, dass dieses eine aus der Reihe tanzte. Die anderen schienen es nicht wirklich ernst zu nehmen - zumindest war es nicht an der Entscheidungsfindung beteiligt. Oh, Vorschläge machte es eine Menge, soweit wir das erkennen konnten, aber offenbar hat das niemanden besonders interessiert. Ich wünschte, wir hätten hören können, was es sagte ...«

Ich bekam erneut eine Gänsehaut.

»Wie auch immer«, fuhr Ian fort, »als sie die Suche abgebrochen haben, war dieses eine Wesen äußerst unzufrieden mit der Entscheidung. Es war ... eigenartig. Du weißt doch, dass die Parasiten immer so ... unheimlich freundlich sind. Es war komisch - etwas, das einem Streit so nahe kam, habe ich bisher bei ihnen noch nicht beobachtet. Kein echter Streit, denn von den anderen hat eigentlich niemand mitgestritten, aber das Unzufriedene sah sehr wohl so aus, als wolle es mit ihnen streiten. Der Kern des Suchertrupps hat es ignoriert, sie sind alle weg.«

»Aber das Unzufriedene?«, fragte Jared.

»Es ist ins Auto gestiegen und fast bis nach Phoenix gefahren. Dann ist es zurück nach Tucson gefahren und dann wieder nach Westen.«

»Es sucht immer noch.«

»Oder ist verdammt durcheinander. Es hat an dem Tankstellen-Shop neben dem Picacho Peak gehalten. Mit dem Parasiten geredet, der da arbeitet, obwohl er bereits befragt worden war.«

»Hm«, grunzte Jared. Er war jetzt interessiert und konzentrierte sich auf die Lösung des Rätsels.

»Dann ist es den Berg hochgestiegen - dummes kleines Ding. Es muss vor Hitze eingegangen sein, von Kopf bis Fuß in Schwarz gekleidet.«

Ein Krampf schüttelte meinen Körper und drückte mich fester an den Fels. Instinktiv gingen meine Hände in die Höhe, um mein Gesicht zu schützen. Ich hörte, wie ein Zischen durch den kleinen Raum hallte, und erst als es nachließ, stellte ich fest, dass es von mir stammte.

»Was war denn das?«, fragte Ian erschrocken.

Ich linste durch meine Finger hindurch und sah, wie ihre beiden Gesichter durch das Loch zu mir hereinblickten. Ians Gesicht lag im Dunkeln, aber Jareds Züge wurden teilweise angestrahlt, sie waren hart wie Stein. Ich wollte ruhig sein, unsichtbar, aber ein unkontrollierbares Zittern lief mir den Rücken hinunter. Jared verschwand und kam mit der Lampe in der Hand wieder zum Vorschein.

»Sieh dir seine Augen an«, murmelte Ian. »Es hat Angst.« Jetzt konnte ich beide Gesichter erkennen, aber ich sah nur Jared an. Sein forschender Blick durchbohrte mich. Ich nahm an, er ließ alles, was Ian gesagt hatte, noch einmal Revue passieren und suchte nach einem Hinweis, was mein Verhalten ausgelöst haben könnte.

Meine Hände hörten nicht auf zu zittern.

Sie wird niemals aufgeben, jammerte Melanie.

Ich weiß, ich weiß, jammerte ich ebenfalls.

Wann war unsere Abneigung zu Angst geworden? Mein Magen krampfte sich zusammen. Warum konnte sie mich nicht einfach für tot erklären wie die anderen? Wenn ich wirklich tot war, würde sie mich dann immer noch jagen?

»Wer ist die Sucherin in Schwarz?«, fuhr mich Jared plötzlich an.

Meine Lippen zitterten, aber ich antwortete nicht. Es war am sichersten zu schweigen.

»Ich weiß, dass du sprechen kannst«, knurrte Jared. »Du sprichst mit Jeb und Jamie. Und jetzt wirst du mit mir sprechen.«

Er kletterte durch den Höhleneingang, wobei er überrascht schnaufte, als er feststellte, wie klein er sich machen musste, um hindurchzupassen. Die niedrige Decke zwang ihn dazu, sich hinzuknien, was ihm nicht besonders gefiel. Es war offensichtlich, dass er lieber vor mir gestanden hätte.

Ich konnte nirgendwohin, ich quetschte mich bereits in die hinterste Ecke. Die Höhle bot kaum Platz für uns beide. Ich konnte seinen Atem auf meiner Haut spüren.

»Sag mir, was du weißt«, befahl er.

Verlassen

»Wer ist die Sucherin in Schwarz? Warum gibt sie nicht auf?« Jareds Brüllen war ohrenbetäubend und hallte von allen Seiten wider.

Ich verbarg mich hinter meinen Händen und wartete auf den ersten Schlag.

»Äh ... Jared?«, murmelte Ian. »Vielleicht solltest du mich ...«

»Halt dich da raus!«

Ians Summe kam näher und ich hörte, wie er am Fels entlangschrabbte, als er versuchte, Jared in den engen Raum zu folgen, der sowieso schon überfüllt war. »Merkst du nicht, dass es zu verängstigt zum Reden ist? Lass es einen Moment in Ruhe ...«

Ich hörte etwas über den Boden schleifen, als Jared sich bewegte, und dann einen dumpfen Schlag. Ian fluchte. Ich schielte zwischen meinen Fingern hervor und sah, dass Ian verschwunden war und Jared mir den Rücken zugekehrt hatte.

Ian spuckte aus und stöhnte. »Das war Nummer zwei«, knurrte er und mir wurde klar, dass der Hieb, der mich hatte treffen sollen, von Ians Eingreifen abgelenkt worden war.

»Ich verpasse dir gerne auch noch Nummer drei«, murmelte Jared, drehte sich aber wieder zu mir um, diesmal mit Licht; in der Hand, mit der er Ian geschlagen hatte, hielt er jetzt die Lampe.

Nach so viel Dunkelheit strahlte die Höhle geradezu.

Dann sprach Jared wieder mit mir, wobei er mein Gesicht in dem neuen Licht musterte und jedes Wort aussprach wie einen ganzen Satz: »Wer. Ist. Die. Sucherin.«

Ich ließ die Hände sinken und blickte in seine mitleidlosen Augen. Es schmerzte mich, dass jemand anders für mein Schweigen hatte leiden müssen - auch wenn es jemand war, der schon mal versucht hatte, mich umzubringen. So hatte ich mir das mit der Folter nicht vorgestellt.

Jareds schaute mich unschlüssig an, als er die Veränderung in meinem Gesicht wahrnahm. »Ich muss dir nicht wehtun«, sagte er ruhig und nicht mehr ganz so selbstbewusst. »Aber ich muss eine Antwort auf meine Frage haben.«

Es war noch nicht einmal die richtige Frage - kein Geheimnis, das ich in irgendeiner Weise für mich behalten musste.

»Sag's mir«, drängte er mich erneut, seine Augen voller Frustration und tiefer Traurigkeit.

War ich wirklich so feige? Das wäre mir fast lieber gewesen - dass meine Angst davor, Schmerzen zu erleiden, größer war als alles andere. Denn der wahre Grund dafür, dass ich die Augen öffnete und anfing zu sprechen, war geradezu lächerlich.

Ich wollte ihm *gefallen,* diesem Menschen, der mich so unwahrscheinlich hasste.

»Die Sucherin«, begann ich mit heiserer Stimme; ich hatte lange nicht gesprochen.

Ungeduldig unterbrach er mich. »Wir wissen bereits, dass es eine Sucherin ist.«

»Nein, nicht irgendeine Sucherin«, flüsterte ich. *»Meine* Sucherin.«

»Was soll das heißen, *deine* Sucherin?«

»Die mir zugeteilt ist, mir folgt, mich überwacht. Sie ist der Grund, weshalb ...«

Ich konnte mich gerade noch zurückhalten, bevor ich das Wort aussprach, das meinen Tod bedeutet hätte. Kurz bevor ich »wir« sagen konnte. Die reinste Wahrheit, die er für die infamste Lüge halten würde - weil sie mit seinen größten Wünschen, seinem heftigsten Schmerz spielte. Er würde es nie für möglich halten, dass sein Wunsch wahr geworden sein könnte. Er würde in mir nichts als eine gefährliche Lügnerin sehen, die ihm aus den Augen entgegenblickte, die er einst geliebt hatte.

»Der Grund, weshalb ...?«, wiederholte er.

»Der Grund, weshalb ich geflohen bin«, sagte ich schwer atmend. »Der Grund, weshalb ich hierhergekommen bin.«

Nicht die ganze Wahrheit, aber auch nicht komplett gelogen.

Er starrte mich mit offenem Mund an, während er versuchte, das zu verarbeiten. Aus den Augenwinkeln konnte ich sehen, dass Ian wieder durch das Loch hereinspähte, seine lebhaften blauen Augen vor Überraschung weit aufgerissen. Auf seinen blassen Lippen war dunkles Blut zu sehen.

»Du bist vor einer Sucherin geflohen? Aber du gehörst doch zu ihnen!« Jared gab sich Mühe, sich wieder zu fangen, wieder zu seinem Verhör zurückzukehren. »Warum sollte sie dir folgen? Was wollte sie von dir?«

Ich schluckte; das Geräusch klang unnatürlich laut. »Sie wollte dich. Dich und Jamie.«

Sein Gesichtsausdruck versteinerte. »Und du hast versucht, sie hierherzuführen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich habe nicht ... ich ...« Wie konnte ich ihm das erklären? Er würde der Wahrheit niemals Glauben schenken.

»Was?«

»Ich ... ich hatte nicht vor, euch zu verraten. Ich mag sie nicht.« Er blinzelte, erneut verwirrt. »Müsst ihr euch nicht alle mögen? «

»Im Prinzip schon«, räumte ich ein und wurde schamrot.

»Wem hast du von diesem Ort hier erzählt?«, fragte Ian über Jareds Schulter hinweg. Jared runzelte die Stirn, sah mir aber weiterhin ins Gesicht.

»Ich konnte niemandem davon erzählen, ich habe nicht davon gewusst ... ich habe nur die Linien gesehen. Die Linien auf dem Fotoalbum. Ich habe sie der Sucherin aufgezeichnet ... aber wir wussten nicht, was sie zu bedeuten hatten. Sie denkt immer noch, es handelt sich um eine Landkarte.« Ich konnte gar nicht wieder aufhören zu reden. Ich versuchte, meine Worte zu verlangsamen, um mich nicht zu verplappern.

»Was soll das heißen, ihr wusstet nicht, was sie zu bedeuten hatten? Du bist schließlich hier.« Seine Hand kam auf mich zu, senkte sich aber wieder, bevor sie den geringen Abstand überwunden hatte.

»Ich ... ich hatte Probleme mit meiner ... mit der ... mit ihrer Erinnerung. Ich verstand nicht ... Ich hatte nicht zu allem Zugang. Da waren Mauern. Deshalb wurde mir die Sucherin zugeteilt, sie wartete darauf, dass ich den Rest entschlüsseln würde.« Viel zu viel. Ich biss mir auf die Zunge.

Ian und Jared sahen sich an. Sie hatten so etwas noch nie gehört. Sie vertrauten mir nicht, aber sie wollten so gerne glauben, dass es möglich war. Sie wollten es zu sehr. Das machte ihnen Angst.

Jareds Stimme war wie ein Peitschenhieb. »Hattest du Zugang zu meiner Hütte?«

»Zuerst nicht.«

»Und dann hast du es der Sucherin gesagt.«

»Nein.«

»Nein? Warum nicht?«

»Weil ... als ich mich daran erinnert habe ... *wollte* ich es ihr nicht mehr sagen.«

Ians Augen waren immer noch weit aufgerissen. Jareds Stimme veränderte sich, wurde leise, fast zärtlich. So viel gefährlicher, als wenn er brüllte. »Warum wolltest du es ihr nicht sagen?«

Ich presste die Zähne aufeinander. Das war nicht *das* Geheimnis, aber trotzdem ein Geheimnis, das er aus mir rausprügeln musste. In diesem Augenblick hatte mein Entschluss, meine Zunge im Zaum zu halten, weniger mit Selbsterhaltung zu tun als mit einer albernen, störrischen Art Stolz. Ich würde diesem Mann, der mich verachtete, bestimmt nicht sagen, dass ich ihn liebte.

Er sah den Widerstand in meinen Augen aufblitzen und schien zu verstehen, wie schwierig es sein würde, diese Antwort aus mir herauszubekommen. Er beschloss, sie zu überspringen - oder vielleicht später darauf zurückzukommen, sie sich für den Schluss aufzubewahren, für den Fall, dass ich nicht in der Lage sein würde, noch weitere Fragen zu beantworten, sobald er fertig mit mir war.

»Warum hattest du nicht zu allem Zugang? Ist das ... normal?«

Diese Frage war ebenfalls sehr gefährlich. Zum ersten Mal bisher log ich ihn direkt an. »Sie ist ziemlich tief gestürzt. Der Körper war beschädigt.«

Lügen fiel mir nicht leicht; die Lüge war nicht überzeugend. Jared und Ian bemerkten beide den falschen Unterton. Jared legte den Kopf schief; Ian zog eine Augenbraue hoch.

»Und warum gibt die Sucherin nicht auf wie alle anderen?«, fragte Ian.

Ich war plötzlich erschöpft. Ich wusste, sie konnten die ganze Nacht so weitermachen, sie *würden* die ganze Nacht so weitermachen, wenn ich weiter antwortete, und irgendwann würde ich einen Fehler machen. Ich ließ mich gegen die Wand sinken und schloss die Augen.

»Ich weiß es nicht«, flüsterte ich. »Sie ist nicht wie die anderen Seelen. Sie ist ... lästig.«

Ian lachte überrascht auf.

»Und du - bist du wie die anderen ... *Seelen*?«, fragte Jared.

Ich öffnete die Augen und sah ihn einen Moment lang müde an. *Was für eine dumme Frage,* dachte ich. Dann kniff ich die Augen fest zu, legte das Gesicht auf die Knie und schlang die Arme um meinen Kopf.

Entweder verstand Jared, dass ich das Gespräch für beendet erklärt hatte, oder sein gekrümmter Körper protestierte zu deutlich, als dass er ihn noch länger ignorieren konnte. Zumindest stöhnte er mehrfach, während er sich durch die Öffnung meiner Höhle zwängte, wobei er die Lampe mitnahm, und ächzte dann leise als er sich aufrichtete.

»Das hatte ich nicht erwartet«, flüsterte Ian.

»Es lügt natürlich«, flüsterte Jared zurück. Ich konnte sie gerade so eben verstehen. Ihnen war offenbar nicht bewusst, wie weit die Geräusche hier trugen. »Allerdings ... ist mir nicht ganz, was es uns glauben machen will - wo es uns hinhaben will.«

»Ich glaube nicht, dass es lügt. Außer das eine Mal. Ist dir das aufgefallen?«

»Das ist Teil der Show.«

»Jared, wann hast du je von einem Parasiten gehört, der in der Lage war zu lügen? Außer einem Sucher natürlich.«

»Was dieser hier sein muss.«

»Ist das dein Ernst?«

»Es ist die beste Erklärung. «

»Ich habe noch nie ein Wesen gesehen, das weniger mit einem Sucher gemein hatte als sie ... als *es.* Wenn ein Sucher irgendeine Ahnung gehabt hätte, wie er uns finden könnte, hätte er eine ganze Armee mitgebracht.«

»Und sie hätten nichts gefunden. Aber sie ... es hat es hierherein geschafft, stimmt's?«

»Es ist schon ein halbes Dutzend Mal fast umgebracht worden ...«

»Aber es ist immer noch am Leben, oder?«

Sie schwiegen lange. So lange, dass ich darüber nachzudenken begann, mich aus der verkrampften Haltung, in der ich mich zusammengerollt hatte, zu befreien, aber ich wollte

kein Geräusch machen. Ich wünschte, Ian würde gehen, damit ich versuchen konnte zu schlafen - das Adrenalin hatte mich völlig ausgelaugt zurückgelassen, nachdem es aus meinem Organismus wieder verschwunden war.

»Ich glaube, ich werde mit Jeb sprechen«, flüsterte Ian schließlich. »Was für eine spitzenmäßige Idee.« Jareds Stimme troff vor Ironie.

»Erinnerst du dich noch an die erste Nacht? Als es sich zwischen dich und Kyle gestellt hat? Das war doch total seltsam.«

»Es hat nur versucht, einen Weg zu finden, um am Leben zu bleiben, um zu fliehen ...«

»Indem es sich Kyle ausliefert, damit er sie ... es tötet? Toller Plan.«

»Es hatte den gewünschten Effekt.«

»Jebs Knarre hatte den gewünschten Effekt. Wusste sie, dass er auf dem Weg hierher war?«

»Du denkst über dieses Wesen nach, Ian. Genau das will es doch erreichen.«

»Ich glaube, du irrst dich. Ich weiß nicht, warum ... aber ich glaube, sie will überhaupt nicht, dass wir über sie nachdenken.« Ich hörte, wie Ian aufstand. »Weißt du, was wirklich verrückt ist?«, murmelte er mit noch leiserer Stimme als vorher.

»Was denn?«

»Ich habe mich *schuldig* gefühlt - furchtbar schuldig -, als ich gesehen habe, wie sie vor uns zurückgeschreckt ist. Als ich die blauen Flecken auf ihrem Hals gesehen habe.«

»Du darfst das nicht so nah an dich ranlassen.« Jared war plötzlich beunruhigt. »Es ist kein Mensch. Vergiss das nicht.«

»Glaubst du, nur weil sie kein Mensch ist, kann sie keine Schmerzen empfinden?«, fragte Ian, während sich seine Stimme in der Ferne verlor. »Meinst du, sie fühlt sich nicht wie ein Mädchen, das verprügelt wurde ... von uns?«

»Krieg dich wieder in den Griff«, zischte Jared hinter ihm her.

»Bis dann, Jared.«

Nachdem Ian weg war, kam Jared lange nicht zur Ruhe; er ging eine Weile vor der Höhle hin und her, dann setzte er sich auf die Matte, wodurch er mir das Licht nahm, und murmelte unverständlich vor sich hin. Ich gab es auf, darauf zu warten, dass er einschlief und streckte mich so gut es ging auf dem schüsselförmigen Boden aus. Er erschrak, als ich ein Geräusch machte, und begann dann erneut vor sich hin zu murmeln.

»Schuldig«, knurrte er bissig. »Er lässt es zu sehr an sich ran. Genau wie Jeb, wie Jamie. Das kann so nicht weitergehen. Es war dumm von mir, es am Leben zu lassen.«

Ich bekam eine Gänsehaut, versuchte sie jedoch zu ignorieren. Wenn ich jedes Mal in Panik ausbrach, sobald er darüber nachdachte, mich umzubringen, hätte ich keinen Augenblick Ruhe. Ich drehte mich auf den Bauch, damit sich meine Wirbelsäule in die andere Richtung durchbog, und er schreckte erneut auf und verfiel dann in Schweigen. Bestimmt brütete er immer noch, als ich schließlich einschlief. Als ich aufwachte, saß Jared so auf der Matte, dass ich ihn sehen konnte, die Ellbogen auf die Knie gestützt, sein Kopf an eine Faust gelehnt. Ich hatte nicht den Eindruck, mehr als ein oder zwei Stunden geschlafen zu haben, aber mir tat alles weh, so dass ich nicht gleich wieder einschlafen konnte. Stattdessen dachte ich über Ians Besuch nach und fürchtete, dass Jared nach Ians seltsamer Reaktion jetzt nur noch stärker darauf bedacht sein würde, mich abzuschotten. Hätte Ian nicht den Mund halten können, was seine Schuldgefühle anging? Wenn er wusste, dass er sich schuldig fühlen würde, warum ließ er es dann nicht gleich bleiben, irgendwelche Leute zu würgen? Melanie war ebenfalls wütend auf Ian und machte sich Sorgen, was seine Gewissensbisse für Folgen haben würden.

Nur wenige Minuten später wurden unsere Überlegungen unterbrochen.

»Ich bin's nur«, hörte ich Jeb rufen. »Reg dich nicht auf.« Jared hob das Gewehr.

»Na los, erschieß mich, Junge. Na los.« Das Geräusch von Jebs Stimme kam mit jedem Wort näher.

Jared seufzte und nahm das Gewehr herunter. »Bitte geh.«

»Muss mit dir reden«, sagte Jeb und prustete, als er sich neben Jared auf die Matte setzte. »Hallo da drinnen«, sagte er und nickte in meine Richtung.

»Du weißt, wie sehr ich das hasse«, murmelte Jared.

»Jep.«

»Ian hat mir schon von den Suchern erzählt.«

»Ich weiß. Ich habe gerade mit ihm darüber gesprochen.«

»Gut. Was willst du dann?«

»Es geht nicht so sehr darum, was ich will. Sondern eher darum, was wir brauchen. Fast alles wird langsam knapp. Wir brauchen einen groß angelegten Beutezug.«

»Oh«, murmelte Jared; er hatte mit einem anderen Thema gerechnet. Nach einer kurzen Pause sagte er: »Schick Kyle.«

»Okay«, sagte Jeb leichthin und stützte sich an der Wand ab, um sich wieder aufzurichten.

Jared seufzte. Offenbar war sein Vorschlag nicht wirklich ernst gemeint gewesen. Er knickte sofort ein, als Jeb darauf einging. »Nein. Kyle nicht. Er ist zu ...«

Jeb kicherte. »Hat uns beinahe in die Scheiße geritten, als er das letzte Mal alleine unterwegs war, was? Keiner, der groß nachdenkt. Wie wär's mit Ian?«

»Der denkt *zu viel* nach.«

»Brandt?«

»Der taugt nicht für die langen Touren. Fängt nach ein paar Wochen an Panik zu kriegen. Macht Fehler.«

»Okay, wer dann?«

Die Sekunden verstrichen und ich hörte, wie Jared gelegentlich Luft holte, als wollte er Jeb antworten, aber dann atmete er jedes Mal wieder aus, ohne etwas zu sagen.

»Ian und Kyle gemeinsam?«, fragte Jeb. »Vielleicht gleichen sie sich gegenseitig aus.«

Jared knurrte. »Wie beim letzten Mal? Okay, okay, ich weiß, dass ich selbst gehen muss.«

»Du bist der Beste«, stimmte Jeb ihm zu. »Seit du hier aufgetaucht bist, hat sich unser Leben verändert.«

Melanie und ich nickten vor uns hin; das überraschte keine von uns beiden.

Jared ist unglaublich. Jamie und ich waren vollkommen sicher, solange wir uns auf Jareds Instinkte verlassen konnten; wir sind nie auch nur annähernd in Gefahr geraten. Wenn das in Chicago Jared gewesen wäre, bin ich sicher, er wäre nicht erwischt worden.

Jared wies mit der Schulter in meine Richtung. »Und was ist mit ...?«

»Ich werde ein Auge auf sie haben, sooft ich kann. Und du solltest Kyle mitnehmen, das wird helfen.«

»Das wird nicht reichen - dass Kyle weg ist und du ein Auge auf sie hast, sooft du kannst. Sie ... es wird nicht lange am Leben bleiben.«

Jeb zuckte mit den Schultern. »Ich werde mein Bestes geben. Das ist alles, was ich tun kann.«

Jared begann langsam den Kopf zu schütteln.

»Wie lange willst du noch hier unten bleiben?«, fragte Jeb ihn.

»Ich weiß es nicht«, flüsterte Jared.

Sie schwiegen lange. Nach ein paar Minuten begann Jeb unmelodisch vor sich hin zu pfeifen.

Schließlich atmete Jared lautstark aus. Ich hatte gar nicht gemerkt, dass er die Luft angehalten hatte.

»Ich mache mich heute Nacht auf den Weg.« Die Worte kamen langsam heraus, resigniert, aber auch erleichtert. Seine Stimme veränderte sich leicht, war etwas weniger angespannt. Es war, als würde er sich wieder in den zurückverwandeln, der er gewesen war, bevor ich hier auftauchte. Eine Verantwortung wurde ihm von den Schultern genommen und durch eine andere, willkommenere ersetzt.

Er gab es auf, mich am Leben zu erhalten, und ließ der Natur - oder besser gesagt der Lynchjustiz - ihren Lauf. Wenn er zurückkehrte und ich tot war, würde er niemanden dafür verantwortlich machen. Er würde nicht trauern. All das konnte ich aus diesem einen Satz heraushören.

Ich kannte das dramatische Bild der Menschen für Kummer - ein »gebrochenes Herz«. Melanie konnte sich erinnern, davon selbst schon gesprochen zu haben. Ich hatte das immer für eine Übertreibung gehalten, ein gängiger Ausdruck für etwas, das eigentlich keinen körperlichen Aspekt hatte. Wie ein »grüner Daumen«. Daher war ich nicht auf den Schmerz in meiner Brust vorbereitet. Auf die Übelkeit ja, auf den Kloß in meinem Hals auch, und ja, auch auf die Tränen, die mir in den Augen brannten. Aber was war das für ein Reißen direkt unter meinen Rippen? Es ergab keinen Sinn.

Und es war nicht nur ein Reißen, sondern auch ein Zerren in verschiedene Richtungen. Denn Melanies Herz brach ebenfalls und das war ein anderer Schmerz, als wäre uns für unsere Doppelexistenz ein zweites Organ gewachsen. Ein doppeltes Herz für ein doppeltes Bewusstsein. Doppelt so starke Schmerzen.

Er verlässt uns, schluchzte sie. *Wir werden ihn nie wiedersehe*n. Für sie war klar, dass wir sterben würden.

Ich hätte am liebsten mit ihr geweint, aber eine von uns musste Ruhe bewahren. Also biss ich mir auf die Hand, um ein Stöhnen zurückzuhalten.

»Das ist wahrscheinlich das Beste«, sagte Jeb.

»Ich muss noch ein paar Dinge vorbereiten ...« Jared war in Gedanken bereits weit, weit weg aus diesem engen Gang.

»Ich übernehme hier. Gute Reise.«

»Danke. Schätze, wir sehen uns, Jeb.«

»Schätze auch.«

Jared gab Jeb das Gewehr zurück, stand auf und klopfte sich geistesabwesend den Staub von den Kleidern. Dann war er fort, eilte mit seinem vertrauten schnellen Schritt den Gang entlang und dachte an andere Dinge. Kein einziger Blick mehr in meine Richtung, kein einziger Gedanke mehr an mein Schicksal.

Ich lauschte dem leiser werdenden Geräusch seiner Schritte, bis sie verklungen waren. Dann, ohne mich um Jeb zu kümmern, legte ich mein Gesicht in die Hände und begann zu schluchzen.

Befreit

Jeb ließ mich ausheulen, ohne mich zu unterbrechen. Auch während des folgenden Geschniefes sagte er nichts. Erst nachdem ich eine gute halbe Stunde lang vollkommen still gewesen war, begann er zu sprechen.

»Bist du da drin noch wach?«

Ich antwortete nicht. Ich hatte mich zu sehr ans Schweigen gewöhnt.

»Willst du rauskommen und dich ein bisschen strecken?«, bot er an. »Mein Rücken tut ja schon weh, wenn ich nur an dieses blöde Loch denke.«

Merkwürdigerweise war ich nach dieser Woche unerträglicher Stille nicht in der Stimmung für Gesellschaft. Aber dieses Angebot konnte ich nicht ablehnen. Noch bevor ich überhaupt darüber nachdenken konnte, zogen mich meine Hände schon durch den Ausgang.

Jeb saß im Schneidersitz auf der Matte. Ich beobachtete ihn, während ich meine Arme und Beine ausschüttelte und die Schultern kreisen ließ, um zu sehen, wie er reagierte, aber er hatte die Augen wieder geschlossen. Genau wie bei Jamies Besuch neulich sah er aus, als würde er schlafen.

Wie lange war es her, seit ich Jamie gesehen hatte? Und wie ging es ihm jetzt? Mein sowieso schon wundes Herz machte einen schmerzhaften kleinen Satz.

»Besser?«, fragte Jeb und öffnete die Augen.

Ich zuckte mit den Schultern.

»Das wird schon, hör mal.« Er grinste über beide Ohren. »Was ich da zu Jared gesagt habe ... na ja, ich habe nicht direkt gelogen, denn es ist alles wahr, wenn man es von einem bestimmten Blickwinkel aus betrachtet, aber von einem anderen Blickwinkel aus war es nicht so sehr die Wahrheit, sondern eher das, was er gerade brauchte.«

Ich starrte ihn bloß an; ich verstand kein Wort von dem, was er sagte.

»Wie auch immer. Jared muss mal etwas Abstand haben. Nicht von dir, Mädchen«, fügte er schnell hinzu, »aber von der ganzen Situation. Es wird ihm helfen, die Dinge mit anderen Augen zu sehen, wenn er eine Weile weg ist.«

Ich fragte mich, woher er so genau zu wissen schien, welche Wörter und Sätze mich treffen würden. Und selbst wenn, warum sollte es ihm etwas ausmachen, ob seine Worte mich verletzten, oder auch, ob mein Rücken schmerzte? Seine Freundlichkeit mir gegenüber war auf ihre ganz eigene Art angsteinflößend, weil sie mir unverständlich war. Jareds Verhalten ergab immerhin einen Sinn. Kyles und Ians Mordversuche, Docs fröhlicher Eifer, mir wehzutun - all das war ebenfalls logisch. Freundlichkeit nicht. Was wollte Jeb von mir?

»Mach nicht so ein finsteres Gesicht«, drängte er. »Sieh es doch mal positiv. Jared war verdammt stur, was dich angeht, und dass er jetzt zeitweise aus dem Weg ist, wird die Dinge hier sicher etwas angenehmer machen.« Ich runzelte die Stirn, während ich versuchte zu verstehen, was er meinte.

»Das hier zum Beispiel«, fuhr er fort, »nutzen wir normalerweise als Lagerraum. Wenn Jared und die Jungs zurückkommen, werden wir Platz brauchen, um das ganze Zeugs zu verstauen, das sie mitbringen. Also können wir genauso gut jetzt schon ein neues Plätzchen für dich suchen. Vielleicht eins, das ein bisschen größer ist? Und wo es ein Bett gibt?« Er lächelte wieder, als er mir den Köder vor die Nase hielt.

Ich wartete darauf, dass er ihn wieder wegzog, dass er mir sagte, er mache nur Spaß.

Stattdessen sahen mich seine Augen - die die Farbe von verwaschenen Jeans hatten - überaus sanft an. Etwas in ihrem Ausdruck schnürte mir erneut die Kehle zu.

»Du musst nicht zurück in das Loch da, Kleines. Das Schlimmste hast du überstanden.«

Ich stellte fest, dass ich seinen ernsthaften Gesichtsausdruck nicht länger anzweifeln konnte. Zum zweiten Mal innerhalb einer Stunde legte ich die Hände vors Gesicht und weinte.

Er stand auf und tätschelte unbeholfen meine Schulter. Er schien sich angesichts meiner Tränen unwohl zu fühlen. »Ist ja gut«, murmelte er.

Diesmal fing ich mich schneller wieder. Als ich mir die Feuchtigkeit aus den Augen wischte und ihn schief anlächelte, nickte er wohlwollend.

»Braves Mädchen«, sagte er und tätschelte mich wieder. »Wir müssen allerdings noch hierbleiben, bis wir sicher sind, dass Jared wirklich weg ist und uns nicht erwischen kann.« Er grinste verschwörerisch. »Und dann werden wir Spaß haben!«

Mir fiel ein, dass seine Vorstellung von Spaß normalerweise solche Dinge wie bewaffnete Auseinandersetzungen umfasste.

Er schmunzelte über meinen Gesichtsausdruck. »Keine Sorge. Komm, während wir warten, kannst du genauso gut versuchen, dich ein bisschen auszuruhen. Ich wette, dass dir im Moment sogar diese dünne Matte verdammt bequem vorkommen wird.«

Ich sah von seinem Gesicht zu der Matte auf dem Boden und zurück.

»Na los«, sagte er. »Du siehst aus, als müsstest du dich mal richtig ausschlafen. Ich halte Wache.«

Gerührt und mit feuchten Augen legte ich mich auf die Matte und bettete meinen Kopf auf das Kissen. Es war himmlisch, obwohl die Matte wirklich dünn war. Ich dehnte mich mit ausgestreckten Zehen und Armen und hörte, wie meine Gelenke knackten. Dann kuschelte ich mich in die Matte. Es fühlte sich an, als umarmte sie mich und tilgte all die wunden Stellen. Ich seufzte.

»Tut gut, das zu sehen«, murmelte Jeb. »Wenn du weißt, dass jemand unter deinem Dach leidet - das fühlt sich an, wie wenn es dich juckt und du dich nicht kratzen kannst.«

Er ließ sich ein Stück von mir entfernt auf dem Boden nieder und begann leise zu summen. Bevor er den ersten Takt beendet hatte, war ich bereits eingeschlafen.

Als ich aufwachte, wusste ich, dass ich eine lange Zeit fest geschlafen hatte - länger als je zuvor, seit ich hier war. Ohne Schmerzen, ohne angsteinflößende Unterbrechungen. Ich hätte mich ziemlich gut gefühlt, wenn mich das Aufwachen auf dem Kissen nicht daran erinnert hätte, dass Jared weg war. Es roch immer noch nach ihm. Und zwar gut; nicht so, wie ich roch.

Und *wieder bleiben uns nur die Träume.* Melanie seufzte kläglich. Ich konnte mich nur undeutlich an meinen Traum erinnern, aber ich wusste, dass Jared darin vorgekommen war - wie immer, wenn ich tief genug schlafen konnte, um zu träumen.

»Morgen, Kleines«, sagte Jeb munter.

Ich öffnete die Augen einen Spaltbreit, um ihn anzusehen. Hatte er die ganze Nacht so gegen die Wand gelehnt dagesessen? Er sah nicht müde aus, aber ich bekam plötzlich Schuldgefühle, weil ich das bequemere Lager für mich gehabt hatte.

»Die Jungs sind inzwischen schon lange weg«, sagte er vergnügt. »Wie wär's mit einer Führung?« Mit einer unbewussten Geste streichelte er das Gewehr, das er durch einen Gurt um seine Taille gesteckt hatte.

Ich öffnete die Augen ganz und starrte ihn ungläubig an. Eine Führung?

»Jetzt stell dich bloß nicht an. Kein Mensch wird dir etwas tun. Und du musst dich hier schließlich irgendwann selbst zurecht finden.«

Er streckte mir eine Hand entgegen, um mir aufzuhelfen.

Ich griff mechanisch danach, während mein Kopf sich drehte und ich zu verarbeiten versuchte, was er da sagte. Ich würde mich selbst zurechtfinden müssen? Warum? Und was meinte er mit *irgendwann?* Was glaubte er, wie lange ich noch am Leben bleiben würde?

Er zog mich auf die Füße und führte mich.

Ich hatte schon vergessen, wie es war, die dunklen Gänge an einer führenden Hand zu durchqueren. Es war so einfach - ich musste mich praktisch überhaupt nicht auf das Gehen konzentrieren.

»Mal sehen«, murmelte Jeb. »Vielleicht erst der linke Flügel. Da habe ich ein anständiges Plätzchen für dich vorbereitet. Dann die Küche ...« Er plante weiter seine Führung, auch noch, als wir uns durch den schmalen Spalt in den hellen Tunnel schoben, der zu dem noch helleren großen Raum führte. Als das Geräusch von Stimmen an mein Ohr drang, spürte ich, wie mein Mund trocken wurde. Jeb plauderte weiter auf mich ein; entweder bemerkte er meine Angst nicht oder er ignorierte sie schlichtweg.

»Ich wette, die Möhren sprießen inzwischen«, sagte er, als er mich in die Haupthöhle führte. Das Licht blendete mich und ich konnte nicht erkennen, wer alles dort war, aber ich konnte ihre Blicke spüren. Die plötzliche Stille war so bedrohlich wie immer. »Jawoll«, sagte Jeb zu sich selbst. »Ich finde jedes Mal wieder, dass es unheimlich schön aussieht. So ein leuchtendes Frühlingsgrün hat schon was.«

Er blieb stehen und forderte mich mit ausgestreckter Hand auf, es mir anzusehen. Ich blinzelte kurz in die Richtung, in die er zeigte; aber dann irrte mein Blick weiter durch den Raum, während ich darauf wartete, dass meine Augen sich an die Helligkeit gewöhnten. Daher dauerte es einen Moment, bis ich sah, wovon er sprach. Ich hatte auch gesehen, dass heute vielleicht fünfzehn Leute hier waren, die mich alle feindselig anstarrten. Aber sie waren eigentlich mit etwas anderem beschäftigt.

Das große dunkle Rechteck, das die Mitte der großen Höhle einnahm, war nicht mehr dunkel. Die Hälfte davon war mit einem frühlingsgrünen Flaum überzogen, genau wie Jeb gesagt hatte. Es war wirklich schön. Und erstaunlich.

Kein Wunder, dass nie jemand auf diesem Rechteck stand. Es war ein Beet. »Möhren?«, flüsterte ich.

Er antwortete in normaler Lautstärke. »Die Hälfte, die da jetzt zu sprießen beginnt. Auf der anderen Hälfte wächst Spinat. Der müsste in ein paar Tagen so weit sein.«

Die anderen Leute im Raum hatten begonnen weiterzuarbeiten. Sie warfen mir ab und zu einen verstohlenen Blick zu, konzentrierten sich aber hauptsächlich auf ihre Arbeit. Es war unverkennbar, was sie da taten und wozu das große Fass auf Rädern und die Schläuche dienten - jetzt, wo ich realisiert hatte, dass es sich um ein Beet handelte.

»Sie gießen?«, flüsterte ich wieder.

»Genau. Trocknet alles ganz schön aus in dieser Hitze.«

Ich nickte zustimmend. Es war noch früh, nahm ich an, aber ich war bereits völlig verschwitzt. Die Hitze, die von der intensiven Strahlung über unseren Köpfen stammte, war hier unten in der Höhle erdrückend. Ich versuchte erneut, mir die Decke anzusehen, aber sie war zu hell.

Ich zog Jeb am Ärmel und blinzelte in das blendende Licht. »Wie?«

Jeb lächelte, meine Neugier schien ihn zu freuen. »Genau wie bei den Zauberern - mit Spiegeln, Mädchen. Hunderte davon. Habe verdammt lange gebraucht, die alle da hochzukriegen. Wenn sie geputzt werden müssen, ist jede Hilfe willkommen. Weißt du, in der Decke sind nur vier kleine Öffnungen und die gaben nicht genug Licht für das, was ich im Kopf hatte. Was hältst du davon?«

Stolz drückte er die Brust raus.

»Brillant«, flüsterte ich. »Wirklich erstaunlich.«

Jeb grinste und nickte. Er genoss meine Reaktion.

»Lass uns weitergehen«, schlug er vor. »Ich habe heute noch eine Menge zu tun.«

Er führte mich zu einem anderen Tunnel, einer breiten, natürlich geformten Röhre, die von der großen Höhle aus nach rechts abbog. Das hier war Neuland für mich. Meine Muskeln verkrampften sich; ich bewegte mich mit steifen Beinen und durchgedrückten Knien vorwärts.

Jeb tätschelte mir die Hand, aber ansonsten ignorierte er meine Nervosität. »Hier befinden sich vor allem Schlafzimmer und ein paar Lagerräume. In diesem Bereich liegen die Röhren näher an der Oberfläche, daher war es leichter, hier Licht reinzubringen.«

Er zeigte auf einen hellen schmalen Spalt in der Tunneldecke über uns, der einen weißen Fleck von der Größe einer Hand auf den Boden warf.

Wir kamen an eine große Gabelung - die eigentlich nicht wie eine Gabel aussah, dafür hatte sie zu viele Zinken. Es war eher eine krakenartige Verzweigung von Gängen.

»Der Dritte von links«, sagte er und sah mich erwartungsvoll an. »Der Dritte von links?«, wiederholte ich.

»Genau. Vergiss das nicht. Man kann sich hier leicht verirren und das ist gefährlich für dich. Es kann gut sein, dass die Leute hier dir eher ein Messer in den Rücken rammen, als dir den richtigen Weg zu zeigen.«

Ich schauderte. »Na toll«, murmelte ich mit leisem Sarkasmus. Er lachte, als hätte ihm meine Antwort gefallen. »Es bringt nichts, die Tatsachen zu leugnen. Dass man die Dinge laut ausspricht, macht sie nicht schlimmer.«

Es machte sie auch nicht besser, aber das behielt ich für mich. Ich fing gerade an, mich ein bisschen wohl zu fühlen. Es war so schön, dass wieder jemand mit mir sprach. Jeb war zumindest ein interessanter Gesprächspartner. »Eins, zwei, drei«, zählte er ab und führte mich in den dritten Gang von links. Jetzt kamen wir an runden Eingängen vorbei, die auf unterschiedliche Arten behelfsmäßig verschlossen waren. Manche waren mit gemusterten Stoffbahnen verhängt, vor anderen waren große Stücke aus Pappe mit Paketband zusammengeklebt. Vor einem Loch lehnten zwei richtige Türen - eine aus rotgestrichenem Holz und eine aus grauem Metall. »Sieben«, zählte Jeb und blieb vor einer runden Öffnung stehen, deren höchster Punkt meinen Kopf nur um wenige Zentimeter überragte. Hier sorgte ein hübscher, jadegrüner Seidenparavent für die Privatsphäre, der in einem eleganten Wohnzimmer als Raumteiler hätte dienen können. Die Seide war mit einem Muster aus Kirschblüten bestickt.

»Das ist der einzige Raum, der mir im Moment einfällt. Zumindest der einzige, der anständig genug hergerichtet ist, um eine menschenwürdige Unterkunft abzugeben. Er steht jetzt ein paar Wochen lang leer und bis er wieder gebraucht wird, fällt uns schon noch was Besseres für dich ein.«

Er faltete den Paravent zur Seite und helles Licht strahlte uns entgegen.

Der Raum, der zum Vorschein kam, hatte etwas Schwindelerregendes an sich - wahrscheinlich weil er so viel höher als breit war. Man hatte das Gefühl, in einem Turm oder einem Silo zu stehen. Nicht, dass ich jemals an solchen Orten gewesen war, aber das waren die Vergleiche, die Melanie zog. Die Decke, die doppelt so hoch war wie der Durchmesser des runden Raums, war ein Labyrinth aus Rissen. Wie Weinreben aus Licht rankten sich die Risse umeinander und verbanden sich beinahe. Das kam mir gefährlich vor, instabil. Aber Jeb hatte offenbar keine Angst davor, dass die Decke einbrechen könnte, als er mich hineinführte.

Auf dem Boden lag eine Doppelmatratze, die auf drei Seiten jeweils einen knappen Meter von der Wand entfernt war. Die zwei Kissen und zwei Decken, die auf beiden Hälften der

Matratze lagen, schienen darauf hinzudeuten, dass dieser Raum ein Paar beherbergte. Ein dicker Holzstab - so etwas wie ein Rechenstiel - klemmte am anderen Ende des Zimmers in Schulterhöhe zwischen den Wänden, wobei die beiden Enden in je einem der Schweizer-Käse-Löcher im Fels steckten. Eine Handvoll T-Shirts und zwei Paar Jeans hingen darüber. Neben dem behelfsmäßigen Kleiderständer stand ein Holzstuhl an der Wand und auf dem Fußboden daneben lag ein kleiner Stapel zerlesener Taschenbücher.

»Wer?«, fragte ich, wobei ich wieder flüsterte. Es war so offensichtlich, dass dieser Raum jemandem gehörte, dass ich nicht länger das Gefühl hatte, allein zu sein.

»Einer der Jungs, die auf Beutetour sind. Der ist jetzt erst mal eine Weile weg. Und wenn er zurückkommt, finden wir was anderes für dich.«

Mir gefiel das nicht - der Raum schon, aber die Vorstellung, hier zu wohnen, nicht. Trotz der wenigen Habseligkeiten war die Präsenz des Bewohners sehr stark. Wer es auch sein mochte, er wäre nicht glücklich darüber, dass ich hier war. Er würde es verabscheuen.

Jeb schien meine Gedanken zu lesen - oder mein Gesichtsausdruck war so deutlich, dass das gar nicht nötig war.

»Komm schon«, sagte er. »Mach dir deswegen keine Sorgen. Das hier ist *mein* Haus und dies nur eins meiner vielen Gästezimmer. Ich entscheide, wer mein Gast ist und wer nicht. Und jetzt bist du mein Gast und ich biete dir dieses Zimmer an.«

Es gefiel mir immer noch nicht, aber ich wollte Jeb auch nicht verärgern. Ich schwor mir, dass ich nichts anfassen würde, selbst wenn das bedeutete, dass ich auf dem Boden schlafen musste. »Na komm, gehen wir weiter. Nicht vergessen: dritter Gang von links, siebte Tür.«

»Grüner Paravent«, fügte ich hinzu. »Genau.« Jeb brachte mich zurück zu dem großen Gartenraum, wo wir das Beet umrundeten und unseren Weg durch den größten Tunnelausgang fortsetzten. Als wir an den Leuten vorbeikamen, die mit Gießen beschäftigt waren, verkrampften sie sich und drehten sich um aus Angst, mir den Rücken zuzukehren.

Dieser Tunnel war gut beleuchtet. Dafür sorgten helle Spalten in zu regelmäßigen Abständen, um natürlichen Ursprungs zu sein. »Wir nähern uns jetzt noch weiter der Oberfläche. Es wird trockener, aber auch heißer.«

Ich bemerkte es fast augenblicklich. Anstatt zu zerfließen, wurden wir plötzlich gegrillt. Die Luft war weniger stickig und verbraucht. Ich konnte den Wüstenstaub riechen.

Auch vor uns waren jetzt Stimmen zu hören. Ich versuchte mich gegen die unvermeidliche Reaktion der Leute zu wappnen. Wenn Jeb darauf bestand, mich wie einen ... wie einen Menschen zu behandeln, wie einen willkommenen Gast, würde ich mich daran gewöhnen müssen. Kein Grund, mich jedes Mal elend zu fühlen. Trotzdem hatte ich einen Knoten im Bauch. »Hier ist die Küche«, erklärte mir Jeb.

Ich dachte erst, wir befänden uns in einem weiteren Tunnel, einem, der voller Menschen war. Ich drückte mich gegen die Wand und versuchte auf Distanz zu bleiben.

Die Küche war ein langer Gang mit einer hohen Decke, sie war höher als breit, so wie mein neues Quartier. Das Licht war hell und heiß - statt schmaler Spalten in dickem Fels hatte dieser Raum riesige offene Löcher.

»Wir können tagsüber natürlich nicht kochen. Wegen dem Rauch, weißt du? Also benutzen wir das hier bis zum Einbruch der Dunkelheit hauptsächlich als Speisesaal.«

Alle Gespräche waren auf einmal verstummt, so dass Jebs Worte deutlich zu verstehen waren. Ich versuchte mich hinter ihm zu verstecken, aber er ging weiter in den Raum hinein.

Wir hatten das Frühstück unterbrochen oder vielleicht war es auch das Mittagessen.

Die Menschen - fast zwanzig, überschlug ich schnell - waren

hier sehr nah. Es war nicht wie in der großen Höhle. Am liebsten hätte ich meinen Blick starr auf den Boden gerichtet, aber ich konnte nicht vermeiden, dass er immer wieder durch den Raum huschte. Nur zur Sicherheit. Ich spürte, wie mein Körper sich anspannte, um wegzulaufen, nur wohin ich laufen würde, wusste ich nicht.

An beiden Wänden des Gangs erstreckten sich langgezogene Steinhaufen. Vor allem rohes, rötliches Vulkangestein, von einer helleren Substanz - Zement? - durchzogen, die Fugen bildete und die Steine zusammenhielt. Auf diesen Haufen lagen andere Steine, die eher braun und flach waren. Sie waren ebenfalls mit dem hellgrauen Mörtel zusammengeklebt. Das Ergebnis waren relativ ebene Flächen wie Tresen oder Tische. Es war offensichtlich, dass sie als beides genutzt wurden.

Die Menschen saßen oder lehnten daran, ungläubig erstarrt, als sie Jebs Privatführung bemerkten. Ich erkannte die Brötchen in ihren Händen, die zwischen den Tischen und ihren Mündern schwebten.

Ein paar von ihnen kannte ich bereits. Sharon, Maggie und der Doktor standen mir am nächsten. Melanies Cousine und Tante starrten Jeb wütend an - ich hatte das komische Gefühl, dass sie mich noch nicht einmal ansehen würden, wenn ich mich auf den Kopf stellen und mit voller Kraft Lieder aus Melanies Erinnerung grölen würde -, aber der Doktor beäugte mich mit unverhohlener und fast freundlicher Neugier, die mich frieren ließ.

Am anderen Ende des langgestreckten Raums erkannte ich den großen Mann mit dem pechschwarzen Haar und mein Herz begann zu rasen. Ich hatte gedacht, Jared würde die Brüder mitnehmen, um Jeb seinen Job, mich am Leben zu erhalten, etwas zu erleichtern. Wenigstens war es der Jüngere, Ian, der mit Verspätung so etwas wie ein Gewissen entwickelt hatte - nicht ganz so schlimm, als wenn Kyle hiergeblieben wäre. Allerdings vermochte dieser schwache Trost meinen Herzschlag nicht zu verlangsamen.

»Alle schon satt?«, fragte Jeb laut und ironisch.

»Uns ist der Appetit vergangen«, murmelte Maggie.

»Wie sieht's mit dir aus?«, fragte er und wandte sich mir zu. »Hunger?«

Ein leises Murren ging durch unsere Zuhörerschaft.

Ich schüttelte den Kopf mit einer kleinen, aber hektischen Bewegung. Ich wusste noch nicht einmal, ob ich Hunger hatte oder nicht. Aber ich wusste, dass ich nicht vor den Augen dieser Menge essen konnte, deren größte Freude es gewesen wäre, mich zu verspeisen.

»Also ich schon«, knurrte Jeb. Er ging durch den Gang zwischen den Tresen, aber ich folgte ihm nicht. Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, in die Reichweite der anderen zu geraten. Ich blieb, wo ich war, und presste mich weiterhin an die Wand. Nur Sharon und Maggie sahen ihm zu, wie er zu einer großen Plastikwanne ging, die auf einem der Tresen stand, und sich ein Brötchen nahm. Alle anderen sahen mich an. Ich war mir sicher, dass sie bei der kleinsten Bewegung über mich herfallen würden. Ich versuchte, nicht zu atmen.

»Schätze, wir gehen mal weiter«, schlug Jeb mit vollem Mund vor, als er zu mir zurückgeschlendert kam. »Offenbar kann sich kein Mensch hier auf sein Mittagessen konzentrieren. Ganz schön leicht abzulenken, die Bande.«

Ich war hauptsächlich auf der Hut vor schnellen, brüsken Bewegungen der Menschen, ohne groß auf ihre Gesichter zu achten, nachdem ich am Anfang die paar erkannt hatte, die ich benennen konnte. Deshalb bemerkte ich Jamie erst, als er aufstand.

Er war einen Kopf kleiner als die Erwachsenen neben ihm, aber größer als die zwei jüngeren Kinder, die auf der anderen Seite neben ihm auf dem Tresen saßen. Er sprang leichtfüßig auf den Boden und ging hinter Jeb her. Sein Gesichtsausdruck war starr und angespannt, als versuche er, eine schwierige Gleichung im Kopf zu lösen. Er fixierte mich aus schmalen Augen, als er sich mir in Jebs Windschatten näherte. Jetzt war ich nicht mehr die Einzige im Raum, die den Atem anhielt. Die Blicke der anderen wanderten zwischen mir und Melanies Bruder hin und her.

Oh, Jamie, dachte Melanie. Sie war entsetzt über den traurigen, erwachsenen Ausdruck auf seinem Gesicht und ich vermutlich sogar noch mehr. Sie fühlte sich nicht so schuldig daran wie ich.

Wenn wir das nur wieder rückgängig machen könnten, sagte sie und seufzte.

Dafür ist es zu spät. Aber was können wir jetzt noch tun, um es besser zu machen? Es war nur eine rhetorische Frage, aber ich stellte fest, dass ich trotzdem nach einer Antwort suchte und Melanie ebenfalls. In dem winzigen Augenblick, der uns zum Nachdenken blieb, fanden wir keine. Ich war sicher, es gab auch keine. Aber wir wussten beide, dass wir weiter danach suchen würden, sobald diese dämliche Führung vorbei war und wir Gelegenheit zum Nachdenken hatten. Falls wir so lange am Leben blieben.

»Was gibt's, Junge?«, fragte Jeb, ohne ihn anzusehen.

»Ich wollte bloß wissen, was ihr hier macht«, antwortete Jamie. Er bemühte sich, es beiläufig klingen zu lassen, was ihm auch fast gelang.

Jeb blieb stehen, als er bei mir angelangt war, und drehte sich zu Jamie um. »Ich mache eine Führung für sie. So wie für jeden Neuankömmling.«

Erneut war ein Murren zu vernehmen.

»Kann ich mitkommen?«, fragte Jamie.

Ich sah, wie Sharon mit wütendem Gesichtsausdruck heftig den Kopf schüttelte. Jeb ignorierte sie.

»Ich hab nichts dagegen ... wenn du dich zu benehmen weißt.«

Jamie zuckte mit den Schultern. »Kein Problem.«

Jetzt konnte ich nicht länger stillhalten - und krallte die Hände vor meinem Körper ineinander. Ich hätte ihm so gern das strubbelige Haar aus der Stirn gestrichen und dann meinen Arm um seinen Nacken gelegt. Etwas, das sicher nicht besonders gut angekommen wäre.

»Na dann los«, sagte Jeb zu uns beiden. Er führte uns denselben Weg zurück, den wir gekommen waren. Jeb ging auf der einen Seite neben mir her und Jamie auf der anderen. Jamie schien zu versuchen, den Blick auf den Boden gerichtet zu halten, aber er sah immer wieder zu meinem Gesicht hoch - genau wie ich es nicht vermeiden konnte, zu seinem hinunterzuschauen. Immer wenn unsere Blicke sich trafen, sahen wir schnell weg.

Wir waren ungefähr in der Mitte des breiten Gangs, als ich leise Schritte hinter uns hörte. Ich reagierte blitzschnell und ohne nachzudenken, sprang zur Seite und schob Jamie mit einem Arm hinter mich, so dass ich zwischen ihm und wem auch immer, der es diesmal auf mich abgesehen hatte, zu stehen kam.

»He!«, protestierte er, aber er stieß meinen Arm nicht weg.

Jeb war genauso schnell. Das Gewehr wirbelte in rasender Geschwindigkeit herum.

Ian und der Doktor hoben beide die Hände über den Kopf.

»Wir wissen uns auch zu benehmen«, sagte der Doktor. Es war schwer zu glauben, dass dieser Mann mit der sanften Stimme und dem freundlichen Gesicht der örtliche Folterer sein sollte; gerade weil sein Äußeres so gutmütig wirkte, hatte ich nur noch mehr Angst vor ihm. In einer dunklen und unheilvollen Nacht wäre man wachsam und vorbereitet. Aber an einem hellen, sonnigen Tag? Woher sollte man wissen, dass man fliehen musste, wenn man keinen Grund zur Flucht erkennen konnte?

Jeb sah Ian an, der Gewehrlauf folgte seinem Blick. »Ich mache keinen Ärger, Jeb. Ich werde mich genauso gut benehmen wie Doc.«

»Gut«, sagte Jeb kurz angebunden und nahm das Gewehr herunter. »Aber provoziert mich bloß nicht. Ich habe schon verdammt lange keinen mehr erschossen und vermisse irgendwie den Kick.«

Ich keuchte. Alle hörten es und bemerkten meinen entsetzten Gesichtsausdruck. Der Doktor lachte als Erster, aber dann fiel sogar Jamie kurz ein.

»Das ist nur ein Witz«, flüsterte er mir zu. Seine Hand zuckte kurz, fast so, als wollte er sie nach meiner ausstrecken, aber er schob sie schnell in die Tasche seiner Shorts. Ich ließ meinen Arm - den ich schützend vor seinem Körper ausgestreckt hatte - ebenfalls sinken.

»Also dann, wir verplempern unsere Zeit«, sagte Jeb immer noch leicht mürrisch. »Seht zu, dass ihr hinterherkommt, ich habe nicht vor, auf euch zu warten.« Noch bevor er ausgeredet hatte, marschierte er weiter.

Benannt

Ich hielt mich dicht neben Jeb und ein bisschen vor ihm. Ich wollte so weit wie möglich von den zwei Männern entfernt sein, die uns folgten. Jamie ging irgendwo in der Mitte, unsicher, wem er sich anschließen sollte.

Ich konnte mich nicht besonders auf den Rest von Jebs Führung konzentrieren. Meine Aufmerksamkeit galt weder den anderen Beeten, an denen er mich vorbeiführte - auf einem von ihnen wuchs hüfthoher Mais in der glühenden Hitze der glänzenden Spiegel -, noch der weitläufigen, aber niedrigen Höhle, die er die Sporthalle nannte. Hier war es stockdunkel und der Raum lag tief unter der Erde, aber er sagte, sie würden Lampen mitbringen, wenn sie spielen wollten. Das Wort *spielen* ergab für mich keinen Sinn, nicht hier in dieser Gruppe angespannter, wütender Überlebender, aber ich bat ihn nicht um eine Erklärung. Hier gab es auch Wasser, eine kleine, schwefelhaltige Quelle, von der Jeb sagte, dass sie sie manchmal als zusätzliche Latrine benutzten, da man das Wasser nicht trinken konnte.

Meine Aufmerksamkeit war geteilt zwischen den Männern, die hinter uns hergingen, und dem Jungen neben mir.

Ian und der Doktor benahmen sich erstaunlich gut. Niemand griff mich von hinten an - obwohl ich schon dachte, meine Augen würden aus meinem Hinterkopf wachsen, weil ich so angestrengt zu sehen versuchte, ob sie das vorhatten. Sie folgten uns einfach ruhig, manchmal unterhielten sie sich leise miteinander. Ihre Gespräche drehten sich um Namen, die ich nicht kannte, und Spitznamen für Orte oder Dinge, die sich vielleicht hier in diesen Höhlen befanden, vielleicht aber auch nicht. Ich verstand kein Wort.

Jamie sagte nichts, aber er sah mich oft an. Wenn ich nicht gerade versuchte, die anderen im Auge zu behalten, schielte ich

ebenfalls ständig zu ihm hinüber. Das alles ließ mir wenig Zeit, um die Dinge zu bewundern, die Jeb mir zeigte, aber er schien meine Unruhe nicht zu bemerken.

Einige der Tunnel waren sehr lang - es war unfassbar, welche Entfernungen man hier im Untergrund zurücklegen konnte. Oft stockdunkel, aber Jeb und die anderen zögerten eigentlich nie, sie alle waren eindeutig vertraut mit ihrer Umgebung und schon lange daran gewöhnt, sich im Dunkeln fortzubewegen. Für mich war es so schwieriger, als wenn Jeb und ich in der Dunkelheit allein waren. Jedes Geräusch klang wie ein Angriff. Sogar das harmlose Geplauder zwischen dem Doktor und Ian kam mir wie die Tarnung eines drohenden Übergriffes vor.

Paranoia, bemerkte Melanie.

Wenn das nötig ist, um uns am Leben zu erhalten, soll es mir recht sein.

Ich wünschte, du würdest Onkel Jeb aufmerksamer zuhören. Das ist faszinierend.

Mach mit deiner Zeit, was du willst.

Ich kann nur hören und sehen, was du hörst und siehst, Wanderer, erklärte sie. Dann wechselte sie das Thema. *Jamie sieht okay aus, findest du nicht? Nicht allzu unglücklich. Er sieht... wachsam aus.*

Wir erreichten gerade wieder ein wenig Licht nach der bisher längsten Strecke durch die feuchte Schwärze. »Das hier ist der südlichste Ausläufer des Röhrensystems«, erklärte Jeb, als wir weitergingen. »Nicht gerade günstig gelegen, aber die Lichtverhältnisse hier sind den ganzen Tag über sehr gut. Deshalb haben wir hier den Krankenflügel eingerichtet. Hier geht Doc seiner Arbeit nach.«

Im selben Augenblick, als Jeb verkündete, wo wir waren, rasteten meine Muskeln ein. Ich blieb stehen und stemmte meine Beine in den steinernen Boden. Meine vor Entsetzen geweiteten Augen sahen abwechselnd Jeb und den Doktor an.

War das demnach alles nur ein Trick gewesen? Darauf zu warten, dass der sture Jared vom Schauplatz verschwand, und mich dann hierherzulocken? Ich konnte nicht glauben, dass ich aus eigener Kraft hergelaufen war. Wie dumm von mir!

Melanie war genauso entgeistert. *Da hätten wir uns ihnen* auch *gleich auf dem Silbertablett servieren können!*

Sie starrten mich ebenfalls an, Jeb ausdruckslos, der Doktor so überrascht, wie ich mich fühlte - wenn auch nicht so entsetzt.

Ich wäre zurückgezuckt, hätte mich der Berührung an meinem Arm entzogen, wenn diese Hand nicht so vertraut gewesen wäre.

»Nein«, sagte Jamie, der seine Hand vorsichtig und zögernd auf meinen Unterarm gelegt hatte. »Nein, es ist alles okay. Wirklich. Stimmt's, Onkel Jeb?« Jamie sah den alten Mann vertrauensvoll an. »Es ist alles okay, stimmt's?«

»Natürlich.« Jebs blassblaue Augen waren ruhig und klar. »Ich zeige dir nur mein Zuhause, Mädchen, das ist alles.«

»Wovon redet ihr da?«, knurrte Ian von hinten. Er klang verärgert darüber, dass er nicht verstand, worum es ging.

»Hast du gedacht, wir hätten dich für Doc hierhergebracht?«, fragte Jamie mich, anstatt Ian zu antworten. »Das würden wir nämlich nicht tun. Wir haben es Jared versprochen.«

Ich sah in sein ernsthaftes Gesicht und versuchte ihm zu glauben.

»Oh!«, sagte Ian, als er begriff, und lachte dann. »Kein schlechter Plan. Komisch, dass ich da nicht drauf gekommen bin.«

Jamie warf dem großen Mann einen bösen Blick zu und tätschelte meinen Arm, bevor er seine Hand wegnahm. »Keine Angst«, sagte er.

Jeb machte dort weiter, wo er aufgehört hatte. »Dieser große Raum hier ist mit ein paar Feldbetten ausgestattet, falls jemand krank wird oder sich verletzt. Wir haben diesbezüglich bisher ziemlich viel Glück gehabt. Doc hat nicht viel Material für den Notfall.«

Jeb grinste mich an. »Deine Leute haben all unsere Medikamente weggeschmissen, als sie das Ruder übernommen haben. Schwierig, das zu kriegen, was wir brauchen.«

Ich nickte geistesabwesend. Ich schwankte noch immer und versuchte mich wieder in den Griff zukriegen. Der Raum sah vollkommen harmlos aus, als würde er wirklich nur fürs Heilen genutzt, aber mein Magen drehte sich um und zog sich zusammen.

»Was weißt du über die außerirdischen Medikamente?«, fragte der Doktor plötzlich mit seitlich geneigtem Kopf. Er sah mich mit erwartungsvoller Neugier an. Ich starrte wortlos zurück.

»Du kannst ruhig mit Doc reden«, ermutigte mich Jeb. »Alles in allem ist er ein ziemlich anständiger Kerl.«

Ich schüttelte einmal kurz mit dem Kopf. Ich wollte damit Docs Frage beantworten, ihm sagen, dass ich nichts darüber wusste, aber sie verstanden es falsch.

»Sie verrät keine Betriebsgeheimnisse«, sagte Ian bitter. »Stimmt's, Süße?«

»Benimm dich, Ian«, fuhr Jeb ihn an.

»Ist es ein Geheimnis?«, fragte Jamie vorsichtig, aber eindeutig neugierig.

Ich schüttelte wieder den Kopf. Sie sahen mich alle verwirrt an. Doc schüttelte ebenfalls den Kopf, langsam und enttäuscht.

Ich holte tief Luft und flüsterte dann: »Ich bin keine Heilerin. Ich weiß nicht, wie sie - die Medikamente - funktionieren. Nur, *dass* sie funktionieren: Sie heilen, anstatt nur Symptome zu lindern. Ohne Herumprobieren. Die menschlichen Medikamente wurden natürlich abgeschafft.«

Alle vier starrten mich verständnislos an. Erst waren sie überrascht, weil ich nicht geantwortet hatte, und jetzt waren sie überrascht, weil ich geantwortet hatte. Es war unmöglich, die Menschen zufriedenzustellen.

»Deine Leute haben nicht allzu viel von dem verändert, was wir zurückgelassen haben«, sagte Jeb nach einer Weile nachdenklich. »Nur den medizinischen Kram und die Raumschiffe statt der Flugzeuge. Abgesehen davon scheint das Leben weiterzugehen wie bisher ... zumindest an der Oberfläche.«

»Wir kommen, um Erfahrungen zu sammeln, nicht um etwas zu verändern«, flüsterte ich. »Unsere Gesundheit wiegt allerdings schwerer als dieser Grundgedanke.«

Ich klappte meinen Mund hörbar zu. Ich musste vorsichtiger sein. Die Menschen wollten wohl kaum eine Lektion über Seelenphilosophie erteilt bekommen. Wer wusste denn schon, was sie verärgern würde? Oder ihre begrenzte Geduld überstrapazieren?

Jeb nickte, immer noch nachdenklich, und führte uns dann weiter. Er war jetzt nicht mehr ganz so engagiert, als er meine Führung durch die paar angrenzenden Höhlen hier im Krankenflügel fortsetzte, nicht mehr ganz so begeistert bei der Sache. Als wir umkehrten und wieder den dunklen Korridor betraten, verfiel er in Schweigen. Es war ein langer, stiller Weg. Ich dachte darüber nach, was ich gesagt hatte, und versuchte herauszufinden, was ihn beleidigt haben könnte. Aber Jeb war mir zu fremd und mir war nicht klar, ob das überhaupt der Fall war. Aus den anderen Menschen, so feindselig und misstrauisch sie auch waren, wurde ich wenigstens schlau. Wie konnte ich je hoffen, aus Jeb schlau zu werden?

Die Führung war unvermittelt zu Ende, als wir die riesige Gartenhöhle betraten, in der die Möhrensprösslinge einen hellgrünen Teppich über den dunklen Boden legten.

»Die Show ist vorbei«, sagte Jeb schroff und sah Ian und den Doktor an. »Geht und macht euch nützlich.«

Ian warf dem Doktor einen Blick zu und rollte mit den Augen, aber sie drehten sich beide gutmütig um und machten sich auf den Weg zu dem größten Ausgang - dem, der zur Küche führte, wie ich mich erinnerte. Jamie zögerte, er sah ihnen nach, rührte sich aber nicht vom Fleck.

»Du kommst mit mir«, sagte Jeb zu ihm, etwas weniger schroff. »Ich habe einen Job für dich.«

»Okay«, sagte Jamie. Ich konnte sehen, wie sehr er sich freute, dass die Wahl auf ihn gefallen war. Jamie lief wieder neben mir her, als wir in Richtung des Schlafbereichs gingen. Ich war überrascht, dass Jamie genau zu wissen schien, wo wir hingingen, als wir den dritten Gang von links einschlugen. Jeb ging etwas hinter uns, aber Jamie blieb direkt vor dem grünen Paravent stehen, der das siebte Zimmer verschloss. Er schob den Paravent für mich zur Seite, blieb aber im Gang stehen.

»Ist es okay für dich, hier eine Weile ruhig sitzen zu bleiben?«, fragte mich Jeb.

Bei dem Gedanken, mich wieder verstecken zu können, nickte ich dankbar. Ich duckte mich durch die Öffnung und stand dann mitten im Raum, ohne zu wissen, was ich mit mir anfangen sollte.

Melanie fielen die Bücher ein, aber ich erinnerte sie an meinen Schwur, nichts anzufassen.

»Ich hab zu tun, Junge«, sagte Jeb zu Jamie. »Das Essen macht sich schließlich nicht von alleine. Kannst du hier Wache halten?«

»Klar«, sagte Jamie mit einem breiten Grinsen auf dem Gesicht. Ein tiefer Atemzug ließ seine schmächtige Brust anschwellen.

Ungläubig riss ich die Augen auf, als ich sah, wie Jeb das Gewehr in Jamies eifrige Hände legte.

»Bist du wahnsinnig?«, brüllte ich. Meine Stimme war so laut, dass ich sie zunächst gar nicht erkannte. Es kam mir so vor, als hätte ich mein Leben lang geflüstert.

Jeb und Jamie sahen mich schockiert an. Nur eine Sekunde später stand ich neben ihnen im Gang.

Beinahe hätte ich nach dem harten Metall des Laufs gegriffen - beinahe hätte ich es dem Jungen aus der Hand gerissen. Was mich davon abhielt, war nicht so sehr die Überzeugung, dass mich ein solcher Schritt sicher umgebracht hätte. Was mich davon abhielt, war vielmehr die Tatsache, dass ich, was Waffen anging, schwächer war als die Menschen; selbst um den Jungen zu retten, brachte ich es nicht über mich, das Gewehr zu berühren. Stattdessen wandte ich mich an Jeb.

»Was hast du dir dabei gedacht? Die Waffe einem Kind zu geben! Er könnte sich selbst töten!«

»Jamie hat schon genug durchgemacht, um als Mann zu gelten, denke ich. Er weiß, wie er mit einer Waffe umzugehen hat.«

Jamies Schultern strafften sich bei Jebs Lob und er presste das Gewehr fester an die Brust.

Angesichts von Jebs Dummheit schnappte ich nach Luft. »Und was, wenn sie mich holen kommen, während er hier ist? Hast du mal darüber nachgedacht, was dann passieren könnte Das hier ist ja kein Scherz! Sie werden ihm wehtun, um an mich heranzukommen!«

Jeb blieb gelassen, sein Gesicht ruhig. »Ich glaube nicht, dass es heute Ärger gibt. Darauf könnte ich wetten.«

»Ich nicht!«, schrie ich. Meine Stimme hallte von den Tunnelwänden wider - irgendjemand hörte mich sicher, aber das war mir egal. Es war besser, sie kamen, solange Jeb hier war. »Wenn du dir so sicher bist, dann lass mich allein hier zurück. Lass es drauf ankommen. Aber bring Jamie nicht in Gefahr!«

»Machst du dir Sorgen um den Jungen oder hast du einfach Angst, dass er das Gewehr auf dich richten könnte?«, fragte Jeb fast schon gleichgültig.

Ich blinzelte, aus dem Konzept gebracht. Dieser Gedanke wäre mir nicht im Traum gekommen. Ich starrte Jamie ausdruckslos an, sah seinen überraschten Blick und stellte fest, dass er von der Vorstellung ebenso schockiert war.

Es dauerte einen Moment, bis ich mich wieder gefangen hatte und weiterdiskutieren konnte. Als ich so weit war, hatte sich Jebs Gesichtsausdruck verändert. Er sah mich mit leicht gespitzten Lippen fest an - als wäre er gerade dabei, einem schwierigen Puzzle das letzte Teil hinzuzufügen.

»Gib Doc das Gewehr - oder Ian. Das ist mir egal«, sagte ich langsam und ruhig. »Aber lass den Jungen aus dem Spiel.«

Das Grinsen, das sich plötzlich über Jebs ganzes Gesicht zog, erinnerte mich eigenartigerweise an eine lauernde Katze.

»Das hier ist mein Haus, Mädchen, und ich mache, was ich will. Wie immer.«

Jeb drehte sich um und schlenderte pfeifend durch den Gang davon. Mit offenem Mund starrte ich ihm nach. Als er verschwunden war, wandte ich mich zu Jamie um, der mich mürrisch ansah.

»Ich bin kein Kind mehr«, murmelte er mit tieferer Stimme als sonst und herausfordernd vorgestrecktem Kinn. »Und jetzt gehst du ... gehst du besser in dein Zimmer.«

Der Befehl klang nicht besonders streng, aber mir blieb nichts anderes übrig. Ich hatte diese Meinungsverschiedenheit haushoch verloren.

Ich setzte mich in die Höhlenöffnung, den Rücken auf der Seite an den Felsen gelehnt, auf der ich mich hinter dem halboffenen Paravent verstecken, aber Jamie immer noch sehen konnte. Mit den Armen umschlang ich meine Beine und begann das zu tun, was ich so lange tun würde, wie diese irrwitzige Situation andauerte. Ich machte mir Sorgen.

Außerdem sperrte ich Augen und Ohren auf, damit ich hörte, wenn sich jemand näherte, und vorbereitet war. Egal, was Jeb sagte, ich würde verhindern, dass irgendjemand Jamie in seiner Funktion als Wachposten herausforderte. Ich würde mich selbst ausliefern, bevor sie auch nur danach fragten.

Genau, stimmte Melanie kurz und bündig zu.

Jamie stand ein paar Minuten im Gang herum, das Gewehr fest in der Hand und unschlüssig, was genau seine Aufgabe beinhaltete. Anschließend begann er vor dem Paravent auf und ab zu gehen aber nach ein paar Schritten schien er sich dabei blöd vorzukommen. Dann setzte er sich neben dem offenen Paravent auf den Boden. Das Gewehr ruhte schließlich auf seinen untergeschlagenen Beinen und sein Kinn in den gewölbten Händen. Nach einer ganzen Weile seufzte er. Wache schieben war nicht so aufregend wie er erwartet hatte.

Mir wurde nicht langweilig dabei, ihn zu betrachten. Nachdem vielleicht ein oder zwei Stunden verstrichen waren, begann er mich wieder anzusehen, mir kurze Blicke zuzuwerfen.

Sein Mund öffnete sich mehrmals, um etwas zu sagen, aber was immer es war, er entschied sich dagegen. Ich legte das Kinn auf meine Knie und wartete, während er mit sich kämpfte. Schließlich wurde meine Geduld belohnt. »Der Planet, auf dem du warst, bevor du zu Melanie gekommen bist«, sagte er schließlich, »wie war es dort? So wie hier?«

Dieses Thema traf mich unvorbereitet.

»Nein«, sagte ich. Jetzt, wo nur Jamie hier war, konnte ich auch wieder in normaler Lautstärke sprechen, anstatt zu flüstern. »Nein, es war vollkommen ander**s.«**

»Erzählst du mir, wie es dort aussah?«, fragte er und legte den Kopf schief, wie er es immer tat, wenn er sehr an einer von Melanies Gutenachtgeschichten interessiert war. Also erzählte ich es ihm.

Ich erzählte ihm alles über den wasserbedeckten Planeten des Sehtangs. Ich erzählte ihm von den zwei Sonnen, der elliptischen Planetenlaufbahn, dem trüben Wasser, der unbeweglichen Dauerhaftigkeit der Wurzeln, dem beeindruckenden Ausblick von tausend Augen, den endlosen Gesprächen einer Million lautloser Stimmen, die für alle zu hören waren. Er lauschte mit weit aufgerissenen Augen und einem faszinierten Lächeln.

»Ist das der einzige Ort außerhalb der Erde?«, fragte er, als ich schwieg und darüber nachdachte, ob ich noch etwas vergessen hatte. »Sind diese Wesen, der *Sehtang«* - er lachte über das Wortspiel -, »die einzigen anderen Außerirdischen?«

Ich lachte ebenfalls. »Wohl kaum. Genauso wenig wie ich die einzige Außerirdische in dieser Welt bin.« »Erzähl mir mehr davon.« Also erzählte ich ihm von den Fledermäusen in der Singenden Welt - wie es war, in musikalischer Blindheit zu leben, wie es war, zu fliegen. Ich erzählte ihm vom Nebelplaneten - wie es sich anfühlte, dickes weißes Fell und vier Herzen zu haben, um sich warm zu halten, und wie man den Klauenbestien aus dem Weg ging.

Ich fing an, ihm vom Blumenplaneten zu erzählen, von den Farben und dem Licht, aber er unterbrach mich mit einer weiteren Frage.

»Und was ist mit den kleinen grünen Männchen mit den dreieckigen Köpfen und den großen schwarzen Augen? Denen, die in Roswell abgestürzt sind und so. Wart ihr das?«

»Nein, das waren wir nicht.«

»War das alles gar nicht echt?«

»Ich weiß es nicht - vielleicht, vielleicht auch nicht. Das Universum ist groß und es gibt eine Menge Wesen da draußen.«

»Wie seid ihr denn dann hergekommen - wenn ihr nicht die kleinen grünen Männchen wart, wer wart ihr dann? Ihr brauchtet schließlich Körper, um euch fortzubewegen, oder?«

»Stimmt«, gab ich zu - überrascht davon, wie schnell er die Fakten erfasste. Eigentlich gab es keinen Grund, überrascht zu sein - ich wusste, wie schlau er war, wie sehr sein Verstand einem trockenen Schwamm glich. »Ganz am Anfang haben wir unsere Spinnenform genutzt, um die Dinge in Gang zu bringen.«

»Spinnen?«

Ich erzählte ihm von den Spinnen - einer faszinierenden Spezies. Absolut brillant, mit dem schärfsten Verstand, dem wir je begegnet waren, und jede Spinne hatte drei davon - drei Gehirne, eins in jedem Abschnitt ihrer geteilten Körper. Wir hatten bisher kein Problem gefunden, das sie nicht für uns lösen konnten. Gleichzeitig waren sie so eingleisig analytisch ausgerichtet, dass ihnen selbst selten ein Problem einfiel, auf

dessen Lösung sie neugierig waren. Von all unseren Wirten hatten die Spinnen unsere Besetzung am meisten willkommen geheißen. Sie bemerkten kaum einen Unterschied und da, wo sie es taten, schien ihnen die Richtung, die wir vorgaben, zu gefallen. Die paar von uns, die sich vor ihrer Implantation auf der Oberfläche des Planeten der Spinnen aufgehalten hatten, berichteten, dass er kalt und grau war - kein Wunder, dass die Spinnen nur Schwarz-Weiß sehen und Wärme und Kälte nur eingeschränkt wahrnehmen konnten. Die Lebensdauer der Spinnen war kurz, aber ihre Jungen hatten bei der Geburt dieselben Kenntnisse wie die Eltern, so dass kein Wissen verlorenging.

Ich hatte eine ihrer kurzen Lebensspannen bei dieser Spezies gelebt und nicht den Wunsch verspürt, dahin zurückzukehren. Die erstaunliche Klarheit meiner Gedanken, die ganzen Antworten, die mir fast mühelos zu jeder Frage einfielen, der Tanz der Zahlen boten keinen Ersatz für Emotionen und Farben, was ich während meines Aufenthalts in jenem Körper allerdings nur undeutlich verstanden hatte. Ich fragte mich, wie irgendeine Seele dort zufrieden sein konnte, aber der Planet war bereits seit Tausenden Erdenjahren autark. Er war nur deshalb immer noch zur Besiedlung geöffnet, weil sich die Spinnen so schnell fortpflanzten - und riesige Eiermengen ablegten ...

Ich begann Jamie zu erzählen, wie die Übernahme hier gestartet worden war. Die Spinnen waren unsere besten Ingenieure - die Raumschiffe, die sie für uns bauten, schwebten leicht und unerkannt zwischen den Sternen umher. Die Körper der Spinnen waren fast genauso nützlich wie ihr Verstand: vier lange Beine an jedem Abschnitt - denen sie ihren Spitznamen auf diesem Planeten verdankten - und Hände mit zwölf Fingern an jedem Bein. Diese sechsgelenkingen Finger waren dünn und kräftig wie Drahtseile, fähig, die kniffligsten Handgriffe auszuführen. Etwa so schwer wie eine Kuh, aber klein und zierlich, hatten die Spinnen keine Schwierigkeiten mit den ersten Implantationen. Sie waren stärker als die Menschen, schlauer als die Menschen und im Gegensatz zu ihnen vorbereitet...

Ich brach mitten im Satz ab, als ich das feuchte Glitzern auf Jamies Gesicht sah.

Er starrte mit leerem Blick geradeaus und hatte die Lippen zusammengekniffen. Ein großer Salzwassertropfen rollte ihm langsam über die mir zugewandte Wange.

Idiotin, schimpfte Melanie. *Hättest du dir nicht denken können, was deine Erzählung in ihm auslöst?*

Hättest du mich nicht früher warnen können?

Sie antwortete nicht. Bestimmt war sie genauso ins Geschichtenerzählen versunken gewesen wie ich.

»Jamie«, murmelte ich mit gepresster Stimme. Der Anblick seiner Träne hatte etwas Seltsames mit meiner Kehle angestellt. »Jamie, es tut mir so leid. Ich habe nicht nachgedacht.«

»Schon okay. Ich hab ja gefragt. Ich wollte wissen, wie es war.« Seine Stimme klang rau, als er versuchte, seinen Schmerz zu verbergen.

Instinktiv verspürte ich das Verlangen, mich vorzubeugen und diese Träne wegzuwischen. Ich versuchte zunächst, es zu ignorieren; ich war schließlich nicht Melanie. Aber die Träne blieb dort bewegungslos hängen, als würde sie nie hinabfallen. Jamie hielt seinen Blick weiter auf die kahle Wand gerichtet und seine Lippen zitterten.

Er saß nicht weit von mir entfernt. Ich streckte meinen Arm aus, um mit den Fingern über seine Wange zu wischen; die Träne verschwand unter meiner Berührung. Unwillkürlich ließ ich meine Hand auf seiner warmen Wange liegen und umschloss sein Gesicht.

Einen kurzen Augenblick lang versuchte er mich zu ignorieren.

Dann rutschte er mit geschlossenen Augen und ausgestreckten Armen zu mir herüber. Er rollte sich neben mir zusammen, die Wange in die Kuhle an meiner Schulter gelegt, wo sie früher besser hingepasst hatte, und schluchzte.

Dies waren nicht die Tränen eines Kindes und das machte sie noch ergreifender - dadurch wurde es noch bedeutsamer und schmerzhafter, dass er sie vor mir zuließ. Dies war der Kummer eines Mannes bei der Beerdigung seiner gesamten Familie.

Ich umschlang ihn mit beiden Armen und weinte ebenfalls.

»Es tut mir leid«, sagte ich immer und immer wieder. Mit diesen vier Worten entschuldigte ich mich für alles. Dafür, dass wir jemals diesen Ort entdeckt hatten. Dafür, dass wir uns dafür entschieden hatte. Dafür, dass ich diejenige war, die seine Schwester übernommen hatte. Dafür, dass ich sie hierhergebracht und ihm damit noch einmal wehgetan hatte. Dafür, dass ich ihn heute mit meinen unsensiblen Geschichten zum Weinen gebracht hatte. Ich ließ meine Arme nicht sinken, als sein Schmerz verstummte; ich hatte es nicht eilig, ihn loszulassen. Es kam mir so vor, als hätte mein Körper von Anfang an danach gedürstet, aber ich hatte erst jetzt verstanden, was diesen Durst löschen konnte. Die geheimnisvolle Mutter-Kind-Bindung, die auf diesem Planeten so stark war, war nicht länger ein Geheimnis für mich. Es gab keine engere Bindung als die, die dein Leben für ein anderes forderte. Ich hatte diese Wahrheit auch vorher schon gekannt; was ich nicht verstanden hatte, war, *warum.* Jetzt wusste ich, warum eine Mutter für ihr Kind ihr Leben hergeben würde, und dieses Wissen würde die Art, wie ich das Universum sah, für immer beeinflussen.

»Das habe ich dir aber nicht beigebracht, Junge.« Wir fuhren auseinander. Jamie kam schwankend auf die Beine, aber ich duckte mich und drückte mich an die Wand.

Jeb bückte sich und hob das Gewehr, das wir beide vergessen hatten, vom Boden auf. »Auf ein Gewehr musst du besser aufpassen, Jamie.« Seine Stimme klang sanft, was die Kritik etwas abmilderte. Er streckte die Hand aus, um Jamies zottelige Haare zu zerzausen.

Jamie duckte sich unter Jebs Hand weg, sein Gesicht war dunkelrot vor Scham.

»Entschuldigung«, murmelte er und wandte sich ab, als wollte er fliehen. Nach nur einem Schritt hielt er jedoch inne, drehte sich wieder um und sah mich an. »Ich weiß gar nicht, wie du heißt«, sagte er.

»Man nennt mich Wanderer«, flüsterte ich.

»Wanderer?«

Ich nickte.

Er nickte auch, dann eilte er davon. Sein Nacken war noch immer rot.

Als er weg war, lehnte sich Jeb an die Felswand und ließ sich hinabgleiten, bis er da saß, wo auch Jamie anfangs gesessen hatte. Wie Jamie hatte er das Gewehr in seinem Schoß liegen.

»Einen wirklich interessanten Namen hast du da«, sagte er. Offenbar war er wieder in Plauderstimmung. »Vielleicht erzählst du mir bei Gelegenheit, wie du dazu gekommen bist. Ich wette das ist eine gute Geschichte. Aber ganz schön lang, der Name findest du nicht? Wanderer?«

Ich sah ihn an.

»Ist es okay, wenn ich ihn abkürze und dich Wanda nenne? Das lässt sich leichter aussprechen.«

Diesmal wartete er auf eine Antwort. Schließlich zuckte ich mit den Schultern. Es war mir egal, ob er mich >Mädchen< nannte oder irgendeinen seltsamen menschlichen Spitznamen benutzte. Ich hatte den Eindruck, dass es nett gemeint war. »Also dann, Wanda.« Er lächelte, seine Erfindung gefiel ihm. »Es ist gut, einen Namen für dich zu haben. Es kommt mir dadurch fast so vor, als wären wir alte Freunde.«

Er grinste sein riesiges Grinsen von einem Ohr zum anderen und ich konnte nicht umhin zurückzulächeln, obwohl mein Lächeln eher traurig als vergnügt war. Er war eigentlich mein Feind. Er war wahrscheinlich verrückt. Und er war tatsächlich mein Freund. Nicht, dass er mich nicht umbringen würde, wenn die Umstände es erforderten, aber er würde es nicht gerne tun. Was konnte man bei den Menschen mehr von einem Freund verlangen?

Durchschaut

Jeb verschränkte die Hände hinter dem Kopf und sah nachdenklich zur dunklen Decke hinauf. Seine Plauderstimmung war ihm noch nicht vergangen.

»Ich habe mich oft gefragt, wie das ist - geschnappt zu werden, meine ich. Hab es oft miterlebt und war selbst ein paarmal kurz davor. Wie wäre das, habe ich mich gefragt. Würde es wehtun, wenn man mir etwas in den Kopf einsetzt? Ich habe schon dabei zugesehen, weißt du.«

Ich riss überrascht die Augen auf, aber er sah mich nicht an.

»Ihr scheint eine Art Narkose zu benutzen, aber das ist nur eine Vermutung. Es hat auf jeden Fall niemand wie am Spieß geschrien, von daher kann es nicht allzu qualvoll gewesen sein.«

Ich rümpfte die Nase. Quälerei. Nein, das war eine menschliche Spezialität.

»Die Geschichten, die du dem Jungen da erzählt hast, waren wirklich interessant.«

Ich erstarrte und er lachte leise. »Ja, ich habe zugehört. Euch belauscht, ich gebe es zu. Es tut mir nicht leid - das war großartig und mit mir würdest du nie so reden wie mit Jamie. Diese Fledermäuse und Pflanzen und Spinnen haben es mir echt angetan. Das bietet eine Menge Stoff zum Nachdenken. Hab immer gern so verrücktes Außerirdischen-Zeugs gelesen, Science-Fiction und so. Ich hab es regelrecht verschlungen. Und der Junge ist da wie ich - er hat alle meine Bücher zwei-, dreimal gelesen. Das muss toll für ihn sein, an neue Geschichten zu kommen. Für mich ist es das auf jeden Fall. Du bist eine gute Geschichtenerzählerin.«

Ich hielt meinen Blick weiterhin gesenkt, aber ich merkte, wie ich mich entspannte und meine Wachsamkeit ein wenig nachließ. Wie jeder in diesen emotional aufgeladenen Körpern war ich anfällig für Schmeichelei.

»Alle hier glauben, du hast uns aufgespürt, um uns den Suchern auszuliefern.«

Beim Klang dieses Wortes zuckte ich zusammen. Ich biss mir auf die Zunge und schmeckte Blut.

»Was für einen Grund könnte es sonst für dein Auftauchen hier geben?«, fuhr er fort, ohne meine Reaktion zu bemerken oder sie zu beachten »Aber sie haben sich da in eine fixe Idee verrannt, glaube ich. Ich bin der Einzige, der sich hier ein paar Fragen stellt... Ich meine, was ist denn das für ein Plan, einfach in die Wüste zu wandern, ohne wieder zurückkehren zu können?«

Er kicherte. »Wandern - ich nehme an, das ist deine Spezialität, was, Wanda?« Er lehnte sich zu mir herüber und stieß mich mit dem Ellbogen an. Ich warf einen flüchtigen Blick auf sein Gesicht und sah dann wieder auf den Fußboden, die Augen weit aufgerissen, unsicher, wo ich hingucken sollte. Er lachte wieder.

»Meiner Meinung nach war dieser Trip nur Zentimeter von einem erfolgreichen Selbstmordversuch entfernt. Ganz bestimmt nicht der Stil eines Suchers, wenn du weißt, was ich meine. Ich hab versucht, eine Erklärung dafür zu finden. Logisch an die Sache heranzugehen, okay? Wenn du also keine Unterstützung hattest, wofür ich keine Anzeichen gefunden habe, und du keine Möglichkeit hattest, zurückzukehren, dann musstest du es auf etwas anderes abgesehen haben. Du bist nicht besonders gesprächig gewesen, seit du hier bist, außer mit dem Jungen gerade eben, aber immer, *wenn* du etwas gesagt hast, habe ich genau zugehört. Mir scheint, der Grund, weshalb du da draußen beinahe draufgegangen bist war, dass du auf Teufel komm raus diesen Jungen und Jared finden wolltest.«

Ich schloss die Augen.

»Aber was für ein Interesse könntest du daran haben?«, fragte Jeb nachdenklich, ohne eine Antwort zu erwarten. »Ich sehe die Sache folgendermaßen: Entweder du bist eine wirklich gute Schauspielerin - eine Art Supersucherin, irgendeine neue Rasse, noch raffinierter als die übrigen - mit einem Plan, den ich mir einfach nicht vorstellen kann, oder du schauspielerst überhaupt nicht. Die erste Variante scheint mir eine ziemlich komplizierte Erklärung für dein Verhalten zu sein und ich glaube nicht daran. Wenn du allerdings nicht schauspielerst...«

Er schwieg einen Moment.

»Ich habe viel Zeit damit verbracht, deine Leute zu beobachten. Hab immer drauf gewartet, dass sie sich irgendwann verändern würden, weißt du - wenn sie sich nicht mehr wie wir zu verhalten brauchten, weil niemand mehr da war, für den sie sich verstellen mussten. Ich habe sie immer weiter und weiter beobachtet, aber sie haben sich einfach immer weiter wie Menschen verhalten. Sind bei den Familien ihrer Körper geblieben, haben bei schönem Wetter gepicknickt, Blumen gepflanzt, Bilder gemalt und all das. Ich habe mich gefragt, ob ihr alle irgendwie menschlich werdet. Ob wir letzten Endes nicht doch einen gewissen Einfluss auf euch ausüben.«

Er wartete, um mir die Möglichkeit zu geben, ihm zu antworten. Ich tat es nicht.

»Vor ein paar Jahren habe ich was gesehen, das sich mir eingeprägt hat. Einen alten Mann und eine alte Frau - beziehungsweise die Körper eines alten Mannes und einer alten Frau. Die so lange zusammen waren, dass die Eheringe an ihren Fingern regelrecht eingewachsen waren. Sie hielten Händchen und er küsste sie auf die Wange und sie wurde rot unter all ihren Falten. Da kam mir der Gedanke, dass ihr alle genau dieselben Gefühle habt wie wir, weil ihr in Wirklichkeit wir seid und nicht nur Hände in einer Handpuppe.«

»Ja«, flüsterte ich. »Wir haben genau dieselben Gefühle. Menschliche Gefühle. Hoffnung und Schmerz und Liebe.«

»Wenn du also gar nicht schauspielerst ... dann könnte ich schwören, dass du die beiden liebst. *Du,* Wanda, nicht nur Mels Körper.«

Ich legte den Kopf auf meine Arme. Die Geste war gleichbedeutend mit einem Eingeständnis, aber das war mir egal. Ich konnte ihn einfach nicht mehr aufrecht halten.

»So viel zu dir. Aber ich denke natürlich auch über meine Nichte nach. Wie es für sie war, wie es für mich sein würde. Wenn sie jemanden in deinen Kopf einsetzen, ist man dann einfach ... weg? Ausgelöscht? Als wäre man tot? Oder ist es wie Schlafen? Ist man sich bewusst, dass jemand anders die Kontrolle übernommen hat? Ist sich derjenige deiner bewusst? Ist man da drinnen gefangen und schreit um Hilfe?«

Ich saß unbeweglich da und versuchte einen entspannten Gesichtsausdruck beizubehalten.

»Offensichtlich bleiben ja die Erinnerungen und Verhaltensweisen zurück. Aber das Bewusstsein ... Man sollte meinen, dass nicht alle Leute einfach kampflos aufgeben. Verdammt, ich weiß, dass ich versuchen würde zu bleiben - ich war nie einer, der ein Nein als Antwort akzeptiert hätte, das kann dir jeder bestätigen. Ich bin ein Kämpfertyp. Alle von uns, die noch übrig sind, sind Kämpfertypen. Und weißt du was: Ich hätte auch Mel so eingeschätzt.«

Er hielt den Blick immer noch zur Decke gerichtet, aber ich sah weiterhin zu Boden - starrte nach unten und studierte die Spuren im rötlich grauen Staub.

»Über all das habe ich echt viel nachgedacht.«

Ich konnte jetzt seinen Blick auf mir spüren, obwohl ich meinen Kopf gesenkt hielt. Ich rührte mich nicht, außer um langsam ein- und auszuatmen. Es kostete mich ziemlich viel Anstrengung, diesen langsamen Rhythmus unverändert beizubehalten. Ich musste schlucken; ich hatte immer noch Blut im Mund.

Wie konnten wir jemals glauben, er wäre verrückt?, wunderte sich Mel. *Er sieht alles. Er ist ein Genie.*

Er ist beides.

*Jetzt müssen wir es nicht mehr für uns behalten. Er weiß Bes*cheid. Sie war voller Hoffnung. In letzter Zeit hatte sie sich meistens sehr still verhalten, fast abwesend. Es war nicht leicht für sie, sich zu konzentrieren, wenn sie relativ glücklich war. Sie hatte ihre große Schlacht gewonnen. Sie hatte uns hierhergebracht; ihre Geheimnisse waren nicht länger in Gefahr, Jared und Jamie würden nicht von ihren Erinnerungen verraten werden. Ohne Aufgabe war es schwieriger für sie, sich zum Sprechen aufzuraffen, und sei es mit mir. Ich konnte erkennen, wie der Gedanke, sich zu offenbaren - die anderen Menschen von ihrer Existenz wissen zu lassen -, sie jetzt wieder stärkte.

Jeb weiß Bescheid, ja. Aber macht das wirklich einen Unterschied?

Sie dachte daran, wie die anderen Menschen Jeb sahen. *Stimm*t, seufzte sie. *Aber ich glaube, Jamie ... na ja, er weiß oder vermutet nichts, aber ich glaube, er fühlt die Wahrheit.*

*Du hast wahrscheinlich Recht. Wir werden sehen, ob das letzt*en Endes *gut ist für ihn oder uns.*

Jeb brachte es nicht fertig, länger als ein paar Sekunden zu schweigen, dann legte er wieder los und unterbrach uns.

»Verdammt interessant das alles. Zwar nicht so viel *Peng! Peng!* wie in den Filmen, die ich mochte. Aber trotzdem verdammt interessant. Ich würde gern mehr über diese Spinnendinger erfahren. Ich bin echt neugierig ... wirklich neugierig.«

Ich atmete tief durch und hob den Kopf. »Was willst du wissen?« Er schenkte mir ein warmes Lächeln, wobei halbmondförmige Falten seine Augen umspielten. »Drei Gehirne, stimmt's?« Ich nickte.

»Wie viele Augen?«

»Zwölf - eins an jedem Gelenk, mit dem die Beine am Körper befestigt sind. Wir hatten keine Lider, nur eine Menge Fasern - wie Wimpern aus Stahlwolle - um sie zu schützen.« Er nickte mit leuchtenden Augen. »Waren sie behaart wie Taranteln?«

»Nein, eher ... gepanzert - geschuppt wie ein Reptil oder ein Fisch.«

Ich ließ mich gegen die Wand sinken und machte mich auf ein langes Gespräch gefasst. Jeb enttäuschte mich diesbezüglich nicht. Ich hörte auf zu zählen, wie viele Fragen er mir stellte. Er wollte Einzelheiten wissen - wie die Spinnen aussahen, wie sie sich verhielten und wie sie die Erde übernommen hatten. Er schreckte nicht vor den Details der Invasion zurück, im Gegenteil, diese Stellen schienen ihm sogar noch besser zu gefallen als der Rest. Auf jede Antwort hatte er eine neue Frage und er grinste häufig. Als er Stunden später genug über die Spinnen erfahren hatte, wollte er mehr von den Blumen wissen.

»Davon hast du kaum was erzählt«, erinnerte er mich. Also beschrieb ich ihm diesen schönsten und zartesten der Planeten. Fast jedes Mal, wenn ich eine Pause machte, um Luft zu holen, unterbrach er mich mit einer neuen Frage. Es machte ihm Spaß, die Antworten zu erraten, bevor ich etwas sagen konnte, und es schien ihm nicht das Geringste auszumachen, wenn er sich irrte.

»Und habt ihr nach Fliegen geschnappt wie eine Venusfliegenfalle? Ganz bestimmt - oder vielleicht nach etwas Größerem wie Vögeln - oder Flugsauriern!«

»Nein, wir haben uns vom Sonnenlicht ernährt wie die meisten Pflanzen hier auch.«

»Das ist aber nur halb so lustig wie meine Idee.«

Manchmal erwischte ich mich dabei, dass ich mit ihm lachte.

Wir waren gerade zu den Drachen übergegangen, als Jamie mit einem Abendessen für drei auftauchte.

»Hallo, Wanderer«, sagte er leicht verlegen.

»Hallo, Jamie«, antwortete ich schüchtern, unsicher, ob er die Nähe bereute, die zwischen uns geherrscht hatte. Ich war schließlich immer noch die Böse.

Aber er setzte sich im Schneidersitz direkt neben mich - zwischen mich und Jeb - auf den Boden und stellte das Tablett mit dem Essen in die Mitte unserer kleinen Runde. Ich war kurz vorm Verhungern und ganz ausgetrocknet vom vielen Reden. Ich nahm eine Schale Suppe und trank sie in großen Zügen aus.

»Das hätte ich mir ja denken können, dass du im Speisesaal heute nur höflich warst. Du musst Bescheid sagen, wenn du Hunger hast, Wanda. Ich kann schließlich keine Gedanken lesen.«

Was Letzteres anging, war ich anderer Meinung, aber ich war zu sehr damit beschäftigt, auf einem Stück Brot herumzukauen, um zu antworten.

»Wanda?«, fragte Jamie.

Ich nickte und gab ihm damit zu verstehen, dass ich nichts gegen den Namen hatte.

»Passt irgendwie zu ihr, findest du nicht?« Jeb war so stolz auf sich, dass es mich nicht gewundert hätte, wenn er sich selbst auf die Schulter geklopft hätte.

»Irgendwie schon, ja«, sagte Jamie. »Habt ihr gerade über Drachen geredet?«

»Ja«, sagte Jeb begeistert, »aber nicht diese eidechsenartigen, sondern sie sind alle aus Gallertmasse. Fliegen können sie trotzdem ... zumindest etwas Ähnliches. Die Luft dort ist dicker, auch fast wie Gelee. Daher ist es beinahe wie Schwimmen. Und sie können Säure speien - das ist doch fast so gut wie Feuer, findest du nicht?«

Ich ließ Jeb Jamie die Einzelheiten ausmalen, während ich mehr als meinen Anteil am Essen vertilgte und eine ganze Flasche Wasser trank. Sobald mein Mund wieder leer war, begann Jeb erneut mit den Fragen.

»Was diese Säure angeht...«

Jamie stellte keine Fragen wie Jeb und ich achtete stärker darauf, was ich sagte, jetzt, wo er dabei war. Allerdings fragte Jeb auch nichts mehr, das zu einem heiklen Thema geführt hätte, sei es aus Zufall oder mit Absicht, so dass meine Vorsicht gar nicht nötig war.

Die Helligkeit nahm langsam ab, bis es pechschwarz war. Dann wurde alles silbrig im schwachen Lichtschein des Mondes, der gerade ausreichte, um den Mann und den Jungen neben mir zu erkennen, sobald meine Augen sich daran gewöhnt hatten.

Jamie rückte näher an mich heran, als die Nacht fortschritt. Ich merkte gar nicht, dass ich ihm mit den Fingern durchs Haar strich, bis ich sah, wie Jeb meine Hand anstarrte.

Ich verschränkte die Arme vor der Brust.

Schließlich gähnte Jeb mit weit aufgerissenem Mund und steckte auch mich und Jamie damit an.

»Du kannst gut erzählen, Wanda«, sagte Jeb, als wir uns alle geräkelt hatten.

»Das habe ich früher auch gemacht. Ich war Dozentin an der Universität in San Diego. Ich habe Geschichte gelehrt.«

»Eine Lehrerin!«, sagte Jeb aufgeregt. »Na, das ist doch was! Das könnten wir hier gut gebrauchen. Mags Tochter Sharon unterrichtet die drei Kinder, aber es gibt eine Menge, womit sie sich nicht auskennt. Mathe und solche Dinge liegen ihr eher. Aber Geschichte...«

»Ich habe nur *unsere* Geschichte unterrichtet«, unterbrach ich ihn. Darauf zu warten, dass er mal Luft holte, war nicht sehr erfolgversprechend. »Ich wäre euch hier als Lehrerin keine große Hilfe. Ich bin überhaupt nicht entsprechend ausgebildet.«

»Eure Geschichte ist besser als nichts. Das sind Dinge, die wir Menschen wissen sollten, da wir ja offenbar in einem Universum leben, das stärker bevölkert ist, als uns bewusst war.«

»Aber ich war keine richtige Lehrerin«, erklärte ich ihm verzweifelt. Glaubte er im Ernst, dass irgendjemand hier meine Stimme hören wollte, geschweige denn meine Geschichten? »Ich war eine Art Honorarprofessorin, eigentlich nur Gastdozentin. Sie wollten mich nur wegen ... na ja, wegen der Geschichte, die mit meinem Namen zu tun hat.«

»Das ist das Nächste, wonach ich fragen wollte«, sagte Jeb zufrieden. »Wir können uns später noch über deine Lehrerfahrung unterhalten. Also - warum wurdest du Wanderer genannt? Ich hab eine Menge komischer Namen gehört, Dry Waters, Fingers In The Sky, Falling Upward - und dazwischen lauter Pams und Bobs natürlich. Du kannst mir glauben, das gehört zu den Dingen, die einen vor Neugier platzen lassen können.«

Ich wartete, bis ich sicher war, dass er geendet hatte. »Also, normalerweise läuft es folgendermaßen ab: Eine Seele probiert einen oder zwei Planeten aus und lässt sich dann an ihrem Lieblingsplatz nieder. Sie wechselt ab dann einfach nur zu neuen Wirten derselben Spezies auf demselben Planeten, kurz bevor ihr Körper stirbt. Es ist sehr verwirrend, von einer Körperart zu einer anderen zu wechseln. Die meisten Seelen hassen das. Einige verlassen ihren ersten Planeten, auf dem sie geboren wurden, nie. Manchen Seelen fällt es schwer, ihren Platz zu finden. Dann probieren sie vielleicht drei Planeten aus. Einmal habe ich eine Seele kennengelernt, die auf fünf Planeten war, bevor sie sich bei den Fledermäusen niedergelassen hat. Da hat es mir gefallen - ich glaube, das ist der Planet, den ich am ehesten ausgewählt hätte. Wenn die Blindheit nicht gewesen wäre ...« »Auf wie vielen Planeten hast du gelebt?«, fragte Jamie leise. Irgendwie hatte seine Hand ihren Weg in meine gefunden, während ich sprach.

»Das hier ist mein neunter«, sagte ich und drückte sacht seine Finger.

»Wow, neun!«, stieß er hervor.

»Deshalb wollten sie mich als Dozentin haben. Unsere Statistiken kann ihnen jeder präsentieren, aber ich habe persönliche Erfahrungen auf fast allen Planeten gesammelt, die wir ... erobert haben.« Ich zögerte bei dem Wort, aber es schien Jamie nichts auszumachen. »Es gibt nur drei, auf denen ich nie gewesen bin - nein, inzwischen vier. Sie haben gerade eine neue Welt eröffnet...«

Ich hatte erwartet, dass Jeb mich sofort mit Fragen über die neue Welt oder die, die ich ausgelassen hatte, überschütten würde, aber er spielte nur geistesabwesend mit seinem Bart.

»Warum bist du nie irgendwo geblieben?«, fragte Jamie.

»Ich habe nie einen Ort gefunden, der mir so gut gefallen hat, dass ich gerne bleiben wollte.«

»Und was ist mit der Erde? Glaubst du, du wirst hierbleiben?«

Ich musste über seine kindliche Zuversicht lächeln - als ob ich die Gelegenheit haben würde, in einen anderen Wirt zu wechseln. Als ob ich Gelegenheit haben würde, auch nur noch einen Monat in meinem jetzigen weiterzuleben.

»Die Erde ist ... sehr interessant«, murmelte ich. »Das Leben ist schwieriger hier als an jedem anderen Ort, an dem ich bisher gewesen bin.«

»Schwieriger als auf dem Planeten mit der gefrorenen Luft und den Klauenbestien?«, fragte er.

»In gewisser Weise ja.« Wie konnte ich ihm erklären, dass der Nebelplanet einen nur von außen forderte - es war viel schwieriger, von innen heraus angegriffen zu werden.

Angegriffen, sagte Melanie spöttisch.

Ich gähnte. *Ich habe eigentlich nicht dich gemeint,* erklärte ich ihr. *Ich dachte an diese unberechenbaren Gefühle, die mich ständig durcheinanderbringen. Aber du hast mich sehr wohl angegriffen. Indem du mir deine Erinnerungen so massiv aufgedrängt hast.*

Ich habe meine Lektion gelernt, versicherte sie mir trocken. Ich konnte spüren, wie stark ihr die Hand in meiner bewusst war. In ihr wuchs langsam ein Gefühl heran, das ich nicht erkannte. So ähnlich wie Wut, aber noch dazu mit einem Schuss Verlangen und einer Prise Verzweiflung.

Eifersucht, klärte sie mich auf.

Jeb gähnte erneut. »Ich bin ganz schön unhöflich, fürchte ich. Du musst ja völlig fertig sein - nachdem du heute den ganzen Tag herumgelaufen bist, halte ich dich auch noch die halbe Nacht mit Fragen wach. Was für ein mieser Gastgeber! Los, Jamie, wir gehen, damit Wanda ein bisschen Schlaf bekommt.«

Ich war erschöpft. Es fühlte sich an, als wäre der Tag sehr lang gewesen, und nach Jebs Worten zu schließen, war das vielleicht nicht nur Einbildung.

»Okay, Onkel Jeb.« Jamie sprang leichtfüßig auf und streckte dem alten Mann die Hand entgegen.

»Danke, mein Junge.« Jeb ächzte beim Aufstehen. »Und dir auch vielen Dank«, fügte er in meine Richtung hinzu. »Das war das interessanteste Gespräch, das ich seit ... na, wahrscheinlich jemals geführt habe. Schone deine Stimme, Wanda, denn meine Neugier ist enorm. Ah, da kommt er ja. Wurde aber auch Zeit.«

Erst jetzt hörte ich das Geräusch sich nähernder Schritte. Automatisch drückte ich mich an die Wand und verzog mich ein Stück in den Höhlenraum, obwohl ich mich drinnen fast noch unsicherer fühlte, weil das Mondlicht dort noch heller leuchtete.

Ich war überrascht, dass erst jetzt jemand zum Schlafen hier auftauchte; in diesem Flur schienen eigentlich viele Leute zu wohnen. »Entschuldige, Jeb. Ich musste noch mit Sharon reden und dann bin ich eingenickt...«

Es war unmöglich, diese gelassene, freundliche Stimme nicht wiederzuerkennen. Mir drehte sich der Magen um und ich wünschte, er wäre leer.

»Macht gar nichts, Doc. Wir haben uns hier prima amüsiert. Irgendwann musst du sie mal dazu bringen, dir ein paar ihrer Geschichten zu erzählen - klasse Stoff. Heute allerdings nicht mehr. Sie muss ganz schön müde sein. Wir sehen euch morgen früh.«

Der Doktor breitete eine Matte vor dem Höhleneingang aus, genau wie Jared.

»Behalt das im Auge«, sagte Jeb und legte das Gewehr neben die Matte.

»Geht's dir gut, Wanda?«, fragte Jamie plötzlich. »Du zitterst ja.«

Ich hatte es bisher gar nicht gemerkt, aber mein ganzer Körper bebte. Ich antwortete nicht - meine Kehle war wie zugeschnürt.

»Ganz ruhig«, sagte Jeb besänftigend. »Ich habe Doc gebeten, eine Schicht zu übernehmen. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Doc ist ein Ehrenmann.«

Der Doktor lächelte müde. »Ich werde dir nichts tun ... Wanda, richtig? Das verspreche ich dir. Ich halte bloß Wache, während du schläfst.«

Ich biss mir auf die Lippe, aber das Beben ließ nicht nach.

Jeb schien allerdings zu glauben, dass alles geklärt sei. »Nacht, Wanda. Nacht, Doc«, sagte er, als er sich auf den Weg den Gang hinunter machte.

Jamie zögerte und sah mich besorgt an. »Doc ist in Ordnung«, versicherte er mir flüsternd.

»Komm endlich, Junge, es ist schon spät!«

Jamie lief hinter Jeb her.

Als sie weg waren, beobachtete ich den Doktor und wartete auf eine Veränderung. Docs entspannter Gesichtsausdruck verschwand jedoch nicht und er rührte das Gewehr nicht an. Er streckte seine lange Gestalt auf der Matte aus, wobei seine Waden und Füße darüber hinausragten. Im Liegen sah er viel kleiner aus, so spindeldürr, wie er war.

»Gute Nacht«, murmelte er schläfrig.

Natürlich antwortete ich nicht. Ich betrachtete ihn im fahlen Mondlicht und maß die Zeit zwischen dem Heben und Senken seines Brustkorbs mit Hilfe meines Pulsschlags, der mir in den Ohren hämmerte. Sein Atem wurde langsamer und tiefer und dann begann Doc leise zu schnarchen.

Möglicherweise verstellte er sich nur, aber selbst wenn es so war, konnte ich es nicht ändern. Leise rutschte ich weiter in den Raum hinein, bis ich mit dem Rücken an den Rand der Matratze stieß. Ich hatte mir geschworen, die Ruhe dieses Zimmers nicht zu stören, aber es würde wahrscheinlich niemandem wehtun, wenn ich mich am Fußende des Bettes zusammenrollte. Der Boden war so hart und uneben.

Das sanfte Schnarchen des Doktors war tröstlich; selbst wenn er mich damit in Sicherheit wiegen wollte, wusste ich so doch wenigstens, wo genau in der Dunkelheit er sich befand.

Ich beschloss, es drauf ankommen zu lassen und mich schlafen zu legen. Ich war hundemüde, wie Melanie sagen würde. Die Augen fielen mir zu. Die Matratze war weicher als alles, womit ich seit meiner Ankunft hier in Berührung gekommen war. Ich entspannte mich, ließ mich hineinsinken ...

Da ertönte ein leises scharrendes Geräusch - und zwar bei mir im Raum. Ich riss die Augen auf und sah einen Schatten zwischen mir und der vom Mondschein erhellten Decke. Von draußen war das ununterbrochene Schnarchen des Doktors zu hören.

Gebeichtet

Der Schatten war riesig und unförmig. Er ragte hoch über mir auf und sein ausladender Oberkörper näherte sich meinem Gesicht.

Ich wollte schreien, aber das Geräusch blieb mir im Hals stecken. Alles, was ich hervorbrachte, war ein atemloses Quieken.

»Psst, ich bin's nur«, flüsterte Jamie. Etwas Großes, Rundliches rollte von seiner Schulter und schlug weich auf dem Boden auf. Jetzt erkannte ich seinen wahren, schmalen Umriss im Mondlicht.

Ich schnappte ein paarmal nach Luft und fasste mir mit der Hand an die Kehle.

»Entschuldige«, flüsterte er und setzte sich auf den Rand der Matratze. »Das war wahrscheinlich ziemlich dumm von mir. Ich wollte Doc nicht wecken - ich bin überhaupt nicht auf die Idee gekommen, dass ich dich erschrecken könnte. Alles in Ordnung?« Er tätschelte meinen Knöchel - den Körperteil von mir, der ihm am nächsten war.

»Klar«, keuchte ich immer noch atemlos.

»Entschuldige«, murmelte er noch einmal.

»Was machst du hier, Jamie? Solltest du nicht schlafen?«

»Deshalb bin ich hier. Du kannst dir nicht vorstellen, wie laut Onkel Jeb schnarcht. Ich hab es nicht mehr ausgehalten.«

Seine Antwort ergab für mich keinen Sinn. »Schläfst du denn sonst nicht mit Jeb im selben Raum?«

Jamie gähnte und begann die unförmige Matte auszurollen, die er auf den Boden geworfen hatte. »Nein, normalerweise schlafe ich bei Jared. Der schnarcht nicht. Aber das weißt du ja.«

Das wusste ich.

»Und warum schläfst du dann nicht in Jareds Zimmer? Hast du Angst, alleine zu schlafen?« Das hätte mich nicht gewundert.

Ich hatte selbst den Eindruck, hier ununterbrochen Angst zu haben.

»Angst!«, stieß er beleidigt hervor. »Nein. *Das hier* ist Jareds Zimmer. Und meins.«

»Was?« Ich schnappte nach Luft. »Jeb hat mich in Jareds Zimmer untergebracht?!«

Ich konnte es nicht glauben. Jared würde mich umbringen. Nein, erst würde er Jeb umbringen und dann mich.

»Es ist auch mein Zimmer. Und ich habe Jeb gesagt, du könntest es haben.«

»Jared wird wütend sein«, flüsterte ich.

»Ich kann mit meinem Zimmer machen, was ich will«, murmelte Jamie aufmüpfig, aber dann biss er sich auf die Lippe. »Wir sagen es ihm einfach nicht. Er muss es ja nicht erfahren.«

Ich nickte. »Gute Idee.«

»Es macht dir doch nichts aus, wenn ich hier bei dir schlafe, oder? Onkel Jeb ist echt laut.«

»Nein, Jamie, *mir* macht es nichts aus, aber ich halte es trotzdem für keine gute Idee.«

Er runzelte die Stirn und versuchte stark zu sein anstatt verletzt. »Warum nicht?«

»Weil du hier nicht sicher bist. Manchmal kommen nachts Leute, die mich suchen.«

Er bekam große Augen. »Ehrlich?«

»Jared hatte immer das Gewehr bei sich - dann sind sie wieder gegangen.«

»Wer?«

»Ich weiß es nicht - einmal war es Kyle. Aber es waren bestimmt auch welche darunter, die immer noch hier sind.«

Er nickte. »Dann sollte ich erst recht hierbleiben. Doc braucht vielleicht Hilfe.«

»Jamie ...«

»Ich bin kein Kind mehr, Wanda. Ich kann sehr gut allein auf mich aufpassen.«

Es würde ihn nur noch störrischer machen, wenn ich weiter in ihn drang. »Dann leg dich wenigstens ins Bett«, gab ich nach. »Ich schlafe auf dem Boden. Es ist schließlich dein Zimmer.«

»Das ist nicht in Ordnung. Du bist der Gast.«

Ich schnaubte leise. »Nein, das Bett gehört dir.«

»Kommt nicht in Frage.« Er legte sich auf die Matte und verschränkte die Arme vor der Brust.

Ich musste erneut feststellen, dass ich mit einem Wortwechsel bei Jamie nichts erreichen würde. Nun, diese Angelegenheit konnte ich problemlos regeln, sobald er eingeschlafen war. Jamie schlief normalerweise so fest, als läge er im Koma. Melanie konnte ihn dann sonst wohin tragen.

»Du kannst mein Kissen haben«, sagte er und klopfte auf das an der Seite des Bettes, neben der er lag. »Du musst dich nicht ans Fußende quetschen.«

Ich seufzte, krabbelte aber ans Kopfende des Bettes.

»Schon besser«, sagte er beifällig. »Könntest du mir jetzt bitte Jareds rübergeben?«

Ich zögerte und war kurz davor, nach dem Kissen unter meinem Kopf zu greifen - da sprang er auf, lehnte sich über mich und schnappte sich das andere Kissen. Ich seufzte wieder.

Wir lagen eine Weile lang schweigend da und lauschten auf Docs leise pfeifende Schnarchgeräusche.

»Docs Schnarchen ist ganz angenehm, oder?«, flüsterte Jamie.

Ich gab ihm Recht. »Es wird dich nicht vom Schlafen abhalten.«

»Bist du müde?«

»Mhm.«

»Oh.«

Ich wartete darauf, dass er noch etwas sagte, aber Jamie schwieg.

»Wolltest du noch was?«, fragte ich.

Er antwortete nicht gleich, aber ich konnte spüren, wie er mit sich kämpfte, und wartete ab.

»Wenn ich dir eine Frage stelle, würdest du mir die Wahrheit sagen?«

Jetzt war ich es, die zögerte. »Vielleicht weiß ich die Antwort ja gar nicht«, sagte ich ausweichend.

»Auf das hier schon. Als wir vorhin weggegangen sind ... Jeb und ich ... hat er mir ein paar Sachen gesagt. Sachen, die er so denkt, aber ich weiß nicht, ob er Recht hat.« Melanie war plötzlich sehr präsent in meinem Kopf.

Jamies Flüstern war schwer zu verstehen, leiser als mein Atem. »Onkel Jeb glaubt, dass Melanie vielleicht noch lebt. Da drinnen mit dir, meine ich.«

Mein Jamie, seufzte Melanie. Ich antwortete keinem von beiden.

»Ich wusste nicht, dass das passieren kann. Kommt das manchmal vor?« Seine Stimme versagte und ich konnte hören, dass er mit den Tränen kämpfte. Er war niemand, der schnell weinte, und ich hatte ihn heute bereits zweimal dazu gebracht. Ein heftiger Schmerz durchbohrte meine Brust.

»Ja, Wanda?«

Sag es ihm. Bitte sag ihm, dass ich ihn lieb habe.

»Warum antwortest du mir nicht?« Jetzt weinte Jamie wirklich, aber er versuchte, das Geräusch zu ersticken.

Ich kroch aus dem Bett, quetschte mich in die Lücke zwischen der Matratze und der Matte und legte meinen Arm auf seine bebende Brust. Ich lehnte meinen Kopf an seine Haare und spürte seine warmen Tränen auf meinem Hals.

»Lebt Melanie noch, Wanda? Bitte.«

Er war wahrscheinlich nur ein Werkzeug. Der alte Mann könnte ihn sehr gut nur deswegen hergeschickt haben; Jeb war schlau genug, um zu erkennen, wie leicht Jamie meinen Panzer durchbrach. Möglicherweise wollte Jeb seine Theorie bestätigt haben und schreckte nicht davor zurück, den Jungen dafür zu benutzen. Was würde Jeb tun, wenn er die gefährliche Wahrheit kannte? Wozu würde er die Information verwenden? Ich glaubte nicht, dass er mir Böses wollte, aber konnte ich meinem Urteil trauen? Menschen waren hinterhältige, verräterische Wesen. Da es so etwas bei meiner Spezies nicht gab, war ich nicht in der Lage, ihre finsteren Pläne zu durchschauen.

Jamie neben mir zitterte.

Siehst du nicht, wie er leidet? Melanie weinte. Erfolglos versuchte sie meine Kontrolle zu durchbrechen.

Aber ich würde es nicht auf Melanie schieben können, wenn es sich als Riesenfehler entpuppte. Ich wusste, welche von uns es war, die jetzt das Wort ergriff.

»Sie hat dir versprochen zurückzukommen, nicht wahr?«, murmelte ich. »Würde Melanie je ein Versprechen brechen, das sie dir gegeben hat?«

Jamie schlang die Arme um meinen Körper und klammerte sich eine ganze Weile an mich. Nach ein paar Minuten flüsterte er: »Ich hab dich lieb, Mel.«

»Sie hat dich auch lieb. Sie ist so glücklich, dass du hier in Sicherheit bist.«

Es war lange genug still, dass die Tränen auf meiner Haut trocknen konnten, wobei sie einen feinen, salzigen Film zurückließen. »Ist das immer so?«, flüsterte Jamie, als ich dachte, er schliefe schon längst. »Bleiben sie alle da?«

»Nein«, sagte ich traurig. »Nein. Melanie ist etwas Besonderes.«

»Sie ist stark und mutig.«

»Allerdings.«

»Glaubst du ...« Er machte eine Pause und schniefte. »Glaubst du, dass Dad vielleicht auch noch da ist?«

Ich schluckte, um den Kloß in meinem Hals weiter nach unten zu befördern. Es klappte nicht. »Nein, Jamie. Nein, das glaube ich nicht. Nicht so wie Melanie.«

»Warum?«

»Weil er die Sucher zu euch geführt hat. Besser gesagt, die Seele in ihm hat das getan. Dein Vater hätte das nicht zugelassen, wenn er noch da wäre. Deine Schwester hat mich nie sehen lassen, wo sich die Hütte befand - ich wusste ganz lange nicht einmal, dass du überhaupt existierst. Sie hat mich erst hierhergebracht, als sie sicher war, dass ich euch nichts tun würde.«

Ich hatte zu viel preisgegeben. Erst als ich wieder schwieg, merkte ich, dass der Doktor nicht mehr schnarchte. Ich konnte ihn nicht mal atmen hören. Idiotin! Ich verfluchte mich innerlich selbst.

»Unglaublich«, sagte Jamie.

Ich flüsterte ihm ins Ohr, so leise, dass der Doktor es unmöglich hören konnte: »Ja, sie ist sehr stark.«

Jamie bemühte sich mit gerunzelter Stirn zu verstehen, was ich sagte, und warf dann plötzlich einen Blick auf die dunkle Öffnung zum Gang. Ihm musste dasselbe aufgefallen sein wie mir, denn er drehte sein Gesicht zu meinem Ohr und flüsterte leiser als vorher zurück: »Und warum tust du uns nichts? Ist es nicht das, worauf du es abgesehen hast?«

»Nein. Ich will dir nicht wehtun.«

»Warum nicht?«

»Deine Schwester und ich haben ... viel Zeit miteinander verbracht. Sie hat dich mit mir geteilt. Und ... ich habe angefangen ... dich ebenfalls zu lieben.«

»Und Jared auch?«

Einen Augenblick lang biss ich die Zähne aufeinander, verzweifelt, dass er die Verbindung so schnell gezogen hatte. »Natürlich will ich auch Jared nicht verletzen.«

»Er hasst dich«, erklärte Jamie, ganz offensichtlich bekümmert deswegen.

»Ja. Alle hassen mich.« Ich seufzte. »Ich kann es ihnen nicht verdenken.«

»Jeb nicht. Und ich auch nicht.«

»Das wirst du vielleicht noch, wenn du länger darüber nachdenkst.«

»Aber du warst doch bei der Invasion gar nicht dabei. Du hast meinen Dad oder meine Mom oder Melanie nicht ausgewählt. Du warst damals im Weltraum, oder?«

»Das stimmt, aber ich bin, was ich bin, Jamie. Ich habe getan, was Seelen nun mal tun. Ich habe vor Melanie viele Wirte bewohnt und nichts hat mich davon abgehalten, Leben zu ... übernehmen. Immer wieder. So lebe ich.«

»Hasst Melanie dich?«

Ich dachte eine Minute lang nach. »Nicht so sehr wie früher.«

Nein. Ich hasse dich überhaupt nicht. Nicht mehr.

»Sie sagt, sie hasst mich überhaupt nicht mehr«, murmelte ich fast lautlos.

»Wie ... wie geht es ihr?«

»Sie ist froh, hier zu sein. Sie ist so froh, dich zu sehen. Es macht ihr noch nicht einmal etwas aus, dass sie uns umbringen werden.«

Jamie erstarrte unter meinem Arm. »Das können sie nicht machen«, zischte er. »Nicht, wenn Melanie noch lebt!«

Du hast ihm einen Schreck eingejagt, beklagte sich Melanie. *Das hättest du nicht sagen dürfen.*

Es wird nicht leichter für ihn sein, wenn es ihn unvorbereitet trifft.

»Das wird niemand glauben, Jamie«, flüsterte ich. »Sie werden denken, dass ich lüge, um dich zu täuschen. Wenn du es ihnen sagst, werden sie mich erst recht umbringen wollen. Nur Sucher lügen.«

Das Wort ließ ihn zusammenfahren.

»Aber ich weiß, dass du nicht lügst«, sagte er nach einem Augenblick.

Ich zuckte mit den Achseln.

»Ich werde nicht zulassen, dass sie sie umbringen.«

Seine Stimme klang wild entschlossen, obwohl sie nur so leise war wie ein Hauch. Der Gedanke, ihn mit in diese Angelegenheit - in meine Angelegenheit - hineinzuziehen, lähmte mich. Ich dachte an die Barbaren, bei denen er lebte. Würde ihn sein Alter vor den Menschen schützen, wenn er für mich eintrat? Ich bezweifelte es. Meine Gedanken wirbelten durcheinander und suchten nach einer Möglichkeit, ihn abzulenken, ohne seine Sturheit auf den Plan zu rufen.

Bevor ich irgendetwas sagen konnte, sprach Jamie bereits weiter; er war plötzlich ganz ruhig, als ob die Antwort offen vor ihm läge. »Jared wird etwas einfallen. Ihm fällt immer etwas ein.«

»Jared wird dir genauso wenig glauben. Er wird sich von allen am meisten aufregen.«

»Auch wenn er es nicht glaubt, wird er sie beschützen. Sicherheitshalber.«

»Wir werden sehen«, murmelte ich. Ich würde die passenden Sätze später finden, das Machtwort, das nicht wie ein Machtwort klang.

Jamie schwieg; er dachte nach. Schließlich ging sein Atem langsamer und sein Mund klappte auf. Ich wartete, bis ich sicher war, dass er fest schlief, dann kletterte ich über ihn hinweg und schob ihn ganz vorsichtig vom Boden aufs Bett. Er war schwerer als früher, aber es gelang mir trotzdem. Er wachte nicht auf.

Ich legte Jareds Kissen zurück an seinen Platz und streckte mich dann auf der Matte aus.

Ich war zu müde, um mir Sorgen darüber zu machen, was all dies morgen für Konsequenzen haben würde. Nur wenige Sekunden später war ich eingeschlafen.

Als ich wieder aufwachte, drang Sonnenlicht durch die Spalten in der Decke und jemand pfiff.

Das Pfeifen verstummte.

»Endlich«, brummte Jeb, als ich mit den Augen blinzelte.

Ich drehte mich auf die Seite, damit ich ihn ansehen konnte; als ich mich bewegte, rutschte Jamies Hand von meinem Arm. Irgendwann in der Nacht musste er sie nach mir ausgestreckt haben oder wohl eher nach seiner Schwester.

Jeb lehnte am steinernen Türrahmen, die Arme vor der Brust verschränkt. »Morgen«, sagte er. »Ausgeschlafen?«

Ich räkelte mich, beschloss, dass ich mich genügend ausgeruht fühlte, und nickte.

»Ach, komm, jetzt schweig mich doch nicht schon wieder an«, beklagte er sich missmutig.

»Entschuldigung«, murmelte ich. »Danke, ich habe gut geschlafen.«

Jamie wachte vom Geräusch meiner Stimme auf.

»Wanda?«, fragte er.

Das berührte mich auf geradezu lächerliche Weise, dass es mein alberner Spitzname war, den er im Halbschlaf sagte.

»Ja?«

Jamie blinzelte und strich sich die zerzausten Haare aus den Augen. »Oh, hi, Onkel Jeb.«

»Mein Zimmer war dir wohl nicht gut genug, was?«

»Du schnarchst so fürchterlich«, sagte Jamie und gähnte.

»Habe ich dir nicht bessere Manieren beigebracht?«, fragte ihn Jeb. »Seit wann lässt du einen Gast, und noch dazu eine Dame, auf dem Boden schlafen?«

Jamie setzte sich abrupt auf und sah sich verwirrt um. Er runzelte die Stirn.

»Mach ihm keine Vorwürfe«, erklärte ich Jeb. »Er hat darauf bestanden, die Matte zu nehmen. Ich habe ihn rübergerollt, nachdem er eingeschlafen war.«

Jamie schnaubte. »Das hat Mel auch immer gemacht.«

Ich warf ihm einen warnenden Blick zu.

Jeb kicherte. Ich sah zu ihm auf. Genau wie gestern hatte sein Gesicht den Ausdruck einer lauernden Katze; einen Ausdruck der Befriedigung über ein gelöstes Rätsel. Er kam herein und trat gegen den Rand der Matratze.

»Du hast bereits die erste Stunde verpasst. Sharon wird deswegen bestimmt stinkig sein, also mach dich auf den Weg.«

»Sharon ist *immer* stinkig«, beklagte sich Jamie, stand aber trotzdem auf.

»Los jetzt, Junge.«

Jamie sah mich noch einmal an, dann drehte er sich um und verschwand im Gang.

»So«, sagte Jeb, sobald wir allein waren, »ich finde, dieser Babysitter-Quatsch hat schon viel zu lange gedauert. Ich bin ein vielbeschäftigter Mann. Alle hier sind vielbeschäftigt - zu beschäftigt, um herumzusitzen und Wache zu spielen. Deshalb wirst du heute mit mir mitkommen müssen, während ich meine Arbeit erledige.«

Ich merkte, wie mir der Mund aufklappte.

Er schaute mich an, ohne zu lächeln.

»Sieh mich nicht so verschreckt an«, knurrte er. »Dir passiert schon nichts.« Er tätschelte sein Gewehr. »Mein Haus ist kein Ort für Babys.«

Darauf konnte ich nichts erwidern. Ich atmete dreimal schnell und tief durch und versuchte, meine Nerven zu beruhigen. Das Blut rauschte mir so laut in den Ohren, dass seine Stimme verglichen damit leise klang, als er weitersprach.

»Los, Wanda. Wir verschwenden unsere Zeit.«

Er drehte sich um und stürmte aus dem Zimmer.

Einen Moment lang stand ich wie erstarrt, dann folgte ich ihm hinaus. Er hatte nicht geblufft - er war bereits um die nächste Ecke verschwunden. Ich rannte hinter ihm her, entsetzt bei dem Gedanken, in diesem offensichtlich bewohnten Flügel in jemand anderen hineinzurennen. Ich holte ihn ein, bevor er die große Tunnelkreuzung erreichte. Er sah mich noch nicht mal an, als ich neben ihm langsamer wurde, um mich seinem Tempo anzupassen.

»Es wird Zeit, dass das nordöstliche Feld bepflanzt wird. Aber erst müssen wir die Erde auflockern. Ich hoffe, es macht dir nichts aus, dir die Hände schmutzig zu machen. Wenn wir fertig sind, sorge ich dafür, dass du Gelegenheit bekommst, dich zu waschen. Du hast es nötig.« Er schnüffelte übertrieben, dann lachte er.

Ich spürte, wie mein Nacken heiß wurde, ignorierte aber den letzten Satz. »Es macht mir nichts aus, mir die Hände schmutzig zu machen«, murmelte ich. Ich erinnerte mich, dass das nordöstliche Feld etwas abgelegen war. Vielleicht konnten wir dort alleine arbeiten.

Sobald wir die große Haupthöhle erreichten, begegneten wir immer mehr Menschen. Wie üblich starrten sie mich alle grimmig an. Mittlerweile erkannte ich die meisten von ihnen wieder; die Frau mittleren Alters mit dem langen, graumelierten Zopf, die ich gestern in der Bewässerungsgruppe gesehen hatte. Der kleine Mann mit dem dicken Bauch, dem dünnen, sandfarbenen Haar und den geröteten Wangen war auch dabei gewesen. Die durchtrainierte Frau mit der dunklen, karamellfarbenen Haut war die, die sich gerade gebückt hatte, um ihren Schuh zuzubinden, als ich das erste Mal tagsüber hierhergekommen war. Einer anderen dunkelhäutigen Frau mit dicken Lippen und müden Augen war ich bereits in der Küche begegnet, zusammen mit den beiden schwarzhaarigen Kindern - vielleicht war sie deren Mutter? Jetzt kamen wir an Maggie vorbei - sie funkelte Jeb böse an und kehrte mir demonstrativ den Rücken zu - und an einem blassen, krank aussehenden Mann mit weißen Haaren, den ich ganz bestimmt noch nicht gesehen hatte. Dann trafen wir Ian.

»Hey, Jeb«, sagte er gutgelaunt. »Was hast du vor?«

»Den Boden auf dem Östlichen Feld umgraben«, grunzte Jeb.

»Brauchst du Hilfe?«

»Wäre schon angebracht, wenn du dich ein bisschen nützlich machen würdest«, knurrte Jeb.

Ian fasste das als Zustimmung auf und schloss sich uns an. Seine Augen in meinem Rücken verursachten mir Gänsehaut.

Wir kamen an einem jungen Mann vorbei, der nicht viel älter als Jamie sein konnte - sein dunkles Haar stand über seiner olivfarbenen Stirn ab, als wäre es Stahlwolle.

»Hey, Wes«, begrüßte Ian ihn.

Wes sah schweigend zu, wie wir an ihm vorbeigingen. Ian lachte über seinen Gesichtsausdruck.

Wir begegneten Doc.

»Hey, Doc«, sagte Ian.

»Ian.« Der Doktor nickte. Er trug einen großen Teigklumpen in den Händen. Sein Hemd war mit dunklem Mehl bedeckt. »Morgen, Jeb. Morgen, Wanda.«

»Morgen«, antwortete Jeb.

Ich nickte unbehaglich.

»Bis dann«, sagte Doc und eilte mit seiner Last weiter.

»Wanda, hm?«, fragte Ian.

»Meine Idee«, erklärte ihm Jeb. »Ich finde, es passt zu ihr.«

»Interessant« war alles, was Ian sagte.

Schließlich erreichten wir das östliche Feld, wo all meine Hoffnungen sich zerschlugen.

Hier waren mehr Leute als in den Gängen - fünf Frauen und neun Männer. Sie alle unterbrachen ihre Arbeit und schauten mich böse an.

»Kümmer dich nicht um sie«, raunte Jeb mir zu.

Indem er seinen eigenen Rat befolgte, ging er zu einem Haufen an der nächstgelegenen Wand, auf dem verschiedene Gerätschaften wild durcheinanderlagen, steckte das Gewehr in den Gurt, den er um die Taille trug, und griff nach einem Pickel und zwei Spaten.

Ich fühlte mich ausgeliefert, jetzt, wo er so weit weg war. Ian stand nur einen Schritt hinter mir - ich konnte ihn atmen hören. Die anderen starrten mich mit ihren Gartengeräten in der Hand weiterhin wütend an. Es entging mir nicht, dass man mit den Hacken und Pickeln, mit denen sie auf die Erde einhackten, auch problemlos auf einen Körper einhacken konnte. In einigen ihrer Gesichter meinte ich zu erkennen, dass ich nicht die Einzige war, die diesen Gedanken hatte.

Jeb kam zurück und reichte mir einen Spaten. Ich griff nach dem glatten, abgenutzten Holzgriff und spürte sein Gewicht. Nachdem ich die blutrünstigen Blicke der Menschen gesehen hatte, war es schwierig, ihn nicht als Waffe zu betrachten. Der Gedanke gefiel mir nicht. Ich bezweifelte, dass ich ihn als solche verwenden konnte, und sei es auch nur, um einen Schlag abzuwehren.

Jeb gab Ian den Pickel. Das scharfe, geschwärzte Metall wirkte in seiner Hand tödlich. Ich musste meine ganze Willenskraft aufbringen, um nicht aus seiner Reichweite zu fliehen. »Lasst uns die hintere Ecke übernehmen.«

Wenigstens brachte mich Jeb an den am wenigsten bevölkerten Platz in der langgestreckten, sonnigen Höhle. Er ließ Ian die steinharte Erde vor uns zerhacken, während ich die Erdklumpen wendete und er hinter uns mit der Spatenkante die Brocken in nutzbaren Boden zerstach.

Als ich den Schweiß über Ians helle Haut rinnen sah - bereits nach wenigen Sekunden in der sengenden Hitze des Spiegellichts hatte er sein Hemd ausgezogen - und Jebs keuchenden Atem hinter mir hörte, war mir klar, dass ich die leichteste Aufgabe hatte. Ich wünschte, ich hätte etwas Anstrengenderes zu tun, etwas, das mich von den Bewegungen der anderen Menschen ablenkte. Jede Regung ließ mich zusammenzucken.

Ians Part konnte ich nicht übernehmen - mir fehlten die kräftigen Arme und Rückenmuskeln, um den harten Boden aufzubrechen. Aber ich beschloss, so viel wie möglich von Jebs Aufgabe zu erledigen und die Brocken in kleinere Stücke zu zerhacken, bevor ich weiterging. Es half ein bisschen - es hielt meine Augen beschäftigt und machte mich so müde, dass ich mich aufs Durchhalten konzentrieren musste.

Gelegentlich brachte uns Ian Wasser. Es gab eine Frau - klein und blond, ich hatte sie gestern in der Küche gesehen -, die offenbar die Aufgabe hatte, die anderen mit Wasser zu versorgen, aber sie ignorierte uns. Ian brachte jedes Mal genug für uns drei mit. Ich fand seinen Sinneswandel in Bezug auf mich beunruhigend. War er wirklich nicht länger erpicht auf meinen Tod? Oder wartete er bloß auf eine gute Gelegenheit? Das Wasser schmeckte hier immer komisch - schwefelig und abgestanden -, aber jetzt kam mir der Geschmack verdächtig vor. Ich versuchte, meine Paranoia so gut es ging zu ignorieren.

Ich arbeitete hart genug, um meine Augen beschäftigt und meinen Verstand betäubt zu halten, und so bemerkte ich es gar nicht, als wir das Ende der letzten Reihe erreichten. Ich hörte erst auf, als Ian aufhörte. Er streckte sich, hob den Pickel mit beiden Händen über seinen Kopf und ließ seine Gelenke knacken. Ich schrak vor dem erhobenen Pickel zurück, aber er sah es nicht. Dann bemerkte ich, dass alle anderen auch aufgehört hatten. Ich sah die frisch umgegrabene Erde an, die sich gleichmäßig über die gesamte Fläche erstreckte, und stellte fest, dass das Feld fertig war.

»Gute Arbeit«, verkündete Jeb der Gruppe mit lauter Stimme. »Morgen säen und bewässern wir.«

Der Raum war erfüllt von leisem Geplauder und dem Klirren der Arbeitsgeräte, die wieder an der Wand aufgehäuft wurden. Manche Gespräche waren zwanglos, andere wegen meiner Anwesenheit noch immer angespannt. Ian streckte seine Hand nach meiner Schaufel aus und ich gab sie ihm. Meine sowieso schon gedrückte Stimmung sank noch weiter. Ich bezweifelte nicht, dass Jebs »wir« mich mit einschloss. Der morgige Tag würde genauso hart werden wie der heutige.

Ich sah Jeb trübsinnig an und er lächelte zu mir herüber. Sein Grinsen hatte etwas Spitzbübisches an sich, was mich vermuten ließ, dass er wusste, was ich dachte - und mein Unbehagen nicht nur erriet, sondern es sogar genoss.

Er zwinkerte mir zu, mein verrückter Freund. Mir wurde erneut bewusst, dass dies wohl das Beste war, was man von der Freundschaft mit einem Menschen erwarten konnte.

»Bis morgen, Wanda«, rief mir Ian vom anderen Ende der Höhle aus zu und lachte in sich hinein. Alle starrten mich an.

Geduldet

Es stimmte, dass ich nicht gut roch.

Ich hatte den Überblick darüber verloren, wie lange ich jetzt schon hier war - über eine Woche? Über zwei? Und die ganze Zeit schwitzte ich dieselben Kleider voll, die ich auf meiner katastrophalen Wüstentour getragen hatte. In meinem Baumwollshirt war so viel Salz eingetrocknet, dass es sich in starre Ziehharmonikafalten gelegt hatte. Es war einmal hellgelb gewesen - jetzt hatte es ein fleckiges, kränklich aussehendes Muster im Rotbraun des Höhlenbodens. Mein kurzes Haar war hart und verdreckt; ich konnte fühlen, wie es mir wirr vom Kopf abstand, mit einem steifen Hahnenkamm in der Mitte wie bei einem Kakadu. Ich hatte mein Gesicht jetzt länger nicht gesehen, aber ich konnte mir vorstellen, dass es zwei verschiedene Schattierungen aufwies: das Rotbraun des Höhlenstaubs und das Rotbraun der verheilenden Blutergüsse.

Daher konnte ich Jebs Vorschlag nachvollziehen - ja, ich hatte ein Bad nötig. Und neue Kleider ebenfalls, damit das Bad überhaupt einen Sinn hatte. Jeb bot mir ein paar von Jamies Kleidern an, die ich tragen konnte, während meine trockneten, aber ich wollte Jamies wenige Sachen nicht ruinieren, indem ich sie ausleierte. Glücklicherweise versuchte er nicht, mir welche von Jareds Kleidern anzubieten. Schließlich bekam ich ein altes, aber sauberes Flanellhemd von Jeb, dessen Ärmel abgetrennt worden waren, und eine ausgeblichene, durchlöcherte, abgeschnittene Jogginghose, auf die seit Monaten niemand mehr Anspruch erhob. Mit diesen beiden Kleidungsstücken über dem Arm - und einem unförmigen Haufen stinkender, unregelmäßig geformter Brocken in der Hand, von denen Jeb behauptete, es wäre hausgemachte Kaktusseife - folgte ich ihm zu dem Raum mit den zwei Flüssen.

Wir waren wieder nicht allein und wieder war ich schrecklich enttäuscht, dass das so war. Drei Männer und eine Frau - die mit dem graumelierten Zopf- schöpften mit Eimern Wasser aus dem schmaleren Strom. Aus dem Badezimmer hallte lautes Plantschen und Gelächter.

»Wir warten einfach, bis wir dran sind«, erklärte mir Jeb.

Er lehnte sich an die Wand. Ich stand steif neben ihm und war mir der vier Augenpaare, die auf mir ruhten, auf unangenehme Weise bewusst, obwohl ich meine eigenen auf den dunklen, heißen Wasserlauf geheftet hatte, der unter dem löchrigen Boden hindurchströmte.

Nach kurzer Wartezeit verließen drei Frauen das Badezimmer, mit nassen Haaren, die auf ihre T-Shirts tropften - es waren die durchtrainierte, karamellhäutige Frau, eine junge Blonde, die ich, soweit ich mich erinnerte, noch nie gesehen hatte, und Melanies Cousine Sharon. Ihr Gelächter brach abrupt ab, als sie uns erblickten.

»Tag, Ladys«, sagte Jeb und legte einen Finger an seine Stirn, als wäre es eine Hutkrempe.

»Jeb«, erwiderte die karamellfarbene Frau trocken.

Sharon und das andere Mädchen ignorierten uns.

»Okay, Wanda«, sagte er, als sie vorbei waren. »Du bist dran.«

Ich warf ihm einen unglücklichen Blick zu, dann betrat ich vorsichtig den schwarzen Raum.

Ich versuchte mich zu erinnern, wie der Fußboden verlief - ich war mir sicher, der Rand des Wassers war ein paar Schritte entfernt. Ich zog als Erstes die Schuhe aus, damit ich das Wasser mit meinen Zehen ertasten konnte.

Es war stockdunkel. Ich erinnerte mich an das tiefschwarze Wasser des Beckens, das einer Menge Vorstellungen Raum gab, was unter seiner undurchsichtigen Oberfläche schlummern mochte, und schauderte. Aber je länger ich wartete, umso länger musste ich hier sein, also legte ich die sauberen Kleider neben meine Schuhe, behielt die stinkende Seife in der Hand und setzte vorsichtig einen Fuß vor den anderen, bis ich den Rand des Beckens erreichte.

Das Wasser war kühl verglichen mit dem Dampf in der äußeren Höhle. Es fühlte sich gut an. Das hielt mich zwar nicht davon ab, Angst zu haben, aber ich konnte das Gefühl doch genießen. Es war so lange her, seit irgendetwas *kühl* gewesen war. Mitsamt meinen dreckigen Klamotten watete ich bis zur Taille ins Wasser. Ich konnte spüren, wie die Strömung meine Knöchel umspielte, die Steine umfloss. Zum Glück war das Becken kein stehendes Gewässer - ich hätte es unangenehm gefunden, es zu beschmutzen, ... dreckig, wie ich war.

Ich hockte mich in die tiefschwarze Flüssigkeit, so dass ich bis zu den Schultern untergetaucht war. Dann fuhr ich mit der körnigen Seife über meine Kleider, da das die einfachste Art war, sie sauber zu kriegen. Dort, wo die Seife mit meiner Haut in Berührung kam, brannte es leicht.

Ich zog die eingeseiften Kleider aus und rubbelte sie unter Wasser aneinander. Dann spülte ich sie immer wieder aus, bis unmöglich auch nur der kleinste Rest meines Schweißes oder meiner Tränen übrig sein konnte, wrang sie aus und legte sie neben das Becken auf den Boden.

Auf der nackten Haut brannte die Seife noch stärker, aber das Brennen war erträglich, weil es bedeutete, dass ich wieder sauber wurde. Als ich mich eingeseift hatte, kribbelte mein ganzer Körper und meine Kopfhaut glühte. Es kam mir so vor, als wären die Stellen mit den Blutergüssen empfindlicher als der Rest- sie mussten also immer noch da sein. Ich war froh, als ich die brennende Seife auf den Steinboden legen und mich genauso gründlich abspülen konnte wie vorhin meine Kleider.

Mit einer eigenartigen Mischung aus Erleichterung und Bedauern watete ich aus dem Becken. Das Wasser war angenehm, genau wie das Gefühl sauberer, wenn auch kribbelnder Haut. Aber ich hatte mehr als genug von der Schwärze und all den Dingen, die ich in der Dunkelheit zu sehen glaubte. Ich tastete nach den trockenen Kleidern, zog sie schnell über und fuhr mit meinen aufgeweichten Füßen in die Schuhe. Ich trug meine frisch gewaschenen Kleider in einer Hand und die Seife mit spitzen Fingern in der anderen.

Jeb lachte, als ich wiederauftauchte; sein Blick war auf die Seife in meinem vorsichtigen Griff gerichtet.

»Brennt ein bisschen, stimmt's? Wir arbeiten dran.« Er streckte seine Hand aus, die er mit einem Hemdzipfel abgedeckt hatte, und ich legte die Seife hinein.

Ich beantwortete seine Frage nicht, da wir nicht allein waren; hinter ihm hatte sich eine Schlange gebildet, die schweigend wartete - fünf Leute, die alle vom Feld kamen. Ian stand ganz vorne in der Schlange.

»Du siehst besser aus«, sagte er zu mir, aber ich konnte nicht heraushören, ob ihn das überraschte oder ärgerte. Er hob einen Arm und streckte seine langen, blassen Finger nach meinem Hals aus. Ich zuckte zurück und er ließ seine Hand schnell wieder sinken.

»Entschuldigung«, murmelte er.

Bezog sich das darauf, dass er mich gerade erschreckt hatte, oder darauf, meinen Hals überhaupt so zugerichtet zu haben? Ich konnte mir nicht vorstellen, dass er sich entschuldigte, weil er versucht hatte, mich umzubringen. Bestimmt wollte er weiterhin meinen Tod. Aber ich würde nicht nachfragen. Ich setzte mich in Bewegung und Jeb folgte mir.

»Siehst du, war doch gar nicht so übel heute«, sagte er, als wir durch den dunklen Gang gingen.

»Nicht so übel«, murmelte ich. Immerhin war ich nicht umgebracht worden. Das war doch schon was.

»Morgen wird es noch besser«, versprach er. »Das Säen mochte ich schon immer. Das Wunder dieser kleinen, tot aussehenden Samen, die so viel Leben beherbergen, fasziniert mich. Es gibt mir das Gefühl, dass ein vertrockneter alter Kerl wie ich doch noch ein bisschen Potenzial in sich tragen könnte. Und wenn auch nur als Dünger.« Jeb lachte über seinen Witz.

Als wir die große Gartenhöhle erreichten, nahm Jeb meinen Ellbogen und führte mich nach Osten statt nach Westen.

»Versuch nicht mir weiszumachen, dass du nach der Schufterei keinen Hunger hast«, sagte er. »Zimmerservice gibt es hier nicht. Du wirst dort essen müssen, wo alle anderen auch essen.«

Ich starrte verstockt auf den Fußboden, ließ mich aber von Jeb zur Küche führen.

Zum Glück war das Essen exakt dasselbe wie immer, denn wenn auf wundersame Weise ein Filet Mignon oder eine Tüte Käsecracker vor mir aufgetaucht waren, hätte ich das gar nicht zu schätzen gewusst. Allein das Schlucken erforderte all meine Konzentration - ich fand es grauenhaft, auch nur dieses kleine Geräusch zu machen in der Totenstille, die auf mein Erscheinen folgte. Die Küche war nicht sehr voll, nur zehn Leute lehnten an den Tresen, wo sie ihre harten Brötchen aßen und ihre wässrige Suppe tranken. Aber ich brachte erneut jegliches Gespräch zum Erliegen. Ich fragte mich, wie lange das so weitergehen konnte.

Die Antwort lautete: genau vier Tage.

Genau so lange brauchte ich, bis ich begriff, was Jeb vorhatte - was der Grund für seinen plötzlichen Wandel vom höflichen Gastgeber zum unerbittlichen Vorarbeiter war.

Den Tag nach dem Umgraben verbrachte ich mit der Aussaat und Bewässerung auf demselben Feld. Diesmal arbeitete dort eine andere Gruppe von Leuten als am Vortag; ich nahm an, dass es eine Art Rotationssystem für die verschiedenen Aufgaben gab. In dieser Gruppe waren Maggie und die karamellhäutige Frau, deren Namen ich allerdings nicht erfuhr. Fast alle arbeiteten schweigend. Das Schweigen kam mir unnatürlich vor - ein Protest gegen meine Anwesenheit.

Ian arbeitete wieder mit uns zusammen, obwohl er ganz offensichtlich nicht an der Reihe war, und das irritierte mich.

Ich musste wieder in der Küche essen. An diesem Tag war Jamie auch da und verhinderte, dass es vollkommen still im Raum war. Ich wusste, dass er sensibel genug war, um das unangenehme Schweigen zu bemerken, aber er ignorierte es und tat so, als wären er und Jeb und ich die einzigen Anwesenden. Er plauderte über Sharons Unterricht gab ein bisschen damit an, Ärger bekommen zu haben, weil er ungefragt etwas gesagt hatte, und beklagte sich über die Strafarbeit, die sie ihm dafür aufgebrummt hatte. Jeb schimpfte halbherzig mit ihm. Es gelang beiden ziemlich gut, vorzugeben, alles sei ganz normal. Ich war nicht in der Lage, irgendetwas vorzugeben. Als mich Jamie nach meinem Tag fragte, konnte ich nichts weiter tun, als starr in mein Essen zu blicken und einsilbige Antworten zu murmeln. Das schien ihn traurig zu machen, aber er bedrängte mich nicht weiter.

Nachts war das allerdings anders - da ließ er nicht zu, dass ich aufhörte zu reden, bis ich irgendwann darum bettelte, schlafen zu dürfen. Jamie hatte sein Zimmer wieder bezogen, sich in Jareds Hälfte eingerichtet und darauf bestanden, dass ich seine übernahm. Das kam Melanies Erinnerung ziemlich nahe und sie war zufrieden mit dieser Abmachung.

Jeb war es ebenfalls. »Erspart mir die Mühe, jemanden zu finden, der Wache hält. Behalt das Gewehr in deiner Nähe und vergiss es nicht«, sagte er zu Jamie.

Ich protestierte erneut, aber sowohl Jeb als auch Jamie weigerten sich, auf mich zu hören. Also schlief Jamie mit dem Gewehr auf der mir abgewandten Seite neben sich und ich machte mir Sorgen und hatte Albträume deswegen.

An meinem dritten Arbeitstag war ich zum Küchendienst eingeteilt. Jeb brachte mir bei, wie man den groben Brotteig knetete, wie man ihn zu runden Klumpen formte und gehen ließ und, später dann, wie man das Feuer im Fuß des großen Steinofens schürte, wenn es dunkel genug war, um Rauch aufsteigen zu lassen. Mitten am Nachmittag ging Jeb.

»Ich hole noch mehr Mehl«, murmelte er und spielte an dem Gurt herum, in dem sein Gewehr steckte.

Die drei schweigenden Frauen, die neben uns Brot kneteten, blickten nicht auf. Ich steckte bis zu den Ellbogen in dem klebrigen Teig, begann aber, ihn abzukratzen, um ihm folgen zu können.

Jeb grinste, warf den arbeitenden Frauen einen Blick zu und schüttelte den Kopf in meine Richtung. Dann drehte er sich um und verschwand durch die Tür, bevor ich so weit war. Ich erstarrte und hielt den Atem an. Ich sah zu den drei Frauen hinüber - die junge Blonde aus der Badehöhle, die mit dem graumelierten Zopf und die Mutter mit den schweren Lidern - und wartete darauf, dass ihnen bewusst wurde, wie leicht sie mich jetzt umbringen konnten. Kein Jeb, kein Gewehr, meine Hände im klebrigen Teig gefangen - es gab nichts, was sie davon abhalten konnte.

Aber die Frauen kneteten weiter und formten Brötchen, ohne dass ihnen diese offenkundige Erkenntnis zu dämmern schien. Nach einem langen atemlosen Moment begann ich ebenfalls wieder zu kneten. Wenn ich erstarrt dahockte, würde ich sie wahrscheinlich eher auf die Situation aufmerksam machen, als wenn ich weiterarbeitete.

Jeb war eine Ewigkeit weg. Vielleicht hatte er gemeint, dass er noch mehr Mehl *mahlen* musste. Das schien die einzig mögliche Erklärung für seine endlose Abwesenheit zu sein.

»Hat ja ganz schön lange gedauert«, sagte die Frau mit dem graumelierten Zopf, als er zurückkam. Es war also nicht nur meine Einbildung gewesen.

Jeb ließ einen schweren Leinensack auf den Boden fallen, wo er mit einem dumpfen Geräusch aufschlug. »Das ist eine Menge Mehl hier, Trudy. Versuch du das mal hochzuheben.«

Trudy schnaubte. »Ich vermute, du musstest ziemlich viele Pausen einlegen, um es so weit zu tragen.«

Jeb grinste sie an. »Allerdings.«

Mein Herz, das während der ganzen Episode gepocht hatte wie das eines Vogels, fiel in einen weniger hektischen Rhythmus.

Am nächsten Tag putzten wir die Spiegel in dem Raum, in dem das Maisfeld war. Jeb erklärte mir, dass man das regelmäßig tun musste, weil die Kombination aus Feuchtigkeit und Staub die Spiegel so sehr verkrustete, dass das Licht irgendwann zu schwach für die Pflanzen wurde. Ian, der wieder mit uns zusammenarbeitete, stieg auf die wackelige Holzleiter, während Jeb und ich versuchten sie festzuhalten. Es war ein schwieriges Unterfangen angesichts von Ians Gewicht und der mangelnden Stabilität der selbstgemachten Leiter. Am Ende des Tages fühlten sich meine Arme an wie Gummi und schmerzten.

Erst als wir fertig waren und uns auf dem Weg zur Küche befanden, stellte ich fest, dass der Gurt, der Jeb als Gewehrhalfter diente, leer war.

Ich schnappte hörbar nach Luft und meine Knie knickten ein wie die eines jungen Fohlens. Stolpernd kam ich zum Stehen.

»Was ist los, Wanda?«, fragte Jeb allzu unschuldig. Ich hätte ihm geantwortet, hätte nicht Ian direkt neben ihm gestanden und mein eigenartiges Verhalten fasziniert mit seinen lebhaften blauen Augen beobachtet.

Daher warf ich Jeb nur einen vielsagenden, teils ungläubigen, teils vorwurfsvollen Blick zu und ging dann langsam kopfschüttelnd neben ihm weiter. Jeb gluckste.

»Was ist denn los?«, flüsterte Ian ihm zu, als wäre ich taub. »Keine Ahnung«, sagte Jeb; er log, wie es nur ein Mensch konnte, glatt und unschuldig.

Er war ein guter Lügner und ich musste mich fragen, oh die Tatsache, dass er heute das Gewehr nicht dabeihatte, dass er um mich gestern allein gelassen hatte und dass er mich ständig zum Zusammensein mit den Menschen zwang, nur seine Art war, mich umzubringen, ohne selbst die Drecksarbeit machen zu müssen. Existierte unsere Freundschaft nur in meinem Kopf? War sie nur eine weitere Lüge?

Es war der vierte Tag, an dem ich in der Küche aß. Jeb, Ian und ich betraten den langgestreckten, warmen Raum - voll mit Menschen, die sich leise über die Ereignisse des Tages unterhielten - und nichts geschah. Nichts geschah.

Es herrschte keine plötzliche Stille. Niemand hielt inne, um mich mit Blicken zu durchbohren. Uns schien überhaupt niemand zu bemerken.

Jeb führte mich an einen freien Tresen und ging dann Brot für uns drei holen. Ian lehnte sich neben mich und wandte sich beiläufig an das Mädchen an seiner anderen Seite. Es war die junge Blonde - er nannte sie Paige.

»Wie läuft's denn so? Wie geht es dir, jetzt, wo Andy nicht da ist?«, fragte er sie.

»Im Prinzip gut, wenn ich mir nur nicht solche Sorgen machen würde«, sagte sie und biss sich auf die Lippe.

»Er kommt bald wieder zurück«, versicherte Ian ihr. »Jared bringt immer alle zurück nach Hause. Er hat wirklich ein Talent dafür. Seit er hier aufgetaucht ist, hatten wir keine Unfälle mehr, keine Probleme. Andy geht es bestimmt gut.«

Mein Interesse war geweckt, als er Jared erwähnte - Melanie, dieser Tage immer so schläfrig, war plötzlich hellwach -, aber Ian sagte nichts weiter. Er klopfte Paige nur auf die Schulter und drehte sich dann weg, um sein Essen von Jeb entgegenzunehmen.

Jeb saß neben mir und ließ seinen Blick mit einem überaus zufriedenen Gesichtsausdruck durch den Raum schweifen. Ich sah mich ebenfalls im Raum um und versuchte zu sehen, was er sah. So musste es hier normalerweise zugehen, wenn ich nicht da war. Allerdings schien meine Anwesenheit die anderen heute nicht zu stören. Sie mussten es leid sein, sich ihr Leben von mir einschränken zu lassen.

»Die Lage beruhigt sich langsam«, bemerkte Ian.

»War mir klar, dass das passieren würde«, erwiderte Jeb. »Wir sind doch alle vernünftige Leute hier.«

Ich runzelte die Stirn.

»Das stimmt, im Moment zumindest«, sagte Ian lachend. »Mein Bruder ist ja auch nicht hier.«

»Du sagst es«, stimmte Jeb zu.

Ich fand es interessant, dass sich Ian selbst zu den vernünftigen Leuten zählte. Hatte er bemerkt, dass Jeb unbewaffnet war? Ich brannte vor Neugier, aber ich konnte nicht riskieren, es anzusprechen.

Alle setzten ihre Mahlzeit fort. Die Neuigkeit, dass ich hier war, hatte offensichtlich ihren Reiz verloren. Der Gedanke erfüllte mich mit Hoffnung.

Als wir mit Essen fertig waren, befand Jeb, dass ich eine Ruhepause verdiente. Ganz der Gentleman, begleitete er mich den ganzen Weg bis zu meiner Tür.

»Wiedersehen, Wanda«, sagte er und berührte seinen imaginären Hut.

Ich holte tief Luft, um Mut zu fassen. »Jeb, warte ...«

»Ja?«

»Jeb ...« Ich zögerte, weil ich versuchen wollte, es ihm auf höfliche Art zu sagen. »Ich ... Weißt du, vielleicht ist es dumm von mir, aber ich dachte, wir wären Freunde.«

Ich musterte ihn und forschte nach irgendeiner Veränderung in seinem Gesicht, die bedeuten konnte, dass er vorhatte, mich anzulügen. Er sah einfach nur freundlich aus, aber was wusste ich schon von den Feinheiten des Lügens?

»Natürlich sind wir das, Wanda.«

»Warum versuchst du dann, mich umzubringen?«

Seine buschigen Augenbrauen zogen sich überrascht zusammen. »Wie kommst du denn auf die Idee, Kleines?«

Ich zählte meine Beobachtungen auf. »Du hattest heute das Gewehr nicht dabei. Und gestern hast du mich allein gelassen.«

Jeb grinste. »Ich dachte, du magst das Gewehr nicht.« Ich wartete auf eine Antwort.

»Wanda, wenn ich dich umbringen wollte, hättest du den ersten Tag nicht überlebt.«

»Ich weiß«, murmelte ich und war plötzlich verlegen, ohne zu wissen, warum. »Deshalb ist ja auch alles so verwirrend.«

Jeb lachte fröhlich. »Nein, ich will dich nicht umbringen! Das ist genau der Punkt, Mädchen. Ich hab sie alle dazu gebracht, sich daran zu gewöhnen, dass du hier bist; dazu, die Situation zu akzeptieren, ohne es zu merken. Das ist, wie wenn man einen Frosch kocht**.«**

Ich runzelte die Stirn angesichts dieses seltsamen Vergleichs. Jeb erklärte: »Wenn du einen Frosch in einen Topf mit kochendem Wasser wirfst, hüpft er sofort wieder raus. Aber wenn du denselben Frosch in einen Topf mit lauwarmem Wasser setzt und es dann langsam erhitzt, merkt der Frosch nicht, was los ist, bevor es zu spät ist. Gekochter Frosch. Der Trick ist, sich in kleinen Schritten vorzuarbeiten.«

Ich dachte einen Augenblick lang darüber nach, erinnerte mich daran, wie mich die Menschen beim Mittagessen ignoriert hatten. Jeb hatte sie an mich gewöhnt. Es war verrückt, in meiner Situation Hoffnung zu schöpfen, aber dennoch wurde ich von ihr durchdrungen und sah die Welt plötzlich in fröhlicheren Farben.

»Jeb?«

»Hm?«

»Bin ich der Frosch oder das Wasser?«

Er lachte. »Das herauszufinden, überlasse ich dir. Selbsterkenntnis ist gut für die Seele.« Als er sich zum Gehen wandte, lachte er erneut, diesmal noch lauter. »Das sollte keine Anspielung sein.«

»Warte - kann ich dich noch was fragen?«

»Klar. Ich würde sowieso sagen, jetzt bist du dran nach allem, was ich dich gefragt habe.«

»*Warum* bist du mein Freund, Jeb?«

Er kräuselte kurz die Lippen, während er über die Antwort nachdachte.

»Du weißt, dass ich ein neugieriger Mensch bin«, begann er und ich nickte. »Weißt du, ich habe euch Seelen oft beobachtet, aber nie mit einer gesprochen. Ich hatte einfach so viele Fragen ... Außerdem habe ich immer gedacht, dass man wahrscheinlich mit jedem auskommen kann, wenn man es wirklich will. Ich überprüfe meine Theorien gerne in der Praxis. Und bitte schön: Hier bist du, eins der nettesten Mädchen, die ich je getroffen habe. Es ist verdammt interessant, eine Seele zur Freundin zu haben, und ich bin wirklich stolz darauf, dass ich das hingekriegt habe.«

Er zwinkerte mir zu, machte eine Verbeugung und ging davon.

Nur weil ich Jebs Plan jetzt kannte, wurde es kein bisschen einfacher, als er ihn nach und nach immer weiterverfolgte.

Er trug das Gewehr jetzt gar nicht mehr bei sich. Ich wusste nicht, wo es war, aber ich war dankbar, dass es jetzt nachts nicht mehr neben Jamie lag. Es machte mich ein bisschen nervös, dass Jamie ungeschützt bei mir schlief, aber ich beschloss, dass er ohne das Gewehr eigentlich weniger in Gefahr schwebte. Niemand würde ihn verletzen wollen, wenn er keine Bedrohung darstellte. Außerdem hatten wir in letzter Zeit sowieso keine nächtlichen Besucher mehr gehabt.

Jeb begann mich auf kleine Botengänge zu schicken: aus der Küche noch ein Brötchen holen, weil er noch Hunger hatte. Einen Eimer Wasser holen, weil diese Ecke des Feldes noch trocken war. Jamie aus dem Unterricht holen, weil Jeb mit ihm sprechen musste. Hatte der Spinat bereits zu sprießen begonnen? Geh mal nachsehen. Kannte ich noch den Weg durch den südlichen Teil des Höhlensystems? Jeb hatte eine Nachricht für Doc.

Jedes Mal, wenn ich einen dieser einfachen Aufträge ausführen musste, war ich in Angstschweiß gebadet. Ich versuchte mich unsichtbar zu machen, wenn ich, so schnell ich konnte, ohne zu rennen, durch die großen Hallen und dunklen Gange lief. Ich hielt mich meistens dicht an der Wand und hatte den Blick gesenkt. Gelegentlich wurde meinetwegen ein Gespräch unterbrochen, so wie früher, aber in der Regel ignorierten mich alle. Das einzige Mal, dass ich konkrete Todesangst ausstand, war, als ich Sharons Unterricht unterbrach, um Jamie zu holen. Auf den Blick, den mir Sharon zuwarf, schien zwangsläufig ein Angriff folgen zu müssen. Aber sie ließ Jamie mit einem Nicken gehen, nachdem ich meine geflüsterte Anfrage hervorgepresst hatte, und als wir allein waren, hielt Jamie meine zitternde Hand und erklärte mir, dass Sharon jeden so ansah, der ihren Unterricht störte.

Am schlimmsten war es, als ich Doc aufsuchen sollte, denn Ian bestand darauf, mir den Weg zu zeigen. Ich schätze, ich hätte sein Angebot auch ablehnen können, aber Jeb hatte kein Problem damit und das bedeutete, dass Jeb Ian vertraute und nicht glaubte, er würde mich töten. Ich fühlte mich zwar alles andere als wohl dabei, diese Theorie einem Praxistest zu unterziehen,

aber es schien so, als sei dieser Test unvermeidlich. Wenn Jeb sich irrte, was sein Vertrauen in Ian anging, würde Ian sowieso bald eine andere Gelegenheit finden. Also nahm ich die Feuerprobe auf mich und ging mit ihm durch den langen, schwarzen südlichen Tunnel.

Ich überlebte die erste Hälfte des Weges und Doc empfing seine Nachricht. Es schien ihn nicht zu überraschen, Ian neben mir hertrotten zu sehen. Vielleicht bildete ich es mir nur ein, aber ich hatte den Eindruck, als würden sie sich einen vielsagenden Blick zuwerfen. Fast erwartete ich, dass sie mich gleich auf eins von Docs Feldbetten schnallen würden. Diese Räume verursachten mir immer noch Übelkeit.

Aber Doc bedankte sich einfach bei mir und schickte mich anschließend wieder weg, als wäre er beschäftigt. Mir war nicht klar, was genau er machte - er hatte mehrere aufgeschlagene Bücher vor sich und unzählige Stapel Papier, auf dem nichts als Skizzen zu sehen waren.

Auf dem Rückweg war meine Neugier stärker als meine Angst. »Ian?«, fragte ich. Es fiel mir nicht ganz leicht, zum ersten Mal seinen Namen auszusprechen.

»Ja?« Er klang überrascht, dass ich ihn ansprach.

»Warum hast du mich noch nicht umgebracht?«

Er schnaubte. »Das nenne ich eine direkte Frage.«

»Du könntest es tun, weißt du. Jeb wäre im ersten Moment vielleicht wütend, aber ich glaube nicht, dass er dich erschießen würde.« Was sagte ich da? Es hörte sich ja so an, als wollte ich ihn dazu überreden. Ich biss mir auf die Zunge.

»Ich weiß«, sagte er lakonisch.

Einen Moment lang herrschte Schweigen, nur das Geräusch unserer Schritte hallte leise und gedämpft von den Tunnelwänden wider.

»Es kommt mir einfach nicht fair vor«, sagte Ian schließlich. »Ich habe viel darüber nachgedacht und festgestellt, dass es die Sache nicht besser machen würde, wenn ich dich umbrächte. Es wäre so, als würde man einen Zivilisten für die Kriegsverbrechen eines Generals hinrichten. Allerdings kaufe ich Jeb seine verrückten Theorien nicht ab - klar, es wäre nett, daran glauben zu können, aber nur, weil man gerne möchte, dass etwas wahr

ist, heißt das noch nicht, dass das auch so ist. Aber egal, ob er Recht hat oder nicht, du stellst ganz offensichtlich keine Bedrohung für uns dar. Ich muss zugeben, dass du den Jungen wirklich zu mögen scheinst. Es ist seltsam, das zu beobachten. Wie auch immer, so lange du uns nicht in Gefahr bringst, käme es mir ... grausam vor, dich umzubringen. Und ein Außenseiter mehr oder weniger hier in der Höhle - was macht das schon für einen Unterschied?«

Ich dachte einen Moment lang über das Wort *Außenseiter* nach. Das war vielleicht die treffendste Beschreibung für mich, die ich mir vorstellen konnte. Wo hatte ich schon je wirklich dazugehört? Wie seltsam, dass sich unter all den Menschen ausgerechnet Ian als so überraschend freundlich entpuppte. Ich hätte nicht gedacht, dass Grausamkeit etwas Negatives für ihn war.

Er wartete schweigend ab, während ich über all das nachdachte.

»Wenn du mich nicht umbringen willst, warum hast du mich dann heute begleitet?«, fragte ich.

Er machte wieder eine Pause, bevor er antwortete.

»Ich bin mir nicht sicher, dass ...« Er zögerte. »Jeb glaubt, dass sich die Lage beruhigt hat, aber ich bin mir, was das angeht, nicht völlig sicher. Es gibt da immer noch ein paar Leute ... Wie auch immer, Doc und ich versuchen, sooft wir können, ein Auge auf dich zu haben. Vorsichtshalber. Dich in den südlichen Tunnel zu schicken, hieß meiner Meinung nach, das Schicksal sehr herauszufordern. Aber so ist Jeb - er fordert das Schicksal gern bis zum Letzten heraus.«

»Du ... du und Doc versucht mich zu *beschützen?«*

»Seltsame Welt, was?«

Es dauerte ein paar Sekunden, bevor ich antworten konnte. »Die seltsamste von allen«, pflichtete ich ihm schließlich bei.

Genötigt

Eine Woche verstrich oder auch zwei - hier, wo Zeit überhaupt keine Rolle spielte, schien es sinnlos, die Tage zu zählen - und meine Situation wurde immer seltsamer.

Ich arbeitete täglich mit den Menschen zusammen, aber nicht immer mit Jeb. An manchen Tagen kam Ian mit, an manchen Doc und manchmal bloß Jamie. Ich jätete das Feld, knetete Brotteig und schrubbte Tresen. Ich schleppte Wasser, kochte Zwiebelsuppe, wusch Wäsche am hinteren Ende des schwarzen Beckens und verätzte mir die Hände beim Herstellen der hautreizenden Seife. Jeder leistete seinen Beitrag, und da ich hier eigentlich nichts zu suchen hatte, arbeitete ich doppelt so hart wie der Rest, ich wusste, dass ich mir hier keinen Platz verdienen konnte, aber ich versuchte den anderen durch meine Anwesenheit so wenig wie möglich zur Last zu fallen.

Ich erfuhr ein wenig über die Menschen um mich herum, hauptsächlich einfach dadurch, dass ich ihnen zuhörte. Zumindest lernte ich ihre Namen. Die karamellhäutige Frau hieß Lily und war aus Philadelphia. Sie hatte Sinn für trockenen Humor und verstand sich mit allen gut, denn sie ließ sich nie aus der Ruhe bringen. Der junge Mann mit den schwarzen Stoppelhaaren, Wes, sah sie oft an, aber das schien sie nicht zu bemerken. Er war erst neunzehn und aus Eureka, Montana, geflohen. Die Mutter mit den müden Augen hieß Lucina und ihre beiden Jungen Isaiah und Freedom - Freedom war hier in den Höhlen von Doc auf die Welt geholt worden. Diese drei sah ich nicht oft; es schien, als hielte die Mutter ihre Kinder auf Distanz zu mir, so gut es in diesen beengten Räumlichkeiten ging. Der Mann mit dem schütteren Haar und den roten Wangen war Trudys Ehemann; er hieß Geoffrey. Sie waren häufig mit einem anderen Mann zusammen, Heath, der seit früher Kindheit der beste Freund Geoffreys war; die drei waren gemeinsam vor der

Invasion geflohen. Der bleiche, weißhaarige Mann war Walter und er war krank, aber Doc wusste nicht, was ihm fehlte - es gab keine Möglichkeit, es herauszufinden, nicht ohne Laboruntersuchungen -, und selbst wenn Doc die Krankheit hätte diagnostizieren können, hatte er doch keine Medikamente, um sie zu behandeln. Als die Symptome fortschritten, begann Doc zu glauben, dass es sich um Krebs handelte. Es schmerzte mich, jemanden wirklich an etwas *sterben* zu sehen, das so leicht hätte geheilt werden können. Walter wurde schnell müde, aber er war immer fröhlich. Die weißblonde Frau - deren Augen dagegen sehr dunkel waren -, die den anderen an meinem ersten Tag auf dem Feld Wasser gebracht hatte, war Heidi. Travis, John, Stanley, Reid, Carol, Violetta, Ruth Ann ... Immerhin kannte ich alle Namen. Es gab fünfunddreißig Menschen in der Kolonie, von denen sechs auf Beutezug waren, Jared eingeschlossen. Zurzeit waren also neunundzwanzig Menschen in den Höhlen - und eine höchst unwillkommene Außerirdische.

Ich erfuhr auch mehr über meine Nachbarn.

Ian und Kyle teilten sich die Höhle mit den beiden echten über den Eingang gelehnten Türen auf meinem Flur. Ian hatte sich aus Protest gegen meine Anwesenheit zunächst bei Wes in einem anderen Gang einquartiert, aber bereits nach zwei Nächten war er zurückgekehrt. Auch die übrigen Höhlen hatten eine Zeit lang leer gestanden. Jeb erklärte mir, dass die anderen Angst vor mir hatten, was mich zum Lachen brachte. Neunundzwanzig Klapperschlangen hatten Angst vor einer einsamen Feldmaus?

Inzwischen war Paige zurückgekehrt, die die Höhle hinter meiner mit ihrem Freund Andy teilte - dessen Abwesenheit sie betrauerte. Lily wohnte mit Heidi in der ersten Höhle mit den geblümten Laken, Heath in der zweiten mit den zusammengeklebten Pappstücken und Trudy und Geoffrey in der dritten mit einem gestreiften Quilt. Reid und Violetta lebten in einer Höhle weiter hinten im Gang und schützten ihre Privatsphäre mit einem fleckigen, abgenutzten Orientteppich.

Die vierte Höhle auf diesem Flur gehörte Doc und Sharon und die fünfte Maggie, aber keiner von den dreien war zurückgekehrt.

Doc und Sharon waren ein Paar und in ihren seltenen humorvollen Momenten zog Maggie Sharon damit auf, dass erst die Welt untergehen musste, bevor sie den perfekten Mann gefunden hatte. Alle Mütter wollten schließlich einen Arzt zum Schwiegersohn. Sharon war nicht das Mädchen, das ich in Melanies Erinnerungen gesehen hatte. Waren es die Jahre des Alleinlebens mit der mürrischen Maggie, die sie in eine nur wenig farbigere Version ihrer Mutter verwandelt hatten? Obwohl ihre Beziehung mit Doc noch jünger war als meine Anwesenheit auf diesem Planeten, zeigten sie kein Anzeichen frischer Verliebtheit.

Wie lange die Beziehung bestand, wusste ich von Jamie - Sharon und Maggie vergaßen es selten, wenn ich mit ihnen in einem Raum war, und achteten sorgfältig darauf, was sie sagten. Sie leisteten immer noch den stärksten Widerstand; sie waren die Einzigen hier, deren Nichtbeachtung meiner Person sich immer noch aggressiv und feindselig anfühlte.

Ich hatte Jamie gefragt, wie Sharon und Maggie hierhergekommen waren. Hatten sie Jeb selbst gefunden, waren sie schneller gewesen als Jared und Jamie? Er schien zu verstehen, was ich wirklich wissen wollte: War Melanies letzter Versuch, sie zu finden, komplett sinnlos gewesen?

Jamie verneinte das. Als Jared ihm Melanies letzte Nachricht gezeigt hatte, ihm erklärt hatte, dass sie fort war - es dauerte eine Weile, bis er nach diesem Wort in der Lage war weiterzusprechen, und ich konnte in seinem Gesicht lesen, was dieser Moment für sie beide bedeutet hatte -, hatten sie sich selbst auf die Suche nach Sharon gemacht. Maggie hatte Jared mit einem antiken Schwert in Schach gehalten, während er versucht hatte, alles zu erklären; fast wäre es schiefgegangen. Als Maggie und Jared dann bei der Auflösung von Jebs Rätsel endlich zusammenarbeiteten, hatte es nicht mehr lange gedauert, es zu lösen. Sie hatten die Höhlen gefunden, noch bevor ich aus Chicago nach San Diego gezogen war. Es war nicht so schwierig, wie ich gedacht hatte, mit Jamie über Melanie zu reden. Sie nahm an diesen Gesprächen immer teil - linderte seinen Schmerz, linderte meine Verlegenheit -, obwohl sie selbst wenig sagte. Sie sprach jetzt nur noch selten mit mir, und wenn sie es tat, dann nur ganz leise; gelegentlich war ich mir nicht sicher ob ich sie wirklich gehört hatte oder nur meine eigene Vorstellung davon, was sie denken mochte. Aber um Jamies willen

gab sie sich Mühe. Wenn ich sie hörte, dann immer, wenn ich mit ihm zusammen war. Wenn sie nicht sprach, spürten wir trotzdem beide ihre Anwesenheit.

»Warum ist Melanie jetzt so still?«, fragte mich Jamie einmal spätabends. Ausnahmsweise quetschte er mich nicht über Spinnen und Feuerschmecker aus. Wir waren beide müde - es war ein langer Tag gewesen, an dem wir Möhren aus der Erde gezogen hatten.

Mein Rücken war völlig verspannt.

»Das Reden ist anstrengend für sie - es kostet sie viel mehr Kraft als dich und mich. Es gibt nichts, was sie unbedingt sagen möchte.«

»Was *macht* sie denn die ganze Zeit?«

»Zuhören, nehme ich an. Ehrlich gesagt weiß ich es nicht genau.«

»Kannst du sie jetzt hören?«

»Nein.«

Ich gähnte und er schwieg. Ich dachte, er würde schlafen, und begann ebenfalls einzunicken.

»Glaubst du, sie geht irgendwann weg? Ganz?«, flüsterte Jamie plötzlich. Beim letzten Wort versagte seine Stimme.

Ich war keine Lügnerin, und selbst wenn, glaube ich nicht, dass ich Jamie hätte belügen können. Ich versuchte nicht daran zu denken, welchen Einfluss meine Gefühle für ihn darauf hatten. Denn was hatte es zu bedeuten, wenn sich die größte Liebe, die ich in meinen neun Leben je empfunden hatte, das erste Mal, dass ich so etwas wie Familiensinn oder Mutterinstinkt verspürte, auf eine andere Lebensform bezog? Ich schob den Gedanken beiseite.

»Ich weiß es nicht«, erklärte ich. Und weil es die Wahrheit war, fügte ich hinzu: »Ich hoffe nicht.«

»Magst du sie so sehr wie mich? Hast du sie so sehr gehasst wie sie dich?«

»Ich mag sie auf andere Art als dich. Und ich habe sie nie wirklich gehasst, noch nicht einmal ganz am Anfang. Ich hatte große Angst vor ihr und ich war wütend, dass ich ihretwegen nicht so sein konnte wie alle anderen. Aber Stärke habe ich schon immer bewundert und Melanie ist die stärkste Person, die mir je begegnet ist.«

Jamie lachte. *»Du* hattest Angst vor *ihr*?«

»Glaubst du nicht, dass deine Schwester einem Angst einjagen kann? Weißt du noch, wie du dich mal zu weit in den Canyon vorgewagt hast und sie laut Jared >absolut ausgerastet< ist, als du zu spät nach Hause gekommen bist?«

Bei der Erinnerung daran musste er kichern. Ich war froh, ihn von seinen schmerzlichen Fragen abgelenkt zu haben.

Ich wollte mich um jeden Preis mit allen meinen neuen Gefährten gut stellen und den Frieden wahren. Und ich hatte gedacht, ich wäre bereit, alles dafür zu tun, egal wie anstrengend es war oder wie sehr es stank, aber es stellte sich heraus, dass ich mich geirrt hatte.

»Ich habe da über was nachgedacht«, sagte Jeb eines Tages zu mir, etwa zwei Wochen nachdem sich die Lage »beruhigt« hatte. Ich begann diese Worte aus Jebs Mund zu verabscheuen.

»Erinnerst du dich noch daran, dass ich dir gesagt habe, du könntest hier vielleicht ein bisschen unterrichten?«

Meine Antwort war schroff. »Ja.«

»Und, wie sieht's aus?«

Ich musste nicht darüber nachdenken. »Nein.« Meine Weigerung verursachte mir unerwartete Schuldgefühle. Ich hatte noch nie eine Berufung zurückgewiesen. Es kam mir egoistisch vor. Aber das hier war schließlich ganz offensichtlich ein Sonderfall. Die Seelen hätten mich nie gebeten, etwas so Selbstmörderisches zu tun.

Er runzelte die Stirn und zog seine raupenförmigen Augenbrauen zusammen. »Warum nicht?«

»Wie würde Sharon das wohl finden?«, fragte ich ihn mit ruhiger Stimme. Es war nur ein Argument von vielen, aber vielleicht das zugkräftigste.

Er nickte, immer noch mit gerunzelter Stirn, und stimmte mir in diesem Punkt zu. »Es geht ums Allgemeinwohl«, grummelte er.

Ich schnaubte. »Das Allgemeinwohl? Wäre es dafür nicht besser mich zu erschießen?«

»Wanda, das ist kurzsichtig«, argumentierte er, als sei meine Antwort ein ernsthafter Überzeugungsversuch gewesen. »Uns bietet sich hier eine absolut ungewöhnliche Gelegenheit, etwas zu lernen. Es wäre Verschwendung, sie nicht zu nutzen.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass irgendjemand etwas von mir lernen will. Es macht mir nichts aus, mich mit dir oder Jamie zu unterhalten ...«

»Es spielt keine Rolle, was sie wollen«, beharrte Jeb. »Es ist gut für sie. Das ist wie Schokolade gegen Brokkoli. Es kann nicht schaden, wenn sie mehr über das Universum erfahren - ganz zu schweigen von den neuen Bewohnern unseres Planeten.«

»Wozu könnte ihnen das von Nutzen sein, Jeb? Glaubst du, ich weiß etwas, das die Seelen zerstören könnte? Das Ruder herumreißen? Jeb, es ist vorbei.«

»Solange wir noch hier sind, ist es nicht vorbei«, erklärte er mir grinsend, so dass ich wusste, dass er mich mal wieder aufzog. »Ich erwarte nicht, dass du zum Verräter wirst und uns eine Wunderwaffe aushändigst. Ich glaube einfach, wir sollten mehr über die Welt, in der wir leben, wissen.«

Beim Wort *Verräter* zuckte ich zusammen. »Ich könnte euch keine Waffe aushändigen, selbst wenn ich wollte, Jeb. Wir keine große Schwäche, keine Achillesferse. Keine Erzfeinde dort draußen im Weltraum, die euch zu Hilfe kommen könnten, keine Viren, die uns auslöschen und euch am Leben lassen. Tut mir leid.«

»Mach dir nichts draus.« Er ballte eine Faust und schlug mich damit spielerisch auf den Arm. »Vielleicht wärst du aber auch überrascht. Ich hab dir ja schon gesagt, dass es hier drin ganz schön langweilig werden kann. Vielleicht sind die Leute erpichter auf deine Geschichten, als du glaubst.«

Ich wusste, dass Jeb nicht lockerlassen würde - war er überhaupt in der Lage, eine Niederlage hinzunehmen? Ich bezweifelte es.

Die Mahlzeiten nahm ich normalerweise mit Jeb und Jamie ein, wenn er nicht gerade in der Schule oder anderweitig beschäftigt war. Ian saß immer in der Nähe, wenn auch nicht direkt bei uns. Seine Rolle als mein selbsternannter Bodyguard war mir nicht so ganz geheuer. Es war zu schön, um wahr zu sein, und konnte daher, nach der menschlichen Philosophie, eindeutig nicht stimmen.

Ein paar Tage nachdem ich Jebs Aufforderung, die Menschen »zu ihrem Besten« zu unterrichten, ausgeschlagen hatte, setzte sich Doc während des Abendessens zu mir.

Sharon blieb, wo sie war, in der von meinem Stammplatz am weitesten entfernten Ecke. Heute war sie allein, ohne ihre Mutter. Sie drehte sich nicht um, um Doc hinterherzublicken. Ihr leuchtendes Haar war zu einem hochsitzenden Knoten geschlungen, so dass ich sehen konnte, wie steif sie ihren Kopf hielt und wie gespannt ihre unglücklich hochgezogenen Schultern waren. Ich wäre am liebsten sofort weggegangen, noch bevor Doc mir sagen konnte, was immer er loswerden wollte, damit niemand auf die Idee kam, ich hätte irgendetwas mit ihm zu tun.

Aber Jamie war bei mir und nahm meine Hand, als er den üblichen panischen Ausdruck in meinen Augen auftauchen sah. Er entwickelte eine unheimliche Begabung dafür, zu spüren, wann ich nervös wurde. Ich seufzte und blieb sitzen. Es hätte mich vermutlich stärker beunruhigen sollen, dass ich mich so sehr von den Wünschen dieses Kindes leiten ließ.

»Wie geht's denn so?«, fragte Doc beiläufig, während er neben mir auf den Tresen rutschte.

Ian, der ein Stück entfernt saß, drehte sich zu uns herum, als wolle er am Gespräch teilnehmen.

Ich zuckte mit den Schultern.

»Wir haben heute Suppe gekocht«, verkündete Jamie. »Meine Augen brennen immer noch.«

Doc hielt seine roten Hände hoch. »Seife.«

Jamie lachte. »Okay, du hast gewonnen.«

Doc verbeugte sich scherzhaft, dann wandte er sich an mich. »Wanda, was ich dich fragen wollte ...« Er brach ab.

Ich hob die Augenbrauen.

»Na ja, ich habe mich gefragt... von den Bewohnern all der unterschiedlichen Planeten, die du kennst, welche Spezies ist da körperlich den Menschen am nächsten?«

Ich blinzelte. »Warum?«

»Einfach gute, alte Biologenneugier. Ich hab über eure Heiler nachgedacht... Wo haben sie das Wissen her, zu heilen, statt einfach nur die Symptome zu kurieren, wie du gesagt hast?« Doc sprach lauter als nötig, seine sanfte Stimme trug weiter als gewöhnlich. Mehrere Leute blickten auf - Trudy und Geoffrey, Lily, Walter ...

Ich schlang meine Arme fest um meinen Körper und versuchte weniger Raum einzunehmen. »Das sind zwei verschiedene Fragen«, murmelte ich.

Doc lächelte und gab mir mit einer Handbewegung zu verstehen, dass ich weitersprechen sollte.

Jamie drückte meine Hand.

Ich seufzte erneut. »Die Bären auf dem Nebelplaneten wahrscheinlich.«

»Der mit den Klauenbestien?«, flüsterte Jamie.

Ich nickte.

»In welcher Hinsicht ähneln sie uns?«, fragte Doc nach.

Ich verdrehte die Augen, da ich mir sicher war, dass Jeb dahintersteckte, fuhr aber fort: »Sie ähneln in vielerlei Hinsicht den Säugetieren. Fell, Warmblüter. Ihr Blut ist nicht genau dasselbe wie eures, aber es erfüllt im Prinzip denselben Zweck. Sie haben ähnliche Emotionen, dasselbe Bedürfnis nach sozialer Interaktion und kreativen Ausdrucksmöglichkeiten ...«

»Kreativ?« Doc beugte sich fasziniert - oder angeblich fasziniert - vor. »Wie das?«

Ich sah Jamie an. »Du weißt das doch alles. Warum erzählst du es Doc nicht?«

»Ich kann es vielleicht nicht richtig erklären.«

»Natürlich kannst du das.« Er sah Doc an, der nickte.

»Also, weißt du, sie haben diese unglaublichen Hände.« Jamie war sofort Feuer und Flamme. »Mit einer Art Doppelgelenk - sie können sie in beide Richtungen biegen.« Er streckte seine eigenen Finger, als versuchte er sie nach hinten umzuknicken. »Auf der einen Seite sind sie weich, wie meine Handfläche, aber auf der anderen Seite scharf wie Rasierklingen! Damit schneiden sie Eis - machen Eisskulpturen. Sie bauen Städte, ganz aus Kristallschlössern, die nie schmelzen! Es ist wunderschön, nicht wahr, Wanda?« Er drehte sich hilfesuchend zu mir um.

Ich nickte. »Sie sehen ein anderes Farbspektrum - das Eis ist voller Regenbogenfarben. Ihre Städte erfüllen sie mit Stolz. Sie versuchen immer, sie noch schöner zu machen. Ich kannte einen Bären, der hieß ... na ja, so was wie >Glitzerweber< - wobei das in ihrer Sprache besser klang -, weil das Eis zu wissen schien, was er wollte, und sich selbst die Form gab, von der er geträumt hatte. Ich bin ihm einmal begegnet und habe seine Werke gesehen. Das ist eine meiner schönsten Erinnerungen.«

»Die Bären können träumen?«, fragte Ian ruhig.

Ich lächelte schief. »Nicht so lebhaft wie Menschen.«

»Woher haben die Heiler ihr Wissen über die Physiologie einer neuen Spezies? Sie waren vorbereitet, als sie hierhergekommen sind. Ich habe gesehen, wie es losging - wie Patienten im Endstadium völlig gesund das Krankenhaus verlassen haben...« Auf Docs schmaler Stirn bildete sich eine V-förmige Falte. Er hasste die Invasoren so sehr wie alle hier, aber im Unterschied zu den anderen beneidete er sie auch.

Ich wollte nicht antworten. Inzwischen hörten uns alle zu und das hier war kein hübsches Märchen über Bären, die Eisskulpturen formten. Dies war die Geschichte ihrer Niederlage.

Doc wartete mit gerunzelter Stirn.

»Sie ... sie haben Proben genommen«, murmelte ich.

Ian grinste, als er verstand. »Die Entführungen durch Außerirdische.«

Ich ignorierte ihn.

Doc kräuselte die Lippen. »Das ergibt Sinn.«

Das Schweigen im Raum erinnerte mich an meinen ersten Besuch hier.

»Wo kommt ihr eigentlich her?«, fragte Doc. »Erinnerst du dich daran? Ich meine, weißt du, wie ihr euch als Spezies entwickelt habt?«

»Der Ursprung«, antwortete ich nickend. »Wir leben dort immer noch. Dort bin ich ... geboren.«

»Das ist etwas Besonderes«, fügte Jamie hinzu. »Man trifft nicht oft jemanden vom Ursprung, stimmt's? Die meisten Seelen versuchen dort zu bleiben, nicht wahr, Wanda?« Er wartete meine Antwort nicht ab. Ich begann zu bereuen, jede Nacht so gewissenhaft auf seine Fragen geantwortet zu haben. »Wenn also jemand dort weggeht, ist er dadurch fast so etwas wie ... eine Berühmtheit. Oder wie ein Mitglied einer Königsfamilie.«

Ich konnte spüren, wie meine Wangen zu glühen begannen.

»Es ist kühl dort«, fuhr Jamie fort. »Es gibt viele Wolken mit einer Menge verschiedenfarbiger Schichten. Es ist der einzige Planet, wo die Seelen lange Zeit außerhalb eines Wirts leben können. Die Wirte auf dem Ursprung sind auch ausgesprochen schön; sie haben eine Art Flügel und viele Tentakel und große silberne Augen.«

Doc beugte sich vor und stützte das Gesicht in seine Hand. »Weiß man noch, wie sich die Beziehung zwischen Wirt und Parasit ausgebildet hat? Wie hat die Kolonisierung angefangen?«

Jamie sah mich achselzuckend an.

»Wir waren schon immer so«, antwortete ich langsam, immer noch widerwillig. »Zumindest seit wir intelligent genug sind, um uns unserer Existenz bewusst zu sein. Unser Planet ist von einer anderen Spezies entdeckt worden - den Geiern, wie wir sie hier nennen, allerdings eher wegen ihrer Persönlichkeit als wegen ihres Aussehens. Sie waren ... gar nicht nett. Dann entdeckten wir, dass wir uns genau wie mit unseren ursprünglichen Wirten mit ihnen verbinden konnten. Sobald wir sie unter unsere Kontrolle gebracht hatten, nutzten wir ihre Technologie. Zuerst haben wir ihren Planeten übernommen, dann folgten wir ihnen auf den Drachenplaneten *und* in die Sommerwelt - bezaubernde Orte, wo die Geier sich auch nicht besonders nett verhalten hatten. Wir begannen mit der Kolonisierung; unsere Wirte vermehrten sich so viel langsamer als wir und ihre Lebensspanne war so kurz. Also fingen wir an, das Universum weiter zu erforschen ...« Ich brach ab, als mir bewusst wurde, wie viele Blicke auf mich gerichtet waren. Nur Sharon sah weiterhin weg.

»Du sprichst davon, als wärst du selbst dabei gewesen«, stellte Ian ruhig fest. »Wann war das alles?«

»Nachdem die Dinosaurier hier ausgestorben waren, aber noch vor eurer Zeit. Ich war nicht dabei, aber ich erinnere mich an einiges, woran sich die Mutter der Mutter meiner Mutter erinnerte.«

»Wie alt bist *du* denn?«, fragte Ian, wobei er mich mit seinen leuchtend blauen Augen durchbohrte.

»Ich weiß nicht, wie viel das in Erdenjahren ist.«

»Geschätzt?«, drängelte er.

»Tausende von Jahren wahrscheinlich.« Ich zuckte mit den Schultern. »Ich verliere immer den Überblick wegen der Jahre, die ich tiefgekühlt verbringe.«

Ian lehnte sich fassungslos zurück.

»Ganz schön alt«, sagte Jamie atemlos.

»Aber hier ganz konkret bin ich sogar jünger als du«, sagte ich leise zu ihm. »Noch nicht mal ein Jahr alt. Ich fühle mich ständig wie ein Kind.«

Jamies Mundwinkel zogen sich leicht nach oben. Der Gedanke reifer zu sein als ich, gefiel ihm.

»Wie verläuft der Alterungsprozess bei deiner Art?«, fragte Doc. »Wie ist die natürliche Lebensspanne?«

»Wir haben keine«, erklärte ich ihm. »Solange wir einen gesunden Wirt haben, können wir ewig leben.«

Ein leises Murmeln - ärgerlich? Erschrocken? Empört? Ich wusste es nicht - erhob sich in den Ecken der Höhle. Ich merkte, dass meine Antwort unklug gewesen war; ich konnte verstehen, was meine Worte für sie bedeuteten.

»Schön.« Das leise, wütende Wort kam aus Sharons Richtung, aber sie hatte sich nicht umgedreht.

Jamie drückte meine Hand, er sah in meinen Augen erneut den Wunsch zu fliehen. Diesmal machte ich mich sanft los.

»Ich habe keinen Hunger mehr«, flüsterte ich, obwohl mein Brot fast unberührt neben mir auf dem Tresen lag. Ich sprang herunter und flüchtete, wobei ich mich eng an der Wand hielt.

Jamie folgte mir dicht auf den Fersen. Er holte mich in der großen Gartenhöhle ein und reichte mir die Reste meines Brötchens. »Das war wirklich irre interessant«, sagte er. »Ich glaube nicht, dass irgendjemand besonders sauer ist.«

»Jeb hat Doc auf mich angesetzt, stimmt's?«

»Du kannst gute Geschichten erzählen - sobald das alle wissen, werden sie sie hören wollen. Genau wie ich und Jeb.«

»Und was, wenn ich sie nicht erzählen will?«

Jamie runzelte die Stirn. »Na ja, ich nehme an, dann ... solltest du es auch nicht tun. Aber ich hatte den Eindruck, als würde es dir Spaß machen, mir Geschichten zu erzählen.«

»Das ist was anderes. Du magst mich.« Ich hätte auch sagen können, *Du willst mich nicht umbringen,* aber damit hätte ich ihn nur aufgeregt.

»Sobald dich die Leute näher kennenlernen, werden sie dich alle mögen. Wie Ian und Doc.«

»Ian und Doc mögen mich nicht, Jamie. Sie sind bloß krankhaft neugierig.«

»Tun sie wohl.«

Ich stöhnte. Wir waren jetzt vor unserem Zimmer angelangt. Ich schob den Paravent zur Seite und ließ mich auf die Matratze fallen. Jamie setzte sich etwas vorsichtiger neben mich und schlang die Arme um seine Knie.

»Sei nicht böse«, bat er. »Jeb meint es nur gut.«

Ich stöhnte wieder.

»Es wird nicht so schlimm werden.«

»Doc wird das jetzt immer machen, wenn ich in der Küche bin, stimmt's?«

Jamie nickte verlegen. »Oder Ian. Oder Jeb.«

»Oder du.«

»Wir alle wollen das wissen.«

Ich seufzte und drehte mich auf den Bauch. »Muss Jeb wirklich jedes Mal seinen Willen durchsetzen?«

Jamie dachte einen Augenblick nach und nickte dann. »So ziemlich, ja.«

Ich biss ein großes Stück Brot ab. Als ich fertig gekaut hatte sagte ich: »Ich glaube, ich werde in Zukunft hier essen.«

»Ian wird dir morgen beim Unkrautjäten Fragen stellen. Nicht wegen Jeb - er macht es von sich aus.«

»Na prima!«

»Du kannst ganz schön sarkastisch sein. Ich dachte, die Parasiten - ich meine, die Seelen - mögen keinen schwarzen Humor. Nur den harmonischen Kram.«

»Sie würden hier drin schnell dazulernen, Kleiner.«

Jamie lachte und nahm dann meine Hand. »Du findest es hier nicht furchtbar, oder? Du bist doch nicht unglücklich?«

Seine großen, schokoladenbraunen Augen sahen besorgt aus.

Ich drückte seine Hand an mein Gesicht. »Mir geht es gut«, sagte ich und in diesem Augenblick war das die reine Wahrheit.

Zurückgekehrt

Ohne je offiziell zuzustimmen, wurde ich die Lehrerin, die Jeb sich gewünscht hatte.

Mein »Unterricht« war eine informelle Angelegenheit: Abends, nach dem Essen, beantwortete ich Fragen. Solange ich dazu bereit war, ließen Ian und Doc und Jeb mich tagsüber in Ruhe und ich konnte mich aufs Arbeiten konzentrieren. Wir kamen immer in der Küche zusammen; ich half gerne beim Backen, während ich sprach. So hatte ich eine Entschuldigung, wenn ich mal eine Pause machte, bevor ich eine schwierige Frage beantwortete, und ich wusste, wo ich hinschauen konnte, wenn ich niemandem in die Augen sehen wollte. Es schien mir eine innere Logik zu haben; meine Worte waren manchmal unangenehm für sie, aber meine Taten waren immer zu ihrem Besten.

Ich wollte nicht zugeben, dass Jamie Recht hatte. Natürlich *mochten* mich die Leute nicht. Das konnten sie gar nicht, ich war keine von ihnen. Jamie mochte mich, aber das war nur eine eigenartige chemische Reaktion, die alles andere als rational war. Jeb mochte mich, aber Jeb war verrückt. Alle anderen hatten keine Entschuldigung. Nein, sie mochten mich nicht. Aber die Dinge veränderten sich, als ich zu erzählen begann.

Zum ersten Mal fiel es mir an dem Morgen auf, nachdem ich Docs Fragen beim Abendessen beantwortet hatte. Ich wusch zusammen mit Trudy, Lily und Jamie im schwarzen Badezimmer Wäsche.

»Kannst du mir bitte mal die Seife geben, Wanda?«, fragte Trudy mich von links.

Meinen Körper durchfuhr es wie ein Stromschlag, als ich eine weibliche Stimme meinen Namen aussprechen hörte. Mechanisch gab ich ihr die Seife und wusch dann das Brennen von meiner Hand ab.

»Danke«, fügte sie hinzu.

»Gern geschehen«, murmelte ich. Meine Stimme versagte bei der letzten Silbe.

Am nächsten Tag kam ich im Gang an Lily vorbei, als ich Jamie zum Abendessen holen wollte.

»Wanda«, sagte sie und nickte mit dem Kopf.

»Lily«, erwiderte ich mit ausgetrockneter Kehle.

Bald waren es nicht mehr nur Doc und Ian, die abends Fragen stellten. Es überraschte mich, wer alles das Wort ergriff: Der erschöpfte Walter, auf dessen Gesicht ein besorgniserregender grauer Schatten lag, war unendlich interessiert an den Fledermäusen der Singenden Welt. Der sonst so wortkarge Heath, der normalerweise Trudy und Geoffrey das Reden überließ, war an diesen Abenden ausgesprochen offen. Die Feuerwelt faszinierte ihn, und obwohl sie zu den Planeten gehörte, von denen ich am wenigsten gern erzählte, bombardierte er mich mit Fragen, bis er alle Einzelheiten gehört hatte, die ich kannte. Lily interessierte sich für die technischen Details - sie wollte etwas über die Raumschiffe erfahren, die uns von Planet zu Planet brachten, ihre Piloten, ihren Treibstoff. Lily erklärte ich auch die Funktion der Tiefkühlbehälter - die alle schon mal gesehen, deren Zweck sie aber nicht verstanden hatten. Der schüchterne Wes, der normalerweise dicht neben Lily saß, wollte nichts über andere Planeten wissen, sondern über diesen hier. Wie funktionierte das alles? Kein Geld, keine Entlohnung für Arbeit - wieso brach die Gesellschaft der Seelen nicht auseinander? Ich versuchte zu erklären, dass es sich nicht allzu sehr vom Leben hier in den Höhlen unterschied. Arbeiteten wir nicht alle ohne Geld und teilten die Früchte unserer Arbeit gerecht auf?

»Stimmt schon«, unterbrach er mich kopfschüttelnd. »Aber das ist etwas anderes - Jeb hat ein Gewehr, mit dem er den Faulenzern einheizt.«

Wir sahen Jeb an, der zwinkerte, und alle brachen in Lachen aus. Jeb war ungefähr jeden zweiten Abend anwesend. Er beteiligte sich nicht am Gespräch, sondern saß nur nachdenklich hinten im Raum und grinste gelegentlich.

Er hatte Recht, was den Unterhaltungswert der Sache anging; komischerweise erinnerte mich die Situation an den Sehtang, obwohl wir alle Beine hatten. Dort hatte es eine spezielle Bezeichnung für die Unterhalter gegeben, so wie *Helfer* oder

Heiler oder *Sucher.* Ich war eine der *Geschichtenerzählerinnen* gewesen; daher war die Wandlung zur Lehrerin hier auf der Erde keine so große Veränderung, beruflich zumindest. Ganz ähnlich war auch die Atmosphäre in der Küche nach Einbruch der Dunkelheit, wenn der Geruch nach Rauch und frisch gebackenem Brot den Raum erfüllte. Alle hockten hier fest, wie angewurzelt. Meine Geschichten waren etwas Neues, etwas, worüber man nachdenken konnte, jenseits des Gewohnten - der immer gleichen anstrengenden Arbeit der immer gleichen fünfunddreißig Gesichter, der immer gleichen Erinnerungen an andere Gesichter, die eine immer gleiche Trauer hervorriefen; jenseits der immer gleichen Angst und der gleichen Verzweiflung, die bereits über so lange Zeit vertraute Begleiter waren. Und so war die Küche bei meinem zwanglosen Unterricht immer gut besucht. Nur Sharon und Maggie waren stets auffällig abwesend.

Etwa in meiner vierten Woche als informelle Lehrerin veränderte sich das Leben in den Höhlen erneut.

Die Küche war wie immer voll. Jeb und Doc waren die Einzigen, die außer den üblichen beiden fehlten. Auf dem Tresen neben mir stand ein Blech mit dunklen, teigigen Brötchen, die zu ihrer doppelten Größe aufgegangen waren. Sie warteten darauf, in den Ofen geschoben zu werden, sobald das Blech darin fertig war. Trudy sah alle paar Minuten hinein, um sicherzugehen, dass nichts anbrannte.

Ich versuchte oft Jamie dazu zu bringen, das Reden für mich zu übernehmen, wenn er die Geschichte gut kannte. Es gefiel mir zu sehen, wie die Begeisterung sein Gesicht zum Strahlen brachte und wie er mit seinen Händen Bilder in die Luft malte. An diesem Abend wollte Heidi mehr über die Delfine wissen, also bat ich Jamie, ihre Frage so gut er konnte zu beantworten.

Die Menschen klangen immer traurig, wenn sie nach unserem neuesten Wirt fragten. In den Delfinen spiegelte sich für sie ihre eigene Situation in den ersten Jahren der Besetzung wider. Heidis dunkle Augen, die unter ihrem weißblonden Pony irritierend wirkten, waren voller Mitleid, als sie ihre Fragen stellte.

»Sie sehen eher wie riesige Glühwürmchen aus als wie Fische, stimmt's, Wanda?« Jamie wollte sich fast alles, was er sagte, von mir bestätigen lassen, wartete meine Antwort allerdings nie ab. »Sie sind aber ganz ledrig mit drei, vier oder fünf Paar Flügeln, das hängt davon ab, wie alt sie sind, stimmt's? Sie fliegen also praktisch durchs Wasser - das leichter ist als das Wasser hier, weniger dicht. Sie haben fünf, sieben oder neun Beine, abhängig von ihrem Geschlecht, stimmt's, Wanda? Es gibt drei verschiedene Geschlechter. Sie haben echt lange Hände mit starken, kräftigen Fingern, die alle möglichen Sachen bauen können. Sie errichten Unterwasserstädte aus harten Pflanzen, die dort wachsen, eine Art Bäume, aber doch anders. Sie sind nicht so weit einwickelt wie wir, stimmt s, Wanda? Sie haben nie Raumschiffe oder Telefone zur Kommunikation erfunden. Die Menschen waren fortschrittlicher.«

Trudy holte das Blech mit den fertigen Brötchen aus dem Ofen und ich bückte mich, um die nächste Ladung aufgegangener Teigstücke in das heiße, rauchende Loch zu schieben.

Während ich schwitzend vor dem Feuer hockte, hörte ich so etwas wie Aufruhr außerhalb der Küche, der von irgendwoher in den Höhlen durch den Gang bis hier zu hören war. Mit all den Echos und der seltsamen Akustik hier unten war es schwierig, Entfernungen abzuschätzen.

»Hey!«, rief Jamie hinter mir und ich drehte mich gerade rechtzeitig um, dass ich noch einen Blick auf seinen Hinterkopf werfen konnte, als er aus der Tür stürmte.

Ich erhob mich aus der Hocke und wollte ihm instinktiv folgen.

»Warte«, sagte Ian. »Er kommt gleich wieder. Erzähl uns noch etwas von den Delfinen.«

Ian saß auf dem Tresen neben dem Ofen - ein heißer Platz, den ich mir nicht ausgesucht hätte - wodurch er mir nah genug war, Ich war sicher, dass ich es früh genug erfahren würde, also zuckte ich ebenfalls mit den Schultern und begann die unglaublich komplexen Familienstrukturen der Delfine zu erklären, während ich Trudy dabei half, die warmen Brötchen in Plastikbehälter zu stapeln.

»Sechs der neun ... Großeltern sozusagen bleiben traditionellerweise während der ersten Entwicklungsphase bei den Larven, während die drei Eltern mit *ihren* Großeltern an einem neuen Flügel der Familienbehausung arbeiten, den die Jungen dann bewohnen, sobald sie mobil sind«, erklärte ich, den Blick wie immer eher auf die Brötchen in meinen Händen als auf meine Zuhörer gerichtet, als ich ein Keuchen vom anderen Ende des Raums hörte. Ich fuhr automatisch mit meinem nächsten Satz fort, während ich meinen Blick über die Menge schweifen ließ, um zu sehen, wen ich so irritiert hatte. »Die übrigen drei Großeltern sind üblicherweise damit beschäftigt...«

Niemand war meinetwegen irritiert. Alle Köpfe waren in dieselbe Richtung gedreht, in die auch ich sah. Mein Blick huschte über ihre Hinterköpfe zum dunklen Eingang.

Das Erste, was ich sah, war Jamies schmale Gestalt, die den Arm von jemandem umklammerte. Jemand, der von Kopf bis Fuß dermaßen dreckig war, dass er fast mit der Höhlenwand verschmolz. Jemand, der zu groß war, um Jeb sein zu können, außerdem stand Jeb direkt hinter Jamie. Sogar aus dieser Entfernung konnte ich erkennen, dass Jeb die Augen zusammengekniffen und die Nase krausgezogen hatte, als hätte er Angst - ein ungewohnter Anblick. Und genauso deutlich konnte ich erkennen, dass Jamies Gesicht vor Freude strahlte.

»Jetzt ist es so weit«, murmelte Ian neben mir. Über dem Knistern der Flammen war seine Stimme kaum zu verstehen.

Der dreckige Mann, den Jamie immer noch umklammerte, machte einen Schritt nach vorn. Er hob langsam, wie in einem unfreiwilligen Reflex, eine Hand und ballte sie zur Faust.

»Was hat das zu bedeuten, Jeb?« Die dreckige Gestalt sprach mit Jareds Stimme - monoton, vollkommen unbewegt.

Meine Kehle war wie zugeschnürt. Ich versuchte zu schlucken und stellte fest, dass es nicht ging. Ich versuchte zu atmen und hatte keinen Erfolg. Mein Herz hämmerte unregelmäßig.

Jared!, jubelte Melanie laut - ein lautloser Begeisterungsschrei. Sie war plötzlich hellwach in meinem Kopf. *Jared ist wieder da!*

»Wanda bringt uns alles über das Universum bei«, plapperte Jamie aufgeregt los. Er schien Jareds Zorn nicht zu bemerken - wahrscheinlich war er einfach zu aufgeregt.

»Wanda?«, wiederholte Jared mit leiser Stimme, die fast ein Knurren war.

Hinter ihm im Gang standen noch mehr dreckige Gestalten. Ich bemerkte sie erst, als sie auf sein Knurren mit wütendem Gemurmel reagierten.

Ein blonder Kopf erhob sich zwischen den erstarrten Zuhörern. Paige sprang auf. »Andy!«, rief sie und stolperte zwischen den Leuten hindurch, die um sie herumsaßen. Einer der dreckigen Männer hinter Jared trat vor und fing sie auf, als sie beinahe über Wes stolperte. »Oh, Andy!«, schluchzte sie. Ihr Tonfall erinnerte mich an Melanies Stimme.

Paiges Ausbruch veränderte die Stimmung vorübergehend. Die schweigende Menge begann zu murmeln, die meisten erhoben sich. Die Geräusche waren jetzt eher ein Willkommen, als die Mehrheit der Anwesenden die zurückgekehrten Reisenden begrüßen ging. Ich versuchte den seltsamen Ausdruck auf ihren Gesichtern zu deuten - sie zwangen sich zum Lächeln und warfen mir flüchtige Blicke zu. Nach einer ganzen Weile - die Zeit um mich herum schien stillzustehen, während ich regungslos an meinem Platz stand - begriff ich langsam, dass der Gesichtsausdruck, ich bei ihnen beobachtete, *schuldbewusst* war.

»Alles wird gut, Wanda«, murmelte Ian leise.

Gehetzt sah ich ihn an und suchte nach demselben schuldbewussten Ausdruck auf seinem Gesicht. Ich fand ihn nicht. Seine lebhaften Augen wurden zu abwehrenden schmalen Schlitzen, als er zu den Neuankömmlingen hinübersah.

»Was zum Teufel soll das, Leute?«, dröhnte eine neue Stimme. Kyle - der aufgrund seiner Körpergröße trotz des Drecks leicht zu erkennen war - bahnte sich einen Weg um Jared herum und kam auf ... *mich* zu.

»Ihr lasst euch seine Lügen auftischen? Habt ihr vollkommen den Verstand verloren? Oder hat es die Sucher hergebracht? Seid ihr jetzt alle Parasiten?«

Viele Köpfe senkten sich verschämt. Nur ein paar hielten ihr Kinn in die Luft gereckt und die Schultern aufrecht: Lily, Trudy, Heath, Wes ... und ausgerechnet der gebrechliche Walter!

»Ganz ruhig, Kyle«, sagte Walter mit seiner schwachen Stimme.

Kyle ignorierte ihn. Entschlossenen Schrittes kam er auf mich zu; seine Augen, die von demselben lebhaften Kobaltblau waren wie die seines Bruders, funkelten zornig. Dennoch wanderte mein Blick immer wieder zu Jareds dunkler Gestalt zurück und versuchte, seinen undurchsichtigen Gesichtsausdruck zu deuten.

Melanies Liebe durchströmte mich wie ein See, dessen Damm gebrochen ist, und lenkte mich noch stärker von dem wütenden Barbaren ab, der schnell näher kam.

Ian glitt in mein Blickfeld, als er sich vor mich stellte. Ich reckte den Hals, um Jared weiter ansehen zu können.

»Die Dinge hier haben sich verändert, während du weg warst, Kyle.«

Kyle blieb stehen. Ihm klappte ungläubig die Kinnlade herunter. »Sind die Sucher also wirklich hier gewesen, Ian?«

»Sie stellt keine Gefahr für uns dar.«

Kyle biss die Zähne zusammen und ich sah aus den Augenwinkeln, wie er in seine Tasche fasste.

Das erregte schließlich meine Aufmerksamkeit. Ich zuckte zurück und rechnete mit einer Waffe. Stockend flüsterte ich: »Geh ihm aus dem Weg, Ian.«

Ian reagierte nicht auf meine Bitte. Ich war überrascht, wie viel Angst mir das machte, wie sehr ich verhindern wollte, dass ihm etwas zustieß. Es war nicht der Beschützerinstinkt - dieses fest verwurzelte *Bedürfnis,* zu beschützen -, den ich Jamie oder sogar Jared gegenüber verspürte. Ich wusste einfach nur, dass Ian nicht beim Versuch, mich zu verteidigen, verletzt werden sollte.

Kyles Hand kam wieder zum Vorschein und ein Licht blitzte auf. Er richtete es auf Ians Gesicht und ließ es dort eine Weile ruhen. Ian zuckte nicht vor dem Lichtstrahl zurück.

»Wie dann?«, wollte Kyle wissen und steckte die Taschenlampe wieder ein. »Du bist also kein Parasit. Wie hat es dich rumgekriegt?«

»Beruhig dich und wir erklären dir alles.« »Nein.«

Der Widerspruch kam nicht von Kyle, sondern von weiter hinten. Ich sah, wie Jared sich langsam zwischen den schweigenden Zuschauern hindurch auf uns zubewegte. Als er näher kam, Jamie mit verwirrtem Blick immer noch an seine Hand geklammert, konnte ich sein Gesicht unter der Maske aus Dreck besser erkennen. Sogar Melanie, die über seine sichere Rückkehr außer sich vor Freude war, konnte den hasserfüllten Ausdruck nicht missverstehen.

Jeb hatte all seine Anstrengungen auf die falschen Leute verschwendet. Es spielte keine Rolle, dass Trudy oder Lily mit mir sprachen, dass Ian sich zwischen seinen Bruder und mich stellen würde, dass Sharon und Maggie mich nicht angriffen. Der Einzige, der überzeugt werden musste, hatte jetzt endlich eine Entscheidung getroffen.

»Ich glaube nicht, dass sich hier irgendjemand beruhigen muss«, stieß Jared hervor. »Jeb«, fuhr er fort, ohne nachzusehen, ob der alte Mann ihm gefolgt war, »gib mir das Gewehr.«

Das Schweigen, das auf seine Worte folgte, war so angespannt, dass ich den Druck auf meinen Ohren spüren konnte.

Von dem Augenblick an, in dem ich sein Gesicht richtig sehen konnte, hatte ich gewusst, dass es vorbei war. Ich wusste, was ich jetzt zu tun hatte; Melanie war einverstanden. So leise ich konnte, machte ich einen Schritt zur Seite und leicht nach hinten, so dass ich nicht länger hinter Ian stand. Dann schloss ich die Augen.

»Hab's zufällig gerade nicht bei mir«, sagte Jeb gedehnt.

Ich linste unter meinen Lidern hervor, als Jared herumwirbelte, um sich zu vergewissern, dass Jeb die Wahrheit sagte.

Jareds Atem pfiff ärgerlich durch seine Nasenlöcher. »Na gut«, murmelte er. »So wird es allerdings länger dauern. Es wäre humaner, wenn du das Ding schnell finden würdest.«

»Bitte, Jared, lass uns reden«, sagte Ian und verteilte sein Gewicht sicher auf beide Beine, da er die Antwort bereits kannte.

»Ich glaube, es ist schon viel zu viel geredet worden«, knurrte Jared. »Jeb hat mir die Entscheidung überlassen und ich habe meinen Entschluss gefasst.«

Jeb räusperte sich geräuschvoll. Jared drehte sich um, um ihn erneut anzusehen.

»Was?«, fragte er. »Du hast die Regel selbst aufgestellt, Jeb.«

»Damit hast du wohl Recht.« Jared drehte sich wieder zu mir. »Ian, geh mir aus dem Weg.«

»Na, na, jetzt warte mal einen Moment«, fuhr Jeb fort. »Wenn du dich erinnerst, war die Regel: Zu wem der Körper gehört, der trifft die Entscheidung.«

Die Ader auf Jareds Stirn pulsierte deutlich sichtbar. »Und?«

»Mir scheint, es gibt hier jemanden, der mindestens so viel Anspruch auf sie hat wie du. Wenn nicht sogar noch mehr.«

Jared starrte vor sich hin, während er das verarbeitete. Nach einer Weile verstand er und runzelte die Brauen. Er sah auf den Jungen hinab, der immer noch an seinem Arm hing. Die ganze Freude war aus Jamies Gesicht gewichen und hatte es bleich und entsetzt zurückgelassen.

»Das kannst du doch nicht machen, Jared«, stieß er hervor. »Das würdest du doch nicht tun. Wanda ist gut. Sie ist meine Freundin! Und Mel! Was ist mit Mel? Du kannst Mel doch nicht umbringen! Bitte! Du musst...« Mit gequältem Gesichtsausdruck brach er ab.

Ich schloss meine Augen wieder und versuchte das Bild des leidenden Jungen aus meinem Kopf auszusperren. Es war bereits fast unmöglich, nicht zu ihm zu gehen. Ich zwang meine Muskeln zum Stillhalte, indem ich mir klarmachte, dass es ihm nicht helfen würde, wenn ich mich jetzt rührte.

»Also«, sagte Jeb in viel zu beiläufigem Tonfall für den Anlass, »wie du siehst, ist Jamie nicht einverstanden. Ich denke mal, er hat genauso viel Mitspracherecht wie du.«

Die Antwort ließ so lange auf sich warten, dass ich meine Augen wieder ganz öffnen musste.

Jared starrte Jamies gequältes, angsterfülltes Gesicht entsetzt an. »Wie konntest du das zulassen, Jeb?«, flüsterte er. »Es gibt wohl doch einiges zu bereden«, antwortete Jeb. »Aber warum gönnst du dir nicht erst mal eine Verschnaufpause? Vielleicht bist du nach einem Bad eher zu einem Gespräch bereit.«

Jared sah den alten Mann grimmig an; in seinem Blick spiegelten sich Fassungslosigkeit und der Schmerz des Verratenen. Ich kannte nur menschliche Vergleiche dafür: Cäsar und Brutus, Jesus und Judas.

Die unerträgliche Anspannung dauerte noch eine weitere lange Minute an, dann schüttelte Jared Jamies Finger von seinem Arm. »Kyle«, bellte er, drehte sich um und stapfte aus dem Raum. Kyle schnitt seinem Bruder zum Abschied eine Grimasse und folgte ihm.

Die anderen verdreckten Expeditionsteilnehmer gingen schweigend hinter ihnen her, Paige sicher im Arm ihres Andy.

Die meisten übrigen Menschen, all diejenigen, die aus Scham, dass sie mich in ihre Gesellschaft aufgenommen hatten, ihre Köpfe hängen ließen, schlurften hinter ihnen hinaus. Nur Jamie, Jeb und Ian, außerdem Trudy, Geoffrey, Heath, Lily, Wes und Walter blieben.

Niemand sagte etwas, bis das Echo der Schritte verhallt war. »Puh!«, keuchte Ian. »Das war knapp. Gute Idee, Jeb.« »Aus der Verzweiflung geboren. Aber wir sind noch nicht aus dem Schneider«, antwortete Jeb.

»Allerdings! Du hast das Gewehr nicht an irgendeiner leicht zugänglichen Stelle liegenlassen, oder?«

»Nein. Ich hab mir schon gedacht, dass das irgendwann passieren würde.«

»Na, immerhin.«

Jamie zitterte, allein in der Leere, die der Exodus zurückgelassen hatte. Da ich die Anwesenden zu meinen Freunden zählen konnte, wagte ich es, zu ihm zu gehen. Er schlang mir die Arme um die Taille und ich klopfte ihm mit flatternden Händen auf den Rücken.

»Ist ja gut«, log ich flüsternd. »Ist ja gut.« Ich wusste, dass jeder Idiot den falschen Unterton heraushören würde, und Jamie war kein Idiot.

»Er wird dir nichts tun«, sagte Jamie mit belegter Stimme, während er gegen seine Tränen ankämpfte. »Ich erlaube es ihm nicht.«

»Schsch«, murmelte ich.

Ich war verzweifelt - ich spürte, dass mein Gesicht vor Schreck erstarrt war. Jared hatte Recht - wie hatte Jeb das bloß zulassen können? Wenn sie mich doch gleich an meinem ersten Tag hier umgebracht hätten, bevor mich Jamie überhaupt zu Gesicht bekommen hatte ... Oder in der ersten Woche, in der Jared mich von allen anderen abgeschirmt hatte, bevor Jamie und ich Freunde geworden waren ... Oder wenn ich bloß meinen Mund gehalten hätte, was Melanie anging ... Für all das war es jetzt zu spät. Meine Arme schlossen sich um den Jungen.

Melanie war genauso verzweifelt wie ich. *Mein armer Kleiner.*

Ich habe dir ja gleich gesagt, dass es eine Schnapsidee ist, ihm alles zu erzählen, erinnerte ich sie.

Was wird mit ihm, wenn wir sterben?

Es wird fürchterlich - er wird traumatisiert sein und verängstigt und am Boden zerstört...

Melanie unterbrach mich. *Hör auf. Ich weiß, ich weiß. Aber was können wir dagegen tun?*

Am besten nicht sterben.

Melanie und ich dachten darüber nach, wie wahrscheinlich es war, dass wir überleben würden, und verzweifelten.

Ian klopfte Jamie auf den Rücken - von dem Schlag vibrierten unsere beiden Körper.

»Quäl dich nicht deswegen, Junge«, sagte er. »Du bist nicht allein.«

»Sie sind bloß schockiert, das ist alles.« Ich erkannte Trudys Altstimme hinter mir. »Sobald wir die Gelegenheit haben, ihnen alles zu erklären, werden sie zur Vernunft kommen.«

»Zur Vernunft kommen? Kyle?«, zischte jemand fast Unhörbar vor sich hin.

»Wir wussten, dass das irgendwann passieren würde«, murmelte Jeb. »Wir müssen es einfach durchstehen. Vorbeiziehen lassen wie einen Sturm.«

»Vielleicht solltest du dieses Gewehr holen gehen«, schlug Lily ruhig vor. »Die heutige Nacht könnte lang werden. Wanda kann bei Heidi und mir schlafen ...«

»Ich glaube, es wäre besser, sie woanders unterzubringen«, widersprach Ian. »Vielleicht in den südlichen Tunneln? Ich habe ein Auge auf sie. Jeb, würdest du mir helfen?«

»Bei mir würden sie nicht nach ihr suchen.« Walters Angebot war nicht mehr als ein Flüstern.

Wes übertönte Walters Worte. »Ich komme mit dir, Ian. Sie sind zu sechst.«

»Nein«, brachte ich schließlich hervor. »Nein. Das ist nicht richtig. Ihr dürft euch nicht gegenseitig bekämpfen. Ihr gehört alle hierher. Ihr gehört zusammen. Kein Kampf, nicht meinetwegen.«

Ich befreite mich aus Jamies Umarmung und hielt seine Handgelenke fest, als er versuchte, mich davon abzuhalten.

»Ich brauche einen Moment für mich«, erklärte ich ihm, ohne all die Blicke zu beachten, die ich auf meinem Gesicht spürte. »Ich muss einen Moment allein sein.« Ich drehte meinen Kopf und suchte Jebs Blick. »Und ihr solltet die Möglichkeit haben, das hier zu besprechen, ohne dass ich zuhöre. Es ist nicht fair, im Angesicht des Feindes über Strategien beratschlagen zu müssen.«

»Jetzt sei doch nicht so«, sagte Jeb.

»Gib mir Zeit zum Nachdenken, Jeb.« Ich entfernte mich von Jamie und ließ seine Hände los. Gleichzeitig spürte ich eine Berührung auf meiner Schulter und zuckte zusammen.

Es war nur Ian. »Es ist keine gute Idee, alleine da draußen herumzulaufen.«

Ich beugte mich zu ihm und versuchte so leise zu sprechen, dass Jamie mich nicht verstehen konnte. »Warum das Unvermeidliche rauszögern? Wird es leichter oder schwerer für ihn?«

Ich glaubte die Antwort auf meine letzte Frage zu kennen. Schnell duckte ich mich unter Ians Hand weg und rannte los, auf den Ausgang zu.

»Wanda!«, rief Jamie mir hinterher. Irgendjemand sagte ihm, er solle still sein. Ich hörte keine Schritte hinter mir. Sie mussten eingesehen haben, dass es besser war, mich gehen zu lassen.

Der Gang war dunkel und verlassen. Wenn ich Glück hatte, konnte ich in der Dunkelheit unbemerkt an der Wand der großen Gartenhöhle entlangschleichen. Während meiner ganzen Zeit hier hatte ich den Ausgang nicht gefunden. Es kam mir so vor, als hätte ich jeden einzelnen Tunnel unzählige Male durchquert, und ich hatte auch nie eine Öffnung gesehen, die ich auf der Suche nach irgendetwas nicht schon erforscht hatte. Darüber dachte ich jetzt nach, als ich durch die düstersten Ecken der großen Höhle schlich. Wo war bloß der Ausgang?

Und auch über etwas anderes dachte ich nach: Wenn ich es herausfand, wäre ich imstande wegzugehen?

Mir fiel nichts ein, wofür ich gerne hier weggegangen wäre - ganz bestimmt nicht die Wüste, die draußen wartete, aber genauso wenig die Sucherin, der Heiler, meine Helferin und auch nicht mein früheres Leben, das so wenig Eindruck bei mir

hinterlassen hatte. Alles, was mir wirklich etwas bedeutete, war hier bei mir Jamie. Und, obwohl er mich umbringen würde, Jared. Ich konnte mir nicht vorstellen, die beiden zu verlassen.

Und Jeb. Ian. Ich hatte jetzt Freunde. Doc, Trudy, Lily, Wes, Walter, Heath. Seltsame Menschen, die darüber hinwegsehen konnten, was ich war, und etwas in mir erblickten, was sie nicht umbringen mussten. Vielleicht war es bloß Neugier; trotzdem waren sie bereit, sich an meiner Seite dem Rest ihrer verschworenen Gemeinschaft von Überlebenden entgegenzustellen. Verwundert schüttelte ich den Kopf, während ich mit den Händen über den rauen Fels strich.

Ich konnte andere in der Höhle hören, am entgegengesetzten Ende. Ich hielt nicht an; hier konnten sie mich nicht sehen und ich hatte bereits den Spalt gefunden, nach dem ich suchte.

Es gab eigentlich nur einen Ort, wo ich hingehen konnte. Selbst wenn ich irgendwo den Weg nach draußen entdeckt hätte, wäre ich trotzdem dort hingegangen. Ich kroch in die schwärzeste Dunkelheit, die man sich vorstellen konnte, und eilte weiter.

Unentschlossen

Ich tastete mich zurück zu meinem Zellenloch.

Es war Wochen her, seit ich durch diesen Gang gegangen war; seit dem Morgen, an dem Jared aufgebrochen und Jeb mich freigelassen hatte, war ich nicht mehr hier gewesen. Es kam mir so vor, als sei dies der Ort, an den ich gehörte, solange ich lebte und Jared in den Höhlen war.

Diesmal leuchtete mir kein gedämpftes Licht entgegen. Ich war ziemlich sicher, mich jetzt im letzten Abschnitt zu befinden - die Kurven und Biegungen kamen mir noch immer vage vertraut vor. Ich strich mit meiner linken Hand so weit unten wie möglich an der Wand entlang und suchte nach der Öffnung, während ich weiterging. Ich hatte nicht unbedingt vor, wieder *in* das enge Loch zu kriechen, aber zumindest hätte ich in ihm einen Bezugspunkt und wüsste, dass ich dort war, wo ich sein sollte. Es stellte sich heraus, dass ich gar nicht die Möglichkeit hatte, meine Zelle wieder zu bewohnen. Im selben Moment, als meine Finger die raue Oberkante des Lochs berührten, stieß ich mit dem Fuß gegen ein Hindernis, stolperte und fiel auf die Knie. Ich streckte die Hände aus, um mich abzustützen, und durchschlug mit ihnen knisternd und raschelnd etwas, das kein Felsgestein war und nicht hierhergehörte.

Das Geräusch erschreckte mich; der unerwartete Gegenstand machte mir Angst. Vielleicht war ich falsch abgebogen und überhaupt nicht in der Nähe meines Lochs. Vielleicht war ich bei jemandem im Zimmer. In Gedanken ging ich noch mal meinen Weg ab und fragte mich, wie ich mich dermaßen hatte verlaufen können. Gleichzeitig verharrte ich unbeweglich in der Dunkelheit und lauschte auf irgendeine Reaktion auf meinen geräuschvollen Sturz.

Ich hörte nichts - keine Reaktion, kein Geräusch. Es war einfach nur so dunkel und muffig und feucht wie immer und so still, dass ich allein sein musste.

Vorsichtig und so leise wie möglich erkundete ich meine Umgebung.

Meine Hände steckten irgendwo fest. Ich zog sie heraus und betastete den Umriss von etwas, das sich wie ein Karton anfühlte - ein Karton mit einer dünnen, knisternden Plastikfolie als Deckel, die ich mit meinen Händen durchstoßen hatte. Ich stocherte in dem Karton herum und fand eine weitere Schicht aus knisterndem Plastik - kleine Rechtecke, die einen Höllenlärm machten, als ich in ihnen herumwühlte. Ich zog schnell meine Hand heraus aus Angst, Aufmerksamkeit zu erregen.

Ich erinnerte mich, dass ich geglaubt hatte, auf die Oberkante des Lochs gestoßen zu sein. Also suchte ich zu meiner Linken und fand dort einen weiteren Kartonstapel. Ich versuchte herauszubekommen, wie hoch der Stapel war, wozu ich aufstehen musste - er war so groß wie ich. Ich tastete weiter herum, bis ich die Wand erreichte und dann das Loch, genau dort, wo ich es vermutet hatte. Ich versuchte hineinzuklettern, um mich zu versichern, dass es sich wirklich um denselben Ort handelte - eine Sekunde auf dem gekrümmten Fußboden und ich würde Gewissheit haben -, aber ich kam nicht weiter als bis zur Öffnung. Das Loch war ebenfalls voll mit Kartons.

Da ich hier nicht weiterkam, erforschte ich mit meinen Händen den Gang vor der Höhle. Ich stellte fest, dass ich den Flur nicht weiter entlanggehen konnte, da er komplett mit den geheimnisvollen Pappkartons vollgestellt war.

Als ich den Boden absuchte und versuchte zu verstehen, was das alles zu bedeuten hatte, stieß ich noch auf etwas anderes als stapelweise Kartons. Ich fühlte ein raues Gewebe, wie Sackleinen, einen Sack mit etwas Schwerem, das sich mit einem sanften Knirschen verschob, als ich daran stieß. Ich knetete den Sack mit den Händen. Das leise Knirschen beunruhigte mich weniger als das Knistern des Plastiks - es war unwahrscheinlich, dass dieses Geräusch irgendjemanden auf mich aufmerksam machen würde.

Plötzlich war mir alles klar. Es war der Geruch, der den Ausschlag gab. Als ich mit dem sandähnlichen Inhalt des Sacks herumspielte, stieg mir der unerwartete Hauch eines vertrauten Aromas in die Nase. Ich war plötzlich wieder in meiner kargen Küche in San Diego, vor dem Unterschrank links von der Spüle.

In Gedanken sah ich alles genau vor mir: die Packung mit Reis, den Plastikmessbecher, mit dem ich ihn abmaß, die Reihen von Dosen dahinter ...

Sobald mir klar war, dass ich einen Sack Reis berührte, verstand ich. Ich war also doch am richtigen Ort. Hatte Jeb nicht gesagt, dass dies hier als Lagerraum diente? Und war Jared nicht gerade von einer langen Tour zurückgekehrt? Anscheinend hatten sie alles, was sie in sechs Wochen erbeutet hatten, hier an diesem abgelegenen Platz abgestellt, bis es benötigt wurde.

Mir rasten viele Gedanken gleichzeitig durch den Kopf.

Erstens wurde mir bewusst, dass ich von Essen umgeben war. Und zwar nicht bloß von hartem Brot und dünner Zwiebelsuppe, sondern von *Essen.* Irgendwo in diesem Haufen gab es vielleicht Erdnussbutter. Chocolate Chip Cookies. Kartoffelchips. *Käsecracker.*

Aber sobald ich mir vorstellte, diese Dinge zu finden, sie wieder zu schmecken, zum ersten Mal, seit ich die Zivilisation verlassen hatte, einmal wieder satt zu sein, hatte ich gleichzeitig Schuldgefühle deswegen. Jared hatte nicht sein Leben riskiert und sich wochenlang versteckt und gestohlen, um *mich* zu ernähren. Diese Lebensmittel waren für andere gedacht.

Ich machte mir auch Sorgen, dass das vielleicht noch nicht die ganze Ausbeute war. Was, wenn es noch mehr Kartons zu verstauen gab? Würden ausgerechnet Jared und Kyle sie herbringen? Es war nicht viel Vorstellungskraft nötig, um sich die Szene auszumalen, die sich abspielen würde, wenn sie mich hier fänden.

Aber war das nicht der Grund, weshalb ich hier war? War es nicht genau das, worüber ich alleine nachdenken wollte?

Ich ließ mich gegen die Wand sinken. Der Reissack gab ein anständiges Kissen ab. Ich schloss die Augen - was in der absoluten Dunkelheit eigentlich unnötig war - und machte es mir bequem, um mich zu beraten. *Okay, Mel, was jetzt?*

Ich war froh, festzustellen, dass sie noch immer präsent und wachsam war. Schwierigkeiten brachten ihre Stärke zum Vorschein. Nur wenn die Dinge gut liefen, verkrümelte sie sich.

Prioritäten setzen, beschloss sie. *Was ist uns wichtiger? Am Leben zu bleiben? Oder Jamie?*

Sie kannte die Antwort. *Jamie,* bestätigte ich und seufzte laut. Das Geräusch meines Atems hallte als flüsterndes Echo von den schwarzen Wänden wider.

Einverstanden. Wir können wahrscheinlich noch eine Weile durchhalten, wenn wir zulassen, dass Jeb und Ian uns beschützen. Aber wird ihm das helfen?

Vielleicht. Würde es ihn mehr verletzen, wenn ich einfach aufgäbe? Oder wenn sich das Ganze noch weiter hinzöge, nur um doch tödlich zu enden, was ja unausweichlich zu sein scheint?

Das gefiel ihr nicht. Ich konnte spüren, wie sie hin und her grübelte und nach weiteren Alternativen suchte. *Wie wäre es mit einem Fluchtversuch?,* schlug ich vor.

Unrealistisch, entschied sie. *Außerdem, was würden wir da draußen machen? Was würden wir denen erzählen?*

Wir stellten es uns gemeinsam vor - wie würde ich meine monatelange Abwesenheit erklären? Ich könnte lügen, mir eine Geschichte ausdenken, oder sagen, ich erinnerte mich nicht. Aber ich dachte an den skeptischen Gesichtsausdruck der Sucherin, an ihre hervorstehenden Augen, in denen ein Verdacht aufschien, und wusste, dass meine unbeholfenen Versuche, sie auszutricksen, scheitern würden.

Sie würden glauben, dass ich die Kontrolle übernommen habe, stimmte Melanie zu. *Dann würden sie dich rausholen und* sie *einsetzen.*

Ich wand mich, als könnte ich dieser Vorstellung durch eine andere Position auf dem Steinboden entkommen, und schauderte. Dann dachte ich den Gedanken bis zu Ende. *Sie würde ihnen von diesem Ort hier erzählen und die Sucher würden herkommen.* Entsetzen durchströmte uns. *Okay,* fuhr ich fort. *Flucht scheidet also aus.*

Okay, flüsterte sie. Sie war so aufgewühlt, dass ich ihre Antwort kaum wahrnahm.

Die Alternativen sind also ... schnell oder langsam. Was tut ihm weniger weh?

Solange ich mich auf praktische Dinge konzentrierte, hatte ich den Eindruck, die Diskussion zumindest meinerseits emotionslos und geschäftsmäßig führen zu können. Melanie versuchte es mir gleichzutun.

Ich bin mir nicht sicher. Einerseits wird ihm unsere ... Trennung logischerweise umso schwerer fallen, je mehr Zeit wir drei miteinander verbringen. Wenn wir allerdings nicht kämpfen, sondern einfach aufgeben ... würde ihm das auch nicht gefallen. Er würde sich von uns verraten fühlen.

Ich versuchte das Für und Wider, das sie dargelegt hatte, möglichst rational abzuwägen.

Also … schnell, aber wir müssen unser Bestes tun, um nicht zu sterben?

Kämpfend untergehen, stimmte sie grimmig zu.

Kämpfend. Na, wunderbar. Ich versuchte mir das vorzustellen - Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Meine Hand zu heben, um jemanden zu schlagen. Ich konnte die Worte formulieren, aber nicht das dazugehörige Bild in meinem Kopf aufrufen.

Du kannst es, ermutigte sie mich. *Ich helfe dir.*

Nein danke. Es muss einen anderen Weg geben.

Ich verstehe dich nicht, Wanda. Du hast dich völlig von deiner Spezies losgesagt, du bist bereit, für meinen Bruder zu sterben, du bist in denselben Mann verliebt wie ich, der uns umbringen wird, und trotzdem willst du dich nicht von Gewohnheiten trennen, die hier absolut unbrauchbar sind.

Ich bin, wer ich bin, Mel. Das kann ich nicht ändern, auch wenn sich alles andere ändern mag. Du bleibst dir selbst auch treu, lass mich dasselbe tun.

Aber wenn wir ...

Sie hätte weiter mit mir diskutiert, aber wir wurden unterbrochen. Das schlurfende Geräusch von Schuhen auf Fels drang von irgendwo weiter vorne im Gang zu uns.

Ich erstarrte - alle meine Körperfunktionen kamen zum Erliegen, abgesehen von meinem Herzen, und sogar das ging langsamer und stockend -und lauschte. Die Hoffnung, mir das Geräusch nur eingebildet zu haben, währte nicht lange. Sekunden später hörte ich leise Schritte in meine Richtung kommen.

Melanie behielt einen kühlen Kopf, während ich in Panik geriet.

Steh auf, befahl sie.

Wieso?

Du willst vielleicht nicht kämpfen, aber du kannst wegrennen. Du musst es wenigstens versuchen - Jamie zuliebe.

Ich begann wieder zu atmen, leise und flach. Langsam verlagerte ich mein Gewicht nach vorne, bis ich auf meinen Fußballen hockte. Adrenalin schoss durch meine Muskeln und ließ sie kribbeln und sich anspannen. Ich wäre schneller als die meisten, die versuchten mich einzuholen, aber wo sollte ich hinrennen?

»Wanda?«, flüsterte jemand. »Wanda? Bist du hier? Ich bin's.« Seine Stimme versagte und ich erkannte ihn.

»Jamie!«, flüsterte ich heiser. »Was tust du hier? Ich habe dir doch gesagt, ich will allein sein.«

Die Erleichterung war ihm anzuhören, als er jetzt die Stimme etwas hob. »Alle suchen nach dir, na, du weißt schon, Trudy und Lily und Wes - *die* alle. Aber es soll niemand merken, dass du verschwunden bist. Jeb hat sein Gewehr wieder. Ian ist bei Doc. Sobald Doc Zeit hat, wird er mit Jared und Kyle reden. Auf Doc hören sie alle. Du musst dich also nicht verstecken. Alle sind beschäftigt und du bist bestimmt müde ...«

Während Jamie sprach, kam er immer näher, bis seine Finger meinen Arm und dann meine Hand berührten.

»Ich verstecke mich eigentlich gar nicht, Jamie. Ich habe dir doch gesagt, dass ich nachdenken muss.«

»Du könntest aber auch nachdenken, wenn Jeb dabei ist, oder?«

»Wo soll ich denn hin? Zurück in Jareds Zimmer? Das hier ist mein Platz.«

»Jetzt nicht mehr.« Der gewohnte störrische Unterton schlich sich wieder in seine Stimme.

»Womit sind denn alle so furchtbar beschäftigt?«, fragte ich, um ihn abzulenken. »Was macht Doc?«

Mein Versuch war erfolglos; er antwortete nicht. Nach einer Schweigeminute berührte ich seine Wange. »Hör zu, du solltest zu Jeb zurückgehen. Sag den anderen, sie sollen nicht länger nach mir suchen. Ich bleibe einfach noch ein bisschen hier.«

»Du kannst hier nicht schlafen.«

»Das habe ich früher auch gemacht.«

Ich spürte in meiner Hand, wie er mit dem Kopf schüttelte. »Dann gehe ich wenigstens Matten und Kissen holen.«

»Ich brauche nicht mehr als eine.«

»Ich werde bestimmt nicht bei Jared bleiben, solange er sich so idiotisch verhält.«

Ich stöhnte innerlich. »Dann schläfst du eben bei dem schnarchenden Jeb. Du gehörst zu ihnen, nicht zu mir.«

»Ich gehöre dahin, wo ich will.«

Die Gefahr, dass Kyle mich hier finden könnte, ließ mich zögern. Aber dieses Argument würde Jamie nur das Gefühl geben, für meinen Schutz verantwortlich zu sein.

»Na gut, aber du musst erst Jeb um Erlaubnis fragen.«

»Später. Heute Abend belästige ich Jeb besser nicht.«

»Was macht er denn?«

Jamie antwortete nicht. Erst da merkte ich, dass er meine Frage vorhin absichtlich nicht beantwortet hatte. Es gab da etwas, das er mir nicht sagen wollte. Vielleicht waren auch die anderen damit beschäftigt, mich zu suchen. Vielleicht hatte Jareds Rückkehr ihre ursprüngliche Meinung über mich wieder aufleben lassen. Zumindest hatte es in der Küche vorhin danach ausgesehen, als sie die Köpfe eingezogen und mich schuldbewusst beäugt hatten. »Was ist los, Jamie?«, fragte ich nach.

»Ich darf es dir nicht sagen«, murmelte er. »Und das werde ich auch nicht.« Er hatte seine Arme fest um meine Taille geschlungen und sein Gesicht an meine Schulter gepresst. »Alles wird gut«, versprach er mir mit belegter Stimme.

Ich tätschelte seinen Rücken und fuhr mit den Fingern durch seine strubbelige Mahne. »Okay«, sagte ich und erklärte mich dadurch mit seinem Schweigen einverstanden. Schließlich hatte ja auch ich meine Geheimnisse. »Mach dir keine Sorgen, Jamie. Was auch immer es ist, es wird sich alles zum Besten wenden. Dir wird nichts passieren.« Als ich das sagte, wünschte ich mir von ganzem Herzen, es wäre die Wahrheit.

»Ich weiß nicht, was ich hoffen soll«, flüsterte er.

Als ich in die Dunkelheit starrte und herauszufinden versuchte, was er mir verschwieg, wurde mein Blick von einem schwachen Schein ganz am Ende des Gangs angezogen - gedämpft, aber verräterisch in der tiefen Dunkelheit der Höhle.

»Pssst«, zischte ich. »Da kommt jemand. Schnell, versteck dich hinter den Kartons.«

Jamies Kopf fuhr hoch und wandte sich dem gelben Licht zu, das von Sekunde zu Sekunde heller wurde. Ich lauschte auf die dazugehörigen Schritte, hörte aber nichts.

»Ich werde mich nicht verstecken«, wisperte er. »Stell dich hinter mich, Wanda.«

»Nein!«

»Jamie!«, rief Jared. »Ich weiß, dass du dahinten bist!«

Meine Beine fühlten sich taub an. Musste es ausgerechnet Jared sein? Es wäre so viel leichter für Jamie, wenn Kyle mich umbrachte.

»Geh weg!«, rief Jamie zurück.

Das gelbe Licht kam schnell näher und wurde zu einem Kreis auf der Wand. Jared kam um die Ecke marschiert und die Taschenlampe in seiner Hand schwang über dem Steinboden hin und her. Er war jetzt sauber und trug ein ausgeblichenes rotes Hemd, das ich wiedererkannte - es hatte in dem Raum gehangen, in dem ich wochenlang gelebt hatte, und war daher ein vertrauter Anblick. Sein Gesicht war ebenfalls vertraut - es hatte exakt denselben Ausdruck, mit dem er mich immer ansah, seit ich hier aufgetaucht war.

Der Strahl der Taschenlampe schien mir ins Gesicht und blendete mich. Ich wusste, dass das Licht von dem Silber hinter meinen Augen hell reflektiert wurde, denn ich bemerkte, wie Jamie zusammenfuhr - nur ein kleines Zucken, dann stellte er sich noch breitbeiniger hin.

»Geh weg von dem Parasiten!«, stieß Jared hervor.

»Halt's Maul!«, brüllte Jamie zurück. »Du kennst sie nicht! Lass sie in Ruhe!«

Er klammerte sich an mich, während ich versuchte, seine Hände zu lösen.

Jared stürzte wie ein wütender Stier auf uns zu. Mit einer Hand packte er Jamie hinten am Hemd und riss ihn von mir weg. Er schüttelte den Jungen, während er brüllte: »Du bist so ein Idiot! Merkst du nicht, wie es dich benutzt?«

Instinktiv schob ich mich in den schmalen Zwischenraum zwischen ihnen. Wie ich beabsichtigt hatte, führte mein Vorsicht dazu, dass er Jamie losließ. Ich hatte dagegen nicht beabsichtigt was noch passierte - die Art, wie sein vertrauter Geruch auf meine Sinne einstürmte, die Art, wie sich die Konturen seiner Brust unter meinen Händen anfühlten.

»Lass Jamie in Ruhe«, sagte ich und wünschte mir ausnahmsweise so zu sein, wie Melanie mich gerne gehabt hätte - mit starken Händen und kräftiger Stimme.

Er schnappte mit einer Hand meine Handgelenke und schleuderte mich von ihm weg gegen die Wand. Der Aufprall traf mich überraschend und raubte mir den Atem. Ich prallte von der Felswand ab und landete wieder in den Kartons, wo ich mit einem erneuten knisternden Sturz noch mehr Zellophan zerfetzte.

Mein Puls hämmerte mir in den Ohren, während ich unglücklich verdreht auf den Kartons lag, und einen Moment lang zogen seltsame Lichter vor meinen Augen vorbei.

»Feigling!«, schrie Jamie ihn an. »Sie würde dir noch nicht mal etwas tun, um ihr eigenes Leben zu retten! Warum kannst du sie nicht einfach in Ruhe lassen?«

Ich hörte, wie die Kartons zur Seite geschoben wurden, und spürte Jamies Hände auf meinem Arm. »Wanda? Alles okay mit dir, Wanda?«

»Klar«, schnaufte ich und ignorierte das Hämmern in meinem Kopf. Im Schein der Taschenlampe, die Jared fallen gelassen haben musste, konnte ich Jamies ängstliches Gesicht über mir sehen. »Du solltest jetzt gehen, Jamie«, flüsterte ich. »Lauf.«

Jamie schüttelte energisch den Kopf.

»Geh endlich weg von dem Parasiten!«, brüllte Jared.

Ich sah, wie Jared Jamie an den Schultern packte und den Jungen aus der Hocke hochriss. Die Kartons, die davon aus dem Gleichgewicht gebracht worden waren, stürzten wie eine kleine Lawine auf mich herab. Ich rollte mich zur Seite und bedeckte meinen Kopf mit den Armen. Ein schwerer Karton traf mich direkt zwischen den Schulterblättern und ich schrie auf vor Schmerz.

»Hör auf, ihr wehzutun!«, heulte Jamie.

Ein lautes Knacken war zu hören und jemand stöhnte auf.

Ich kämpfte mich unter dem schweren Karton hervor und stützte mich benommen auf die Ellbogen.

Jared hielt eine Hand vor seine Nase und etwas Dunkles rann ihm über die Lippen. Seine Augen waren vor Überraschung geweitet. Jamie stand vor ihm, beide Hände zu Fäusten geballt, mit einem zornigen Ausdruck im Gesicht.

Jamies Zorn schwand schnell, während Jared ihn entsetzt anstarrte. Jetzt spiegelte sich Verletztheit in seinem Gesicht - Verletztheit und ein so ausgeprägtes Gefühl, verraten worden zu sein, dass sein Blick es mit Jareds Gesichtsausdruck in der Küche aufnehmen konnte.

»Du bist nicht der Mann, für den ich dich gehalten hatte«, flüsterte Jamie. Er sah Jared an, als sei er weit weg, als stünde eine Mauer zwischen ihnen und Jamie sei auf seiner Seite vollkommen isoliert.

Jamies Augen wurden feucht und er wandte den Kopf ab, voller Scham, Schwäche zu zeigen, obwohl er sich nicht geschämt hatte, als wir nur zu zweit gewesen waren. Mit schnellen, ruckartigen Bewegungen ging er davon.

Wir haben es versucht, dachte Melanie traurig. Sie trauerte Jamie nach, auch wenn sie mich drängte, den Blick wieder auf Jared zu richten. Ich tat, was sie wollte.

Jared sah mich nicht an, er starrte in die Schwärze, in der Jamie verschwunden war, die Hand immer noch über der Nase.

»Verdammt noch mal!«, brüllte er plötzlich. »Jamie! Komm zurück!«

Es kam keine Antwort.

Jared warf mir einen düsteren Blick zu - vor dem ich zurückzuckte, obwohl seine Wut verraucht zu sein schien -, schnappte sich dann die Taschenlampe und stürmte hinter Jamie her wobei er einem Karton, der im Weg stand, einen Tritt versetzte. »Tut mir leid, okay? Jetzt wein doch nicht, Junge!« Er rief noch

mehr Entschuldigungen, während er um die Ecke bog und mich in der Dunkelheit zurückließ.

Eine ganze Weile lang konnte ich nichts weiter tun als atmen. Ich konzentrierte mich auf die Luft, die in mich einströmte, dann ausströmte, dann wieder einströmte. Als ich das Gefühl hatte, dass ich diesen Teil bewältigte, machte ich mich daran, vom Boden aufzustehen. Es dauerte ein paar Sekunden, bis ich mich daran erinnerte, wie man die Beine bewegte, und selbst dann waren sie ziemlich wacklig und drohten unter mir einzuknicken, so dass ich mich wieder an die Wand setzte und zur Seite sank, bis ich auf mein reisgefülltes Kissen stieß. Ich rollte mich zusammen und zog Bilanz meiner Situation. Es war nichts gebrochen - außer vielleicht Jareds Nase. Ich schüttelte langsam den Kopf. Jamie und Jared sollten nicht aufeinander losgehen. Ich

hatte so viel Aufruhr und Traurigkeit in ihr Leben gebracht. Ich seufzte und wandte mich wieder meiner Analyse zu. Mitten auf dem Rücken hatte ich eine große schmerzende Stelle und die eine Seite meines Gesichts fühlte sich dort, wo ich gegen die Wand geknallt war, wund und feucht an - die Wange brannte, wenn ich sie berührte, und hinterließ eine warme Flüssigkeit auf meinen Fingern. Das war allerdings auch schon das Schlimmste. Die übrigen Blutergüsse und Kratzer waren nur halb so wild. Als ich das festgestellt hatte, war ich unerwartet erleichtert. Ich war am Leben. Jared hatte Gelegenheit gehabt, mich umzubringen, und er hatte sie nicht genutzt. Stattdessen war er Jamie gefolgt, um die Dinge mit ihm zu klären. Welchen Schaden auch immer ich in ihrer Beziehung angerichtet hatte, er war offenbar nicht irreparabel.

Es war ein langer Tag gewesen - schon bevor Jared und die anderen aufgetaucht waren, und das schien eine Ewigkeit her zu sein. Ich schloss an Ort und Stelle die Augen und schlief auf dem Reis ein.

Uneingeweiht

Es war verwirrend, in absoluter Dunkelheit aufzuwachen. In den letzten Monaten hatte ich mich daran gewöhnt, dass die Sonne mir ankündigte, wann es Morgen war. Zuerst dachte ich, es sei immer noch Nacht, aber als ich das Brennen im Gesicht und meinen schmerzenden Rücken spürte, fiel mir wieder ein, wo ich war.

Neben mir konnte ich ruhiges, gleichmäßiges Atmen hören, es machte mir keine Angst, denn es war ein Geräusch, das mir sehr vertraut war. Es überraschte mich nicht, dass sich Jamie letzte Nacht zurückgeschlichen und neben mir geschlafen hatte.

Vielleicht war es die Veränderung meines Atems, die ihn weckte, vielleicht hatte sich mittlerweile aber auch schon unser Rhythmus angeglichen. Auf jeden Fall gab er, kurz nachdem ich aufgewacht war, ein leises Ächzen von sich. »Wanda?«, flüsterte er. »Ich bin hier.« Er seufzte erleichtert. »Verdammt dunkel hier«, sagte er.

»Ja.«

»Glaubst du, es ist schon Zeit fürs Frühstück?«

»Ich weiß es nicht.«

»Ich habe Hunger. Lass uns nachschauen gehen.«

Ich antwortete ihm nicht.

Er deutete mein Schweigen richtig - als das Zögern, das es war. »Du musst dich nicht hier verstecken, Wanda«, erklärte er ernst, nachdem er einen Moment darauf gewartet hatte, dass ich etwas sagte. »Ich habe gestern Abend mit Jared geredet. Er wird dich nicht weiter belästigen - er hat es mir versprochen.« Fast musste ich lächeln. Mich belästigen.

»Kommst du mit?«, drängelte Jamie und schob seine Hand in meine.

»Willst du das wirklich?«, fragte ich ihn leise. »Ja. Alles wird wieder so wie vorher.«

Mel? Ist das das Beste?

Ich weiß es nicht. Sie war hin- und hergerissen. Sie wusste, dass sie nicht objektiv sein konnte; sie wollte Jared wiedersehen. *Das ist doch verrückt!*

Nicht so verrückt wie die Tatsache, dass du ihn ebenfalls wiedersehen willst.

»Also gut, Jamie«, stimmte ich zu. »Aber reg dich nicht auf, wenn es nicht wieder so wird wie vorher, okay? Wenn die Sache unangenehm wird ... Na ja, dann sei einfach darauf gefasst.« »Es wird alles gut, du wirst schon sehen.« Ich ließ zu, dass er auf dem Weg aus der Dunkelheit voranging und mich an der Hand, die er immer noch festhielt, hinter sich herzog. Ich wappnete mich, als wir die große Gartenhöhle betraten; ich hatte keine Ahnung, wie die anderen heute auf mich reagieren würden. Wer wusste schon, was sie besprochen hatten, während ich schlief?

Aber der Garten war leer, obwohl die Sonne hell vom morgendlichen Himmel schien. Sie wurde von den Hunderten von Spiegeln reflektiert und blendete mich.

Jamie interessierte sich nicht für die leere Höhle. Er sah mir ins Gesicht und sog laut die Luft durch die Zähne, als das Licht auf meine linke Wange fiel. »Oh«, keuchte er. »Alles in Ordnung? Tut das sehr weh?«

Ich berührte vorsichtig mein Gesicht. Die Haut fühlte sich rau an - getrocknetes Blut mit Sand. Es pochte, wo meine Finger darüberstrichen.

»Ist schon okay«, flüsterte ich. Die leere Höhle machte mich wachsam - ich wollte nicht zu laut sprechen. »Wo sind denn alle?«

Jamie zuckte mit den Schultern, die Augen immer noch zusammen-gekniffen, während er mein Gesicht musterte. »Beschäftigt, nehme ich an.« Er senkte seine Stimme nicht.

Das erinnerte mich an letzte Nacht, an das Geheimnis, das er mir nicht verraten wollte. Meine Augenbrauen zogen sich zusammen.

Was, glaubst du, verschweigt er uns?

Ich weiß nicht mehr als du, Wanda.

Du bist ein Mensch. Müsstest du nicht über Intuition oder so was verfügen?

Intuition? Meine Intuition sagt mir, dass wir diesen Ort nicht so gut kennen, wie wir geglaubt haben, erklärte Melanie.

Wir dachten über den unheilvollen Klang dieser Worte nach. Es war fast eine Erleichterung, die üblichen Essensgeräusche aus dem Küchengang zu hören. Ich war nicht gerade wild darauf, jemandem zu begegnen - einmal abgesehen von der krankhaften Sehnsucht, Jared zu sehen -, aber die ausgestorbenen Tunnel, verbunden mit dem Wissen, dass man etwas vor mir verheimlichte machten mich erst recht nervös.

Die Küche war nicht einmal halbvoll - ungewöhnlich für diese Zeit am Morgen. Aber ich nahm es kaum wahr, denn der Duft, der zwischen den aufgetürmten Steinen des Ofens herausströmte, machte jeden anderen Gedanken unmöglich.

»Hmmm«, ächzte Jamie. »Rührei!« Er zog mich schneller voran und ich hatte nichts dagegen, mit ihm Schritt zu halten. Wir eilten mit knurrenden Mägen zum Tresen neben dem Ofen, wo Lucina, die Mutter, mit einer Plastikkelle stand. Beim Frühstück herrschte normalerweise Selbstbedienung, aber normalerweise bestand das Frühstück ja auch aus harten Brötchen.

Sie sah nur Jamie an, als sie sagte: »Vor einer Stunde hat es noch besser geschmeckt.«

»Es wird jetzt auch noch gut schmecken«, erwiderte Jamie begeistert. »Haben die anderen alle schon gegessen?«

»Fast alle. Ich glaube, sie haben Doc und den anderen ein Tablett rübergebracht ...« Lucina brach ab und warf mir zum ersten Mal einen Blick zu; Jamie neben mir tat dasselbe. Ich konnte den Ausdruck, der über Lucinas Gesicht huschte, nicht deuten - er verschwand zu schnell wieder und wurde durch einen anderen ersetzt, als sie die neuen Verletzungen in meinem Gesicht musterte.

»Wie viel ist denn noch da?«, fragte Jamie. Seine Fröhlichkeit klag jetzt eine Spur gezwungen.

Lucina wandte sich ab, bückte sich und zog mit der Kelle eine Metallpfanne von den heißen Steinen im unteren Teil des Ofens. »Wie viel willst du denn, Jamie? Es ist noch eine Menge übrig«, sagte sie, ohne sich umzudrehen.

»Tu so, als wäre ich Kyle«, sagte er lachend. »Also eine Kyle-Portion für dich«, sagte Lucina, aber ihr Lächeln war traurig.

Sie füllte eine Schale bis an den Rand mit dem leicht gummiartigen Rührei, stand auf und gab sie Jamie.

Sie warf mir erneut einen Blick zu und diesmal verstand ich, was sie mir damit zu verstehen geben wollte.

»Komm, wir setzen uns da rüber, Jamie«, sagte ich und schubste ihn vom Tresen weg.

Er starrte mich erstaunt an. »Willst du nichts?«

»Nein, ich habe ...« Ich wollte gerade sagen »keinen Hunger«, als mein Magen ungehorsam knurrte.

»Wanda?« Er sah mich an, dann zurück zu Lucina, die die Arme vor der Brust verschränkt hatte.

»Ich nehme einfach ein bisschen Brot«, murmelte ich und versuchte ihn wegzuschieben.

»Nein. Lucina, wo liegt das Problem?« Er sah sie abwartend an. Sie rührte sich nicht. »Ich mache hier gerne weiter«, schlug er vor während er die Augen zusammenkniff und sein Mund eine störrische Linie bildete.

Lucina zuckte mit den Achseln und legte die Kelle auf den Steintresen. Sie ging langsam weg, ohne mich noch einmal anzusehen.

»Jamie«, murmelte ich leise drängend. »Dieses Essen ist nicht für mich gedacht. Jared und die anderen haben nicht ihr Leben riskiert, damit ich Rührei zum Frühstück bekomme. Brot ist in Ordnung.«

»Red keinen Quatsch, Wanda«, sagte Jamie. »Du lebst jetzt genauso hier wie wir anderen. Es macht ihnen ja auch nichts aus, wenn du ihre Kleider wäschst oder ihr Brot backst. Außerdem hält dieses Rührei sowieso nicht mehr lange. Wenn du es nicht isst, wird es weggeworfen.«

Ich spürte, wie sich alle Augen im Raum in meinen Rücken bohrten.

»Das würden manche hier sicher bevorzugen«, sagte ich noch leiser. Vermutlich konnte mich außer Jamie niemand hören.

»Vergiss es«, knurrte Jamie. Er schwang sich über den Tresen und füllte noch eine Schale mit Rührei, die er mir zuschob. »Das wirst du bis zum letzten Bissen aufessen«, erklärte er mir entschlossen.

Ich sah die Schale an. Mir lief das Wasser im Mund zusammen. Ich schob sie ein Stück von mir weg und verschränkte die Arme.

Jamie runzelte die Stirn. »Okay«, sagte er und schob seine eigene Schale über den Tresen von sich weg. »Wenn du nichts isst, esse ich auch nichts.« Sein Magen knurrte hörbar. Er verschränkte ebenfalls die Arme vor der Brust. Zwei lange Minuten starrten wir uns an, während unsere beiden Mägen beim Geruch des Rühreis knurrten. Von Zeit zu Zeit warf er aus den Augenwinkeln einen Blick auf das Essen. Und das war es, was mich schließlich nachgeben ließ: der sehnsüchtige Blick in seinen Augen.

»Also gut«, schnaufte ich. Ich schob ihm seine Schale zu und zog dann meine eigene heran. Er wartete, bis ich den ersten Bissen in den Mund gesteckt hatte, bevor er anfing zu essen. Ich unterdrückte ein Seufzen, als meine Zunge den Geschmack wahrnahm. Ich wusste, dass dieses lauwarme, zähe Rührei nicht das Beste war, was ich je gegessen hatte, aber genauso fühlte es sich an. Dieser Körper lebte für den Augenblick.

Jamie reagierte ähnlich. Und dann begann er, das Essen so schnell in sich hineinzuschaufeln, dass er kaum Zeit zum Luftholen hatte. Ich ließ ihn nicht aus den Augen, um sicherzugehen, dass er nicht erstickte. Ich aß langsamer in der Hoffnung, ihn überzeugen zu können, noch etwas von meiner Portion zu essen, wenn er fertig war. Jetzt, wo unsere kleine Auseinandersetzung beendet und mein Hunger gestillt war, nahm ich schließlich die Atmosphäre in der Küche in mich auf.

Ich hatte aufgrund der Begeisterung über das Rührei nach monatelanger Eintönigkeit eine gewisse Festtagslaune erwartet. Aber die Stimmung war gedrückt, die Gespräche wurden nur im Flüsterton geführt. War das ein Ergebnis der Szene gestern Abend? Ich ließ den Blick durch den Raum schweifen und versuchte zu verstehen, was vor sich ging.

Es gab zwar ein paar Leute, die mich ansahen, aber das waren nicht die Einzigen, die sich flüsternd und mit ernstem Gesicht unterhielten, und die anderen kümmerten sich überhaupt nicht um mich. Außerdem wirkte keiner von ihnen wütend oder schuldbewusst oder angespannt oder zeigte sonst irgendeine der Emotionen, die ich erwartet hatte.

Nein, sie waren *traurig.* Allen hier im Raum stand Verzweiflung ins Gesicht geschrieben.

Sharon war die Letzte, die ich bemerkte. Sie aß wie immer abseits von den anderen in einer entlegenen Ecke. Sie aß mechanisch und wirkte so gefasst, dass ich zuerst gar nicht bemerkte, wie ihr die Tränen übers Gesicht liefen. Sie fielen in ihr Essen, aber sie aß weiter, als würde sie es nicht bemerken.

»Ist irgendwas mit Doc?«, flüsterte ich Jamie zu. Ich hatte plötzlich Angst und fragte mich, ob ich unter Verfolgungswahn litt - vielleicht hatte das hier ja überhaupt nichts mit mir zu tun. Die Traurigkeit im Raum schien Teil eines anderen menschlichen Dramas zu sein, von dem ich ausgeschlossen war. Waren deswegen alle so beschäftigt? Hatte es einen Unfall gegeben?

Jamie sah Sharon an und seufzte, bevor er mir antwortete. »Nein, Doc geht es gut.«

»Tante Maggie? Ist sie verletzt?«

Er schüttelte den Kopf.

»Wo ist Walter?«, fragte ich immer noch flüsternd. Ich war verrückt vor Angst, dass einem meiner Gefährten hier etwas zugestoßen sein konnte, sogar jenen, die mich hassten.

»Ich weiß es nicht. Aber es geht ihm bestimmt gut.«

Erst jetzt stellte ich fest, dass Jamie genauso traurig war wie alle anderen hier.

"Was ist los, Jamie? Worüber machst du dir Sorgen?«

Jamie sah auf sein Rührei hinunter, das er jetzt langsam und bedächtig aß, und antwortete mir nicht.

Schweigend beendete er seine Mahlzeit. Ich versuchte ihm meine Schale hinüberzuschieben, aber er warf mir einen so grimmigen Blick zu, dass ich sie zurücknahm und den Rest ohne weitere Einwände aufaß.

Wir stellten unsere Schalen in die große Plastikwanne mit dem schmutzigen Geschirr. Sie sah voll aus, daher nahm ich sie vom Tresen. Ich wusste nicht, was heute in den Höhlen los war, aber Geschirrspülen sollte eigentlich eine sichere Aufgabe sein.

Jamie ging mit wachsamem Blick neben mir her. Das gefiel mir nicht. Ich würde ihm nicht erlauben, meinen Beschützer zu spielen, wenn es nötig werden sollte. Aber als wir um das große Feld herumgingen, trafen wir auf meinen bisherigen Beschützer, so dass es bei der theoretischen Überlegung blieb.

Ian war dreckig; er war von Kopf bis Fuß mit hellbraunem Staub bedeckt, der an den Stellen, wo er schweißnass war, dunkler aussah. Die braunen Streifen in seinem Gesicht konnten seine Erschöpfung nicht verbergen. Es überraschte mich nicht, dass er genauso geknickt war wie alle anderen. Aber der Staub machte mich neugierig - er war nicht rotschwarz wie der Staub innerhalb der Höhlen. Ian war heute Morgen draußen gewesen.

»Da bist du ja«, murmelte er, als er auf uns zukam. Er ging schnell, und als er uns erreichte, wurde er nicht langsamer, sondern nahm mich stattdessen am Ellbogen und schob mich vorwärts. »Lass uns einen Moment hier reingehen.«

Er zog mich in den schmalen Tunnel, der zum östlichen Feld führte, wo der Mais beinahe reif war. Er ging nur so weit ins Dunkle, dass wir von der großen Halle aus nicht gesehen werden konnten. Ich spürte, wie Jamies Hand locker auf meinem anderen Arm ruhte.

Nach einer halben Minute hallten tiefe Stimmen durch die große Höhle. Sie waren nicht übermütig - sie waren düster, niedergeschlagen wie die Gesichter, die mir heute Morgen aufgefallen waren. Die Stimmen kamen näher und bewegten sich an uns vorbei, ganz nah an dem Spalt, in dem wir uns versteckt hatten, und Ians Hand spannte sich an; seine Finger drückten in die Mulde über meinem Ellbogen. Ich erkannte die Stimmen von Jared und Kyle. Melanie kämpfte gegen meine ohnehin schon schwache Kontrolle an. Wir wollten beide sein Gesicht sehen. Zum Glück hielt Ian uns zurück.

»... weiß nicht, warum wir ihn das weiter versuchen lassen. Wenn es vorbei ist, ist es vorbei«, sagte Jared gerade.

»Diesmal dachte er wirklich, er hätte es raus. Er war sich seiner Sache so sicher ... Oh, Mann. Wenn er es irgendwann hinkriegt, war es das alles wert«, widersprach Kyle.

»Wenn«, schnaubte Jared. »Wahrscheinlich ist es ein Glück, dass wir diesen Brandy gefunden haben. Doc wird bis heute Abend die komplette Kiste gekippt haben, wenn er in dem Tempo weitermacht.«

»Er wird rechtzeitig einschlafen«, sagte Kyle, dessen Stimme in der Entfernung immer leiser wurde. »Wenn doch bloß Sharon ...« Und dann konnte ich nichts mehr verstehen.

Ian wartete, bis die Stimmen vollständig verklungen waren und dann noch ein paar Minuten länger, bevor er schließlich meinen Arm losließ.

»Jared hat es versprochen«, raunte ihm Jamie zu.

»Ja, aber Kyle nicht«, antwortete Ian.

Sie traten zurück ins Licht. Ich folgte ihnen langsam, unsicher, was ich fühlte.

Ian bemerkte erst jetzt, was ich trug. »Kein Abwasch jetzt«, erklärte er mir. »Gib ihnen Gelegenheit, sich zu waschen und wieder zu verschwinden.« Ich dachte daran, ihn zu fragen, warum er so dreckig war, aber wahrscheinlich würde er sich wie Jamie weigern zu antworten. Während ich Vermutungen anstellte, drehte ich mich um und starrte in den Tunnel, der zu den Flüssen führte. Ian machte ein wütendes Geräusch.

Erschrocken fuhr ich wieder herum und begriff dann, was ihn so aufgebracht hatte - ihm war gerade mein Gesicht aufgefallen.

Er hob die Hand, als wollte er mein Kinn anheben, aber ich zuckte zurück und er ließ sie sinken. »Das macht mich echt krank«, sagte er und seine Stimme klang wirklich so, als wäre ihm übel. »Und zu wissen, dass *ich* das möglicherweise gemacht hätte, wenn ich nicht hiergeblieben wäre, ist noch schlimmer ...«

Ich schüttelte den Kopf. »Es ist nichts, Ian.« »Das sehe ich anders«, murmelte er und wandte sich dann an Jamie. »Du solltest wahrscheinlich langsam mal in die Schule gehen. Je eher wir wieder zur Normalität zurückkehren, desto besser.«

Jamie maulte. »Sharon ist heute bestimmt der reinste Albtraum.«

Ian grinste. »Da musst du wohl durch, Junge. Ich beneide dich nicht.«

Jamie seufzte und trat nach den Steinchen auf dem Boden. »Pass auf Wanda auf.«

»Mach ich.«

Jamie schlurfte davon. Alle paar Schritte warf er uns noch einen Blick zu, bis er in einem anderen Tunnel verschwunden war.

»Komm, gib das mir«, sagte Ian und nahm mir die Wanne mit dem Geschirr ab, bevor ich antworten konnte.

»Es war mir nicht zu schwer«, erklärte ich.

Er grinste wieder. »Ich komme mir komisch vor, wenn ich hier mit leeren Händen herumstehe, während du diese Wanne schleppst. Verbuch es unter Galanterie. Los - lass uns ein ruhiges Plätzchen suchen und uns ausruhen, bis die Luft rein ist.«

Seine Worte irritierten mich und ich folgte ihm schweigend. Warum sollte zu mir jemand galant sein?

Er ging bis zum Maisfeld und dann in das Maisfeld hinein, wobei er zwischen den Halmen in die Furchen trat. Ich folgte ihm, bis er irgendwo mitten im Feld anhielt, das Geschirr abstellte und sich auf die Erde setzte.

»Das ist allerdings ein ruhiges Plätzchen«, sagte ich, als ich mich im Schneidersitz neben ihm niederließ, »aber sollten wir nicht arbeiten?«

»Du arbeitest zu viel, Wanda. Du bist die Einzige, die sich nie einen freien Tag gönnt.«

»So bin ich wenigstens beschäftigt«, murmelte ich. »Alle gönnen sich heute eine Pause, also kannst du das auch tun.«

Ich sah ihn neugierig an. Durch das reflektierte Licht warfen die Maishalme von beiden Seiten Schatten, die ein gekreuztes Zebramuster auf sein Gesicht malten. Unter den Streifen und dem Dreck wirkte er blass und erschöpft.

»Du siehst schon aus, als hättest du heute gearbeitet.« Seine Augen verengten sich. »Aber jetzt ruhe ich mich aus.«

»Jamie will mir nicht sagen, was los ist«, murmelte ich.

»Nein. Und ich werde es auch nicht tun.« Er seufzte. »Es ist sowieso nichts, was du gerne wissen würdest.«

Ich starrte zu Boden, auf die dunkelrote und braune Erde, während mein Magen rebellierte. Ich konnte mir nichts Schlimmeres vorstellen, als nichts zu wissen, aber vielleicht lag das an meiner mangelnden Vorstellungskraft.

»Es ist ein bisschen unfair«, sagte Ian nach einem Moment des Schweigens, »da ich deine Frage ja nicht beantworten werde, aber macht es dir etwas aus, wenn ich *dich* etwas frage?«

Ich war froh über die Ablenkung. »Frag ruhig.«

Er sprach nicht sofort, deshalb sah ich auf, um den Grund für sein Zögern herauszufinden. Er starrte zu Boden und betrachtete die Dreckstreifen auf seinen Handrücken.

»Ich weiß, dass du nicht lügst. Mittlerweile weiß ich das«, sagte er ruhig. »Ich werde dir also glauben, egal, wie deine Antwort lautet.«

Ich wartete wieder, während er weiterhin den Dreck auf seiner Haut anstarrte.

»Ich habe Jeb seine Geschichte bisher nicht abgekauft, aber er und Doc sind ziemlich überzeugt ... Wanda?« Er sah mich plötzlich an. »Ist sie immer noch mit dir da drin? Das Mädchen, dessen Körper du bewohnst?«

Es war nicht mehr nur mein Geheimnis - sowohl Jamie als auch Jeb kannten die Wahrheit. Außerdem war es nicht das Geheimnis, auf das es ankam. In jedem Fall vertraute ich darauf, dass Ian es nicht jedem auf die Nase band, der das als Anlass nehmen würde, mich umzubringen. »Ja«, sagte ich. »Melanie ist noch hier.«

Er nickte langsam. »Wie ist das? Für dich? Und für sie?«

»Es ist... frustrierend, für uns beide. Am Anfang hätte ich alles dafür gegeben, um sie loszuwerden, so wie es sein sollte. Aber jetzt habe ich ... ich habe mich an sie gewöhnt.« Ich lächelte schief. »Manchmal ist es nett, Gesellschaft zu haben. Für sie ist es schwieriger. Sie ist auf vielerlei Art wie eine Gefangene. In meinem Kopf eingesperrt. Sie zieht diese Gefangenschaft dem Verschwinden allerdings vor.«

»Mir war nicht klar, dass man eine Wahl hat.«

»Am Anfang gab es die auch nicht. Erst als ihr entdeckt habt, was los war, formierte sich Widerstand. Das scheint der Schlüssel zu sein - zu wissen, was los ist. Die Menschen, die überraschend übernommen wurden, haben sich nicht gewehrt.«

»Das heißt, wenn ich geschnappt würde ...?«

Ich musterte seinen wilden Gesichtsausdruck - das Feuer in seinen leuchtenden Augen.

»Ich bezweifle, dass du verschwinden würdest. Die Dinge haben sich allerdings mittlerweile geändert. Wenn sie ausgewachsene Menschen zu fassen kriegen, stellen sie sie inzwischen nicht mehr als Wirte zur Verfügung. Zu viele Problemfälle.« Mir entschlüpfte erneut ein schiefes Lächeln. »Problemfälle wie *ich.* Weich geworden, eine Beziehung zu meinem Wirt aufgebaut, von meinen Weg abgekommen ...«

Er dachte lange darüber nach, wobei er manchmal mein Gesicht ansah, manchmal die Maishalme, manchmal auch gar nichts.

»Was würden sie denn dann mit mir machen, wenn sie mich jetzt erwischen würden?«, fragte er schließlich.

»Ich denke, sie würden trotzdem jemanden implantieren. Um Informationen zu bekommen. Vermutlich würden sie einen Sucher in dich einsetzen.«

Er schauderte.

»Aber sie würden dich nicht als Wirt verwenden. Unabhängig davon, ob sie die Informationen bekommen hätten oder nicht würdest du ... entsorgt.« Es war schwer, das Wort auszusprechen. Die Vorstellung machte mich krank. Seltsam - normalerweise waren es die menschlichen Verhaltensweisen, die mich krank machten. Allerdings hatte ich die Dinge auch noch nie aus der Perspektive eines Körpers betrachtet; kein anderer Planet hatte mich je dazu gezwungen. Ein Körper, der nicht richtig funktionierte, wurde schnell und schmerzlos aussortiert, denn er war genauso unnütz wie ein Auto, das nicht fuhr. Wozu sollte man ihn behalten? Es gab auch Geisteszustände, die einen Körper nutzlos machten: gefährliche psychische Abhängigkeiten, zerstörerische Sehnsüchte; Dinge, die nicht geheilt werden konnten und den Körper zu einer Gefahr für andere werden ließen. Oder eben ein Geist, der zu willensstark war um ausgelöscht zu werden. Eine Anomalie, die es nur auf diesem Planeten gab. Wie verabscheuenswert es war, einen Geist, den man nicht erobern konnte, als Defekt zu behandeln, war mir nie so deutlich bewusst geworden wie jetzt, als ich Ian in die Augen blickte.

»Und wenn *du* geschnappt würdest?«, fragte er. »Wenn sie rausfinden, wer ich bin ... wenn immer noch nach mir gesucht wird ...«

Ich dachte an meine Sucherin und schauderte wie er vorhin. »Sie würden mich rausnehmen und in einen anderen Wirt einsetzen, einen jungen, leicht formbaren. Sie würden darauf hoffen, dass es mir gelänge, wieder ich selbst zu werden. Vielleicht würden sie mich auf einen anderen Planeten verfrachten - mich von den schlechten Einflüssen entfernen.«

»Würdest du denn dann wieder du selbst werden?«

Unsere Blicke trafen sich. »Ich *bin* ich selbst. Ich bin ja trotz Melanie noch hier. Ich würde mich genauso fühlen wie jetzt, sogar als Bär oder Blume.«

»Dich würden sie nicht *entsorgen*?«

»Eine Seele nicht. Bei uns gibt es keine Todesstrafe - oder überhaupt irgendeine Strafe. Egal, was sie tun würden, das Ziel wäre, mich zu retten. Ich dachte immer, es könne keinen Grund geben, daran etwas zu ändern, aber jetzt bin ich selbst der lebende Beweis, dass es doch einen Grund gibt. Es wäre wahrscheinlich richtig, mich zu entsorgen. Ich bin schließlich eine Verräterin, oder?«

Ian kräuselte die Lippen. »Eher so etwas wie eine Emigrantin, würde ich sagen. Du hast dich nicht gegen sie gewandt; du hast nur ihre Gesellschaft verlassen.«

Wir schwiegen wieder. Ich wollte gerne glauben, dass er Recht hatte. Ich dachte über das Wort *Emigrantin* nach und versuchte mich selbst davon zu überzeugen, dass ich nichts Schlimmeres war.

Ian stieß so geräuschvoll die Luft aus, dass ich erschrak. »Wenn Doc wieder nüchtern ist, muss er mal einen Blick auf dein Gesicht werfen.« Er legte seine Hand unter mein Kinn; diesmal zuckte ich nicht zurück. Dann drehte er meinen Kopf zur Seite, so dass er die Wunde ansehen konnte.

»Ist nicht so wild. Ich bin sicher, dass es schlimmer aussieht, als es ist.«

»Das hoffe ich - es sieht nämlich furchtbar aus.« Er seufzte und räkelte sich dann. »Ich schätze mal, dass wir uns lange genug versteckt haben und Kyle inzwischen sauber und im Tiefschlaf ist. Soll ich dir mit dem Abwasch helfen?«

Ian wollte mich das Geschirr nicht im Fluss waschen lassen, wie ich es sonst immer machte. Er bestand darauf, dass wir in den dunklen Baderaum gingen, wo man mich nicht sehen konnte. Also schrubbte ich das Geschirr im flachen Ende des dunklen Beckens, während er sich den Dreck abwusch, den seine geheimnisvolle Tätigkeit zurückgelassen hatte. Dann half er mir mit den übrigen Schüsseln.

Als wir fertig waren, begleitete er mich zurück zur Küche, die sich für das Mittagessen zu füllen begann. Wieder standen frische Lebensmittel auf dem Speiseplan: weiches Weißbrot, kräftiger Cheddar, saftige, rosa Fleischwurst - alles in Scheiben geschnitten. Die Anwesenden schlangen die Köstlichkeiten gierig hinunter, obwohl ihre Verzweiflung an den hängenden Schultern und dem fehlenden Gelächter - oder auch nur einem Lächeln - immer noch abzulesen war.

Jamie wartete an unserem Stammplatz auf mich. Zwei Stapel Sandwiches lagen vor ihm, aber er aß nicht. Mit verschränkten Armen sah er mir entgegen. Ian warf ihm einen neugierigen Blick zu, ging sich aber, ohne nachzufragen, selbst etwas zu essen holen.

Ich verdrehte die Augen über Jamies Sturheit und biss ein Stück von einem Sandwich ab. Sobald ich kaute, langte Jamie auch zu. Ian kam zurück und wir aßen schweigend. Das Essen schmeckte so gut, dass man sich kaum einen Grund für ein Gespräch vorstellen konnte - oder sonst etwas, das uns beim Kauen gestört hätte.

Ich hörte nach zwei Sandwiches auf, aber Jamie und Ian aßen, bis sie über Magenschmerzen klagten. Ian sah aus, als würde er gleich umfallen. Er versuchte mühsam die Augen offen zu halten.

»Ab zurück in die Schule, Junge«, sagte er zu Jamie.

Jamie musterte ihn. »Vielleicht sollte ich jetzt mal übernehmen ...«

»Geh in die Schule«, sagte ich schnell. Ich wollte Jamie heute in sicherem Abstand von mir wissen. »Wir sehen uns später, okay? Mach dir keine Sorgen wegen ... Mach dir einfach keine Sorgen.«

»Klar.« Eine Lüge, die nur aus einem Wort bestand, war nicht ganz so leicht zu durchschauen. Aber vielleicht war ich auch nur mal wieder sarkastisch.

Sobald Jamie weg war, wandte ich mich an den schläfrigen Ian. »Ruh dich ein bisschen aus. Um mich musst du dich nicht kümmern - ich werde mir ein unauffälliges Plätzchen suchen. Mitten in einem Maisfeld oder so.«

»Wo hast du letzte Nacht geschlafen?«, fragte er und sah mich unter seinen halb geschlossenen Lidern erstaunlich scharf an.

»Warum?«

»Dort könnte ich jetzt schlafen - und du könntest unauffällig bei mir bleiben.«

Unser Gemurmel war kaum lauter als ein Flüstern. Niemand schenkte uns auch nur die geringste Aufmerksamkeit.

»Du kannst mich nicht rund um die Uhr bewachen.«

»Wollen wir wetten?«

Ich zuckte mit den Schultern und gab nach. »Ich war wieder beim ... bei dem Loch. Wo ich ganz zu Anfang untergebracht war.«

Ian runzelte die Stirn; das gefiel ihm nicht. Aber er stand auf und ging voran in Richtung Lagerraum. Die große Höhle war jetzt wieder voll von Leuten, die um das Feld herumgingen, alle ernst die Blicke zu Boden gerichtet.

Als wir allein in dem dunklen Tunnel waren, versuchte ich ihn erneut zu überzeugen.

»Ian - was soll das alles bringen? Wird es Jamie nicht noch mehr wehtun, wenn ich noch länger lebe? Wäre es letzten Endes nicht besser für ihn, wenn ...«

»So darfst du nicht denken, Wanda. Wir sind keine Tiere. Dein Tod ist nicht unausweichlich.«

»Ich halte dich nicht für ein Tier«, sagte ich leise.

»Danke. Das war allerdings nicht als Vorwurf gemeint. Ich könnte es verstehen, wenn es so wäre.«

Damit war unser Gespräch beendet; das war der Augenblick, in dem wir beide das gedämpfte blaue Licht um die nächste Tunnelbiegung leuchten sahen.

»Psst«, hauchte Ian. »Warte hier.«

Er drückte sanft meine Schulter nach unten, als versuchte er mich dort festzunageln, wo ich stand. Dann ging er weiter, wobei er sich keine Mühe gab, das Geräusch seiner Schritte zu dämpfen. Er verschwand um die Ecke.

»Jared?«, hörte ich ihn mit gespielter Überraschung sagen.

Das Herz schnürte sich mir zusammen; allerdings eher vor Schmerz denn aus Angst.

»Ich weiß, dass es bei dir ist«, erwiderte Jared. »Komm raus, komm raus, wo immer du bist«, rief er mit harter, spöttischer Stimme so laut, dass ihn bis zur großen Höhle jeder hören konnte.

Verraten

Vielleicht hätte ich in die andere Richtung davonlaufen sollen. Aber Jared rief nach mir, wenn seine Stimme auch kalt und wütend klang, und niemand hielt mich mehr zurück. Melanie war noch ungeduldiger als ich, als ich vorsichtig um die Ecke in das blaue Licht trat; dort zögerte ich.

Ian stand nur wenige Schritte von mir entfernt, bereit, sofort zu reagieren, falls Jared mich angreifen sollte.

Jared saß auf dem Boden, auf einer der Matten, die Jamie und ich hier zurückgelassen hatten. Er sah genauso müde aus wie Ian, obwohl auch seine wachsamen Augen nicht zu seiner erschöpften Haltung passen wollten.

»Keine Aufregung«, sagte Jared zu Ian. »Ich will nur mit dem Parasiten reden. Ich habe es dem Jungen versprochen und das Versprechen halte ich.«

»Wo ist Kyle?«, wollte Ian wissen. »Der schnarcht. Wahrscheinlich bricht eure Höhle wegen der Schwingungen bald zusammen.« Ian rührte sich nicht vom Fleck.

»Ich lüge dich nicht an, Ian. Und ich werde es nicht umbringen. Jeb hat Recht, egal, wie verkorkst diese bescheuerte Situation ist: Jamie hat genauso viel zu sagen wie ich, und er hat eine solche Gehirnwäsche hinter sich, dass ich bezweifle, dass er mir in absehbarer Zukunft sein Okay gibt.«

»Keiner hat hier eine Gehirnwäsche hinter sich«, knurrte Ian.

Jared machte eine wegwerfende Handbewegung, um die Meinungsverschiedenheit über den Begriff abzubrechen. »Worauf ich hinauswill, ist, dass diesem Wesen von mir keine Gefahr droht.« Jetzt sah er mich zum ersten Mal an und beobachtete, wie ich mich an die Wand gegenüber drückte und wie mir die Hände zitterten. »Ich werde dir nicht noch mal wehtun«, sagte er zu mir.

Ich machte einen kleinen Schritt nach vorn.

»Du brauchst nicht mit ihm zu reden, wenn du nicht willst, Wanda«, sagte Ian schnell. »Das hier ist keine Pflicht oder eine Aufgabe, die erledigt werden muss. Niemand schreibt es dir vor. Du hast eine Wahl.«

Jared zog die Brauen nach unten - Ians Worte verwirrten ihn.

»Nein«, flüsterte ich. »Ich werde mit ihm reden.« Ich machte noch einen kleinen Schritt vorwärts. Jared hob seine Hand mit der Handfläche nach oben und winkte mich mit den Fingern näher heran.

Ich ging langsam, jeder Schritt war eine eigene Handlung, gefolgt von einer Pause, nicht Teil einer konstanten Bewegung. Einen knappen Meter vor ihm blieb ich - endgültig - stehen. Ian ließ mich nicht aus den Augen und hielt sich dicht neben mir.

»Ich würde gern allein mit dem Parasiten reden, wenn es dir nichts ausmacht«, sagte Jared zu ihm.

Ian stand neben mir wie ein Fels. »Es macht mir aber was aus.«

»Nein, Ian, ist schon in Ordnung. Geh schlafen. Ich komme schon klar.« Ich stupste sacht seinen Arm.

Ian musterte mich mit zweifelndem Gesichtsausdruck. »Und das ist nicht irgend so ein Todeswunsch? Um den Jungen zu schonen?« , wollte er wissen.

»Nein. Jared würde Jamie nicht anlügen.«

Jared runzelte die Stirn, als ich mit vertrauensvoller Stimme seinen Namen aussprach.

»Bitte, Ian«, bat ich. »Ich möchte mit ihm reden.«

Ian sah mich lange an, dann warf er Jared einen grimmigen Blick zu. Er stieß jeden Satz hervor wie einen Befehl.

»Sie heißt *Wanda,* nicht *es* oder *Parasit.* Du wirst sie nicht anfassen. Jegliche Spur, die du auf ihr hinterlässt, werde ich dir auf deiner wertlosen Haut doppelt heimzahlen.«

Seine Drohung ließ mich zusammenzucken.

Ian drehte sich abrupt um und marschierte in die Dunkelheit davon.

Einen Moment lang war es still, während wir beide die leere Stelle betrachteten, von wo er verschwunden war. Ich schaute Jared zuerst an, während er immer noch Ian hinterherstarrte. Als er sich umdrehte, um meinen Blick zu erwidern, sah ich zu Boden.

»Donnerwetter. Der meint es ernst, was?«, sagte Jared.

Ich behandelte das als rhetorische Frage.

»Warum setzt du dich nicht?«, fragte er mich und klopfte neben sich auf die Matte.

Ich überlegte einen Augenblick, dann setzte ich mich an dieselbe Wand, allerdings dicht neben das Loch, so dass die ganze Länge der Matte zwischen uns lag. Melanie gefiel das nicht; sie wollte ihm nah sein, damit ich ihn riechen und die Wärme seines Körpers neben mir spüren konnte.

Ich wollte das nicht - und zwar nicht, weil ich Angst hatte, er würde mir etwas tun; er sah im Moment nicht wütend aus, nur müde und wachsam. Ich wollte ihm einfach nicht noch näher kommen. Etwas in meiner Brust schmerzte jetzt schon, weil er mir so nah war - weil er mich ganz aus der Nähe so sehr hasste.

Er sah mich mit schräggelegtem Kopf an; ich konnte seinem Blick nur kurz standhalten, dann musste ich meine Augen abwenden.

»Tut mir leid wegen gestern Nacht - wegen deinem Gesicht. Das hätte ich nicht tun sollen.«

Ich starrte meine Hände an, die ineinander verkrallt in meinem Schoß lagen.

»Du musst keine Angst vor mir haben.«

Ich nickte, ohne ihn anzusehen.

Er grunzte. »Hast du nicht gesagt, du würdest dich mit mir unterhalten?«

Ich zuckte mit den Schultern. Angesichts seiner Ablehnung, die zwischen uns in der Luft lag, brachte ich kein Wort heraus.

Ich hörte, wie er sich bewegte. Er rutschte die Matte entlang, bis er direkt neben mir saß - ganz wie Melanie es gehofft hatte. Zu nah - es war schwer, einen klaren Gedanken zu fassen, schwer, richtig zu atmen, aber ich war nicht in der Lage, von ihm wegzurücken. Komischerweise war Melanie plötzlich gereizt, obwohl sie doch genau das gewollt hatte.

Was ist denn los?, fragte ich sie, erschrocken über die Intensität ihrer Gefühle.

Ich will nicht, dass er so dicht neben dir sitzt. Es fühlt sich nicht richtig an. Mir gefällt es nicht, dass du ihn gerne da neben dir hast. Zum ersten Mal, seit wir gemeinsam die Zivilisation verlassen hatten, spürte ich, wie Wellen der Feindseligkeit von ihr ausgingen. Ich war schockiert. Das war nicht fair.

»Ich habe nur eine einzige Frage«, unterbrach uns Jared.

Ich sah ihn an und schreckte zurück - sowohl vor seinem kalten Blick als auch vor Melanies Groll.

»Du kannst dir vermutlich denken, worum es geht. Jeb und Jamie haben mich die ganze Nacht bequatscht...«

Ich wartete auf die Frage und starrte durch den dunklen Gang auf den Sack Reis mir gegenüber - mein Kissen von letzter Nacht.

Aus den Augenwinkeln sah ich, wie er die Hand hob, und ich presste mich an die Wand.

»Ich tu dir nichts«, sagte er noch einmal ungeduldig. Er nahm mein Kinn in seine raue Hand und drehte mein Gesicht so, dass ich ihn ansehen musste.

Mein Herz stotterte, als er mich berührte, und plötzlich war da zu viel Feuchtigkeit in meinen Augen. Ich versuchte sie wegzublinzeln.

»Wanda.« Er sprach meinen Namen langsam aus - widerwillig, wie ich bemerkte, obwohl seine Stimme gleichmäßig und tonlos war. »Ist Melanie noch am Leben - noch ein Teil von dir? Sag mir die Wahrheit.«

Melanie griff mit der brutalen Kraft einer Abrissbirne an. Dort, wo sie versuchte, sich freizukämpfen, tat es körperlich weh wie der plötzliche Stich einer Migräne.

Hör auf. Siehst du es denn nicht?

Es war so offensichtlich an der Art, wie er die Lippen zusammenkniff, an den strengen Falten unter seinen Augen. Es spielt keine Rolle, was ich oder sie sagte.

Er hält mich sowieso für eine Lügnerin, erklärte ich ihr*. Die Wahrheit interessiert ihn doch überhaupt nicht - er sucht nur nach einem Beweis, nach irgendeiner Möglichkeit, Jeb und Jamie davon zu überzeugen, dass ich eine Lügnerin bin, eine Sucherin, damit er die Erlaubnis bekommt, mich umzubringen.*

Melanie weigerte sich, mir zu antworten oder auch nur zu glauben; es kostete mich viel Kraft, sie ruhigzuhalten.

Jared sah, wie mir der Schweiß auf die Stirn trat und mich ein seltsamer Schauder durchlief, und zog die Augen zusammen. Er hielt noch immer mein Kinn fest, so dass ich mein Gesicht nicht vor ihm verbergen konnte.

Jared, ich liebe dich, versuchte sie zu schreien. *Ich bin hier*.

Meine Lippen rührten sich nicht, aber es überraschte mich, dass er die Worte nicht Buchstabe für Buchstabe in meinen Augen lesen konnte.

Die Minuten verstrichen langsam, während er auf meine Antwort wartete. Es war qualvoll, ihm in die Augen blicken zu müssen, den Abscheu dort zu sehen. Als wäre das nicht schon genug, nagte Melanies Wut weiterhin von innen an mir. Ihre Eifersucht schwoll zu einer bitteren Flut an, die meinen Körper durchströmte und ihn beschmutzt zurückließ.

Weitere Minuten verstrichen und mir stiegen Tränen in die Augen, bis ich sie nicht mehr zurückhalten konnte. Sie liefen mir lautlos über die Wange bis in Jareds Handfläche. Sein Gesichtsausdruck veränderte sich nicht.

Schließlich hatte ich genug. Ich schloss die Augen und riss meinen Kopf nach unten. Bevor er mir wehtun konnte, ließ er die Hand sinken. Er seufzte - frustriert.

Ich nahm an, er würde gehen. Ich starrte erneut auf meine Hände, während ich darauf wartete. Mein Herzschlag maß die verstreichenden Minuten. Er rührte sich nicht. Ich rührte mich nicht. Er saß neben mir, als wäre er aus Stein gemeißelt. Diese eherne Unbeweglichkeit passte zu ihm. Sie passte zu seinem neuen, harten Gesichtsausdruck, zu seinem steinernen Blick.

Melanie dachte über diesen Jared nach und verglich ihn mit dem Mann, der er früher gewesen war. Sie erinnerte sich an einen ganz normalen Tag auf der Flucht ...

»Uhh!«, stöhnen Jared und Jamie gleichzeitig.

Jared lümmelt auf dem Ledersofa und Jamie hat sich auf dem Teppich davor ausgestreckt. Sie schauen auf dem großen Fernsehbildschirm

ein Basketballspiel. Die Parasiten, die hier wohnen, sind bei der Arbeit und wir haben den Jeep bereits so voll geladen, wie es geht. Wir haben noch stundenlang Zeit, uns auszuruhen, bevor wir wieder verschwinden müssen.

Im Fernsehen haben zwei Spieler eine höfliche Meinungsverschiedenheit. Der Kameramann steht ganz in der Nähe; wir können ihr Gespräch mithören.

»Ich glaube, ich habe den Ball als Letzter berührt. Du bist dran.«

»Ich bin mir nicht sicher. Ich möchte nicht unrechtmäßig bevorzugt werden. Die Schiedsrichter sollten sich besser noch mal die Aufzeichnung ansehen.«

Die Spieler schütteln sich die Hände und klopfen sich gegenseitig auf die Schulter.

»Das ist doch lächerlich«, knurrt Jared.

»Nicht auszuhalten«, pflichtet Jamie ihm bei und imitiert Jareds Tonfall perfekt; er klingt täglich mehr wie Jared, eine der vielen Formen, die seine Heldenverehrung angenommen hat. »Kommt nicht noch was anderes?«

Jared zappt durch ein paar Sender, bis er auf einen Leichtathletikwettkampf stößt. In Haiti finden gerade die Olympischen Spiele der Parasiten statt. Offenbar sind die Außerirdischen ganz aufgeregt deswegen. Viele von ihnen haben vor ihren Häusern Olympiaflaggen gehisst. Aber es ist trotzdem nicht wie früher. Jetzt bekommt jeder Teilnehmer eine Medaille. Erbärmlich.

Aber den Hundertmeterlauf kriegen sie nicht kaputt. Die Einzelsportarten sind bei den Parasiten unterhaltsamer als Wettkämpfe, bei denen sie direkt gegeneinander antreten. In getrennten Bahnen geben sie eine bessere Figur ab.

»Mel, komm her und entspann dich«, ruft Jared.

Ich stehe einfach bloß aus alter Gewohnheit an der Hintertür, nicht, weil ich damit rechne, jeden Moment wegrennen zu müssen. Nicht, weil ich Angst habe. Eine sinnlose Gewohnheit, sonst nichts. Ich gehe zu Jared hinüber. Er zieht mich auf seinen Schoß und legt sein Kinn auf meinen Kopf.

»Ist das bequem so, fühlst du dich wohl?«, fragt er. »Ja«, sage ich, weil ich mich wirklich und wahrhaftig rundum wohl fühle. Hier, im Haus eines Außerirdischen.

Dad hat immer lustige Sachen gesagt, als würde er seine eigene Sprache sprechen: die Fliege machen, grün hinter den Ohren, Wunderfitz, wie aus dem Ei gepellt, ein hohes Tier, Fisch ohne Fahrrad und irgendwas über Kohlen, die nach Newcastle verkauft werden. Einer seiner Lieblingsausdrücke war *so sicher wie ein Haus.*

Zum Beispiel als er mir Fahrradfahren beibrachte und meine Mutter besorgt in der Tür stand: »Beruhig dich, Linda, diese Straße ist so sicher wie ein Haus.« Oder als er Jamie davon überzeugte, ohne Nachtlicht zu schlafen: »Das ist hier so sicher wie ein Haus, es ist weit und breit kein Monster in Sicht.«

Dann verwandelte sich die Welt über Nacht in einen entsetzlichen Albtraum und der Ausdruck wurde für Jamie und mich zu einem makabren Witz. Häuser waren jetzt die gefährlichsten Orte, die wir uns vorstellen konnten.

Während wir uns zwischen einer Handvoll struppiger Kiefern versteckten, beobachteten, wie ein Auto aus der Garage eines abgeschiedenen Hauses fuhr, und überlegten, ob wir es wagen sollten, Lebensmittel zu rauben, oder ob es zu riskant war: »Glaubst du, die Parasiten werden lange wegbleiben?« - »Auf keinen Fall, der Ort hier ist so sicher wie ein Haus. Lass uns besser verschwinden.«

Und jetzt sitze ich hier und sehe fern wie vor fünf Jahren, als wären Mom und Dad nebenan und ich hätte nie eine Nacht mit Jamie und einer Handvoll Ratten in einem Abwasserkanal verbracht, während Bodysnatcher mit Scheinwerfern nach den Dieben suchten, die eine halbe Tüte getrocknete Bohnen und eine Schüssel kalte Spaghetti erbeutet hatten.

Selbst wenn Jamie und ich zwanzig Jahre allein überlebt hätten, hätten wir bestimmt nie wieder dieses Gefühl gehabt. Dieses Gefühl von Sicherheit. Mehr als Sicherheit, sogar Glück. Sicherheit und Glück, zwei Dinge, von denen ich gedacht hatte, dass ich sie nie wieder empfinden würde.

Jared hat es mühelos geschafft, uns das zu geben, einfach weil er Jared ist.

Ich atme den Geruch seiner Haut ein und spüre die Wärme seines Körpers unter meinem.

Jared macht alles sicher, alles glücklich. Sogar Häuser.

Ich fühle mich immer noch sicher in seiner Nähe, stellte Melanie fest, als sie jetzt die Wärme seines Arms spürte, der nur Zentimeter von meinem entfernt war. *Obwohl er noch nicht mal weiß, dass ich hier bin.*

Ich fühlte mich nicht sicher. Ich konnte mir nichts vorstellen, das mir ein größeres Unsicherheitsgefühl vermittelt hätte als die Tatsache, Jared zu lieben.

Ich fragte mich, ob Melanie und ich ihn auch geliebt hätten, wenn er immer schon so gewesen wäre und nicht der lächelnde Jared aus unseren Erinnerungen, der, der mit den Händen voller Hoffnung und voller Wunder zu Melanie gekommen war. Wäre sie mit ihm gegangen, wenn er schon immer so hart und zynisch gewesen wäre? Wenn der Verlust seines lachenden Vaters und seiner lebhaften großen Brüder ihn schon so verhärtet hätte, wie es jetzt Melanies Verlust getan hatte?

Natürlich, seufzte Melanie leise. *Ich hätte Jared auf jeden Fall geliebt. Sogar so, wie er jetzt ist, gehört er zu mir.*

Ich fragte mich, ob für mich dasselbe galt. Würde ich ihn jetzt lieben, wenn er in ihrer Erinnerung schon so gewesen wäre? Plötzlich wurde ich unterbrochen. Ohne irgendeine Vorwarnung begann Jared zu sprechen, und zwar so, als wären wir mitten in einem Gespräch.

»Deinetwegen sind Jeb und Jamie also überzeugt davon, dass es möglich ist, eine Art Bewusstheit zu bewahren, nachdem man ... geschnappt wurde. Sie sind sich beide sicher, dass Mel noch da drin herumspukt.«

Er klopfte mit den Fingerknöcheln leicht gegen meinen Kopf. Ich zuckte vor ihm zurück und er verschränkte die Arme.

»Jamie glaubt, dass sie mit ihm spricht.« Er verdrehte die Augen. »Nicht gerade fair, dem Jungen so ein Theater vorzuspielen - aber das setzt natürlich ein ethisches Verständnis voraus, das hier offensichtlich nicht vorhanden ist.«

Ich schlang die Arme um meinen Körper.

»Jeb hat allerdings durchaus ein gutes Argument - und das macht mich echt fertig! Was genau hast du vor? Die Fahndung der Sucher war nicht sehr zielgerichtet oder auch nur ... verdächtig. Sie schienen nur nach dir zu suchen - nicht nach uns. Also wussten sie vielleicht nicht, was du vorhattest. Vielleicht arbeitest du auf eigene Faust? Undercover? Oder ...«

Es war leichter, ihn zu ignorieren, wenn er so dämliche Spekulationen anstellte. Ich konzentrierte mich auf meine Knie. Sie waren dreckig wie üblich, rot und schwarz.

»Vielleicht haben sie Recht - was deine Ermordung angeht zumindest.«

Völlig unerwartet strichen seine Finger plötzlich leicht über die Gänsehaut, die seine Worte auf meinem Arm hervorgebracht hatten. Seine Stimme klang sanfter, als er weitersprach. »Niemand wird dir etwas tun. Solange du uns keine Schwierigkeiten machst...« Er zuckte mit den Schultern. »In gewisser Weise kann ich ihre Argumente verstehen und auf eine verquere Art wäre es wirklich falsch, genau wie sie sagen. Vielleicht gibt es wirklich keinen Grund, der es rechtfertigen würde ... Außer dass Jamie ...«

Mein Kopf fuhr hoch - er musterte mich scharf, als er meine Reaktion bemerkte. Ich bereute, Interesse gezeigt zu haben, und sah wieder auf meine Knie.

»Es macht mir Angst, wie anhänglich er geworden ist«, murmelte Jared. »Ich hätte ihn nicht zurücklassen sollen. Aber ich hätte nie gedacht ... Und ich weiß nicht, was ich jetzt tun soll. Er glaubt, Mel lebt da drin noch. Wie wird er reagieren, wenn ...?«

Mir fiel auf, dass er so klang, als wäre mein Tod unabwendbar. Egal, was er versprochen hatte, er glaubte nicht, dass ich noch lange leben würde.

»Es wundert mich, dass du Jeb überzeugen konntest«, wechselte er das Thema. »Er ist ein schlauer alter Fuchs. Er durchschaut es sofort, wenn er getäuscht werden soll. Bis jetzt.«

Er dachte einen Moment darüber nach.

»Dir ist nicht besonders nach Reden, was?«

Es herrschte erneut langes Schweigen.

Plötzlich sprudelten die Worte nur so aus ihm heraus. »Was mich immer noch quält, ist: Was, wenn sie Recht haben? Wie zum Teufel kann ich das wissen? Ich finde es furchtbar, wie überzeugend mir ihre Argumentation vorkommt. Es muss doch noch eine andere Erklärung geben.«

Melanie kämpfte wieder darum, zu sprechen, nicht so heftig wie vorhin, diesmal ohne Hoffnung auf Erfolg. Ich hielt meine Lippen fest geschlossen und die Arme um meine Beine geschlungen.

Jared rutschte von der Wand weg, so dass er mir gegenübersaß. Ich nahm die Bewegung aus den Augenwinkeln wahr. »Warum bist du hier?«, flüsterte er.

Ich linste hoch in sein Gesicht - es war weich, freundlich, fast so, wie Melanie es in Erinnerung hatte. Ich spürte, wie meine Kontrolle nachließ; meine Lippen zitterten. Meine Arme festzuhalten kostete mich meine gesamte Kraft. Ich wollte sein Gesicht berühren. *Ich* wollte es. Melanie gefiel das nicht.

Wenn du mich schon nicht reden lässt, dann behalte wenigstens deine Hände bei dir, zischte sie mich an.

Ich gebe mir Mühe. Es tut mir leid. Es tat mir wirklich leid. Ich fügte ihr Schmerzen zu. Wir hatten beide Schmerzen, auf unterschiedliche Weise. Es war schwer zu sagen, wer von uns beiden im Moment stärker litt.

Jared sah mich neugierig an, während sich meine Augen erneut mit Tränen füllten.

»Warum?«, fragte er sanft. »Weißt du, Jeb hat ja diesen irren Gedanken, dass du wegen mir und Jamie hier bist. Ist das nicht verrückt?«

Mein Mund öffnete sich; schnell biss ich mir auf die Lippe.

Jared beugte sich vor und nahm mein Gesicht zwischen beide Hände. Ich schloss die Augen.

»Willst du es mir nicht sagen?«

Mein Kopf verneinte einmal kurz. Ich war mir nicht sicher, wer das gewesen war. Hatte ich damit gesagt, ich wolle nicht, oder Melanie, sie könne nicht?

Seine Hände schlossen sich fester um meinen Unterkiefer. Ich öffnete die Augen und sah sein Gesicht dicht vor mir. Mein Herz raste, mein Magen kribbelte - ich versuchte zu atmen, aber meine Lungen gehorchten mir nicht. Ich sah seinen Augen an, was er vorhatte; ich wusste genau, wie er sich bewegen und wie sich seine Lippen anfühlen würden. Und doch war es absolut neu für mich - ein erstes Mal, das mich so viel stärker durcheinanderbrachte als alle anderen -, als er seinen Mund auf meinen drückte.

Ich glaube, er hatte eigentlich vorgehabt, meine Lippen nur ganz kurz und sanft zu berühren, aber das veränderte sich, als seine Haut auf meine traf. Sein Mund war plötzlich hart und

fordernd, seine Hände hielten mein Gesicht an seins gedrückt, während sich seine Lippen auf drängende, fremde Art auf meinen bewegten. Es war so anders, als sich nur zu erinnern, so viel intensiver. Mir schwirrte der Kopf.

Der Körper rebellierte. Ich hatte ihn nicht länger unter Kontrolle - er hatte die Kontrolle über mich übernommen. Es war nicht Melanie - der Körper war jetzt stärker als wir beide. Das Geräusch unseres Atems wurde von den Wänden zurückgeworfen; meiner heftig und keuchend, seiner ungestüm, beinahe ein Knurren.

Meine Arme befreiten sich aus meiner Kontrolle. Meine linke Hand streckte sich nach seinem Gesicht aus, nach seinem Haar, um meine Finger darin zu vergraben.

Meine rechte Hand war schneller. War nicht meine. Melanies Faust landete unter seinem Kiefer, schlug sein Gesicht mit einem dumpfen, leisen Geräusch von meinem weg. Fleisch auf Fleisch, hart und wütend.

Der Schlag war nicht kräftig genug, um uns ganz zu trennen, aber sobald unsere Lippen nicht mehr verbunden waren, fuhr er zurück und starrte fassungslos in mein schreckensstarres Gesicht.

Voller Abscheu sah ich auf die Hand hinab, die immer noch zur Faust geballt war, als hätte ich einen Skorpion entdeckt, der mir aus dem Arm wuchs. Ein entsetztes Keuchen kam aus meiner Kehle. Ich packte das rechte Handgelenk mit meiner linken Hand, verzweifelt entschlossen, Melanie davon abzuhalten, meinen Körper noch einmal für eine Gewalttat zu missbrauchen.

Ich blickte zu Jared auf. Er sah ebenfalls die Faust an, die ich zurückhielt, wobei das Entsetzen in seinem Blick wich und Erstaunen an seine Stelle trat. In diesem Augenblick war er vollkommen ungeschützt. Ich konnte in seinem Gesicht lesen wie in einem offenen Buch.

Das hatte er nicht erwartet. Aber irgendetwas hatte er erwartet, das war deutlich zu erkennen. Dies war ein Test gewesen. Ein Test, von dem er geglaubt hatte, ihn problemlos auswerten zu können. Ein Test, dessen Ergebnis er im Voraus zu kennen geglaubt hatte. Aber er war überrascht worden.

Was bedeutete das: bestanden oder durchgefallen? Der Schmerz in meiner Brust war keine Überraschung. Ich wusste bereits, dass ein brechendes Herz mehr war als eine Redewendung.

In einer Situation, in der es darum ging, zu fliehen oder zu kämpfen, hatte ich nie eine Wahl; ich würde mich immer für Flucht entscheiden. Da Jared zwischen mir und dem dunklen Tunnelausgang hockte, wirbelte ich herum und stürzte mich in das mit Kartons vollgestopfte Loch.

Die Kartons knirschten, knisterten und knackten, als mein Gewicht sie gegen die Wände und den Boden drückte. Ich schlängelte mich in das Loch, in dem eigentlich überhaupt kein Platz für mich war, wand mich um die schwereren Quader herum und zerquetschte die anderen. Ich spürte, wie seine Finger meinen Fuß berührten, als er nach meinem Knöchel griff, und mit einem Tritt beförderte ich einen der stabileren Kartons zwischen uns. Er stöhnte auf und Verzweiflung schnürte mir die Kehle zu. Ich hatte ihm nicht schon wieder wehtun, ihn nicht schon wieder schlagen wollen. Ich versuchte nur zu entkommen.

Ich nahm mein eigenes lautes Schluchzen nicht wahr, bis ich nicht mehr weiter in das vollgestopfte Loch hineinkam und meine Kriechgeräusche verstummten. Als ich mich jetzt selbst hörte, mein stoßweises, herzzerreißendes, qualvolles Keuchen, schämte ich mich.

Ich schämte mich so sehr, fühlte mich so gedemütigt. Ich war entsetzt über mich selbst, über die Gewalt, die mein Körper ausgeübt hatte - egal, ob willentlich oder nicht -, aber das war es nicht, weshalb ich weinte. Ich weinte, weil es ein Test gewesen war und weil ich dummes, dummes, dummes gefühlsgesteuertes Wesen wollte, dass es echt war.

Melanie wand sich vor Schmerzen in mir und es war schwierig, diesen doppelten Schmerz zu durchschauen. Ich wäre am liebsten gestorben, weil es nicht echt war; sie wäre am liebsten gestorben, weil es sich für sie schon sehr echt angefühlt hatte. Bei allem, was sie seit dem Ende ihrer Welt vor so langer Zeit verloren hatte, hatte sie sich noch nie verraten gefühlt. Als ihr Vater die Sucher zu seinen Kindern geführt hatte, wusste sie, dass er das nicht selbst war. Damals hatte sie sich nicht verraten gefühlt, sie hatte getrauert. Ihr Vater war tot. Aber Jared lebte und war er selbst.

Niemand verrät dich, du Dummkopf, fuhr ich sie an. Ich wollte, dass ihr Schmerz nachließ. Die zusätzliche Last ihres Leids war zu viel. Meins reichte mir.

Wie konnte er nur? Wie?, tobte sie, ohne mich zu beachten. Wir schluchzten unkontrolliert.

Ein einziges Wort holte uns vom Rand des Nervenzusammenbruchs zurück.

Vom Eingang der Höhle her fragte Jareds leise, raue Stimme, gebrochen und eigenartig kindlich: »Mel?«

Abgekürzt

»Mel?«, fragte er noch einmal, wobei die Hoffnung, die er gar nicht haben wollte, seine Stimme färbte. Ich schluchzte erneut auf, ein Nachbeben. »Du weißt, dass ich dich damit gemeint hab, Mel. Du weißt das doch. Nicht sie ... es. Du weißt, dass ich es nicht geküsst habe.«

Mein nächster Schluchzer war lauter, ein Aufheulen. Warum konnte ich nicht still sein? Ich versuchte den Atem anzuhalten. »Wenn du da drin bist, Mel ...«Er schwieg. Das »wenn« gefiel Melanie überhaupt nicht. Ein Schluchzen brach aus meiner Lunge und ich schnappte nach Luft.

»Ich liebe dich«, sagte Jared. »Auch wenn du nicht da bist, wenn du mich nicht hören kannst. Ich liebe dich.«

Ich hielt wieder den Atem an und biss mir auf die Lippe, bis sie blutete. Der körperliche Schmerz lenkte mich nicht so stark ab, wie ich gehofft hatte.

Draußen vor dem Loch war es still und drinnen auch, während ich blau anlief. Ich lauschte angestrengt, konzentrierte mich allein auf das, was ich hörte. Ich dachte nicht nach. Kein Laut war zu vernehmen.

Ich lag in einer völlig verdrehten Stellung da. Mein Kopf war der niedrigste Punkt meines Körpers, meine rechte Gesichtshälfte wurde gegen den rauen Felsboden gepresst. Meine Schultern hingen schräg über einer zerquetschten Kiste, die rechte höher als die linke. Meine Hüften waren in die entgegengesetzte Richtung geneigt und meine linke Wade stieß gegen die Decke. Meine Beine und Füße waren eingeschlafen und kribbelten wie von tausend Nadelstichen. Ich fühlte, wie sich überall Blutergüsse bildeten, die ich beim Kampf mit den Kartons davongetragen hatte. Ich wusste, dass ich irgendeinen Weg finden musste, Ian und Jamie begreiflich zu machen, dass ich sie mir selbst beigebracht hatte, aber wie? Was sollte ich sagen? Wie sollte ich ihnen erklären, dass Jared mich versuchsweise geküsst hatte, wie man einer Laborratte einen Stromstoß versetzt, um zu sehen, wie sie reagiert?

Und wie lange sollte ich in dieser Position verharren? Ich wollte kein Geräusch machen, aber meine Wirbelsäule fühlte sich so an, als würde sie jeden Augenblick durchbrechen. Die Schmerzen wurden von Sekunde zu Sekunde unerträglicher. Ich würde nicht mehr lange in der Lage sein, sie lautlos zu ertragen. In meiner Kehle bildete sich bereits ein Wimmern.

Melanie hatte mir nichts zu sagen. Sie war schweigend mit ihrer eigenen Erleichterung und Wut beschäftigt. Jared hatte sie angesprochen, endlich ihre Existenz anerkannt. Er hatte ihr gesagt, dass er sie liebte. Aber er hatte mich geküsst. Sie versuchte sich selbst davon zu überzeugen, dass es keinen Grund gab, deswegen verletzt zu sein, versuchte, all die schlagkräftigen Argumente zu glauben, die dafür sprachen, dass es nicht so war, wie es schien. Sie versuchte es, aber es war ihr bisher nicht gelungen. Ich konnte all das hören, aber die Worte waren nicht an mich gerichtet. Sie redete nicht mit mir - wie bei einer kleinlichen Eifersüchtelei unter Teenagern. Sie zeigte mir die kalte Schulter.

Ich verspürte eine ungewohnte Wut auf sie. Nicht wie am Anfang, als ich Angst vor ihr hatte und wünschte, sie würde aus meinem Kopf verschwinden. Nein, ich fühlte mich jetzt selbst verraten. Wie konnte sie wegen dem, was passiert war, auf *mich* wütend sein? Wie passte das zusammen? Was konnte *ich* denn dafür, dass ich mich aufgrund der Erinnerungen, die *sie* mir aufzwang, verliebt hatte und dann von diesem unbändigen Körper überwältigt worden war? Es tat mir leid, dass sie litt, mein Schmerz bedeutete ihr dagegen nichts. Sie genoss ihn sogar. Bösartiger Mensch.

Tränen strömten mir lautlos über die Wangen, weniger heftig als zuvor. Ich brütete über ihrer feindseligen Haltung mir gegenüber. Plötzlich waren die Schmerzen in meinem zerschundenen, verdrehten Rücken einfach zu viel - der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte.

»Ah«, ächzte ich und schob mich rückwärts, wobei ich mich an Felsen und Pappe abstieß.

Es war mir inzwischen egal, ob ich Krach machte oder nicht, ich wollte nur raus hier. Ich schwor mir, dass ich die Schwelle dieses verdammten Lochs nie wieder übertreten würde - lieber würde ich sterben. Im wahrsten Sinne des Wortes.

Es war schwieriger, sich hinauszuwinden, als sich hereinzustürzen. Ich drehte und krümmte mich, bis ich das Gefühl hatte, alles nur noch schlimmer zu machen und mich zu verknoten wie eine Brezel. Ich begann wieder zu weinen wie ein Kind, voller Angst, dass ich aus diesem Loch nie wieder herauskommen würde.

Melanie seufzte. *Hak dich mit den Füßen am Rand der Öffnung fest und zieh dich raus,* schlug sie vor.

Ich hörte nicht auf sie und versuchte meinen Oberkörper um eine besonders spitze Ecke zu biegen, die ich mir prompt in die Rippen rammte.

Sei nicht so empfindlich, grummelte sie.

Das musst ausgerechnet du sagen.

Ich weiß. Sie zögerte, dann gab sie klein bei. *Okay, tut mir leid. Du hast Recht. Aber weißt du, ich bin eben ein Mensch. Es ist manchmal nicht so leicht, fair zu bleiben. Wir fühlen und tun nicht immer das Richtige.*

Der Groll war immer noch da, aber sie versuchte mir zu vergeben und zu vergessen, dass ich gerade mit ihrer großen Liebe herumgeknutscht hatte - danach sah es in ihren Augen zumindest aus.

Ich hakte mich mit dem Fuß an der Kante ein und zog. Mein Knie traf auf dem Boden auf und ich nutzte die Stütze, um meine Rippen anzuheben. So war es einfacher, den anderen Fuß hinauszuschieben und wieder zu ziehen. Schließlich berührte ich mit den Händen den Boden; ich schob mich wie bei einer Steißgeburt durch die Öffnung und fiel auf die dunkelgrüne Matte. Dort blieb ich einen Moment lang mit dem Gesicht nach unten liegen und keuchte. Ich war mir ziemlich sicher, dass Jared längst weg war, aber ich sah nicht sofort nach. Ich atmete einfach bloß ein und aus, bis ich mich in der Lage fühlte, meinen Kopf zu heben.

Ich war allein. Ich versuchte, mich auf die Erleichterung darüber zu konzentrieren und mein Bedauern zu unterdrücken. Es war besser, allein zu sein. Weniger demütigend.

Ich rollte mich auf der Matte zusammen und drückte mein Gesicht in den muffigen Bezug. Ich war nicht müde, aber erschöpft. Das schreckliche Gewicht von Jareds Zurückweisung lastete schwer auf mir. Ich schloss die Augen und versuchte an Dinge zu denken, die mich nicht gleich wieder zum Weinen brachten. An irgendetwas anderes als Jareds angewiderten Gesichtsausdruck, als er vor mir zurückgewichen war ...

Was Jamie wohl gerade machte? Wusste er, dass ich hier war, oder suchte er nach mir? Ian würde lange schlafen, er hatte so erschöpft ausgesehen. Würde Kyle bald aufwachen? Würde er nach mir suchen? Wo war Jeb? Ich hatte ihn heute noch gar nicht gesehen. War Doc wirklich dabei, sich bis zur Besinnungslosigkeit zu betrinken? Das sah ihm so gar nicht ähnlich ...

Von meinem knurrenden Magen geweckt, wurde ich langsam wach. Ich lag ein paar Minuten lang in der lautlosen Dunkelheit und versuchte mich zu orientieren. War es Tag oder Nacht? Wie lange hatte ich hier allein geschlafen?

Ich würde meinen Magen nicht viel länger ignorieren können und rollte mich auf die Knie. Ich musste eine ganze Weile geschlafen und eine oder zwei Mahlzeiten verpasst haben, wenn ich so hungrig war.

Ich erwog, etwas von dem Vorratsstapel in dem Loch zu essen - ich hatte schließlich bereits fast alles beschädigt, vielleicht sogar etwas ganz zerquetscht. Aber gerade deshalb fühlte ich mich bei dem Gedanken, etwas davon zu nehmen, noch schuldiger. Ich würde mir ein paar Brötchen aus der Küche holen.

Zusätzlich zu meinem tiefen Schmerz war ich ein bisschen verletzt, dass ich so lange hier unten gewesen war, ohne dass jemand nach mir gesehen hatte - wie eitel, warum sollte es irgendjemanden kümmern, was mit mir geschah? Daher war ich froh und erleichtert, als ich sah, dass Jamie mit dem Rücken zu der menschlichen Welt hinter ihm in der Türöffnung zum großen Garten saß und ganz offensichtlich auf mich wartete.

Meine Augen strahlten und seine ebenfalls. Er rappelte sich auf und Erleichterung machte sich auf seinem Gesicht breit.

»Ein Glück, es geht dir gut«, sagte er; ich wünschte, er hätte Recht.

Er begann draufloszuquatschen. »Ich meine, ich habe nicht geglaubt, dass Jared lügt, aber er hat gesagt, du wolltest allein sein, und Jeb hat gesagt, ich dürfte nicht zu dir und ich müsste genau hier bleiben, wo er sehen könnte, dass ich mich nicht da reinschleiche. Aber obwohl ich nicht gedacht habe, du wärst verletzt oder so etwas, war ich mir doch nicht ganz sicher, weißt du?«

»Mir geht es gut«, sagte ich. Aber ich streckte die Arme nach ihm aus, auf der Suche nach Trost. Er umarmte mich und ich war geschockt, als ich feststellte, dass er im Stehen bereits seinen Kopf auf meine Schulter legen konnte.

»Du hast rote Augen«, flüsterte er. »War er gemein zu dir?«

»Nein.« Man war schließlich nicht absichtlich grausam zu Laborratten - man versuchte nur Informationen zu bekommen.

»Was auch immer du zu ihm gesagt hast, ich denke, er glaubt uns jetzt. Das mit Mel, meine ich. Wie geht es ihr?«

»Sie ist froh darüber.«

Er nickte erfreut. »Und du?«

Ich zögerte und suchte nach einer Antwort, die nicht direkt eine Lüge war. »Die Wahrheit zu sagen ist einfacher für mich, als zu versuchen, sie zu verbergen.«

Er schien mit meiner ausweichenden Antwort zufrieden zu sein.

»Ich habe Hunger«, sagte ich und befreite mich aus seiner Umarmung.

»Das hab ich mir gedacht. Ich habe dir was Feines aufbewahrt.«

Ich seufzte. »Brot ist schon in Ordnung.«

»Komm schon, Wanda. Ian sagt, du bist viel zu aufopferungsvoll.«

Ich schnitt eine Grimasse.

»Ich glaube, damit hat er Recht«, murmelte Jamie. »Sogar wenn dich alle hierhaben wollen, gehörst du erst dann wirklich hierher, wenn du das selbst beschließt.«

»Ich werde nie hierhergehören. Und niemand will mich wirklich hierhaben, Jamie.«

»Ich schon.«

Ich widersprach ihm nicht, aber was er sagte, war nicht die Wahrheit. Er log nicht direkt, denn er glaubte an das, was er sagte. Aber wen er wirklich hierhaben wollte, war Melanie. Er trennte uns nicht so, wie er es tun sollte.

Trudy und Heidi backten in der Küche Brötchen und teilten sich einen hellgrünen, saftigen Apfel. Sie wechselten sich mit dem Abbeißen ab. Jede biss immer zweimal.

»Schön, dich zu sehen, Wanda«, sagte Trudy, wobei sie ihren Mund mit der Hand abdeckte, weil sie immer noch an ihrem letzten Bissen kaute. Sie meinte es ernst.

Heidi begrüßte mich mit einem Kopfnicken und versenkte dann ihre Zähne in dem Apfel. Jamie stieß mich gewollt unauffällig in die Seite, um mich darauf aufmerksam zu machen, dass mich die Leute mochten. Einfache Höflichkeit ließ er nicht gelten. »Habt ihr das Abendessen für sie aufbewahrt?«, fragte er aufgeregt.

»Haben wir«, sagte Trudy. Sie bückte sich zum Ofen und kam mit einem Tablett in der Hand wieder zum Vorschein. »Ich habe es warm gehalten. Es ist inzwischen wahrscheinlich zäh und ungenießbar, aber immer noch besser als das, was es sonst so gibt.«

Auf dem Tablett lag ein ziemlich großes Stück rotes Fleisch. Mir lief das Wasser im Mund zusammen, als ich die Portion, die mir zugedacht war, ablehnte.

»Das ist zu viel.«

»Wir müssen alle verderblichen Lebensmittel in den ersten Tagen aufessen«, drängte Jamie mich. »Alle essen, bis ihnen schlecht ist. Das ist schon Tradition.«

»Du brauchst das Eiweiß«, fügte Trudy hinzu. »Wir haben schon viel zu lange nur die Höhlenration gegessen. Erstaunlich, dass das niemandem stärker zugesetzt hat.«

Ich aß mein Eiweiß, während Jamie mit Adleraugen beobachtete, wie Bissen für Bissen vom Tablett in meinen Mund wanderte. Ihm zuliebe aß ich alles auf, obwohl ich von dem vielen Essen Bauchschmerzen bekam.

Gegen Ende meiner Mahlzeit begann sich die Küche wieder zu füllen. Ein paar hielten Äpfel in der Hand - die sie alle mit jemand anderem teilten. Neugierige Augen musterten meine wunde Gesichtshälfte.

»Wieso kommen um diese Zeit alle hierher?«, flüsterte ich Jamie zu. Es war dunkel draußen, die Zeit fürs Abendessen vorbei.

Jamie sah mich einen Moment lang verständnislos an. »Um dir zuzuhören.« Sein Tonfall ergänzte das fehlende »Wozu denn sonst?«.

»Machst du Witze?«

»Ich habe dir doch gesagt, dass sich nichts geändert hat.«

Ich blickte mich in dem schmalen Raum um. Es war nicht voll. Doc war heute nicht da und keiner der zurückgekehrten Beutejäger, einschließlich Paige. Kein Jeb, kein Ian, kein Walter. Ein paar andere fehlten ebenfalls: Travis, Carol, Ruth Ann. Aber es waren mehr da, als ich gedacht hätte - wenn ich überhaupt gedacht hätte, dass irgendjemand nach einem solch ungewöhnlichen Tag dem gewöhnlichen Ritual folgen würde.

»Können wir bei den Delfinen weitermachen, wo wir aufgehört haben?«, fragte Wes und unterbrach damit meine Bestandsaufnahme. Es war mir klar, dass er nur den Ball ins Rollen bringen wollte und nicht wirklich an den Verwandtschaftsverhältnissen auf einem fremden Planeten interessiert war.

Alle sahen mich erwartungsvoll an. Offensichtlich hatte sich das Leben nicht so sehr verändert, wie ich gedacht hatte.

Ich nahm Heidi ein Blech mit Brötchen aus der Hand und drehte mich um, um es in den Steinofen zu schieben. Während ich den anderen noch den Rücken zugekehrt hatte, begann ich zu sprechen. »Also ... äh ... hmm ... das ... äh ... dritte Großelternpaar ... Sie dienen traditionellerweise der Gemeinschaft, so sehen sie es zumindest. Auf der Erde wären sie die Ernährer, diejenigen, die den Unterhalt nach Hause bringen. Die meisten von ihnen sind Bauern. Sie bauen ein pflanzenähnliches Gewächs an, dessen Saft sie melken ...«

Und das Leben ging weiter.

Jamie versuchte mir auszureden, in dem Vorratsgang zu schlafen, aber es war ein halbherziger Versuch. Es gab keinen anderen Platz für mich. Störrisch wie immer bestand er darauf, meinen Schlafplatz mit mir zu teilen. Ich nahm an, dass Jared das nicht besonders gefiel, aber da ich ihn weder an diesem Abend noch am nächsten Tag zu Gesicht bekam, konnte ich meine Theorie nicht überprüfen.

Es war ein komisches Gefühl, meinen üblichen Aufgaben wieder nachzugehen, jetzt, wo die sechs Beutejäger zurückgekehrt waren - so wie am Anfang, als Jeb mich gezwungen hatte, mich in die Gemeinschaft einzugliedern. Feindliche Blicke, wütendes Schweigen. Für sie *war* es allerdings schwerer als für mich - *ich* war schließlich bereits daran gewöhnt. Für sie dagegen war es vollkommen neu, wie mich die anderen behandelten. Als ich zum

Beispiel bei der Maisernte half und Lily sich lächelnd bei mir für einen neuen Korb bedankte, fielen Andy beinahe die Augen aus dem Kopf. Oder als ich mit Trudy und Heidi vor dem Bad wartete und Heidi mit meinem Haar zu spielen begann - es wuchs und hing mir dieser Tage ständig in die Augen, weshalb ich vorhatte, es wieder abzuschneiden. Heidi versuchte eine Frisur zu finden, die mir stand, und schob die Strähnen hin und her. Als Brandt und Aaron - Aaron war der älteste Mann, der mit auf Tour gewesen war, und ich konnte mich nicht daran erinnern, ihn vorher schon gesehen zu haben - aus dem Bad kamen und sahen, wie Trudy über irgendeine alberne Scheußlichkeit lachte, die Heidi auf meinem Kopf zu kreieren versuchte, wurden beide ein bisschen grün im Gesicht und gingen schweigend an uns vorbei.

Aber natürlich waren Kleinigkeiten wie diese noch gar nichts. Kyle streunte jetzt durch die Höhlen und obwohl man ihm offensichtlich befohlen hatte, mich in Ruhe zu lassen, machte sein Gesichtsausdruck deutlich, dass ihm diese Anweisung zuwider war. Ich war immer mit anderen zusammen, wenn ich seinen Weg kreuzte, und ich fragte mich, ob das der einzige Grund dafür war, dass er nichts weiter tat, als mich anzufunkeln und unbewusst seine dicken Finger zu Fäusten zu ballen. Das ließ die ganze Panik meiner ersten Wochen hier wieder in mir aufsteigen, und ich war drauf und dran zu kapitulieren - mich wieder zu verstecken, die gemeinschaftlichen Treffpunkte zu meiden -, aber meine Aufmerksamkeit wurde in dieser zweiten Nacht von etwas Wichtigerem als Kyles mordlustigen Blicken in Anspruch genommen.

Die Küche füllte sich wieder - ich war nicht sicher, wie viel das mit meinen Geschichten zu tun hatte und wie viel mit den Schokoriegeln, die Jeb austeilte. Ich lehnte meinen ab und erklärte einem grummelnden Jamie, dass ich nicht gleichzeitig kauen und reden konnte; ich vermutete, dass er mir - dickköpfig wie immer - einen aufbewahren würde. Ian saß wieder auf seinem üblichen heißen Platz neben dem Feuer; Andy war auch da und saß mit wachsamem Blick neben Paige. Keiner der anderen Beutejäger, Jared natürlich eingeschlossen, war anwesend. Doc war ebenfalls nicht da und ich fragte mich, ob er immer noch betrunken war oder vielleicht einen Kater hatte. Auch Walter fehlte wieder.

Geoffrey, Trudys Mann, stellte mir an diesem Abend zum ersten Mal eine Frage. Auch wenn ich versuchte es nicht zu zeigen, freute ich mich, dass er offenbar jetzt zu den Menschen gehörte, die mich tolerierten. Aber ich konnte seine Frage nicht richtig beantworten, was sehr schade war. Seine Fragen waren wie die von Doc.

»Ich kenne mich mit dem Heilen eigentlich überhaupt nicht aus«, gab ich zu. »Ich war noch nie bei einem Heiler, seit ... seit ich hier angekommen bin. Ich war nie krank. Alles, was ich weiß, ist, dass wir keinen Planeten auswählen würden, bevor wir nicht in der Lage wären, die Wirtskörper in perfektem Zustand zu erhalten. Es gibt nichts, was nicht geheilt werden kann - von einer einfachen Schnittwunde oder einem gebrochenen Knochen bis hin zu Krankheiten. Altersschwäche ist inzwischen die einzige Todesursache. Sogar völlig gesunde menschliche Körper haben nur eine begrenzte Lebensspanne. Und dann gibt es natürlich auch Unfälle, obwohl die unter den Seelen selten sind. Wir sind sehr vorsichtig.«

»Bewaffnete Menschen sind nicht einfach Unfälle«, murmelte jemand. Ich nahm heiße Brötchen vom Blech und sah weder, wer sprach, noch erkannte ich die Stimme.

»Ja, das stimmt«, pflichtete ich ruhig bei.

»Du weißt also nicht, womit sie Krankheiten heilen?«, fragte Geoffrey nach. »Woraus bestehen ihre Medikamente?«

Ich schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, ich weiß es nicht. Das war nichts, wofür ich mich besonders interessiert habe, als ich noch Zugang zu diesen Informationen hatte. Ich fürchte, ich habe es für selbstverständlich gehalten. Gesundheit war auf allen Planeten, auf denen ich gelebt habe, einfach eine gegebene Tatsache.«

Geoffreys glühende Wangen wurden noch röter. Er blickte zu Boden, die Lippen wütend zusammengekniffen. Womit hatte ich ihn verärgert? Heath, der neben Geoffrey saß, tätschelte seinen Arm. Es herrschte gespanntes Schweigen im Raum.

»Ähm ... um noch mal auf die Geier zurückzukommen ...«, sagte Ian gezwungen und wechselte damit bewusst das Thema. »Ich weiß nicht, ob ich da was verpasst habe, aber ich kann mich nicht daran erinnern, dass du irgendwann erklärt hättest, inwiefern sie >gar nicht nett< sind ...?«

Das hatte ich in der Tat noch nicht erklärt, aber ich war mir ziemlich sicher, dass es ihn eigentlich nicht übermäßig interessierte - es war einfach die erste Frage, die ihm eingefallen war. Mein informeller Unterricht endete früher als gewöhnlich. Die Nachfragen kamen schleppend und die meisten stellten Jamie und Ian. Geoffreys Fragen hatten alle anderen betrübt zurückgelassen.

»Na dann, morgen müssen wir alle früh raus aufs Maisfeld ...«, sagte Jeb nach einem weiteren unangenehmen Schweigen und beendete damit die Zusammenkunft. Die Leute standen auf, streckten sich und unterhielten sich leise, aber sie wirkten angespannt.

»Was habe ich denn gesagt?«, flüsterte ich Ian zu.

»Nichts. Sie denken nur gerade viel über Vergänglichkeit nach.« Er seufzte.

Mein Menschenhirn machte einen jener Gedankensprünge, die sie Intuition nannten.

»Wo ist Walter?«, wollte ich, immer noch flüsternd wissen.

Ian seufzte erneut. »Er ist im Südflügel. Es geht ihm nicht gut.«

»Warum hat mir das keiner gesagt?«

»Die Dinge waren in letzter Zeit ... nicht leicht für dich, daher ...«

Ich schüttelte ungeduldig den Kopf. »Was fehlt ihm denn?«

Jamie stand inzwischen neben mir; er nahm meine Hand.

»Einige von Walters Knochen sind gebrochen, sie sind zu spröde«, sagte er mit gedämpfter Stimme. »Doc ist sich sicher, dass es Krebs ist - im Endstadium, meint er.«

»Walt muss schon eine ganze Weile verschwiegen haben, was für Schmerzen er hat«, fügte Ian düster hinzu.

Meine Kehle schnürte sich zusammen. »Und man kann nichts dagegen tun? Gar nichts?«

Ian schüttelte den Kopf und hielt seine leuchtenden Augen auf mich gerichtet. »Wir nicht. Selbst wenn wir nicht hier festsäßen, gäbe es jetzt keine Hilfe mehr für ihn. Es ist uns nie gelungen, ein Mittel dagegen zu finden.«

Ich biss mir auf die Lippen, um meinen Vorschlag für mich zu behalten. Natürlich konnte man nichts mehr für Walter tun. Jeder dieser Menschen würde lieber langsam und qualvoll sterben, als seinen Geist für die Heilung des Körpers einzutauschen. Ich konnte das verstehen ... inzwischen.

»Er hat nach dir gefragt«, erklärte mir Jamie. »Na ja, er nennt manchmal deinen Namen, es ist schwer zu verstehen, was er damit meint - Doc sorgt dafür, dass er ständig betrunken ist, um seine Schmerzen zu lindern. Doc hat ein furchtbar schlechtes Gewissen, weil er selbst so viel von dem Alkohol aufgebraucht hat. Schlechtes Timing, alles in allem.«

»Kann ich zu ihm?«, fragte ich. »Oder meinst du, die anderen hätten was dagegen?«

Ian runzelte die Stirn und schnaubte. »Das sähe einigen ähnlich, sich darüber aufzuregen.« Er schüttelte den Kopf. »Aber wen kümmert das schon? Wenn es Walters letzter Wunsch ist...«

»Stimmt«, pflichtete ich ihm bei. Das Wort *letzter* trieb mir die Tränen in die Augen. »Wenn Walter mich sehen will, dann ist es wohl egal, was die anderen denken oder ob sie deswegen wütend werden ...«

»Mach dir keine Sorgen - ich lasse nicht zu, dass irgendjemand dich belästigt.« Ians weiße Lippen bildeten eine schmale Linie.

Ich war nervös und hätte am liebsten auf die Uhr gesehen. Zeit hatte aufgehört, mir etwas zu bedeuten, aber jetzt plötzlich schien sie davonzurasen. »Ist es schon zu spät, um heute Abend noch zu ihm zu gehen? Stören wir ihn jetzt?«

»Er hat keinen regelmäßigen Tages- und Nachtrhythmus mehr - wir können ja mal nachsehen.«

Ich ging sofort los und zog Jamie hinter mir her, da er immer noch meine Hand festhielt. Das Gefühl von verstreichender Zeit, von Abschied und Vergänglichkeit, trieb mich an. Ian holte Uns mit seinen großen Schritten jedoch schnell ein.

In der mondbeschienenen Gartenhöhle kamen wir an ein paar anderen vorbei, die uns nicht weiter beachteten. Ich war so oft in Begleitung Jamies und Ians unterwegs, dass das keine Neugier weckte, obwohl wir nicht in die üblichen Tunnel einbogen.

Die einzige Ausnahme war Kyle. Er erstarrte mitten in der Bewegung, als er seinen Bruder neben mir entdeckte. Sein Blick fiel auf Jamies Hand in meiner und er kniff finster die Lippen zusammen.

Ian straffte die Schultern, als er die Reaktion seines Bruders bemerkte - sein Gesichtsausdruck spiegelte Kyles wider -, und er griff ganz bewusst nach meiner anderen Hand. Kyle machte ein Geräusch, als müsste er sich übergeben, und wandte sich ab.

Als wir die Dunkelheit des langen Südtunnels erreicht hatten, versuchte ich die Hand wieder zu befreien. Ian hielt sie fest.

»Ich wünschte, du würdest ihn nicht noch wütender machen«, murmelte ich.

»Kyle ist im Unrecht. Das ist geradezu eine Gewohnheit von ihm. Er wird länger brauchen als alle anderen, bis er darüber hinweg ist, aber das bedeutet nicht, dass wir irgendwelche Zugeständnisse machen sollten.«

»Er macht mir Angst«, gab ich flüsternd zu. »Ich will ihm nicht noch mehr Gründe geben, mich zu hassen.«

Ian und Jamie drückten im selben Augenblick meine Hände. Sie sprachen gleichzeitig.

»Hab keine Angst«, sagte Jamie.

»Jeb hat seine Meinung sehr deutlich gemacht«, sagte Ian. »Was soll das heißen?«, fragte ich Ian.

»Wenn Kyle Jebs Regeln nicht akzeptieren kann, ist er hier nicht länger willkommen.«

»Aber das ist nicht richtig. Kyle gehört hierher.« Ian grunzte. »Er ist ja auch noch hier ... also wird er einfach lernen müssen, damit klarzukommen.« Wir sprachen den ganzen weiten Weg nicht mehr. Ich hatte Schuldgefühle - das schien ein dauerhafter Gefühlszustand hier zu sein. Schuld und Angst und ein gebrochenes Herz. Warum war ich hergekommen?

W*eil du hierhergehörst, so seltsam sich das auch anhören mag,* flüsterte Melanie. Sie war sich der Wärme von Ians und Jamies Händen, die sich mit meinen verschränkt hatten, deutlich bewusst. *Wo sonst hast du so etwas jemals gehabt?*

Nirgends, gestand ich und fühlte mich nur noch schlechter. *Aber das bedeutet nicht, dass ich hierhergehöre. Nicht so wie du.*

Uns gibt es nur im Doppelpack, Wanda.

Als ob du mich daran erinnern müsstest... Ich war ein bisschen überrascht, sie so deutlich zu hören. Während der letzten zwei Tage war sie schweigsam gewesen und hatte nur ängstlich und hoffnungsvoll darauf gewartet, Jared wiederzusehen. Ich war natürlich mit ähnlichen Gedanken beschäftigt gewesen.

Vielleicht ist er bei Walter. Vielleicht war er da die ganze Zeit, dachte Melanie hoffnungsvoll.

Das ist nicht der Grund, weshalb wir Walter besuchen.

Nein. Natürlich nicht. Sie klang reumütig, aber ich merkte, dass ihr Walter nicht so viel bedeutete wie mir. Sie war natürlich traurig, dass er im Sterben lag, aber sie hatte das von Anfang an akzeptiert. Mir dagegen gelang es nicht, es zu akzeptieren, noch nicht einmal jetzt. Walter war *mein* Freund, nicht ihrer. Ich war diejenige, die er verteidigt hatte ...

Eins der gedämpften blauen Lichter leuchtete uns entgegen, als wir uns dem Krankenflügel näherten. (Ich wusste inzwischen, dass die Laternen solarbetrieben waren und tagsüber zum Aufladen in eine sonnige Ecke gelegt wurden.) Wir bewegten uns alle leise - und wurden gleichzeitig langsamer, ohne uns abzusprechen.

Ich hasste diesen Raum. In der Dunkelheit, mit den eigenartigen Schatten, die das schwache Licht hervorzauberte, war er nur noch abschreckender. Es roch anders als sonst - der Raum stank nach langsamem Verfall, nach Alkohol und Galle.

Zwei der Feldbetten waren belegt. Docs Füße hingen über den Rand des einen; ich erkannte sein leichtes Schnarchen. Vom anderen beobachtete Walter, der entsetzlich verfallen und unförmig aussah, wie wir uns näherten.

»Bist du in der Lage, Besuch zu empfangen, Walt?«, flüsterte Ian, als Walters Augen sich ihm zuwandten.

»Uhm«, stöhnte Walter. Sein Mund hing in seinem schlaffen Gesicht halb offen und seine Haut glänzte feucht in dem schwachen Licht.

»Brauchst du irgendetwas?«, murmelte ich. Ich befreite meine Hände - sie flatterten hilflos zwischen mir und Walter in der Luft.

Seine hin- und her huschenden Augen suchten die Dunkelheit ab. Ich machte einen Schritt auf ihn zu.

»Können wir etwas für dich tun? Irgendetwas?«

Seine Augen wanderten umher, bis sein Blick auf mein Gesicht fiel. Abrupt sah er mich durch seinen Vollrausch und die Schmerzen hindurch an. »Endlich«, stöhnte er. Sein Atem keuchte und pfiff. »Ich wusste, dass du kommen würdest, wenn ich nur lang genug warte. Oh, Gladys, ich hab dir so viel zu erzählen.«

Gebraucht

Ich erstarrte und warf dann schnell einen Blick über die Schulter, um zu sehen, ob jemand hinter mir stand.

»Gladys war seine Frau«, flüsterte Jamie fast lautlos. »Sie ist nicht entkommen.«

»Gladys«, sagte Walter zu mir, ohne meine Reaktion zu bemerken. »Kannst du dir vorstellen, dass ich Krebs habe? So spielt das Leben, was? Ich war nie auch nur einen Tag krankgeschrieben ...« Seine Stimme wurde immer leiser, bis ich sie nicht mehr hören konnte, aber seine Lippen bewegten sich weiter. Er war zu schwach, um seine Hand zu heben; seine Finger rutschten auf den Rand des Feldbetts zu, mir entgegen.

Ian schob mich vorwärts.

»Was soll ich tun?«, hauchte ich. Der Schweiß, der mir auf die Stirn trat, hatte nichts mit der feuchten Hitze zu tun.

»... Großvater ist hunderteins geworden«, keuchte Walter jetzt wieder hörbar. »Niemand in meiner Familie hatte Krebs, noch nicht mal unter den Cousins. Aber deine Tante Regan hatte Hautkrebs, oder?«

Er sah mich zutraulich an und wartete auf eine Antwort. Ian pikste mich in den Rücken. »Äh ...«, murmelte ich.

»Es kann allerdings auch Bills Tante gewesen sein«, räumte Walter ein.

Ich warf Ian einen panischen Blick zu, aber der zuckte mit den Schultern. Meine Lippen formten ein lautloses »Hilfe!«.

Er machte mir ein Zeichen, dass ich Walters suchende Finger in die Hand nehmen sollte.

Walters Haut war kreidebleich und durchscheinend. Ich konnte die dünnen blauen Adern auf seinem Handrücken sehen. Ganz vorsichtig nahm ich seine Hand, besorgt wegen seiner dünnen Knochen, die laut Jamie so brüchig waren. Sie fühlte sich ganz leicht an, als sei sie hohl.

»Ach, Gladdie, es war schwer ohne dich. Hier ist es schön, es wird dir gefallen, auch wenn ich nicht mehr da bin. Eine Menge Leute, mit denen du dich unterhalten kannst - ich weiß, wie wichtig das für dich ist...« Seine Stimme wurde wieder leiser, bis ich ihn nicht mehr verstehen konnte, aber seine Lippen formten immer noch die Worte, die er seiner Frau mitteilen wollte. Sein Mund bewegte sich weiter, auch als er die Augen schloss und sein Kopf zur Seite kippte.

Ian holte ein nasses Tuch und begann Walters glänzendes Gesicht abzuwischen.

»Ich bin nicht gut im ... im Täuschen«, flüsterte ich, während ich Walters murmelnde Lippen beobachtete, um sicherzugehen, dass er mir nicht zuhörte. »Ich will ihn nicht aufregen.«

»Du musst gar nichts sagen«, versicherte mir Ian. »Er ist nicht mehr klar genug im Kopf, dass ihm das auffallen würde.«

»Sehe ich ihr ähnlich?«

»Nicht im Geringsten - ich habe ein Foto von ihr gesehen. Dick und rothaarig.«

»Komm, lass mich das machen.« Ian gab mir das Tuch und ich wischte den Schweiß von Walters Hals. Wenn meine Hände beschäftigt waren, fühlte ich mich immer wohler. Walter murmelte weiter vor sich hin. Ich glaubte zu hören, wie er »Danke, Gladdie, das ist nett« sagte.

Ich hatte nicht bemerkt, dass Doc aufgehört hatte zu schnarchen. Plötzlich hörte ich seine vertraute Stimme hinter mir; sie war zu sanft, um mich zu erschrecken.

»Wie geht es ihm?«

»Er fantasiert«, flüsterte Ian. »Kommt das vom Brandy oder von den Schmerzen?« »Eher von den Schmerzen, nehme ich an. Ich würde meinen rechten Arm für ein bisschen Morphium hergeben.«

»Vielleicht vollbringt Jared ja mal wieder ein Wunder.«

»Vielleicht.« Doc seufzte. Geistesabwesend wischte ich über Walters fahles Gesicht und hörte jetzt genauer zu, aber sie sprachen nicht mehr von Jared.

Er ist nicht hier, flüsterte Melanie.

Sucht Hilfe für Walter, pflichtete ich ihr bei.

Allein, fügte sie hinzu.

Ich dachte an das letzte Mal, als ich ihn gesehen hatte - an den Kuss, den Glauben *... Er wollte wahrscheinlich eine Weile allein sein.*

Ich hoffe nicht, dass er sich da draußen wieder selbst davon zu überzeugen versucht, dass du eine überaus talentierte Schauspielerin und Sucher*in bist...*

Das wäre natürlich möglich.

Melanie stöhnte leise.

Ian und Doc unterhielten sich murmelnd über irgendetwas anderes. Im Wesentlichen brachte Ian Doc auf den neuesten Stand, was so in der Höhle los war.

»Was ist mit Wandas Gesicht passiert?«, flüsterte Doc, aber ich konnte ihn problemlos verstehen.

»Das Gleiche wie immer«, sagte Ian mit belegter Stimme.

Doc machte ein leises trauriges Geräusch und schnalzte mit der Zunge.

Ian erzählte ihm von der angespannten Stimmung im Unterricht heute, von Geoffreys Fragen.

»Es wäre nicht schlecht, wenn Melanie von einer Heilerin besetzt worden wäre«, dachte Doc laut nach.

Ich zuckte zusammen, aber sie standen hinter mir und bemerkten es anscheinend nicht.

»Wir können von Glück sagen, dass es Wanda war«, verteidigte Ian mich murmelnd. »Niemand sonst ...«

»Ich weiß«, unterbrach ihn Doc gutmütig wie immer. »Wahrscheinlich sollte ich eher sagen, es ist schade, dass Wanda sich nicht stärker fürs Heilen interessiert hat.«

»Tut mir leid«, murmelte ich. Es war wirklich gedankenlos, von perfekter Gesundheit zu profitieren, ohne sich jemals dafür zu interessieren, wo sie herkam.

Eine Hand berührte mich an der Schulter. »Es gibt nichts, wofür du dich entschuldigen müsstest«, sagte Ian.

Jamie war auffallend still. Ich sah mich nach ihm um - und entdeckte ihn zusammengerollt auf dem Feldbett, auf dem Doc vorher geschlafen hatte.

»Es ist schon spät«, stellte Doc fest. »Walter ist morgen auch noch hier. Ihr solltet zusehen, dass ihr etwas Schlaf bekommt.«

»Wir kommen wieder«, versprach Ian. »Lass uns wissen, was wir euch beiden mitbringen können.«

Ich legte Walters Hand aufs Bett und tätschelte sie behutsam. Er schlug die Augen auf und musterte mich wacher als zuvor.

»Gehst du schon?«, keuchte er. »Musst du wirklich schon weg?«

Ich griff schnell wieder nach seiner Hand. »Nein, ich muss nicht weg.«

Er lächelte und schloss die Augen wieder. Seine Finger schlossen sich mit letzter Kraft um meine.

Ian seufzte.

»Geh ruhig«, sagte ich. »Es macht mir nichts aus. Bring Jamie in sein Bett.«

Ian sah sich im Raum um. »Warte einen Augenblick«, sagte er und griff dann nach dem Feldbett, das ihm am nächsten stand. Es war nicht schwer - er hob es mit Leichtigkeit an und schob es neben Walters. Ich streckte meinen Arm so weit aus, wie es ging, damit Ian das Feldbett darunter platzieren konnte, und versuchte dabei Walter nicht zu stören. Dann hob Ian mich genauso mühelos hoch und legte mich auf das Feldbett neben ihn. Walter hielt die Augen fest geschlossen. Ich schnappte leise nach Luft. Dass mich Ian so unbekümmert anfasste - als sei ich ein Mensch -, traf mich unvorbereitet.

Ian wies mit dem Kinn auf Walters Hand, die sich um meine klammerte. »Glaubst du, du kannst so schlafen?«

»Ja, ganz bestimmt.« »Dann schlaf gut.« Er lächelte mich an, drehte sich um und hob Jamie von dem anderen Feldbett. »Na, dann los, Junge«, murmelte er und trug den Jungen so mühelos, als wäre er ein kleines Kind. Ians leise Schritte verklangen in der Ferne, bis ich sie nicht mehr hören konnte.

Doc gähnte und setzte sich hinter den Schreibtisch, den er aus Holzkisten und einer Aluminiumtür gebastelt hatte. Die kleine Lampe nahm er mit.

Walters Gesicht lag jetzt im Dunkeln, so dass ich es nicht sehen konnte, was mich nervös machte. Es war, als sei er bereits gestorben. Ich tröstete mich mit seinen Fingern, die immer noch steif um meine geschlungen waren.

Doc begann in einigen Papieren zu blättern und fast unhörbar vor sich hin zu summen. Das leise Rascheln schläferte mich ein.

Am Morgen erkannte Walter mich.

Er wachte erst auf, als Ian auftauchte, um mich zu holen; das Maisfeld musste von den alten Halmen befreit werden. Ich versprach Doc, ihm Frühstück zu bringen, bevor ich mit der Arbeit begann. Erst ganz zum Schluss befreite ich vorsichtig meine tauben Finger aus Walters Griff.

Er öffnete die Augen. »Wanda«, flüsterte er.

»Walter?« Ich war nicht sicher, wie lange er mich erkennen würde oder ob er sich an gestern erinnerte. Seine Hand griff ins Leere, also gab ich ihm meine linke, die noch nicht abgestorben war.

»Du bist mich besuchen gekommen. Das ist nett. Ich weiß ... jetzt, wo die anderen zurück sind ... muss es schwer sein ... für dich ... Dein Gesicht...«

Es schien ihm schwerzufallen, die Sätze zu formulieren, und seine Augen blickten abwechselnd mich an und dann wieder ins Leere. Es sah ihm ähnlich, dass die ersten Worte, die er an mich richtete, voller Besorgnis waren.

»Es ist alles in Ordnung, Walter. Wie fühlst du dich?«

»Äh ...« Er stöhnte leise. »Nicht so ... Doc?«

»Ich bin hier«, murmelte Doc dicht hinter mir.

»Hast du noch etwas zu trinken?«, keuchte Walter.

»Natürlich.«

Doc war vorbereitet. Er hielt die Öffnung einer dickwandigen Glasflasche an Walters schlaffe Lippen und goss ihm die dunkelbraune Flüssigkeit vorsichtig in kleinen Portionen in den Mund. Walter zuckte bei jedem Schluck, der ihm in der Kehle brannte zusammen. Etwas tropfte ihm aus dem Mundwinkel auf des Kissen. Der Geruch stach mir in die Nase.

»Besser?«, fragte Doc, nachdem er ihm eine ganze Weile die Flasche an den Mund gehalten hatte.

Walter grunzte. Es klang nicht wie Zustimmung. Er schloss die Augen.

»Noch mehr?«, fragte Doc.

*W*alter zog eine Grimasse und stöhnte dann.

Doc fluchte leise vor sich hin. »Wo bleibt bloß Jared?«, murmelte er.

Beim Klang seines Namens spannten sich meine Muskeln. Melanie horchte auf und ließ sich dann wieder treiben. Walters Gesicht erschlaffte. Sein Kopf kippte nach hinten.

»Walter?«, flüsterte ich.

»Seine Schmerzen sind zu stark, um bei Bewusstsein zu bleiben. Lass ihn«, sagte Doc.

Ich verspürte einen Kloß im Hals. »Was kann ich tun?« Docs Stimme klang verzweifelt. »Genauso viel wie ich. Nämlich nichts. Ich bin nutzlos.«

»Sag so was nicht, Doc«, hörte ich Ian murmeln. »Es ist nicht dein Fehler. Die Welt funktioniert nicht mehr so wie früher. Niemand erwartet mehr von dir.«

Meine Schultern fielen herab. Nein, ihre Welt funktionierte nicht mehr so wie früher.

Ein Finger klopfte auf meinen Arm. »Gehen wir«, flüsterte Ian. Ich nickte und begann erneut, meine Hand loszumachen. Walter schlug die Augen auf, ohne etwas wahrzunehmen. »Gladdie? Bist du da?«, flehte er. »Ähm ... ich bin hier«, sagte ich unsicher und ließ ihn seine Finger um meine schließen.

Ian zuckte mit den Schultern. »Ich hole euch beiden was zu essen«, flüsterte er und ging.

Ungeduldig wartete ich auf seine Rückkehr; Walters Verwechslung machte mich nervös. Er murmelte immer wieder Gladys' Namen, aber er wollte anscheinend nichts weiter von mir, wofür ich dankbar war. Nach einer Weile, einer halben Stunde vielleicht, begann ich auf Ians Schritte im Tunnel zu lauschen und mich zu fragen, warum er wohl so lange brauchte.

Doc stand die ganze Zeit neben seinem Schreibtisch und starrte mit hängenden Schultern ins Leere. Es war deutlich zu sehen, wie nutzlos er sich fühlte.

Und dann hörte ich etwas, aber es waren keine Schritte. »Was ist das?«, fragte ich Doc flüsternd. Walter war wieder ruhig, vielleicht bewusstlos. Ich wollte ihn nicht stören.

Doc drehte sich zu mir um und legte gleichzeitig den Kopf schief, um zu lauschen.

Das Geräusch war ein merkwürdiges Dröhnen, ein schnelles, schwaches Hämmern. Ich hatte den Eindruck, es würde ein bisschen lauter, aber dann klang es doch wieder leiser.

»Komisch«, sagte Doc. »Hört sich fast an wie ...« Er schwieg und runzelte konzentriert die Stirn, während das ungewohnte Geräusch verschwand.

Wir lauschten angestrengt und hörten daher die Schritte, als sie noch weit entfernt waren. Sie passten nicht zu dem erwarteten ruhigen Gang des zurückkehrenden Ian. Er lief - nein, rannte. Das kündigte Schwierigkeiten an, und Doc reagierte augenblicklieh. Er eilte nach draußen, um Ian entgegenzugehen. Ich wünschte, ich könnte ebenfalls nachschauen, was los war, aber ich wollte Walter nicht aufregen, indem ich erneut meine Hand losmachte. Ich versuchte stattdessen mitzuhören, was draußen vor sich ging. »Brandt?«, hörte ich Doc überrascht sagen.

»Wo ist es? *Wo ist es?«,* wollte der andere Mann atemlos wissen. Die rennenden Schritte hielten nur einen Augenblick lang an, dann waren sie wieder zu hören, wenn auch nicht ganz so schnell.

»Wovon redest du?«, rief Doc ihm in meine Richtung hinterher.

»Von dem Parasiten!«, zischte Brandt ungeduldig und nervös, als er durch den Torbogen platzte.

Brandt war kein großer Mann wie Kyle oder Ian; er war wahrscheinlich nur ein paar Zentimeter größer als ich, aber er war dick und massiv wie ein Nashorn. Seine Augen suchten den Raum ab; sein durchdringender Blick ruhte eine halbe Sekunde lang auf meinem Gesicht, nahm anschließend Walters bewusstlosen Zustand wahr und huschte erneut im Raum umher, um schließlich wieder auf mir zu landen. Dann hatte Doc Brandt eingeholt und seine langen Finger packten ihn genau in dem Moment an der Schulter, als der breite Mann den ersten Schritt auf mich zu machte.

»Was tust du hier?«, fragte Doc, wobei seine Stimme einem Knurren ähnlicher war als je zuvor.

Bevor Brandt antworten konnte, war das seltsame Geräusch wieder da, erst leise, dann dröhnend laut, dann wieder leise, so plötzlich, dass wir alle wie erstarrt waren. Das Hämmern war rasend schnell und ließ die Luft vibrieren, als es am lautesten war.

»Ist das ... ist das ein Hubschrauber?«, fragte Doc, der plötzlich flüsterte.

»Ja«, flüsterte Brandt zurück. »Das ist die Sucherin - die von neulich, die nach *dem* da gesucht hat.« Er wies mit dem Kinn auf mich.

Mein Hals war plötzlich zu eng - meine Atemzüge waren dünn und flach und versorgten mich nicht mit genügend Luft. Mir wurde schwindelig.

Nein. Nicht jetzt. Bitte.

Was bitte ist ihr Problem?, schnauzte Mel in meinem Kopf. *Warum kann sie uns nicht einfach in Ruhe lassen?*

Wir können nicht zulassen, dass sie ihnen etwas tut.

Aber wie können wir sie aufhalten?

Ich weiß nicht. Das ist alles meine Schuld!

Meine auch, Wanda. Unsere.

»Bist du sicher?«, fragte Doc.

»Kyle hat sie eindeutig durchs Fernglas erkannt, als sie über uns schwebte. Es ist dieselbe, die er schon mal gesehen hat.«

»Sucht sie genau *hier?«* Docs Stimme klang erschrocken. Er drehte sich halb um und warf einen Blick in Richtung Ausgang. »Wo ist Sharon?«

Brandt schüttelte den Kopf. »Sie durchkämmt einfach die Gegend hier. Fliegt Schleifen von Picacho aus. Es sieht nicht so aus, als hätte sie irgendwas hier in der Nähe ins Auge gefasst. Sie hat ein paar Kreise über der Stelle gedreht, wo wir das Auto zurückgelassen haben.«

»Und Sharon?«, fragte Doc noch einmal. »Sie ist mit Lucina bei den Kindern. Es geht ihnen gut. Die Jungs packen ein paar Sachen zusammen, falls wir heute Nacht aufbrechen müssen, aber Jeb meint, das ist nicht sehr wahrscheinlich ...«

Doc atmete schwer aus und ging dann zu seinem Schreibtisch, um sich dagegenzulehnen. Er sah aus, als hätte er einen langen Sprint hinter sich. »Also eigentlich nichts Neues«, murmelte er.

»Nein. Wir müssen nur ein paar Tage vorsichtig sein«, versicherte ihm Brandt. Sein Blick schweifte erneut durch den Raum und fiel immer wieder auf mich. »Hast du vielleicht ein Seil zur Hand?«, fragte er. Er hob die Ecke des Lakens auf einem leeren Feldbett an und untersuchte es.

»Ein Seil?«, wiederholte Doc verständnislos. »Für den Parasiten. Kyle hat mich hergeschickt, um ihn zu fesseln.«

Meine Muskeln zogen sich unfreiwillig zusammen; meine Hand drückte Walters Finger zu fest und er wimmerte. Ich versuchte sie wieder zu entspannen, während ich meinen Blick auf Brandts hartes Gesicht gerichtet hielt. Er sah Doc erwartungsvoll an.

»Du bist hier, um Wanda zu fesseln?«, fragte Doc. Seine Stimme klang wieder scharf. »Und wie kommst du auf die Idee, dass das nötig sein könnte?«

»Komm schon, Doc. Du bist doch nicht blöd. Hier gibt es ziemlich große Fenster und eine Menge reflektierendes Metall.« Brandt zeigte auf einen Aktenschrank an der hinteren Wand. »Du musst nur einen Augenblick unaufmerksam sein und schon wird es der Sucherin Signale senden.« Ich sog schockiert die Luft ein; es klang laut in dem stillen Zimmer.

»Siehst du?«, sagte Brandt. »Ich hab seinen Plan sofort durchschaut.«

Ich hätte mich am liebsten unter einem Felsbrocken verkrochen, um mich vor den hervorstehenden, gnadenlosen Augen meiner Sucherin zu verstecken, und er glaubte, ich wolle ihr den Weg hierher zeigen. Sie hier hereinbringen, um sie alle zu töten: Jamie, Jared, Jeb, Ian ... Ich musste würgen.

»Du kannst jetzt gehen, Brandt«, sagte Doc mit eisiger Stimme. »Ich werde ein Auge auf Wanda haben.«

Brandt hob eine Augenbraue. »Was ist bloß los mit euch? Mit dir und Ian und Trudy und den anderen? Es ist, als stündet ihr alle unter Hypnose. Wenn eure Augen nicht okay wären, müsste ich mich fragen ...«

»Nur zu, Brandt, stell dir alle Fragen, die du willst. Aber verschwinde, während du das tust.«

Brandt schüttelte den Kopf. »Ich habe einen Auftrag zu erfüllen.«

Doc ging auf Brandt zu und blieb zwischen ihm und mir stehen. Er verschränkte die Arme vor der Brust.

»Du wirst sie nicht anrühren.«

Der dröhnende Hubschrauberpropeller war in der Ferne wieder zu hören. Wir waren alle mucksmäuschenstill und hielten den Atem an, bis das Geräusch verklungen war.

Brandt schüttelte den Kopf, als es wieder ruhig war. Er sagte nichts, ging zum Schreibtisch und nahm Docs Stuhl. Er trug ihn zur Wand, an der der Aktenschrank stand, knallte ihn auf den Boden und ließ sich darauffallen, so dass die Metallbeine auf dem Fels quietschten. Dann beugte er sich vor, stützte die Hände auf die Knie und starrte mich an. Ein Geier, der darauf wartete, dass ein sterbender Hase aufhörte sich zu bewegen.

Docs Zähne schlugen mit einem leisen Knall aufeinander.

»Gladys«, murmelte Walter und tauchte aus seinem betäubten Schlaf auf. »Da bist du ja.«

Viel zu nervös, um unter Brandts Blick mit ihm zu sprechen, streichelte ich nur vorsichtig seine Hand. Seine verhangenen Augen musterten mein Gesicht und sahen Gesichtszüge, die nicht da waren.

»Es tut weh, Gladdie. Es tut so weh.«

»Ich weiß«, flüsterte ich. »Doc?«

Er stand schon bereit, die Brandyflasche in der Hand. »Mund auf, Walter.«

Das leise Dröhnen des Hubschraubers war zu hören, weit weg, aber trotzdem viel zu nah. Doc fuhr zusammen und ein paar Tropfen Brandy spritzten auf meinen Arm.

Es war ein fürchterlicher Tag. Der schlimmste meines ganzen Lebens auf diesem Planeten, schlimmer als mein erster Tag hier in den Höhlen oder der letzte heiße, trockene Tag in der Wüste, nur Stunden vor meinem vermeintlich sicheren Tod.

Der Hubschrauber zog ununterbrochen seine Kreise. Manchmal verstrich mehr als eine Stunde und ich dachte schon, jetzt wäre es vorbei. Dann kehrte das Geräusch zurück und in Gedanken sah ich das verbohrte Gesicht der Sucherin vor mir, ihre hervortretenden Augen, die die leere Wüste nach irgendwelchen Hinweisen auf menschliches Leben absuchten. Ich versuchte sie durch reine Willenskraft zu vertreiben, indem ich mich fest auf meine Erinnerungen an das nichtssagende, farblose Gesicht der Wüste konzentrierte, als könnte ich so irgendwie sicherstellen, dass sie nichts anderes sah, als könnte ich sie dermaßen langweilen, dass sie sich zurückzog.

Brandt wandte seinen argwöhnischen Blick nicht von mir ab. Ich konnte ihn immer spüren, auch wenn ich ihn nur selten ansah. Es wurde etwas besser, als Ian mit Frühstück und Mittagessen zurückkehrte, ganz dreckig vom Packen für eine mögliche Evakuation - was auch immer das heißen mochte. Als Brandt in abgehackten Sätzen erklärte, warum er hier war, schaute Ian so grimmig, dass er aussah wie Kyle. Dann zog er ein weiteres leeres Feldbett neben meins, so dass er in Brandts Blickrichtung saß und ihm die Sicht auf mich nahm.

Der Hubschrauber, Brandts misstrauischer Blick, das alles war eigentlich nicht so schlimm. An einem normalen Tag - wenn es so etwas überhaupt noch gab - hätte mir vielleicht schon eins von beidem zugesetzt. Heute nicht.

Mittags hatte Doc Walter den letzten Rest Brandy gegeben. Nur Minuten später - zumindest kam es mir so vor - wand sich Walter, stöhnte und schnappte nach Luft. Seine Finger krallten sich in meine, aber sobald ich versuchte, meine Hand wegzuziehen, verwandelte sich sein Stöhnen in schrille Schreie. Ich entzog mich ihm einmal, um zur Latrine zu gehen; Brandt folgte mir, was Ian dazu veranlasste, ebenfalls mitzukommen.

Als wir zurückkamen - nachdem wir fast den ganzen Weg gerannt waren -, klangen Walters Schreie nicht mehr menschlich. Auf Docs eingefallenem Gesicht spiegelten sich seine Qualen. Walter beruhigte sich, nachdem ich eine Weile mit ihm gesprochen und ihn glauben gemacht hatte, dass seine Frau bei ihm war. Es war eine leichte Lüge, eine barmherzige. Brandt gab leise, aufgebrachte Geräusche von sich, aber ich war überzeugt, dass er sich zu Unrecht aufregte. Angesichts von Walters Schmerzen war alles andere bedeutungslos.

Das Wimmern hörte allerdings nicht auf, und Brandt ging am anderen Ende des Raums hin und her im Versuch, sich so weit wie möglich von dem Geräusch zu entfernen.

Als das Licht über uns sich orange färbte, kam Jamie, um nach mir zu sehen, und brachte genug Essen für vier mit. Ich erlaubte ihm nicht zu bleiben; ich trug Ian auf, ihn zum Essen in die Küche zurückzubringen, und nahm ihm das Versprechen ab, Jamie die ganze Nacht zu bewachen, damit er sich nicht hierher zurückschlich. Walter konnte seine Schmerzensschreie nicht

unterdrücken, wenn er beim Herumwälzen auch sein gebrochenes Bein bewegte, und sie waren unerträglich. In Jamies Erinnerung sollte sich diese Nacht nicht einbrennen, so wie in Docs und meine. Und vielleicht auch in Brandts, obwohl er tat, was er konnte, um Walter zu ignorieren, indem er seine Ohren verstopfte und eine schräge Melodie summte.

Doc versuchte nicht, sich von Walters furchtbarem Leid zu distanzieren; stattdessen litt er mit ihm. Walters Schreie zeichneten tiefe Falten auf Docs Gesicht, als hätten Klauen ihm die Haut aufgeschlitzt.

Es kam mir seltsam vor, so tief empfundenes Mitleid bei einem Menschen zu sehen, insbesondere bei Doc. Nachdem ich beobachtet hatte, wie er mit Walter litt, sah ich ihn mit anderen Augen. Sein Mitleid war so groß, dass es schien, als blute er innerlich. Ihn so zu sehen, machte es mir unmöglich zu glauben, dass Doc ein grausamer Mensch war; dieser Mann konnte einfach kein Folterknecht sein. Ich versuchte mich zu erinnern, auf welchen Aussagen meine Vermutungen basierten - hatte ihn jemand direkt beschuldigt? Ich glaubte nicht. In meiner Angst musste ich falsche Schlüsse gezogen haben.

Ich bezweifelte, dass ich Doc nach diesem albtraumhaften Tag jemals wieder misstrauen konnte. Trotzdem würde ich seine Krankenstation immer grauenhaft finden.

Mit dem letzten Tageslicht verschwand auch der Hubschrauber. Wir saßen im Dunkeln und wagten noch nicht einmal das gedämpfte blaue Licht anzumachen. Erst nach ein paar Stunden waren wir davon überzeugt, dass die Suche beendet war. Brandt war der Erste, der daran glaubte; er hatte wohl auch genug von der Krankenstation.

»Kein Wunder, dass es aufgibt«, murmelte er, während er auf den Ausgang zuging. »Nachts kann es schließlich nichts sehen. Ich nehme einfach deine Lampe mit, Doc, damit Jebs Parasit nicht auf dumme Gedanken kommt.«

Doc antwortete nicht und sah den mürrischen Mann noch nicht einmal an, als er ging.

»Mach, dass es aufhört, Gladdie, mach, dass es aufhört!«, flehte Walter mich an. Ich wischte ihm den Schweiß aus dem Gesicht, während er meine Hand zerquetschte.

Die Zeit schien immer langsamer zu verstreichen und schließlich stehenzubleiben; die schwarze Nacht nahm kein Ende. Walters Schreie wurden immer häufiger und klangen immer entsetzlicher. Melanie war weit weg, sie wusste, dass sie nichts tun konnte. Ich hätte mich auch versteckt, wenn Walter mich nicht gebraucht hätte. Ich war allein in meinem Kopf - genau, was ich immer gewollt hatte. Jetzt fühlte ich mich einsam und verloren.

Schließlich stahl sich ein schwaches, graues Licht durch die Fenster hoch über unseren Köpfen. Ich war kurz vorm Einschlafen, aber Walters Stöhnen und Schreie hielten mich davon ab. Ich konnte Doc hinter mir schnarchen hören und war froh, dass es ihm gelungen war, für eine Weile zu entkommen.

Ich hörte nicht, wie Jared den Raum betrat. Ich nuschelte matte, unzusammenhängende Beschwichtigungen, mit denen ich Walter zu beruhigen versuchte.

»Ich bin hier, ich bin hier«, murmelte ich, wenn er den Namen seiner Frau rief. »Schsch, ist ja gut.« Die Worte waren bedeutungslos. Aber so hatte ich etwas zu sagen und es schien, als könnte meine Stimme ihn ein wenig besänftigen.

Ich weiß nicht, wie lange Jared mich und Walter schon beobachtet hatte, bevor ich ihn bemerkte. Er musste schon eine Weile da gestanden haben, denn ich war sicher, dass seine erste Reaktion Wut gewesen wäre. Aber als ich ihn sprechen hörte, klang seine Stimme kühl.

»Doc«, sagte er und ich hörte, wie das Feldbett hinter mir wackelte. »Doc, wach auf.«

Ich riss meine Hand los und wirbelte herum - und sah in das Gesicht, das zu der unverwechselbaren Stimme gehörte.

Sein Blick ruhte auf mir, während er den schlafenden Mann an der Schulter rüttelte, aber es war unmöglich, ihn in dem schwachen Licht zu deuten. Sein Gesicht war vollkommen ausdruckslos.

Melanie war sofort wieder präsent. Sie studierte sein Gesicht und versuchte seine Gedanken hinter der Maske zu erraten.

»Gladdie! Lass mich nicht allein! Nein!« Walters Kreischen ließ Doch hochfahren, wobei er beinahe das Feldbett umwarf.

Ich drehte mich schnell zu Walter zurück und schob meine schmerzende Hand zwischen seine suchenden Finger.

»Schsch, schsch! Walter, ich bin hier. Ich lasse dich nicht allein. Bestimmt nicht, ich verspreche es dir.«

Er beruhigte sich und wimmerte wie ein kleines Kind. Ich wischte mit dem feuchten Tuch über seine Stirn; sein Schluchzen überschlug sich und wurde zu einem Seufzen.

»Was hat das zu bedeuten?«, fragte Jared hinter mir. »Sie ist das beste Schmerzmittel, das ich auftreiben konnte«, sagte Doc müde.

»Ich habe hier etwas Besseres als einen zahmen Sucher.«

Mein Magen verknotete sich und Melanie fauchte in meinem Kopf. *Wie kann man nur so verdammt verbohrt und störrisch sein!,* grummelte sie. *Er würde dir noch nicht mal glauben, wenn du ihm erklärst, dass die Sonne im Westen untergeht.*

Aber Doc hatte Wichtigeres im Kopf, als auf Jareds Beleidigung einzugehen. »Du hast was gefunden!«

»Morphium - allerdings nicht viel. Ich wäre schneller wieder hier gewesen, wenn ich mich nicht vor der Sucherin hätte verstecken müssen.«

Doc wurde sofort aktiv. Ich hörte, wie er mit irgendetwas raschelte und vor Freude jubelte. »Jared, du vollbringst wahre Wunder!«

»Doc, einen Moment noch ...«

Aber Doc stand bereits neben mir, sein erschöpftes Gesicht leuchtete voll Freude. Seine Hände waren mit einer kleinen Spritze beschäftigt. Er stach die Nadel auf meiner Seite in Walters Armbeuge. Ich schaute weg. Es kam mir wie ein unzulässiger Eingriff vor, etwas durch seine Haut zu stechen.

Den Erfolg konnte ich allerdings nicht leugnen. Innerhalb einer Minute entspannte sich Walters ganzer Körper und wurde zu einem Haufen losen Fleischs auf der dünnen Matratze. Seine Atmung war nicht länger heiser und keuchend, sondern sanft und gleichmäßig. Seine Hand entspannte sich und gab meine frei.

Ich massierte meine linke Hand mit der rechten und versuchte das Blut zurück in meine Fingerspitzen zu befördern. Der Blutfluss unter meiner Haut wurde von einem Prickeln begleitet.

»Äh, Doc, dafür ist wirklich nicht genug da«, murmelte Jared.

Ich sah von Walters Gesicht auf, das endlich friedlich war. Jared stand mit dem Rücken zu mir, aber ich konnte Docs überraschten Gesichtsausdruck sehen.

»Genug wofür? Ich werde das Zeug nicht für schlechte Zeiten aufbewahren, Jared. Ich bin sicher, dass wir uns irgendwann wünschen, es wäre noch da, und wahrscheinlich viel zu bald, aber ich werde Walter nicht vor Schmerzen schreien lassen, wenn ich ein Mittel dagegen habe!«

»Das habe ich auch nicht gemeint«, sagte Jared. Er sprach so wie immer, wenn er bereits lange und ausgiebig über irgendetwas nachgedacht hatte: langsam und gleichmäßig wie Walters Atmung.

Doc runzelte verwirrt die Stirn.

»Wir haben gerade genug, um seine Schmerzen drei oder vier Tage lang zu lindern, das ist alles«, sagte Jared. »Wenn du es ihm in kleinen Dosen gibst.«

Ich verstand nicht, was Jared meinte, aber Doc schon.

»Ah«, seufzte er. Er drehte sich wieder zu Walter um und ich sah, wie ihm erneut Tränen in die Augen traten. Er öffnete den Mund, um etwas zu sagen, aber es kam nichts heraus.

Ich wollte wissen, was sie meinten, aber Jareds Anwesenheit ließ mich verstummen, brachte die Schüchternheit zurück, die ich sonst kaum mehr nötig hatte.

»Du kannst ihn nicht retten. Du kannst ihm nur seine Schmerzen ersparen, Doc.«

»Ich weiß«, sagte Doc. Seine Stimme brach, als hielte er ein Schluchzen zurück. »Du hast Recht.«

Was ist los?, fragte ich. Solange Melanie in der Nähe war, konnte ich mir das schließlich auch zunutze machen.

Sie werden Walter umbringen, erklärte sie mir nüchtern. *Es gibt genug Morphium, um ihm eine* Überdosis *zu spritzen.*

Mein Keuchen schien laut in dem stillen Zimmer, obwohl es eigentlich nur ein Atemzug war. Ich blickte nicht auf, um zu sehen, wie die beiden Männer darauf reagierten. Auch mir traten jetzt die Tränen in die Augen, als ich mich über Walters Kissen beugte.

Nein, dachte ich, *nein. Noch nicht. Nein.*

Wäre es dir lieber, er ginge schreiend zugrunde?

Ich ... ich kann einfach ... diese Endgültigkeit nicht ertragen. Ich werde meinen Freund nie wiedersehen.

Wie viele deiner anderen Freunde hast du noch mal besucht, Wanderer?

Ich hatte noch nie solche Freunde.

Meine Freunde auf anderen Planeten verschwammen miteinander in meinem Kopf; Seelen waren sich alle so ähnlich, auf gewisse Weise beinahe austauschbar. Walter war ganz klar er selbst. Wenn er weg war, würde es niemanden geben, der genau seinen Platz einnehmen könnte. Ich wiegte Walters Kopf in meinen Armen, während meine Tränen auf sein Gesicht tropften. Ich versuchte, mein Weinen zu unterdrücken, aber es bahnte sich trotzdem seinen Weg, eher ein Heulen denn ein Schluchzen.

Ich weiß. Schon wieder ein erstes Mal, flüsterte Melanie, und ich hörte Mitleid aus ihrer Stimme heraus. Mitleid mit mir - das gab es auch zum ersten Mal.

»Wanda?«, fragte Doc.

Ich schüttelte bloß den Kopf, unfähig zu antworten.

»Ich glaube, du warst jetzt lange genug hier«, sagte er. Ich fühlte seine Hand leicht und warm auf meiner Schulter. »Du solltest dich ein bisschen ausruhen.«

Ich schüttelte erneut den Kopf, immer noch heulend.

»Du bist völlig ausgelaugt«, sagte er. »Geh dich waschen, dir die Beine vertreten. Iss etwas.«

Ich sah zu ihm auf. »Wird Walter noch hier sein, wenn ich zurückkomme?«, murmelte ich unter Tränen.

»Möchtest du das?«

»Ich würde mich gern von ihm verabschieden. Er ist mein Freund.«

Er tätschelte meinen Arm. »Ich weiß, Wanda, ich weiß. Ich auch. Ich habe es nicht eilig. Geh ein bisschen Luft schnappen und dann komm wieder. Walter schläft jetzt erst mal eine Weile.«

Ich musterte sein erschöpftes Gesicht und schenkte seiner ernsthaften Miene Glauben.

Also nickte ich und bettete Walters Kopf vorsichtig auf das Kissen. Wenn ich eine Weile hier herauskam, würde ich vielleicht einen Weg finden, damit umzugehen. Ich war mir nicht sicher, wie - ich hatte keine Erfahrung mit echten Abschieden.

Da ich in ihn verliebt war - wenn auch unfreiwillig -, musste ich Jared noch einen Blick zuwerfen, bevor ich ging. Mel wollte das ebenfalls, hätte mich aber gerne davon ausgeschlossen.

Er sah mich an. Ich hatte das Gefühl, dass sein Blick schon seit einer ganzen Weile auf mir ruhte. Sein Gesicht wirkte gefasst, aber ich konnte erneut Überraschung und Misstrauen darin erkennen. Ich war es so müde. Warum sollte ich jetzt noch Theater spielen, selbst wenn ich eine noch so talentierte Lügnerin wäre? Walter würde nie mehr für mich einstehen. Ich konnte ihn keiner »Gehirnwäsche« mehr unterziehen.

Unsere Blicke trafen sich für einen langen Augenblick, dann wandte ich mich ab, um den pechschwarzen Flur entlangzueilen, der mir heller schien als Jareds Gesichtsausdruck.

Überfallen

Die Höhlen lagen ruhig da; die Sonne war noch nicht aufgegangen. Die Spiegel auf dem großen Platz waren von der sich ankündigenden Dämmerung blassgrau gefärbt.

Meine paar Kleider waren immer noch in Jamies und Jareds Zimmer. Ich stahl mich hinein, froh, dass ich wusste, wo Jared gerade war.

Jamie schlief tief und fest, am oberen Ende der Matratze zusammengerollt. Normalerweise nahm er mehr Raum ein, aber im Moment war das nicht möglich. Ian belegte ausgestreckt den restlichen Platz, seine Füße und Hände hingen an allen vier Seiten über den Rand der Matratze.

Aus irgendeinem Grund fand ich das ungeheuer komisch. Ich musste auf meine Faust beißen, um das Lachen zurückzuhalten, als ich schnell nach meinem alten, dreckverfärbten T-Shirt und meinen Shorts griff. Ich huschte schnell zurück in den Gang, wobei ich immer noch das Kichern unterdrückte.

Du bist ja total überdreht, erklärte mir Melanie. *Du brauchst dringend Schlaf.*

Ich schlafe später. Wenn ... Ich konnte den Gedanken nicht zu Ende denken. Er machte mich sofort wieder ernst und alles war wieder still.

Ich beeilte mich immer noch, als ich zum Bad lief. Ich vertraute Doc, aber ... Vielleicht würde er seine Meinung ändern. Vielleicht würde Jared dagegen argumentieren. Ich durfte mir nicht den ganzen Tag Zeit lassen.

Ich glaubte, ein Geräusch hinter mir zu hören, als ich die krakenartige Verzweigung erreichte, wo alle Schlafzimmerflure aufeinandertrafen. Ich sah mich um, aber ich konnte in der spärlich beleuchteten Höhle niemanden sehen. Die Leute begannen langsam aufzuwachen. Bald war es Zeit fürs Frühstück und einen weiteren Arbeitstag. Wenn sie mit dem Mais fertig waren, mussten sie das östliche Feld umgraben. Vielleicht würde ich Zeit zum Helfen haben ... später ...

Ich ging den Gang zu den unterirdischen Flüssen entlang, wobei ich an eine Million andere Orte dachte. Ich schien mich auf nichts konzentrieren zu können. Jedes Mal, wenn ich über eine Sache nachdachte - Walter, Jared, Frühstück, Arbeit, Baden -, lenkte mich ein anderer Gedanke innerhalb kürzester Zeit wieder ab. Melanie hatte Recht, ich brauchte Schlaf. Sie war genauso durcheinander. Ihre Gedanken drehten sich alle um Jared, aber sie konnte sie ebenso wenig ordnen.

Ich hatte mich inzwischen an das Badezimmer gewöhnt. Die völlige Schwärze darin machte mir nichts mehr aus. So viele Orte in diesem Höhlensystem waren schwarz; die Hälfte des Tages verbrachte man hier in Dunkelheit. Außerdem war ich schon oft hier gewesen und es hatte nie etwas unter der Wasseroberfläche gelauert, um mich in die Tiefe zu ziehen, Ich wusste allerdings, dass ich nicht viel Zeit zum Baden hatte. Die anderen würden bald aufstehen und einige von ihnen begangen den Tag gerne mit einem Bad. Ich machte mich an die Arbeit, wusch erst mich selbst und dann meine Kleider. Ich schrubbte energisch mein Hemd und wünschte, ich könnte meine Erinnerung an die letzten beiden Nächte herausschrubben. Meine Hände brannten, als ich fertig war; am schlimmsten waren die Risse auf meinen Fingerknöcheln. Ich spülte sie mit Wasser ab, was jedoch keinen großen Unterschied machte. Seufzend kletterte ich aus dem Becken, um mich anzuziehen.

Meine trockenen Kleider lagen auf den losen Steinen in der hinteren Ecke. Ich stieß versehentlich mit dem nackten Fuß gegen einen Stein, fest genug, dass es weh tat und der Stein laut durch den Raum kollerte, von der Wand abprallte und mit einem Platschen und Gurgeln im Becken landete. Bei dem Geräusch schreckte ich zusammen, obwohl es verglichen mit dem Rauschen des heißen Flusses im Vorraum gar nicht so laut war.

Ich fuhr gerade mit den Füßen in meine abgetragenen Turnschuhe, als meine Zeit um war.

»Klopf, klopf«, rief eine vertraute Stimme vom dunklen Eingang her.

»Guten Morgen, Ian«, sagte ich. »Ich bin gerade fertig. Hast du gut geschlafen?«

»Ian schläft noch«, antwortete Ians Stimme. »Ich bin mir allerdings sicher, dass er das nicht ewig tun wird, also beeilen wir uns besser.«

Eissplitter nagelten meine Gelenke fest. Ich konnte mich nicht von der Stelle rühren. Ich konnte nicht atmen.

Ich hatte es früher schon bemerkt, aber dann während Kyles wochenlanger Abwesenheit wieder vergessen: Ian und sein Bruder sahen sich nicht nur unglaublich ähnlich, sondern wenn Kyle in normaler Lautstärke sprach, was selten vorkam, hatten sie auch genau dieselbe Stimme.

Ich bekam keine Luft. Ich war in diesem schwarzen Loch gefangen, mit Kyle an der Tür. Es gab keinen Ausweg.

Sei still!, kreischte Melanie in meinem Kopf.

Das konnte ich. Ich hatte nicht genug Luft, um zu schreien.

Hör hin!

Ich tat, was sie mir sagte, und versuchte mich durch die Angst hindurch zu konzentrieren, die sich wie Millionen kleiner Eisspeere in meinen Kopf bohrte. Ich konnte nichts hören. Wartete Kyle auf eine Antwort? Schlich er schweigend im Raum umher? Ich lauschte angestrengt, aber das Rauschen des Flusses verschluckte jedes Geräusch.

Schnell, nimm dir einen Stein!, befahl Melanie.

Wozu?

Ich sah mich mit einem rauen Stein Kyles Schädel einschlagen.

Das kann ich nicht!

Dann werden wir sterben!, schrie sie mich an. *Ich kann es! Lass mich es tun!*

Es muss doch einen anderen Weg geben, jammerte ich, aber ich zwang meine festgefrorenen Knie, sich zu beugen. Meine Hände tasteten in der Dunkelheit umher und stießen auf einen großen, spitzen Stein und eine Handvoll Kiesel.

Kämpfen oder fliehen.

Verzweifelt versuchte ich Melanie zu befreien, sie herauszulassen. Ich konnte die Tür nicht finden - meine Hände waren immer noch meine und umklammerten nutzlos die Steine, die ich niemals in Waffen würde verwandeln können.

Ein Geräusch. Ein kleines Platschen, als etwas den Wasserlauf betrat, der vom Becken in Richtung Latrine floss. Nur ein paar Meter entfernt.

Gib mir meine Hände!

Ich weiß nicht, wie! Nimm sie dir!

Ich versuchte dicht an der Wand entlang auf den Ausgang zuzuschleichen. Melanie versuchte angestrengt, einen Ausweg aus meinem Kopf zu finden, aber sie bekam die Tür auch von ihrer Seite nicht auf.

Wieder ein Geräusch. Nicht im Wasserlauf. Ein Atmen, neben dem Ausgang. Ich erstarrte, wo ich war.

Wo ist er?

Ich weiß es nicht!

Dann konnte ich wieder nichts weiter hören als den Fluss. War Kyle allein? Stand jemand an der Tür, um mich abzupassen, wenn er mich um das Becken gescheucht hatte? Wie nah war Kyle jetzt?

Ich spürte, wie sich auf meinen Armen und Beinen eine Gänsehaut bildete. Es war eine Art Druck in der Luft, als könnte ich seine leisen Bewegungen spüren. Die Tür. Ich drehte mich halb um und zog mich in die Richtung zurück, aus der ich gekommen war, weg von dort, wo ich das Atmen gehört hatte.

Er konnte nicht ewig warten. Wie er selbst schon gesagt hatte, blieb ihm nicht viel Zeit. Es konnte jeden Moment jemand kommen. Allerdings hatte er die besseren Karten: Es gab weniger Leute, die ihn zurückhalten würden, als Leute, die das hierfür das Beste hielten. Und von denen, die bereit waren, ihn zurückzuhalten, wäre kaum jemand dazu in der Lage. Nur Jeb und sein Gewehr würden etwas ausrichten können. Jared war mindestens so stark wie Kyle, aber Kyle war entschlossener. Jared würde vermutlich nicht gegen ihn kämpfen.

Wieder ein Geräusch. War das ein Schritt am Eingang? Oder nur meine Einbildung? Wie lange dauerte diese schweigende Pattsituation schon? Ich hatte keine Ahnung, wie viele Sekunden oder Minuten bereits verstrichen waren.

Mach dich bereit. Melanie wusste, dass das Zögern bald ein Ende haben würde. Sie wollte, dass ich den Stein fester packte.

Aber ich würde erst versuchen zu fliehen. Ich wäre keine gute Kämpferin, selbst wenn ich mich dazu durchringen könnte. Kyle war vermutlich doppelt so schwer wie ich und hatte viel längere Arme.

Ich hob die Hand mit den Kieselsteinen und zielte damit auf den Durchgang zur Latrine. Vielleicht konnte ich ihn dazu bringen zu glauben, dass ich mich verstecken und auf Rettung hoffen wollte. Ich warf die Handvoll kleiner Steine und als sie gegen die Felswand knallten, zuckte ich von dem Geräusch, das sie machten, zusammen.

Wieder das Atmen neben dem Eingang, das Geräusch leiser Schritte, die in die Richtung liefen, in die ich ihn hatte locken wollen. Ich schob mich so leise an der Wand entlang, wie ich konnte.

Was ist, wenn sie zu zweit sind?

Ich weiß es nicht.

Ich hatte den Ausgang beinahe erreicht. Wenn ich erst im Gang war, glaubte ich ihn abhängen zu können. Ich war leichter und schneller ...

Ich hörte einen Schritt, ganz deutlich diesmal, im Wasserlauf am Ende des Raums. Ich schlich schneller.

Ein enormes Platschen durchbrach die gespannte Stille. Wasser spritzte mir auf die Haut und ließ mich nach Luft schnappen. Ein Tropfenregen prasselte laut gegen die Wand.

Er kommt durch das Becken! Lauf.

Ich zögerte eine Sekunde zu lang. Kräftige Finger griffen nach meiner Wade, meinem Knöchel. Ich zerrte in die andere Richtung und hechtete nach vorn. Ich stolperte und entschlüpfte seinem Griff. Er packte meinen Turnschuh. Ich schüttelte ihn ab und er blieb in Kyles Hand zurück.

Ich lag auf dem Boden, aber Kyle ebenso; das gab mir Zeit, von ihm wegzukriechen, wobei ich mir die Knie an dem rauen Boden aufschürfte.

Kyle grunzte und seine Hand packte meine nackte Ferse. Es gab nichts, woran er sich festhalten konnte; meine Ferse rutschte ihm aus der Hand. Ich warf mich nach vorne und kam auf die Füße, den Kopf immer noch dicht am Boden, ständig in Gefahr, wieder hinzufallen. Durch reine Willensanstrengung hielt ich das Gleichgewicht.

Es gab keine zweite Person. Niemanden, der mich am Ausgang zum Vorraum abfing. Ich rannte los, Hoffnung und Adrenalin schossen durch meine Adern. In vollem Lauf spurtete ich in den Raum mit den Flüssen; mein einziger Gedanke war, den Gang zu erreichen. Ich konnte Kyles schweren Atem hinter mir hören, dicht, aber nicht dicht genug. Mit jedem Schritt stieß ich mich stärker vom Boden ab und ließ ihn weiter hinter mir.

Plötzlich schoss ein Schmerz durch mein Bein und ließ es einknicken.

Über das Rauschen des Flusses hinweg hörte ich zwei schwere Steine zu Boden fallen und wegrollen - den, den ich in der Hand gehalten hatte, und den, den Kyle geworfen hatte, um mich zum Krüppel zu machen. Mein Bein drehte sich unter mir weg und ließ mich zu Boden sinken, und im selben Augenblick war er über mir.

Sein Gewicht schleuderte meinen Kopf mit einer Wucht auf den Steinboden, dass mir die Ohren dröhnten, und drückte mich flach auf die Erde. Ich hatte keine Chance, wieder hochzukommen.

Schrei!

Ich stieß einen sirenenartigen Ton aus, der uns alle überraschte. Mein wortloses Kreischen war mehr, als ich erhofft hatte - sicher würde es jemand hören.

Bitte lass es Jeb sein. Bitte lass ihn das Gewehr dabeihaben.

»Argh!«, protestierte Kyle. Seine Hand war so groß, dass sie fast mein ganzes Gesicht bedeckte. Er presste mir seine Handfläche auf den Mund und erstickte meinen Schrei.

Dann rollte er zur Seite und die Bewegung kam so überraschend für mich, dass ich keine Zeit hatte zu versuchen, einen Vorteil daraus zu ziehen. Im Rollen zerrte er mich über und unter und wieder über seinen Körper; ich war benommen und verwirrt und mein Kopf drehte sich, aber ich verstand, sobald mein Gesicht das Wasser berührte.

Er hatte mich im Nacken gepackt und drückte mein Gesicht in den flachen Strom kühleren Wassers, das sich seinen Weg in das Badebecken bahnte. Es war zu spät, um die Luft anzuhalten, ich hatte bereits einen Mundvoll Wasser eingeatmet.

Mein Körper geriet in Panik, als das Wasser in meine Lungen lief, und ich setzte mich stärker zur Wehr, als er erwartet hatte.

Meine Gliedmaßen schlugen wie wild in verschiedene Richtungen und sein Griff in meinem Nacken löste sich. Er versuchte, mich fester zu packen, aber instinktiv bewegte ich mich eher zu ihm hin als von ihm weg, wie er es erwartet hatte. Ich schob mich nur einen halben Fuß näher zu ihm, aber so bekam ich mein Kinn und genug von meinem Mund aus dem Strom, um einen Teil des Wassers wieder ausspucken und einmal tief Luft holen zu können.

Er versuchte mich zurück in den Fluss zu stoßen, aber ich zappelte und wand mich so sehr unter ihm, dass sein eigenes Gewicht gegen ihn arbeitete. Ich hustete immer noch krampfartig und unkontrolliert wegen des Wassers in meiner Lunge.

»Jetzt reicht's!«, knurrte Kyle.

Er schob sich von mir herunter und ich versuchte von ihm wegzukommen.

»O nein, das wirst du *nicht*!«, stieß er zwischen den Zähnen hervor.

Mir war klar, dass es vorbei war.

Mit meinem verletzten Bein stimmte irgendetwas nicht. Es fühlte sich taub an und tat nicht, was ich wollte. Ich konnte mich nur mit meinen Armen und dem gesunden Bein über den Boden schieben, aber selbst das gelang mir nicht besonders gut, weil ich so sehr hustete. Zu sehr, um noch einmal zu schreien.

Kyle packte mich am Handgelenk und riss mich vom Boden hoch. Das Gewicht meines Körpers ließ mein Bein einknicken und ich fiel auf ihn.

Er umfasste meine beiden Handgelenke mit einer Hand und schlang den anderen Arm um meine Taille. Dann hob er mich vom Boden hoch und stützte mich auf seiner Hüfte ab wie einen unförmigen Mehlsack. Ich wand mich und mein gesundes Bein trat ins Leere.

»Bringen wir es hinter uns.«

Mit einem Satz sprang er über den schmaleren Wasserlauf und trug mich zum nächstgelegenen Wasserloch. Der Dampf aus der heißen Quelle strich mir über das Gesicht.

Er würde mich in das dunkle, heiße Loch werfen, wo mich das kochende Wasser gleichzeitig in die Tiefe ziehen und verbrühen würde.

»Nein, nein!«, rief ich, aber meine Stimme war zu heiser und leise, um weit zu tragen.

Ich schlug wie wild um mich. Mein Knie stieß gegen eine der dünnen Felssäulen und ich klemmte meinen Fuß dahinter und versuchte, mich aus seinem Griff zu befreien. Mit einem ungeduldigen Grunzen riss er mich los.

Immerhin lockerte das seinen Griff so weit, dass ich noch eine Bewegung machen konnte. Es hatte schon einmal funktioniert, deshalb probierte ich es noch mal. Anstatt zu versuchen, mich zu befreien, presste ich mich an ihn und schlang meine Beine um seine Taille, wobei ich den gesunden Knöchel über den verletzten legte und versuchte, den Schmerz zu ignorieren, damit ich festen Halt hatte.

»Lass mich los, du ...« Er versuchte mich abzuschütteln und ich konnte eins meiner Handgelenke losreißen. Ich schlang den Arm um seinen Hals und packte sein dichtes Haar. Wenn ich in dem schwarzen Fluss landete, dann auch er.

Kyle fauchte und horte auf, an meinem Bein herumzuzerren, um mir einen Schlag in die Seite zu versetzen.

Ich stöhnte vor Schmerz auf, krallte jetzt aber auch meine andere Hand in seine Haare.

Er schlang beide Arme um mich, als wäre dies eine Umarmung und nicht ein Kampf auf Leben und Tod. Dann packte er mich von beiden Seiten um die Hüfte und drückte mit aller Kraft gegen meine Umklammerung an.

Seine Haare begannen ihm auszugehen und in meinen Händen zurückzubleiben, aber er grunzte nur und drückte noch fester.

Ich konnte das dampfende Wasser ganz in der Nähe vorbeirauschen hören, das Geräusch schien direkt unter mir zu sein. Der Dampf stieg in einer dichten Wolke auf und eine Minute lang konnte ich nichts weiter sehen als Kyles wutverzerrtes, viehisches und erbarmungsloses Gesicht. Ich spürte, wie mein verletztes Bein nachgab. Ich versuchte mich wieder näher an ihn heranzuziehen, aber seine rohe Kraft gewann die Oberhand über meine Verzweiflung. In wenigen Augenblicken würde er mich losgerissen haben und ich würde in den zischenden Dampf stürzen und verschwinden.

Jared! Jamie!

Der Gedanke, die Qual, gehörte zu uns beiden, zu Melanie *und* mir. Sie würden nie erfahren, was mit mir passiert war. Ian. Jeb. Doc. Walter. Kein Abschied.

Kyle sprang plötzlich hoch und kam mit einem dumpfen Knall wieder auf. Der heftige Aufprall hatte den gewünschten Effekt: Meine Beine lösten sich von ihm.

Aber bevor er davon profitieren konnte, passierte noch etwas anderes.

Das Knirschen war ohrenbetäubend. Ich dachte, die ganze Höhle würde einstürzen. Der Boden unter uns erzitterte.

Kyle keuchte und machte einen Satz nach hinten - zusammen mit mir, da ich mich immer noch an seinen Haaren festkrallte. Der Fels unter seinen Füßen begann mit noch mehr Knirschen und Knarren nachzugeben.

Unser gemeinsames Gewicht hatte den Rand des Lochs abbrechen lassen. Als Kyle nach hinten wegstolperte, folgte das Bröckeln seinen schweren Schritten. Es war schneller als er.

Ein Stück des Felsens verschwand unter seinem Absatz und er fiel zu Boden. Mein Gewicht warf ihn nach hinten und sein Kopf schlug heftig gegen eine Felssäule. Seine Arme fielen schlaff von mir ab.

Das Knirschen des Steins schwoll zu einem anhaltenden Krachen an. Ich konnte spüren, wie der Boden unter Kyle bebte.

Ich lag auf seiner Brust, unsere Beine hingen über dem Abgrund, wo der Dampf über sie hinwegstrich und in tausend Tropfen auf unserer Haut kondensierte.

»Kyle?«

Keine Antwort.

Ich hatte Angst, mich zu bewegen.

Du musst runter von ihm. Zusammen seid ihr zu schwer. Vorsichtig - halt dich an der Säule fest. Zieh dich vom Loch weg.

Ängstlich wimmernd, zu entsetzt, um selbst zu denken, tat ich, was Melanie mir befahl. Ich löste meine Finger aus Kyles Haaren und kletterte vorsichtig über seinen bewusstlosen Körper hinweg, wobei ich die Säule als Halt nutzte, um mich vorwärtszuziehen. Sie fühlte sich ziemlich stabil an, aber der Boden unter uns ächzte immer noch.

Ich schob mich an der Säule vorbei auf den Untergrund dahinter. Der Boden blieb fest unter meinen Händen und Knien, aber ich krabbelte weiter auf die Sicherheit des Ausgangs zu.

Ein weiteres Knacken ertönte und ich warf einen Blick zurück. Eins von Kyles Beinen sackte weiter ab, als ein Stück Fels darunter abbrach. Diesmal hörte ich das Platschen, als der Steinbrocken in den Fluss darunter fiel. Der Boden erzitterte unter seinem Gewicht.

Er wird abstürzen, stellte ich fest.

Gut, knurrte Melanie.

Aber ...!

Wenn er abstürzt, kann er uns nicht umbringen, Wanda. Wenn er nicht ab*stürzt, wird er das tun.*

Ich kann ihn doch nicht einfach ...

Doch, du kannst. Geh. Willst du nicht leben?

Doch, das wollte ich. Ich wollte leben.

Es konnte sein, dass Kyle verschwand. Und wenn er das tat, würde mir vielleicht niemand mehr wehtun. Zumindest niemand von den Leuten hier. Es blieb natürlich immer noch die Sucherin, aber irgendwann würde sie aufgeben und dann könnte ich für immer hier bei den Menschen bleiben, die ich liebte ...

Mein Bein pulsierte und ein Teil der Taubheit wurde von Schmerz abgelöst. Eine warme Flüssigkeit lief mir über die Lippen. Ich probierte sie reflexartig und stellte fest, dass es mein Blut war.

Geh, Wanderer. Ich *will leben. Ich will auch eine Wahl haben.*

Ich konnte das Beben bis zu der Stelle, wo ich stand, spüren. Ein weiteres Stück des Bodens platschte in den Fluss. Kyles Gewicht verschob sich und er rutschte ein Stückchen auf das Loch zu.

Lass ihn. Melanie wusste besser als ich, wovon sie sprach. Das hier war ihre Welt. Ihre Regeln.

Ich starrte in das Gesicht des Mannes, der kurz davor war zu sterben - des Mannes, der meinen Tod wollte. Jetzt, wo Kyle bewusstlos war, war sein Gesicht nicht länger das eines wütenden Tieres. Es war entspannt, fast friedlich.

Die Ähnlichkeit mit seinem Bruder war unverkennbar.

Nein!, protestierte Melanie.

Ich kroch auf Händen und Knien langsam zu ihm zurück, wobei ich vor jedem Zentimeter, den ich vorwärtsrutschte, den Boden vorsichtig abtastete. Ich hatte zu große Angst, weiter zu rutschen als bis zur Säule, also klemmte ich mich mit meinem gesunden Bein daran fest, dann beugte ich mich vor, um meine Hände unter Kyles Armen hindurchzuschieben und vor seiner Brust zu verschränken.

Ich zog so fest, dass ich mir beinahe die Arme ausriss, aber er rührte sich nicht. Ich hörte ein Geräusch wie das Rieseln von Sand in einer Eieruhr und der Boden bröckelte weiter in kleinen Stücken ab.

Ich zerrte noch einmal, aber das einzige Ergebnis war, dass das Rieseln zunahm. Durch die Verlagerung seines Gewichts brach der Boden nur noch schneller weg.

Gerade als mir das klarwurde, donnerte ein großer Felsbrocken in den Fluss und brachte Kyle endgültig aus seinem unsicheren Gleichgewicht. Er begann zu fallen.

»Nein!«, schrie ich erneut wie eine Sirene. Ich drückte mich gegen die Säule und es gelang mir, ihn von der anderen Seite dagegenzupressen und meine Hände vor seiner Brust zu verkeilen. Meine Arme schmerzten.

»Hilfe!«, kreischte ich. »So helft mir doch! Hilfe!«

Angezweifelt

Wieder ein Platschen. Kyles Gewicht zerrte an meinen Armen.

»Wanda? Wanda!«

»Hilf mir! Kyle! Der Boden! Hilfe!« Mein Gesicht wurde gegen den Stein gepresst und ich blickte zum Eingang der Höhle. Das Licht von oben wurde mit der Morgendämmerung immer heller. Ich hielt den Atem an. Meine Arme taten höllisch weh.

»Wanda! Wo bist du?« Ian kam mit dem Gewehr im Anschlag durch die Tür gestürzt. Sein Gesicht war genauso wütend wie zuvor das seines Bruders.

»Pass auf!«, rief ich ihm zu. »Der Fußboden bricht ein! Ich kann ihn nicht viel länger halten!«

Ian brauchte zwei lange Sekunden, um die Situation zu verarbeiten, die so anders war als die, die er erwartet hatte - Kyle, der versuchte mich umzubringen. Die Situation, die es vor nur wenigen Augenblicken auch gewesen war. Dann ließ er das Gewehr auf den Höhlenboden fallen und machte einen großen Schritt auf mich zu.

»Runter mit dir - verteil dein Gewicht!«

Er ging auf alle viere und kam schnell auf mich zugekrabbelt, seine Augen glühten im Morgenlicht.

»Nicht loslassen«, sagte er eindringlich. Ich stöhnte vor Schmerz. Er schätzte die Situation noch eine weitere Sekunde lang ein, dann schob er sich hinter mich und drückte mich noch näher an

den Felsen. Seine Arme waren länger als meine, und obwohl ich zwischen ihnen war, gelang es ihm, die Hände um seinen Bruder zu schlingen.

»Eins, zwei, drei«, keuchte er.

Er zog Kyle hoch und drückte ihn gegen den Felsen, viel fester, als ich es gekonnt hatte. Die Bewegung quetschte mein Gesicht an die Säule. Allerdings mit der verletzten Seite - da konnte nicht mehr viel passieren.

»Ich werde ihn hier rüberziehen. Kannst du dich rauszwängen?«

»Ich versuche es.«

Ich ließ Kyle langsam los, nachdem ich sicher war, dass Ian ihn fest im Griff hatte. Meine entlasteten Schultern schmerzten. Dann wand ich mich zwischen Ian und dem Felsen hervor, vorsichtig darauf bedacht, die gefährlichen Abschnitte des Bodens zu vermeiden. Ich kroch ein Stück rückwärts auf die Tür zu, bereit, nach Ian zu greifen, sollte er ebenfalls beginnen abzurutschen.

Ian wuchtete seinen reglosen Bruder mit kleinen Bewegungen um die Säule herum. Es brachen noch weitere Stücke des Fußbodens ab, aber das Fundament der Säule blieb weiterhin stehen. Etwa zwei Fuß jenseits der Felssäule bildete sich eine neue Kante.

Ian kroch wie ich rückwärts und zog seinen Bruder mit ruckartigen Muskel- und Willensanstrengungen hinter sich her. Nach einer Minute waren wir alle am Anfang des Gangs angelangt, Ian und ich heftig keuchend.

»Was ... zum Teufel... war hier los?«

»Unser Gewicht ... war zu ... groß. Der Boden ist eingebrochen.«

»Was hast du ... da am Rand gemacht? Mit Kyle?«

Ich ließ den Kopf sinken und konzentrierte mich aufs Atmen.

Los, sag es ihm.

Was passiert dann?

Du weißt genau, was dann passiert. Kyle hat die Regeln verletzt. Jeb wird ihn erschießen oder sie schmeißen ihn raus. Vielleicht wird Ian ihn vorher noch kräftig vermöbeln. Das würde ich gerne sehen.

Melanie meinte es nicht so - das konnte ich mir zumindest nicht vorstellen. Sie war bloß immer noch sauer auf mich, weil ich unser Leben riskiert hatte, um unseren Beinahe-Mörder zu retten.

G*enau,* erwiderte ich. *Und wenn sie Kyle meinetwegen rausschmeißen ... oder ihn umbringen ...* Ich schauderte. *Begreifst du nicht, wie widersinnig das wäre? Er ist einer von euch.*

Wir haben hier eine Zukunft, Wanda. Das setzt du aufs Spiel. Es ist auch meine Zukunft. Und ich bin ... na ja, ich bin ich. Melanie knurrte mürrisch.

»Wanda?«, fragte Ian.

»Nichts«, murmelte ich.

»Du bist eine miserable Lügnerin. Das weißt du auch, stimmt's?« Ich hielt den Kopf gesenkt und atmete.

»Was hat er getan?«

»Nichts«, log ich. Ich log schlecht.

Ian nahm mein Kinn in die Hand und hob meinen Kopf. »Deine Nase blutet.« Er drehte mein Gesicht zur Seite. »Und außerdem hast du Blut in den Haaren.«

»Ich ... ich bin mit dem Kopf aufgeschlagen, als der Boden eingebrochen ist.«

»Auf beiden Seiten?« Ich zuckte mit den Schultern.

Ian sah mich eine ganze Weile an. Die Dunkelheit hier im Tunnel dämpfte den Glanz in seinen Augen.

»Wir sollten ihn zu Doc bringen - er hat sich bei seinem Sturz ziemlich den Kopf angeschlagen.«

»Warum schützt du ihn? Er hat versucht, dich umzubringen.« Es war eine Feststellung, keine Frage. Sein Gesichtsausdruck wechselte langsam von Wut zu Entsetzen. Er stellte sich vor, was wir auf dem brüchigen Vorsprung gemacht hatten - das konnte ich an seinem Blick ablesen. Als ich nicht antwortete, sprach er flüsternd weiter. »Er wollte dich in den Fluss werfen ...« Ein seltsames Zittern durchfuhr seinen Körper.

Er hatte immer noch einen Arm um Kyle geschlungen, so wie er zu Boden gesunken war, und schien zu erschöpft, um sich zu bewegen. Doch jetzt schob er seinen bewusstlosen Bruder grob zur Seite und rückte angewidert von ihm weg. Er rutschte an mich heran, legte mir die Arme um die Schultern und zog mich an seine Brust - ich konnte seinen Atem ein- und ausströmen spüren, immer noch unregelmäßiger als normalerweise. Es fühlte sich komisch an.

»Ich sollte ihn geradewegs wieder zurückrollen und ihn eigenhändig über den Rand schubsen.«

Ich schüttelte heftig mit dem Kopf, der vor Schmerzen pochte. »Nein.«

»Spart Zeit. Jebs Regeln sind eindeutig. Wenn du versuchst, jemandem hier etwas zu tun, wirst du bestraft. Es gibt einen Prozess ...«

Ich versuchte mich von ihm zu lösen, aber er umfasste mich noch fester. Es machte mir keine Angst, nicht so wie bei Kyle. Aber es machte mich nervös - brachte mich aus dem Gleichgewicht. »Nein. Das könnt ihr nicht machen, weil niemand die Regeln verletzt hat. Der Boden ist weggebrochen, das ist alles.«

»Wanda ...«

»Er ist dein Bruder.«

»Er wusste, was er tat. Er ist mein Bruder, das stimmt, aber er hat getan, was er getan hat, und du bist... du bist... meine Freundin.«

»Er hat gar nichts getan. Er ist ein Mensch«, flüsterte ich. »Das hier ist sein Platz, nicht meiner.«

»Darüber diskutieren wir jetzt nicht schon wieder. Ich habe eine andere Definition von >Mensch< als du. Für dich ist das etwas ... Negatives. Für mich ist es ein Kompliment - und nach meiner Definition bist du menschlich und er nicht. Jetzt nicht mehr.«

»Ein Mensch ist für mich nichts Negatives. Ich kenne dich jetzt. Aber er ist dein Bruder, Ian.«

»Und dafür schäme ich mich.«

Ich schob ihn erneut weg. Diesmal ließ er es zu. Vielleicht hatte das mit dem Schmerzenslaut zu tun, der meinen Lippen entschlüpfte, als ich mein Bein bewegte.

»Alles in Ordnung?«

»Ich glaube schon. Wir müssen Doc holen, aber ich weiß nicht, ob ich laufen kann. Ich ... ich habe mir das Bein angestoßen, als ich hingefallen bin.«

Ein Knurren drang aus seiner Kehle. »Welches Bein? Zeig mal her.«

Ich versuchte mein verletztes Bein auszustrecken - es war das rechte - und stöhnte erneut auf. Seine Hände begannen an meinem Knöchel, tasteten die Knochen, die Gelenke ab. Er drehte vorsichtig mein Fußgelenk.

»Weiter oben. Hier.« Ich legte seine Hand hinten auf meinen Oberschenkel, direkt über dem Knie. Ich ächzte wieder, als er auf die schmerzende Stelle drückte. »Ich glaube nicht, dass es gebrochen ist oder so. Es tut nur ziemlich weh.«

»Zumindest eine heftige Muskelprellung«, murmelte er. »Und wie ist das passiert?«

»Ich muss ... auf einem Stein aufgekommen sein, als ich gestürzt bin.«

Er seufzte. »Okay, dann auf zu Doc.«

»Kyle braucht ihn dringender als ich.«

»Ich muss Doc sowieso holen gehen - oder andere Hilfe. Ich kann Kyle nicht so weit tragen, aber dich schon. Ups - warte noch mal kurz.«

Er drehte sich unvermittelt um und verschwand wieder im Raum mit dem Fluss. Ich beschloss, dass ich nicht mit ihm streiten würde. Ich wollte Walter sehen, bevor ... Doc hatte mir versprochen, auf mich zu warten. Würde die Wirkung der ersten Dosis Schmerzmittel bald nachlassen? Mein Kopf drehte sich. Es gab so viel, worüber ich mir Gedanken machen musste, und ich war so müde. Das Adrenalin war verschwunden und hatte mich ausgelaugt zurückgelassen.

Ian kam mit dem Gewehr zurück. Ich runzelte die Stirn, weil es mich daran erinnerte, wie ich es mir vorher herbeigewünscht hatte. Das gefiel mir nicht. »Lass uns gehen.«

Ohne nachzudenken gab er mir das Gewehr. Ich ließ es in meinen offenen Handflächen liegen, schaffte es aber nicht, meine Hände darum zu schließen. Dann beschloss ich, dass es eine angemessene Strafe war, das Ding tragen zu müssen.

Ian schmunzelte. »Wie man vor dir Angst haben kann ...«, murmelte er vor sich hin.

Er hob mich leichthändig hoch und war schon losgegangen, bevor ich eine bequeme Position gefunden hatte. Ich versuchte zu vermeiden, dass auf den empfindlichsten Stellen - meinem Hinterkopf, der Rückseite meines Beins - zu viel Gewicht ruhte.

»Woher sind deine Kleider so nass?«, fragte er. Wir gingen gerade unter einem der faustgroßen Oberlichter hindurch und ich konnte den Anflug eines Lächelns auf seinen blassen Lippen sehen.

»Ich weiß es nicht«, murmelte ich. »Vom Dampf?«

Wir tauchten wieder in die Dunkelheit ein.

»Dir fehlt ein Schuh.«

»Oh.«

Wir kamen wieder unter einem Lichtstrahl hindurch und seine Augen blitzten saphirblau auf. Sie waren jetzt ernst auf mein Gesicht gerichtet.

»Ich bin ... *sehr* froh, dass dir nichts passiert ist, Wanda. Nicht *mehr* passiert ist, besser gesagt.«

Ich antwortete nicht. Ich hatte Angst, etwas zu sagen, das er gegen Kyle verwenden konnte.

Bevor wir die große Höhle erreichten, trafen wir auf Jeb. Es war hell genug, dass ich das neugierige Blitzen in seinen Augen erkennen konnte, als er mich mit blutendem Gesicht und dem Gewehr, das ich vorsichtig in den offenen Händen trug, in Ians Armen sah.

»Du hattest also Recht«, vermutete Jeb. Trotz aller Neugier war seine Stimme hart wie Stahl. Er spannte unter seinem Bart den Kiefer. »Ich habe keinen Schuss gehört. Was ist mit Kyle?«

»Er ist bewusstlos«, sagte ich schnell. »Du musst alle warnen - ein Teil des Fußbodens in der Höhle mit dem Fluss ist eingebrochen. Ich weiß nicht, ob der Rest hält. Kyle ist heftig mit dem Kopf aufgeschlagen, als er versucht hat, zu entkommen. Er braucht Doc.«

Jeb hob eine Augenbraue so weit, dass sie beinahe das ausgebleichte Tuch an seinem Haaransatz berührte. »Das ist ihre Version«, sagte Ian und gab sich keine Mühe, seine Zweifel zu verbergen. »Und sie hat offenbar vor, daran festzuhalten.«

Jeb lachte. »Komm, ich nehme dir das ab«, sagte er zu mir. Ich überließ ihm bereitwillig das Gewehr. Er lachte erneut über meinen Gesichtsausdruck.

»Ich hole Andy und Brandt, damit sie mir mit Kyle helfen. Wir kommen dann nach.«

»Behalt ihn im Auge, wenn er aufwacht«, sagte Ian mit fester Stimme.

»Mach ich.«

Jeb schlenderte davon, um Hilfe zu holen. Ian eilte mit mir auf den Krankenflügel zu.

»Kyle ist vielleicht schwer verletzt ... Jeb sollte sich beeilen.«

»Kyles Kopf ist härter als alle Steine hier.«

Der lange Tunnel kam mir noch länger vor als sonst. Würde Kyle trotz meiner Bemühungen sterben? War er wieder bei Bewusstsein und suchte nach mir? Was war mit Walter? Schlief er ... oder war er schon tot? Hatte die Sucherin die Jagd aufgegeben oder würde sie jetzt, wo es hell war, wiederkommen?

Ist Jared noch bei Doc? Mel fügte meinen Fragen noch weitere hinzu. *Wird er wütend werden, wenn er dich sieht? Wird er mich erkennen?*

Als wir die sonnendurchflutete südliche Höhle erreichten, sah es so aus, als hätten Jared und Doc sich nicht von der Stelle gerührt. Sie lehnten nebeneinander an Docs behelfsmäßigem Schreibtisch. Es war still, als wir uns näherten. Sie sprachen nicht, sondern sahen Walter einfach beim Schlafen zu.

Als Ian mit mir ins Licht trat und mich auf das Feldbett neben Walter legte, sprangen sie mit weit aufgerissenen Augen auf. Ian streckte vorsichtig mein rechtes Bein aus.

Walter schnarchte. Das Geräusch löste einen Teil meiner Anspannung.

»Was ist denn jetzt schon wieder passiert?«, fragte Doc ärgerlich. Kaum hatte er die Worte ausgesprochen, da beugte er sich schon über mich und wischte mir das Blut von der Wange.

Jareds Gesichtsausdruck war vor Überraschung erstarrt. Er gab Acht, dass seine Miene nicht irgendetwas anderes verriet.

»Kyle«, antwortete Ian im selben Moment, als ich sagte: »Der Fußboden ...«

Doc sah verwirrt zwischen uns hin und her.

Ian seufzte und verdrehte die Augen. Geistesabwesend legte er mir eine Hand leicht auf die Stirn. »Der Fußboden neben dem ersten Loch über dem Fluss ist weggebrochen. Kyle ist hintenübergefallen und mit dem Kopf gegen einen Stein gedonnert. Wanda hat sein wertloses Leben gerettet. Sie sagt, sie sei selber auch gestürzt, als der Boden nachgab.« Ian warf Doc einen vielsagenden Blick zu. *»Irgendetwas«,* sagte er sarkastisch, »hat ihr einen ganz schön heftigen Schlag auf den Hinterkopf versetzt.«

Er begann weiter aufzuzählen. »Ihre Nase blutet, ist aber, glaube ich, nicht gebrochen. Und dieser Muskel hier ist verletzt.« Er berührte meinen schmerzenden Schenkel. »Die Knie sind ganz schön aufgeschürft und ihr Gesicht auch schon wieder, aber das kann auch ich gewesen sein, als ich Kyle aus dem Loch gezogen habe. Ich hätte mir nicht die Mühe machen sollen.« Letzteres murmelte Ian nur.

»Noch etwas?«, fragte Doc. In diesem Augenblick berührten seine Finger, die meine Seite untersuchten, die Stelle, wo Kyle mich geschlagen hatte. Ich keuchte. Doc schob mein Hemd hoch und ich hörte sowohl Ian als auch Jared bei dem Anblick die Luft einziehen.

»Lass mich raten«, sagte Ian mit eisiger Stimme. »Du bist auf einen Felsen gestürzt.«

»Richtig«, bestätigte ich atemlos. Doc tastete immer noch meine Seite ab und ich versuchte ein Wimmern zu unterdrücken.

»Vielleicht eine gebrochene Rippe, ich bin mir nicht sicher«, murmelte Doc. »Ich wünschte, ich könnte dir was gegen die Schmerzen geben ...«

»Keine Sorge, Doc«, keuchte ich. »Mit mir ist alles in Ordnung. Wie geht es Walter? Ist er zwischendurch noch mal aufgewacht?«

»Nein, es wird eine Weile dauern, bis die Wirkung nachlässt«, sagte Doc. Er nahm meine Hand und begann mein Handgelenk und meinen Ellbogen zu beugen.

»Mir geht es gut.«

Seine freundlichen Augen waren sanft, als sie meinem Blick begegneten. »Bald bist du wieder auf dem Damm. Du musst dich nur eine Weile ausruhen. Ich werde ein Auge auf dich haben. So, dreh mal den Kopf zur Seite.«

Ich tat, was er mir gesagt hatte, und wimmerte, als er meine Wunde untersuchte.

»Aber nicht hier«, murmelte Ian.

Ich konnte Doc nicht sehen, aber Jared warf Ian einen stechenden Blick zu.

»Sie bringen gleich Kyle her und ich will nicht, dass sie im selben Raum liegen.«

Doc nickte. »Ist wahrscheinlich besser.«

»Ich mache ihr ein Zimmer fertig. Du musst Kyle hierbehalten, bis ... bis wir entschieden haben, was aus ihm werden soll.«

Ich wollte etwas sagen, aber Ian legte seine Finger auf meine Lippen.

»Einverstanden«, stimmte Doc zu. »Ich kann ihn festbinden, wenn du willst.«

»Wenn es nötig sein sollte. Kann sie aufstehen?« Ian warf einen nervösen Blick in den Tunnel. Doc zögerte.

»Nein«, flüsterte ich, obwohl Ians Finger immer noch meinen Mund berührten. »Walter. Ich will hier bei Walter bleiben.«

»Du hast heute schon genug Leben gerettet, Wanda«, sagte Ian mit sanfter und trauriger Stimme.

»Ich möchte mich ... mich von ihm ... verabschieden.«

Ian nickte. Dann sah er Jared an. »Kann ich dir vertrauen?«

Jareds Gesicht lief rot an vor Wut.

Ian hob die Hand. »Ich will sie nicht ungeschützt zurücklassen, während ich einen sicheren Platz für sie suche«, sagte Ian. »Ich weiß nicht, ob Kyle bei Bewusstsein ist, wenn er hier ankommt. Wenn Jeb ihn erschießt, wird sie das aufregen. Aber du und Doc solltet in der Lage sein, ihn in Schach zu halten. Ich möchte nicht, dass Doc alleine ist und Jeb zum Schießen gezwungen wird.«

»Doc wird nicht allein sein«, sagte Jared kurz. Ian zögerte. »Die letzten paar Tage waren die Hölle für sie. Vergiss das nicht.«

Jared nickte einmal, die Zähne zusammengebissen.

»Ich bin ja auch noch da«, erinnerte Doc Ian.

Ihre Blicke trafen sich. »Okay«, sagte Ian. Er beugte sich über mich und seine leuchtenden Augen verschmolzen mit meinen. »Ich komme bald zurück. Hab keine Angst.«

»Nein.«

Er beugte sich zu mir herunter und drückte seine Lippen auf meine Stirn.

Niemand wurde davon mehr überrascht als ich, auch wenn ich Jared die Luft einziehen hörte. Mein Mund blieb offen stehen, als Ian sich umdrehte und beinahe aus dem Raum rannte.

Ich hörte, wie Doc durch die Zähne einatmete, wie bei einem umgekehrten Pfeifen. »Na dann«, sagte er.

Sie sahen mich beide lange an. Ich war so müde und mir tat alles so weh, dass es mir fast gleichgültig war, was sie dachten.

»Doc ...«, begann Jared in dringlichem Ton, aber ein Tumult im Tunnel unterbrach ihn.

Fünf Männer stolperten durch den Eingang. Jeb, der Kyles linkes Bein in den Händen hatte, ging voraus. Wes hielt Kyles rechtes Bein und Andy und Aaron hinter ihnen schleppten seinen Rumpf. Kyles Kopf baumelte über Andys Schulter.

»Verdammt, ist der schwer«, keuchte Jeb.

Jared und Doc sprangen ihnen zu Hilfe. Nach ein paar Minuten voller Fluchen und Stöhnen lag Kyle auf einem Feldbett, das ein Stück von meinem entfernt stand.

»Seit wann ist er bewusstlos, Wanda?«, fragte mich Doc. Er hob Kyles Augenlider an und ließ die Sonne auf seine Pupillen scheinen.

»Ähm ...« Ich dachte schnell nach. »So lange, wie ich jetzt hier bin, die zehn Minuten oder so, die es gedauert hat, mich hierher zu bringen, und dann vielleicht noch fünf Minuten vorher.«

»Also mindestens zwanzig Minuten, würdest du sagen?«

»Ja. Ungefähr.«

Während wir uns berieten, hatte Jeb seine eigene Diagnose gestellt. Niemand beachtete ihn, als er sich an das Kopfende von Kyles Feldbett schob. So lange, bis er eine Wasserflasche über Kyles Gesicht auskippte.

»Jeb«, beschwerte sich Doc und stieß seine Hand weg.

Aber Kyle schnaubte und blinzelte und stöhnte dann. »Was ist passiert? Wo ist es hin?« Er begann sein Gewicht zu verlagern und versuchte sich umzusehen. »Der Fußboden ... bewegt sich ...«

Beim Klang seiner Stimme umklammerten meine Finger die Bettkante und Panik durchströmte mich. Mein Bein tat weh. Konnte ich weghumpeln? Langsam vielleicht ...

»Schon gut«, murmelte irgendjemand. Nicht irgendjemand. Diese Stimme würde ich immer erkennen. Jared stellte sich mit dem Rücken zu mir zwischen mein Feldbett und das, auf dem Kyle lag, und hielt den Blick auf den großen Mann gerichtet. Kyle drehte stöhnend den Kopf hin und her. »Du bist in Sicherheit«, sagte Jared leise. Er sah mich nicht an. »Hab keine Angst.«

Ich atmete tief durch.

Melanie wollte ihn berühren. Seine Hand lag dicht neben meiner auf der Bettkante.

Bitte nicht, sagte ich zu ihr. *Mein Gesicht tut auch so schon genug weh!*

Er wird dich nicht schlagen.

Denkst du. *Ich lasse es lieber nicht drauf ankommen.*

Melanie seufzte; sie sehnte sich danach, die Hand nach ihm auszustrecken. Es wäre nicht so schwer zu ertragen gewesen, wenn ich mich nicht ebenfalls danach gesehnt hätte.

Gib ihm Zeit, bat ich. *Lass ihn sich an uns gewöhnen. Warte, bis er uns wirklich glaubt.*

Sie seufzte erneut.

»Oh, verdammt!«, knurrte Kyle. Als ich seine Stimme hörte, sah ich zu ihm hinüber. Ich konnte seine hellen Augen sehen, die an Jareds Ellbogen vorbei direkt auf mich gerichtet waren. »Es ist nicht abgestürzt!«, klagte er.

Beerdigt

Jared machte einen Satz nach vorn, von mir weg. Mit einem dumpfen Schlag landete seine Faust in Kyles Gesicht.

Kyles Augen drehten sich nach hinten weg und sein Unterkiefer sackte herunter.

Ein paar Sekunden lang war es vollkommen still im Raum.

»Ähm«, sagte Doc mit sanfter Stimme, »aus medizinischer Sicht bin ich mir nicht sicher, ob das in seinem Zustand sehr hilfreich war.«

»Aber *mir* geht es besser«, erwiderte Jared mürrisch.

Doc verzog seine Lippen zu einem winzigen Lächeln. »Na ja, ein paar Minuten länger bewusstlos zu sein, bringt ihn nicht um.«

Dann begann er erneut damit, Kyles Lider anzuheben und ihm den Puls zu fühlen.

»Was ist passiert?«, murmelte Wes, der neben meinem Kopf aufgetaucht war.

»Kyle hat versucht, es umzubringen«, antwortete Jared, bevor ich etwas sagen konnte. »Überrascht uns das wirklich?«

»Hat er nicht«, murmelte ich.

Wes sah Jared an.

»Altruismus scheint ihm mehr zu liegen als Lügen«, bemerkte Jared.

»Legst du es eigentlich darauf an, mich zu ärgern?«, fragte ich. Meine Geduld schwand nicht bloß, sondern war vollständig aufgebraucht. Wie lange war ich jetzt schon nicht mehr zum Schlafen gekommen? Das Einzige, was mir mehr wehtat als mein Bein, war mein Kopf. Bei jedem Atemzug schmerzte meine Seite. Ich stellte ziemlich überrascht fest, dass ich furchtbar schlechte Laune hatte. »Dann kann ich dir nämlich versichern, dass es dir gelungen ist.«

Jared und Wes sahen mich erschrocken an. Ich war mir sicher, dass die anderen ähnliche Gesichter machten, auch wenn ich sie nicht sehen konnte. Außer Jeb vielleicht. Er war der Meister des Pokerface.

»Ich bin weiblich«, beschwerte ich mich. »Dieses ewige >es< geht mir langsam auf die Nerven.«

Jared blinzelte überrascht. Dann verhärtete sich sein Gesicht wieder. »Wegen des Körpers, den du bewohnst?«

Wes sah ihn an.

»Nein, *meinetwegen«,* fauchte ich.

»Wer sagt das?«

»Ihr, zum Beispiel. In meiner Spezies bin ich diejenige, die die Nachkommen austrägt. Ist euch das etwa nicht weiblich genug?«

Darauf fiel ihm nichts mehr ein. Ich triumphierte geradezu.

Gut so, bestärkte mich Melanie. *Er ist im Unrecht und hat sich dir gegenüber wirklich mies verhalten.*

Danke.

Wir Frauen müssen zusammenhalten.

»Das hast du uns nie erzählt«, murmelte Wes, während Jared immer noch nach einer Erwiderung suchte. »Wie funktioniert das**?«**

Wes' olivfarbenes Gesicht lief rot an, als hätte er erst jetzt bemerkt, dass er die Worte laut ausgesprochen hatte. »Ich meine, du musst natürlich nicht antworten, wenn dir das indiskret vorkommt.«

Ich lachte. Meine Stimmung schlug völlig um, geriet außer Kontrolle. Absolut albern, wie Mel es genannt hatte. »Nein, du fragst nichts ... Unanständiges. Das ist bei uns nicht so eine ausgeklügelte ... raffinierte Angelegenheit wie bei eurer Gattung.« Ich lachte wieder und mein Gesicht wurde ganz heiß. Ich erinnerte mich nur zu gut daran, wie raffiniert es sein konnte.

Hol dein Hirn mal wieder aus der Schmuddelecke zurück.

Es ist dein *Hirn,* erinnerte ich Melanie.

Schön wär's.

»Sondern ...?«, fragte Wes.

Ich seufzte. »Nur wenige unter uns sind ... Mütter. Na ja, nicht wirklich Mütter. So werden wir zwar genannt, aber eigentlich geht es nur um das Potenzial zur Mutterschaft...« Als ich daran dachte, wurde ich wieder ernst. Es gab bei uns keine Mütter, keine überlebenden Mütter, nur die Erinnerung an sie.

»Und du hast dieses *Potenzial«,* fragte Jared steif.

Ich wusste, dass die anderen zuhörten. Sogar Doc hatte damit aufgehört, Kyles Brust abzuhören.

Ich beantwortete seine Frage nicht. »Wir sind ... ein bisschen wie eure Bienen- oder Ameisenvölker. Unendlich viele geschlechtslose Familienmitglieder und die Königin ...«

»Die Königin?«, wiederholte Wes und sah mich mit eigenartiger Miene an.

»Nicht direkt. Aber es gibt nur eine Mutter auf fünf- oder sechstausend meiner Art. Manchmal sind es weniger. Es gibt da keine verbindliche Regel.«

»Und wie viele Drohnen?«, wollte Wes wissen.

»O nein - es gibt keine Drohnen. Nein, wie gesagt, es ist viel einfacher.«

Sie warteten auf meine Erklärung. Ich schluckte. Ich hätte das Thema nicht aufbringen sollen. Eigentlich wollte ich nicht weiter darüber sprechen. War es wirklich so schlimm, wenn Jared mich >es< nannte?

Sie warteten immer noch. Ich runzelte die Stirn, fuhr aber fort. Schließlich hatte ich damit angefangen. »Die Mütter ... teilen sich. Aus jeder ... Zelle, könnte man es vielleicht nennen - auch wenn unser Aufbau nicht derselbe ist wie eurer -, wird eine neue Seele. Jede neue Seele bekommt ein wenig der Erinnerung ihrer Mutter mit, ein kleines Stück, das weiterlebt.«

»Wie viele Zellen?«, fragte Doc neugierig. »Wie viele Nachkommen?« Ich zuckte mit den Schultern. »Ein oder zwei Millionen.« Die Augen, die ich sehen konnte, weiteten sich und blickten leicht verstört. Ich versuchte, nicht verletzt zu sein, als Wes vor mir zurückzuckte. Doc stieß einen leisen Pfiff aus. Er war der Einzige, der noch ein Interesse daran hatte, mehr zu hören. Aaron und Andy sahen wachsam und beunruhigt aus. Sie hatten mich bisher noch nie erzählen hören - oder überhaupt so viel reden.

»Wann passiert das? Gibt es einen Auslöser dafür?«, fragte Doc.

»Es ist eine Entscheidung. Eine persönliche Entscheidung«, erklärte ich ihm. »Es ist die einzige Art, auf die wir uns jemals bewusst für den Tod entscheiden. Ein Tauschgeschäft für eine neue Generation.«

»Du könntest also jetzt einfach so beschließen, alle deine Zellen zu teilen?«

»Nicht direkt einfach so, aber ja.« »Ist es schwierig?«

»Die Entscheidung schon. Der Prozess ist ... schmerzhaft.«

»Schmerzhaft?« Wieso überraschte ihn das? War es das nicht auch bei seiner Spezies?

Männer, schnaubte Mel.

»Qualvoll«, erklärte ich. »Wir alle erinnern uns daran, wie es für unsere Mütter war.«

Doc strich sich entzückt übers Kinn. »Ich frage mich, wie die Evolution dazu kommt, sich in diese Richtung zu entwickeln ... und eine Gesellschaft mit selbstmörderischen Königinnen zu erschaffen ...« Er hatte sich in einen völlig anderen Gedankengang verstrickt.

»Altruismus«, murmelte Wes.

»Mhm«, sagte Doc. »Genau das.«

Ich schloss die Augen und wünschte, ich hätte den Mund gehalten. Mir war schwindelig. War ich nur müde oder lag das an meiner Kopfverletzung?

»Oh«, murmelte Doc. »Du hast noch weniger geschlafen als ich, Wanda, oder? Wir sollten dich ein bisschen ausruhen lassen.«

»Mir geht es gut«, murmelte ich, allerdings ohne die Augen zu öffnen.

»Na prima«, murmelte jemand vor sich hin. »Wir haben hier eine verdammte *Alienköniginmutter* unter uns. Sie könnte jeden Moment in eine Million neuer Scheißparasiten zerspringen.«

»Psst.«

»Sie könnten euch nichts tun«, erklärte ich mit geschlossenen Augen demjenigen, der das gesagt hatte. »Ohne Körper würden sie bald sterben.« Meine Brust zog sich zusammen, als ich mir das unglaubliche Leid vorstellte. Eine Million winziger, hilfloser Seelen, winzige silberne Babys, die dahinschwanden ...

Niemand antwortete mir, aber ich konnte die Erleichterung in der Luft spüren.

Ich war so müde. Es war mir egal, dass Kyle so nah neben lag. Es war mir egal, dass zwei der Männer im Raum sich auf Kyles Seite schlagen würden, wenn er erwachte. Ich wollte einfach nur schlafen.

Dann wachte Walter auf.

»Ooooooh«, stöhnte er kaum wahrnehmbar. »Gladdie?«

Ich stöhnte selbst, als ich mich auf die Seite drehte. Der Schmerz in meinem Bein ließ mich zusammenfahren, aber ich konnte nicht nur meinen Oberkörper zu ihm drehen. Ich streckte den Arm aus und ergriff seine Hand. »Hier bin ich«, flüsterte ich.

»Ahh«, seufzte Walter erleichtert.

Doc brachte die Männer, die zu protestieren begannen, zum Schweigen. »Wanda hat auf Schlaf und Ruhe verzichtet, um ihm in seinen Schmerzen beizustehen. Sie hat blaue Flecken davon, seine Hand zu halten. Was habt ihr für ihn getan?«

Walter stöhnte. Das Geräusch begann leise und kehlig, wurde aber schnell zu einem schrillen Wimmern. Doc zuckte zusammen. »Aaron, Andy, Wes ... könntet ihr, äh, Sharon herholen, bitte?«

»Wir alle?«

»Raus hier«, übersetzte Jeb. Die einzige Antwort war Füßescharren, als sie im Gang verschwanden.

»Wanda«, flüsterte Doc dicht neben meinem Ohr. »Er hat Schmerzen. Ich kann ihn nicht völlig zu sich kommen lassen.«

Ich versuchte gleichmäßig zu atmen. »Es ist besser, wenn er mich nicht erkennt. Es ist besser, wenn er denkt, dass Gladdie hier ist.«

Ich öffnete mühsam die Augen. Jeb stand neben Walter, dessen Gesicht immer noch so aussah, als würde er schlafen.

»Ciao, Walt«, sagte Jeb. »Wir sehen uns drüben.«

Er trat einen Schritt zurück. »Du bist ein guter Mann. Wir werden dich vermissen«, murmelte Jared.

Doc kramte wieder in der Verpackung des Morphiums herum. Das Papier raschelte.

»Gladdie?«, schluchzte Walter. »Es tut so weh.«

»Schsch. Es wird gleich besser. Doc sorgt dafür, dass es aufhört.«

»Gladdie?«

»Ja?«

»Ich liebe dich, Gladdie. Ich habe dich mein ganzes Leben lang geliebt.«

»Ich weiß, Walter. Ich ... ich liebe dich auch. Du weißt, wie sehr ich dich liebe.«

Walter seufzte.

Ich schloss die Augen, als Doc sich mit der Spritze über Walter beugte.

»Schlaf gut, mein Freund«, murmelte Doc.

Walters Finger entspannten sich und lösten sich von meiner Hand. Ich hielt sie fest - jetzt war ich diejenige, die sich festklammerte.

Die Minuten verstrichen und alles war still, abgesehen von meinem Atem. Er ging ruckartig und unregelmäßig, war eher ein lautloses Schluchzen.

Jemand klopfte mir auf die Schulter. »Es ist vorbei, Wanda«, sagte Doc mit belegter Stimme. »Jetzt hat er keine Schmerzen mehr.«

Er befreite meine Hand und rollte mich vorsichtig aus meiner unbequemen Stellung in eine Position, die weniger schmerzhaft war, wenn auch nur ein bisschen. Jetzt, wo ich wusste, dass ich Walter nicht störte, war mein Schluchzen nicht mehr so leise. Ich hielt mir die Seite, die vor Schmerz pochte.

»Na los, mach schon. Wenn es dich glücklich macht«, murmelte Jared leicht missmutig. Ich versuchte die Augen zu öffnen, aber es gelang mir nicht.

Etwas pikste mich am Arm. Ich konnte mich nicht erinnern, meinen Arm verletzt zu haben. Noch dazu an so einer komischen Stelle, genau in der Ellenbeuge ...

Morphium, flüsterte Melanie.

Wir schwebten bereits. Ich versuchte, alarmiert zu sein, aber ich schaffte es nicht. Ich war zu weit weg.

Es hat sich niemand verabschiedet, dachte ich matt. Von Jared konnte ich das auch nicht erwarten ... aber Jeb ... Doc ... Ian war nicht da ...

Es wird auch niemand sterben, versprach sie mir. *Nur schlafen* ...

Als ich aufwachte, war die Decke über mir von schwachem Sternenlicht erhellt. Nacht. Es waren so viele Sterne. Ich fragte mich, wo ich war. Keine schwarzen Hindernisse, keine Deckenteile nahmen mir die Sicht. Nur Sterne, Sterne, Sterne ...

Wind strich mir übers Gesicht. Er roch nach ... Staub ... und irgendetwas, das ich nicht genau benennen konnte. Es war eher eine Abwesenheit. Der modrige Geruch war weg. Kein Schwefelgestank. Außerdem war es so trocken.

»Wanda?«, flüsterte jemand und berührte meine heile Wange.

Mein Blick fiel auf Ians Gesicht, ganz weiß im Sternenlicht, das sich über mich beugte. Seine Hand auf meiner Haut war kühler als der leichte Wind, aber die Luft war so trocken, dass es nicht unangenehm war. Wo war ich?

»Wanda? Bist du wach? Sie werden nicht länger warten.«

Ich flüsterte, weil er es tat. »Was?«

»Sie fangen an. Ich war mir sicher, dass du gerne dabei sein würdest.«

»Kommt sie?«, fragte Jebs Stimme.

»Was fängt an?«, fragte ich.

»Walters Beerdigung.«

Ich versuchte mich aufzusetzen, aber mein Körper war wie aus Gummi. Ians Hand wanderte zu meiner Stirn und er drückte mich sanft wieder hinunter.

Ich drehte meinen Kopf unter seiner Hand und versuchte etwas zu erkennen ...

Ich war draußen.

Draußen.

Links von mir bildete ein unregelmäßiger, zusammengewürfelter Haufen aus Felsbrocken einen Miniaturberg, komplett mit struppigem Buschwerk. Rechts von mir dehnte sich die Wüstenebene aus und verlor sich in der Dunkelheit. Ich blickte an meinen Füßen vorbei nach unten und sah eine Gruppe Menschen, denen unter freiem Himmel offensichtlich unbehaglich zumute war. Ich wusste genau, wie sie sich fühlten. Ausgeliefert.

Ich versuchte erneut, mich aufzusetzen. Ich wollte näher heran, etwas sehen ... Ians Hand hielt mich zurück.

»Langsam«, sagte er. »Steh nicht auf.«

»Hilf mir«, bat ich.

»Wanda?«

Ich hörte Jamies Stimme und dann sah ich ihn mit wehenden Haaren auf mich zugerannt kommen.

Meine Fingerspitzen fuhren über die Kante der Matte unter mir. Wie war ich hierhergekommen - warum schlief ich unter den Sternen?

»Sie haben nicht gewartet«, sagte Jamie zu Ian. »Es ist gleich vorbei.«

»Hilf mir auf«, sagte ich.

Jamie griff nach meiner Hand, aber Ian schüttelte den Kopf. »Ich nehme sie.«

Er schob seine Arme unter mich, sorgfältig darauf bedacht, die schlimmsten meiner wunden Stellen zu meiden. Dann hob er mich vom Boden hoch und mein Kopf drehte sich wie ein Schiff kurz vor dem Kentern. Ich stöhnte.

»Was hat Doc mit mir gemacht?«

»Er hat dir ein bisschen was von dem restlichen Morphium gegeben, damit er dich untersuchen konnte, ohne dir wehzutun. Du hattest sowieso Schlaf nötig.«

Ich runzelte missbilligend die Stirn. »Braucht nicht vielleicht ein anderer die Medizin irgendwann dringender?«

»Psst«, sagte er und ich hörte eine leise Stimme. Ich wandte den Kopf.

Jetzt sah ich die anderen Menschen wieder. Sie standen in einer unregelmäßigen Reihe vor einer niedrigen, düsteren Öffnung, die der Wind unter dem instabil wirkenden Steinhaufen freigelegt hatte. Ihre Gesichter hatten sie der düsteren Grotte zugewandt. Ich erkannte Trudys Stimme.

»Walter hat immer an allem die guten Seiten gesehen. Sogar einem schwarzen Loch konnte er noch etwas Positives abgewinnen. Das werde ich vermissen.«

Ich sah jemanden vortreten, sah den grauen Zopf hin- und herschwingen und beobachtete, wie Trudy irgendetwas in die Dunkelheit warf. Sand rieselte aus ihrer Hand und kam mit einem leisen Geräusch auf dem Boden auf.

Sie ging zurück zu ihrem Mann. Dann trat Geoffrey nach vorne auf das schwarze Loch zu.

»Jetzt wird er seine Gladys finden. Er ist glücklicher dort, wo er jetzt ist.« Geoffrey warf seine Handvoll Erde. Ian trug mich an den rechten Rand der Gruppe, nah genug, um in die düstere Grotte blicken zu können. Vor uns auf dem Boden war ein noch dunklerer Fleck, ein großes Rechteck, um das alle Menschen in einem lockeren Halbkreis herumstanden.

Alle waren da - wirklich alle.

Kyle trat vor. Ich zitterte und Ian drückte mich sanft.

Kyle würdigte uns keines Blickes. Ich sah sein Gesicht im Profil; sein rechtes Auge war beinahe komplett zugeschwollen.

»Walter ist als Mensch gestorben«, sagte Kyle. »Keiner von uns kann mehr verlangen.« Er warf eine Faust voll Erde in das dunkle Loch.

Kyle trat in die Gruppe zurück.

Jared stand neben ihm. Er machte ein paar Schritte nach vorn und blieb am Rand von Walters Grab stehen.

»Walter war durch und durch gut. Keiner von uns gleicht ihm.« Er warf seinen Sand.

Jamie trat vor und Jared klopfte ihm auf die Schulter, als sie aneinander vorbeigingen.

»Walter war mutig«, sagte Jamie. »Er hatte keine Angst zu sterben, er hatte keine Angst zu leben und ... er hatte keine Angst zu *glauben.* Er hat seine eigenen Entscheidungen getroffen und er traf die richtigen.« Jamie warf seine Handvoll. Er drehte sich um und kam zurück, seine Augen den ganzen Weg über fest auf mich gerichtet.

»Du bist dran«, flüsterte er, als er neben mir stand.

Andy ging schon mit einer Schaufel in der Hand nach vorn.

»Warte«, sagte Jamie mit leiser Stimme, die in der Stille weit zu hören war. »Wanda und Ian haben noch nichts gesagt.«

Um mich herum war unzufriedenes Gemurmel zu hören. Mir schwirrte erneut der Kopf.

»Ein wenig Respekt, bitte«, sagte Jeb lauter als Jamie. Es kam mir zu laut vor.

Mein erster Impuls war, Andy weitermachen zu lassen und Ian zu bitten, mich wegzubringen. Dies war menschliche Trauer, für mich war hier kein Platz.

Aber ich trauerte sehr wohl. Und ich hatte sehr wohl etwas zu sagen. »Ian hilf mir bitte, ein bisschen Sand aufzuheben.«

Ian ging in die Knie, so dass ich eine Hand voller Kieselsteine zu unseren Füßen greifen konnte. Er stützte mein Gewicht auf seinem Knie ab, um selbst eine Portion Erde zusammenzukratzen. Dann richtete er sich auf und trug mich an den Rand des Grabs.

Ich konnte nicht in das Loch sehen. Es war dunkel unter dem Felsvorsprung und das Grab schien sehr tief zu sein.

Ian begann vor mir zu sprechen.

»Walter verkörperte das Beste der menschlichen Natur«, sagte er und streute seinen Sand in das Loch. Es dauerte lange, bis ich ihn auf den Boden rieseln hörte.

Ian sah mich an.

Es war absolut still in der sternklaren Nacht. Sogar der Wind hatte sich gelegt. Ich flüsterte, aber ich wusste, dass meine Stimme für jeden zu hören war.

»Dein Herz war frei von Hass«, flüsterte ich. »Dass es dich gab, ist der Beweis, dass wir uns geirrt haben. Wir hatten nicht das Recht, dir deine Welt wegzunehmen, Walter. Ich hoffe, deine Märchen sind wahr. Ich hoffe, du findest deine Gladdie.«

Ich ließ die Steinchen durch meine Finger rieseln und wartete, bis ich sie mit einem leisen Prasseln auf Walters Körper, der in dem tiefen, dunklen Grab verborgen war, aufkommen hörte.

Andy legte los, sobald Ian den ersten Schritt zurück gemacht hatte, und schaufelte blasse, staubige Erde von einem Haufen, der etwas weiter hinten in der Grotte lag, in das Grab. Die Ladung der Schaufel landete viel zu laut in der Grube. Das Geräusch ließ mich zusammenfahren.

Aaron ging ebenfalls mit einer Schaufel an uns vorbei. Ian drehte sich langsam um und trug mich fort, um ihnen Platz zu machen. Die dumpfen Schläge der auftreffenden Erde hallten hinter uns her. Leises Stimmengewirr erhob sich. Ich hörte Schritte, als die Leute umhergingen und sich in Grüppchen zusammenfanden, um sich über die Beerdigung zu unterhalten.

Ich sah Ian zum ersten Mal richtig an, als er zu der dunklen Matte zurückging, die auf der bloßen Erde lag - abseits, nicht dazugehörig. Sein Gesicht war staubig, seine Miene ernst. Er hatte schon mal so ausgesehen, aber ich konnte mich nicht erinnern, wann, und als Ian mich auf die Matte legte, war ich wieder abgelenkt.

Was sollte ich hier draußen? Schlafen? Doc war direkt hinter uns; er und Ian knieten sich beide neben mich in den Staub.

»Wie fühlst du dich?«, fragte Doc, der bereits an meiner Seite herumdrückte.

Ich wollte mich aufsetzen, aber Ian hielt mich an der Schulter fest, als ich es versuchte.

»Mir geht es gut. Vielleicht kann ich laufen ...«

»Kein Grund, es zu übertreiben. Gib deinem Bein ein paar Tage, okay?« Doc zog geistesabwesend mein linkes Augenlid hoch und leuchtete mit einem winzigen Lichtstrahl hinein. Mein rechtes Auge sah den hellen Widerschein, der über sein Gesicht tanzte. Er blinzelte, um sich vor dem Licht zu schützen, und wich ein paar Zentimeter zurück. Ians Hand auf meiner Schulter rührte sich nicht. Das überraschte mich.

»Tja, das hilft nicht gerade bei der Diagnose. Wie geht es deinem Kopf?«, fragte Doc.

»Mir ist etwas schwindelig. Ich glaube allerdings, dass das eher an den Medikamenten liegt, die du mir gegeben hast, als an der Verletzung. Sie bekommen mir nicht - ich glaube, ich ertrage lieber die Schmerzen.«

Doc verzog das Gesicht. Ian ebenfalls.

»Was?«, fragte ich.

»Ich muss dich noch mal betäuben, Wanda. Tut mir leid.«

»Aber ... warum denn?«, flüsterte ich. »Ich bin doch gar nicht so schwer verletzt. Ich will nicht...«

»Wir müssen dich wieder reinbringen«, schnitt Ian mir mit leiser Stimme das Wort ab, als wollte er nicht, dass die anderen etwas davon mitbekamen. Ich konnte die Stimmen hinter uns hören, die leise von den Felsen widerhallten. »Wir haben ihnen versprochen ... dass du dabei nicht bei Bewusstsein bist.«

»Verbindet mir doch einfach wieder die Augen.«

Doc zog die kleine Spritze aus seiner Tasche. Sie war nur noch zu einem Viertel gefüllt. Ich zuckte davor zurück, auf Ian zu. Er hielt mich an der Schulter fest.

»Du kennst die Höhlen zu gut«, murmelte Doc. »Sie wollen nicht, dass du die Möglichkeit hast zu kombinieren ...«

»Aber wo sollte ich denn hin?«, flüsterte ich verzweifelt. »Selbst wenn ich den Weg nach draußen kennen würde? Wieso sollte ich von hier weggehen?«

»Wenn es sie beruhigt...«, sagte Ian.

Doc griff nach meinem Handgelenk und ich wehrte mich nicht. Ich weg, als die Nadel in meine Haut stach, sah Ian an. Seine Augen waren in der Dunkelheit mitternachtsblau. Sie verengten sich, als er sah, wie verraten ich mich fühlte.

»Es tut mir leid«, murmelte er. Es war das Letzte, was ich hörte.

Versucht

Ich stöhnte. Mein Kopf schwirrte und fühlte sich so an, als gehörte er nicht zu mir. Mir drehte sich der Magen um.

»Endlich«, murmelte jemand erleichtert. Ian. Natürlich. »Hunger?«

Ich dachte darüber nach und machte dann ein unfreiwilliges würgendes Geräusch.

»Oh. Vergiss es. Entschuldigung noch mal. Wir mussten es tun. Die Leute waren total ... paranoid, als wir dich hinausgebracht haben.«

»Schon gut.« Ich seufzte.

»Willst du Wasser?«

»Nein.«

Ich öffnete die Augen und versuchte in der Dunkelheit etwas zu erkennen. Ich konnte durch die Spalten über mir zwei Sterne sehen. Es war immer noch Nacht. Oder schon wieder, ich wusste es nicht.

»Wo bin ich?«, fragte ich. Die Form der Spalten kam mir nicht bekannt vor. Ich hätte schwören können, bisher noch nie an diese Decke gestarrt zu haben.

»In deinem Zimmer«, sagte Ian.

Ich suchte in der Finsternis nach seinem Gesicht, konnte aber nur die dunkle Silhouette seines Kopfes erkennen. Mit den Fingern betastete ich die Unterlage, auf der ich lag; es war eine richtige Matratze. Unter meinem Kopf lag ein Kissen. Meine Hand berührte seine und er umfasste meine Finger, bevor ich sie wegziehen konnte.

»Wem gehört das Zimmer wirklich?«

»Dir.«

»Ian ...«

»Es war bisher unseres - Kyles und meins. Kyle wird im Krankenflügel ... festgehalten, bis über ihn entschieden wird. Ich kann bei Wes einziehen.«

»Ich nehme dir nicht dein Zimmer weg. Und was meinst du damit, >bis über ihn entschieden wird<?«

»Ich habe dir doch gesagt, es würde einen Prozess geben.«

»Wann?«

»Warum willst du das wissen?«

»Wenn ihr das wirklich tut, will ich dabei sein. Um zu erklären, was passiert ist.«

»Um zu lügen.«

»Wann?«, fragte ich erneut.

»Im Morgengrauen. Ich werde dich nicht hinbringen.«

»Dann gehe ich allein. Ich bin sicher, dass ich laufen kann, sobald mein Kopf aufhört, sich zu drehen.«

»Das würdest du wirklich tun, stimmt's?«

»Ja. Es wäre ungerecht, mich nicht zu Wort kommen zu lassen.«

Ian seufzte. Er ließ meine Hand los und kam langsam auf die Füße. Ich konnte seine Gelenke knacken hören, als er sich aufrichtete. Wie lange hatte er in der Dunkelheit gesessen und darauf gewartet, dass ich aufwachte? »Ich komme gleich wieder. Dir mag es ja vielleicht nicht so gehen, aber ich bin kurz vorm Verhungern.«

»Es war eine lange Nacht für dich.«

»Ja.«

»Wenn es hell wird, werde ich nicht hier sitzen und auf dich warten.«

Er stieß ein freudloses Lachen aus. »Das glaube ich dir sofort. Also werde ich früher zurück sein und dir helfen da hinzukommen, wo du hinwillst.«

Er kippte eine der Türen vor dem Eingang zu seiner Höhle nach vorn, trat hinaus und ließ sie wieder zurückfallen. Ich runzelte die Stirn. Das konnte schwierig werden auf einem Bein. Ich hoffte, Ian kam wirklich rechtzeitig zurück.

Während ich auf ihn wartete, starrte ich zu den beiden Sternen hinauf und ließ meinen Kopf langsam wieder zur Ruhe kommen. Die menschlichen Medikamente waren wirklich nichts für mich. Mein Körper tat weh, aber das Schlingern in meinem Kopf war schlimmer.

Die Zeit verstrich langsam, aber ich schlief nicht ein. Ich hatte fast die ganzen letzten vierundzwanzig Stunden verschlafen. Wahrscheinlich hatte ich doch Hunger. Ich würde warten müssen, bis mein Magen sich beruhigt hatte, bevor ich sicher sein konnte.

Ian kam wie versprochen vor Anbruch der Morgendämmerung zurück.

»Geht es dir besser?«, fragte er, als er die Tür umrundete.

»Ich glaube schon. Ich habe allerdings meinen Kopf noch nicht bewegt.«

»Glaubst du, dass das Morphium *dir* so schlecht bekommt oder Melanies Körper?«

»Mel. Sie verträgt kaum ein Schmerzmittel. Das weiß sie, seit sie sich vor zehn Jahren das Handgelenk gebrochen hat.«

Er dachte einen Moment lang darüber nach. »Das ist so ... seltsam. Es mit zwei Leuten gleichzeitig zu tun zu haben.«

»Sehr seltsam«, stimmte ich ihm zu.

»Hast du inzwischen Hunger?«

Ich lächelte. »Ich glaube, ich rieche Brot. Ja, ich denke, mein Magen hat das Schlimmste überstanden.«

»Ich hatte gehofft, dass du das sagen würdest.«

Sein Schatten ließ sich neben mir nieder. Er tastete nach meiner Hand, bog meine Finger auf und legte ein vertrautes rundes Brötchen hinein.

»Hilfst du mir auf?«, fragte ich.

Vorsichtig legte er mir den Arm um die Schultern und klappte meinen ganzen steifen Oberkörper hoch, um so den Schmerz in meiner Seite möglichst gering zu halten. Ich konnte dort etwas Fremdes auf der Haut spüren, fest und hart.

»Danke«, sagte ich ein wenig atemlos. In meinem Kopf drehte sich alles. Mit meiner freien Hand berührte ich vorsichtig meine Seite. Irgendetwas klebte unter dem Hemd auf meiner Haut. »Sind meine Rippen wirklich gebrochen?«

»Doc ist sich nicht sicher. Er tut, was er kann.«

»Er gibt sich solche Mühe.«

»Allerdings.«

»Es tut mir leid ... dass ich ihn anfangs nicht mochte«, räumte ich ein.

Ian lachte. »Natürlich mochtest du ihn nicht. Ich wundere mich, dass du überhaupt irgendeinen von uns mögen kannst.«

»Es ist wohl eher umgekehrt«, murmelte ich und versenkte meine Zähne in das harte Brötchen. Ich kaute mechanisch und schluckte. Dabei legte ich das Brötchen wieder hin, um abzuwarten, wie der Bissen in meinem Magen ankam.

»Nicht besonders lecker, ich weiß«, sagte Ian.

Ich zuckte mit den Schultern. »Ich will nur erst ausprobieren, ob die Übelkeit wirklich weg ist.«

»Vielleicht willst du lieber etwas Attraktiveres ...«

Ich sah ihn neugierig an, konnte aber sein Gesicht nicht sehen. Ein lautes Knistern und ein reißendes Geräusch waren zu hören ... und dann roch ich es und begriff.

»Käsecracker!«, rief ich. »Wirklich? Für mich?« Etwas berührte meine Lippen und ich biss in die Delikatesse, die er mir anbot.

»Davon habe ich geträumt«, seufzte ich kauend.

Er musste lachen und drückte mir die Tüte in die Hand. Ich leerte die kleine Tüte schnell und aß dann mein Brötchen auf, das von dem Käsegeschmack, den ich immer noch im Mund hatte, gewürzt wurde. Er reichte mir eine Flasche Wasser, bevor ich danach fragen konnte.

»Danke. Nicht nur für die Käsecracker, weißt du. Für so vieles.«

»Das ist mehr als gern geschehen, Wanda.«

Ich sah ihm in die dunkelblauen Augen und versuchte zu dechiffrieren, was er alles mit diesem Satz ausdrückte - die Worte schienen mehr als nur höflich gemeint zu sein. Und dann fiel mir auf, dass ich die Farbe von Ians Augen erkennen konnte; ich warf einen schnellen Blick zu den Spalten hoch. Die Sterne waren verschwunden und der Himmel färbte sich blassgrau. Die Dämmerung brach an. Das Morgengrauen.

»Bist du sicher, dass du das tun musst?«, fragte Ian mit bereits halb ausgestreckten Händen, wie um mich hochzuheben.

Ich nickte. »Du musst mich nicht tragen. Meinem Bein geht es schon besser.«

»Wir werden sehen.«

Er half mir auf, wobei er meine Taille umfasste und sich meinen Arm um den Nacken legte.

»Ganz vorsichtig. Wie geht das?«

Ich humpelte einen Schritt nach vorn. Es tat weh, aber es ging. »Großartig. Gehen wir.«

Ich finde, dass Ian dich zu sehr mag.

Zu sehr? Ich war überrascht, Melanie zu hören, und noch dazu so deutlich. In letzter Zeit hatte sie nur so laut gesprochen, wenn Jared in der Nähe war.

Ich bin schließlich auch noch hier. Interessiert ihn das überhaupt?

Natürlich interessiert ihn das. Er glaubt uns mehr als jeder andere außer Jamie oder Jeb.

Das meine ich nicht.

Was meinst du dann?

Aber sie war weg.

Wir brauchten lange. Es überraschte mich, wie weit der Weg war. Ich hatte gedacht, wir würden zum großen Platz oder in die Küche gehen - zu einem der üblichen Versammlungsorte. Aber wir durchquerten das östliche Feld und gingen immer weiter, bis wir schließlich die große, stockdunkle Höhle erreichten, die Jeb die Sporthalle genannt hatte. Seit meinem ersten Rundgang war ich nicht mehr hier gewesen. Der stechende Geruch der Schwefelquelle schlug mir entgegen.

Im Unterschied zu den meisten anderen Höhlen war die Sporthalle viel breiter als hoch; das konnte ich jetzt erkennen, weil die gedämpften blauen Lichter von der Decke hingen, anstatt auf dem Boden zu stehen. Die Decke war nicht allzu weit von meinem Kopf entfernt, so hoch wie eine Decke in einem normalen Haus. Aber die gegenüberliegenden Wände konnte ich noch nicht einmal sehen, so weit waren sie von den Lichtern entfernt. Ich konnte auch die stinkende Quelle nicht sehen, die sich in irgendeiner abgelegenen Ecke verbarg, aber ich hörte sie plätschern.

Kyle saß an der hellsten Stelle. Er hatte seine langen Arme um die Knie geschlungen und eine unbewegliche Miene aufgesetzt. Er sah nicht auf, als Ian mir half, hereinzuhumpeln.

Jared und Doc standen auf beiden Seiten neben ihm, ihre Arme hingen in Wartestellung herab. Als wären sie ... Wachen.

Jeb stand neben Jared, das Gewehr über eine Schulter gehängt. Er wirkte gelassen, aber ich wusste, wie schnell sich das ändern konnte. Jamie hielt seine freie Hand ... nein, Jeb hatte seine Hand um Jamies Handgelenk geschlossen und Jamie schien nicht glücklich darüber zu sein. Als er mich hereinkommen sah, lächelte er jedoch und winkte. Er atmete tief durch und sah Jeb vielsagend an. Jeb ließ Jamies Handgelenk los.

Sharon stand neben Doc und Tante Maggie auf ihrer anderen Seite.

Ian führte mich an den Rand der Dunkelheit, die die Szenerie umgab. Wir waren dort nicht allein. Ich konnte die Umrisse vieler anderer sehen, aber nicht ihre Gesichter.

Es war seltsam; auf unserem Weg durch die Höhlen hatte Ian mit Leichtigkeit einen Großteil meines Gewichts getragen. Jetzt schien er dagegen erschöpft zu sein. Sein Arm um meine Taille war erschlafft. Ich schlurfte und humpelte, so gut ich konnte, vorwärts bis er einen Platz für uns ausgesucht hatte. Er half mir, mich auf dem Boden niederzulassen, und setzte sich dann neben mich.

»Autsch«, hörte ich jemanden flüstern.

Ich drehte mich um und konnte Trudy gerade so eben erkennen. Sie rutschte näher an uns heran, gefolgt von Geoffrey und dann Heath.

»Du siehst furchtbar aus«, sagte sie. »Bist du schwer verletzt?«

Ich zuckte mit den Achseln. »Mir geht es gut.« Ich begann mich zu fragen, ob Ian mich absichtlich hatte humpeln lassen, um meine Verletzungen vorzuführen - und mich so wortlos gegen Kyle aussagen zu lassen. Ich runzelte die Stirn, aber er machte ein unschuldiges Gesicht.

Dann kamen Wes und Lily und setzten sich zu unserer kleinen Gruppe von Verbündeten. Ein paar Sekunden später traf Brandt ein, dann Heidi und dann Andy und Paige. Aaron war der Letzte.

»Wir sind vollzählig«, sagte er. »Lucina bleibt bei ihren Kindern. Sie will sie nicht dabeihaben und hat gesagt, wir sollen ohne sie anfangen.«

Aaron setzte sich neben Andy und es herrschte ein kurzer Moment des Schweigens.

»Also dann«, sagte Jeb mit lauter Stimme, damit alle ihn hören konnten. »Das hier wird folgendermaßen ablaufen: Es gibt eine echte Mehrheitsentscheidung. Wie üblich fasse ich einen abweichenden Entschluss, wenn ich ein Problem mit der Mehrheit habe, denn das hier ...«

»... ist mein Haus«, riefen mehrere Stimmen dazwischen. Irgendjemand kicherte, aber hörte sofort wieder auf. Das, was hier stattfand, war nicht lustig. Ein Mensch stand vor Gericht, weil er versucht hatte, eine Außerirdische umzubringen. Es musste ein furchtbarer Tag für sie alle sein.

»Wer hat etwas gegen Kyle vorzubringen?«, fragte Jeb.

Ian neben mir machte Anstalten aufzustehen. »Nein!«, flüsterte ich und zog ihn am Ellbogen.

Er schüttelte mich ab und richtete sich auf.

»Die Sache ist ganz einfach«, sagte Ian. Ich wollte aufspringen und ihm den Mund zuhalten, aber ich bezweifelte, dass ich ohne Hilfe auf die Beine käme. »Mein Bruder ist gewarnt worden. Er war sich über Jebs Regel diesbezüglich vollkommen im Klaren. Wanda gehört zu unserer Gemeinschaft - für sie gelten dieselben Regeln und Schutzvorschriften wie für uns alle. Jeb hat Kyle klipp und klar gesagt, dass er abhauen soll, wenn er mit ihr hier nicht leben kann. Kyle hat beschlossen zu bleiben. Er kannte und er kennt die Strafe, die an diesem Ort auf Mord steht.«

»Es lebt noch«, knurrte Kyle.

»Weshalb ich auch nicht deinen Tod fordere«, giftete Ian zurück. »Aber du kannst nicht länger hier leben. Nicht, wenn du im Herzen ein Mörder bist.«

Ian sah seinen Bruder einen Moment an, dann setzte er sich wieder neben mich auf den Boden.

»Aber er könnte geschnappt werden und wir würden es nicht erfahren«, protestierte Brandt und stand auf. »Er würde sie hierherführen und niemand würde uns warnen ...«

Gemurmel erhob sich im Raum.

Kyle funkelte Brandt an. »Die kriegen mich niemals lebend.«

»Dann ist es also doch ein Todesurteil«, murmelte jemand. Gleichzeitig sagte Andy: »Das kannst du nicht wissen.«

»Einer nach dem anderen«, mahnte Jeb.

»Ich habe auch vorher schon draußen überlebt«, sagte Kyle wütend.

Eine andere Stimme ertönte aus der Dunkelheit. »Es ist aber ein Risiko.«

Ich konnte die Besitzer der Stimmen nicht erkennen - ich hörte nur ein flüsterndes Zischen.

Und wieder eine. »Was hat Kyle denn verbrochen? Nichts!«

Jeb machte mit finsterem Gesicht einen Schritt auf die Stimme zu. »Meine Regeln.«

»Sie ist keine von uns«, protestierte jemand anders.

Ian begann sich erneut aufzurichten.

»Hey!«, explodierte Jared. Seine Stimme war so laut, dass alle zusammenfuhren. »Nicht Wanda steht hier vor Gericht! Hat jemand einen konkreten Vorwurf gegen sie - gegen Wanda selbst? Dann beantragt eine andere Ratssitzung. Aber wir alle wissen, dass sie niemandem hier etwas zuleide getan hat. Im Gegenteil, sie hat ihm das Leben gerettet.« Er deutete mit dem Finger auf Kyles Rücken. Kyles Schultern sackten zusammen, als hätte er den Stich gespürt. »Nur Sekunden nachdem er versucht hatte, sie in den Fluss zu werfen, hat sie ihr Leben riskiert, um ihn vor demselben furchtbaren Tod zu bewahren. Sie wusste, dass sie hier sicherer wäre, wenn sie ihn fallen ließe. Sie hat ihn trotzdem gerettet. Hätte irgendjemand von euch dasselbe getan - euren Feind gerettet? Er hat versucht sie umzubringen - sagt sie auch nur gegen ihn aus?«

Ich spürte, wie alle Blicke in dem dunklen Raum auf mir ruhten, als Jared jetzt mit seiner offenen Hand auf mich deutete.

»*Wirst* du gegen ihn aussagen, Wanda?«

Ich starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen an, fassungslos, dass er sich für mich aussprach, dass er mich ansprach, dass er meinen Namen sagte. Melanie war ebenfalls geschockt, zwiegespalten. Sie war überglücklich, dass er uns freundlich ansah, mit einer Sanftheit in den Augen, die so lange verschwunden gewesen war. Aber es war *mein* Name, den er nannte ...

Es dauerte ein paar Sekunden, bis ich meine Sprache wiedergefunden hatte.

»Das ist alles ein Missverständnis«, flüsterte ich. »Wir sind beide gestürzt, als der Boden eingebrochen ist. Sonst ist nichts passiert.« Ich hoffte, dass das Flüstern es schwerer machen würde, die Lüge aus meiner Stimme herauszuhören, aber sobald ich geendet hatte, gluckste Ian. Ich stieß ihm meinen Ellbogen in die Seite, aber das brachte ihn nicht zum Verstummen.

Jared lächelte mich an. »Seht ihr? Sie versucht sogar zu seiner Verteidigung zu lügen.«

»*Versucht* ist das richtige Wort«, fügte Ian hinzu.

»Wer sagt, dass es lügt? Wer kann das beweisen?«, fragte Maggie schroff und trat nach vorn auf den leeren Platz neben Kyle. »Wer kann beweisen, dass es nicht die Wahrheit ist, die aus diesem Mund so falsch klingt?«

»Mag ...«, begann Jeb.

»Sei still, Jebediah ... jetzt rede ich. Es gibt eigentlich keinen Grund, warum wir hier sind. Kein Mensch ist angegriffen worden. Der Eindringling hat sich nicht beschwert. Das hier ist Zeitverschwendung.«

»Ich bin ganz ihrer Meinung«, fügte Sharon laut und deutlich hinzu.

Doc warf ihr einen schmerzlichen Blick zu.

Trudy sprang auf. »Wir können doch keinen Mörder beherbergen - und einfach abwarten, bis er Erfolg hat!«

»Mord ist subjektiv«, zischte Maggie. »Für mich ist es nur Mord, wenn ein menschliches Wesen umgebracht wird.«

Ich spürte, wie Ian mir den Arm um die Schultern legte. Ich merkte nicht, dass ich zitterte, bis sein Körper sich an meinen lehnte.

»Was ein menschliches Wesen ist, ist ebenfalls subjektiv, Magnolia«, sagte Jared und funkelte sie an. »Ich dachte, der Begriff umfasse ein wenig Mitleid, ein kleines bisschen Gnade.«

»Lasst uns abstimmen«, sagte Sharon, bevor ihre Mutter ihm antworten konnte. »Hebt die Hand, wenn ihr findet, dass Kyle hierbleiben darf, und zwar ohne Strafe für das ... Missverständnis.« Sie warf zwar nicht mir, aber Ian einen Blick zu, als sie denselben Begriff benutzte wie ich vorher.

Hände gingen in die Höhe. Ich beobachtete, wie Jared eine missmutige Miene aufsetzte. Auch ich versuchte, meine Hand zu heben, aber Ian hielt meine Arme fest und schnaubte irritiert durch die Nase. Ich hielt meine Handfläche so hoch, wie ich konnte, aber am Ende war meine Stimme gar nicht nötig.

Jeb zählte laut.

»Zehn ... fünfzehn ... zwanzig ... dreiundzwanzig. Okay, das ist eine deutliche Mehrheit.«

Ich blickte nicht auf, um nachzusehen, wer wie abgestimmt hatte, aber ich sah, dass in meiner kleinen Ecke alle Arme fest verschränkt und alle Blicke erwartungsvoll auf Jeb gerichtet waren.

Jamie löste sich von Jebs Seite und quetschte sich zwischen Trudy und mich. Er legte seinen Arm um mich, unter Ians.

»Vielleicht hatten deine Seelen Recht, was uns betrifft«, sagte er laut genug, dass die meisten seine hohe, harte Stimme hören konnten. »Die große Mehrheit der Menschen ist nicht besser als ...«

»Psst!«, zischte ich ihn an.

»Okay«, sagte Jeb. Alle schwiegen. Jeb sah auf Kyle hinunter, dann sah er mich an und dann Jared. »Okay, ich glaube, ich werde mich in dieser Sache der Mehrheit anschließen.«

»Jeb ...«, sagten Jared und Ian gleichzeitig.

»Mein Haus, meine Regeln«, erinnerte Jeb sie. »Vergesst das nie. Und deshalb hör mir jetzt zu, Kyle. Und ich denke, du besser auch, Magnolia. Jeder, der noch einmal versucht, Wanda etwas zu tun, bekommt keinen Prozess, sondern ein Begräbnis.« Er tätschelte den Kolben seines Gewehrs zur Bekräftigung.

Ich zuckte zusammen.

Magnolia starrte ihren Bruder hasserfüllt an.

Kyle nickte, als akzeptiere er die Bedingungen. Jeb sah sich in der verstreuten Menge um und fixierte jeden Einzelnen außer der kleinen Gruppe neben mir.

»Die Sitzung ist hiermit beendet«, verkündete er dann. »Wer hat Lust auf ein Spiel?«

Geglaubt

Die Versammlung entspannte sich, und angeregtes Gemurmel durchlief den Halbkreis.

Ich sah Jamie an. Er kräuselte die Lippen und zuckte mit den Schultern. »Jeb versucht bloß, wieder etwas Normalität einkehren zu lassen. Wir haben ein paar schlechte Tage hinter uns. Walters Beerdigung ...«

Ich sah, dass Jeb Jared angrinste. Nachdem er seinem Blick einen Moment lang standgehalten hatte, seufzte Jared und verdrehte die Augen über den seltsamen alten Mann. Er wandte sich um und verließ schnell die Höhle.

»Hat Jared einen neuen Ball mitgebracht?«, fragte jemand.

»Cool«, sagte Wes neben mir.

»Ballspiele«, murmelte Trudy und schüttelte den Kopf.

»Wenn es die Anspannung löst«, erwiderte Lily ruhig und zuckte mit den Achseln.

Sie unterhielten sich leise direkt neben mir, aber ich konnte auch andere, lautere Stimmen hören.

»Sei diesmal vorsichtig mit dem Ball«, sagte Aaron zu Kyle. Er stand über ihm und reichte ihm die Hand.

Kyle nahm die angebotene Hand und kam langsam auf die Beine. Im Stehen stieß er beinahe mit dem Kopf an die Lampen, die von der Decke hingen.

»Der letzte Ball war morsch«, sagte Kyle und grinste den älteren Mann an. »Eine Fehlkonstruktion.«

»Ich ernenne Andy zum Kapitän«, rief jemand.

»Und ich Lily«, rief Wes, der aufstand und Dehnübungen machte.

»Andy und Lily.«

»Ja, Andy und Lily.«

»Ich will Kyle«, sagte Andy schnell.

»Dann kriege ich Ian«, konterte Lily.

»Jared.«

»Brandt.«

Jamie stand auf und stellte sich auf die Zehenspitzen, um größer zu wirken.

»Paige.«

»Heidi.«

»Aaron.«

»Wes.«

Das Aufrufen ging weiter. Jamie strahlte, als Lily ihn auswählte, noch bevor die Hälfte der Erwachsenen verteilt war. Sogar Maggie und Jeb wurden in die Mannschaften gewählt. Die Anzahl der Spieler war gerade, bis Jared mit Lucina und ihren zwei kleinen Jungen zurückkam, die aufgeregt umherhüpften. Jared hatte einen brandneuen Fußball in der Hand; er hielt ihn ausgestreckt von sich weg und Isaiah, der ältere Junge, sprang immer wieder hoch und versuchte, ihn Jared aus der Hand zu schlagen.

»Wanda?«, fragte Lily.

Ich schüttelte den Kopf und zeigte auf mein Bein.

»Stimmt. Entschuldige.«

Ich bin eine gute Fußballspielerin, grummelte Mel. *War ich zumindest mal.*

Ich kann kaum laufen, erinnerte ich sie.

»Ich glaube, ich setze erst mal aus«, sagte Ian.

»Nein«, beklagte sich Wes. »Die anderen haben Kyle und Jared. Ohne dich sind wir verloren.«

»Spiel ruhig«, erklärte ich ihm. »Ich ... ich zähle die Tore.«

Er sah mich mit zusammengekniffenen Lippen an. »Ich bin nicht gerade in der Stimmung für ein Spiel.«

»Sie brauchen dich.«

Er schnaubte.

»Komm schon, Ian«, drängte Jamie.

»Ich schaue gerne zu«, sagte ich. »Aber es ist ... langweilig, wenn eine Mannschaft viel besser ist als die andere.«

»Wanda«, sagte Ian und seufzte. »Du bist wirklich die schlechteste Lügnerin, die ich je getroffen habe.«

Aber er stand auf und begann gemeinsam mit Wes Dehnübungen zu machen.

Paige stellte vier weitere Lampen als Torpfosten auf. Ich versuchte aufzustehen - ich saß mitten auf dem Spielfeld.

Niemand bemerkte mich in dem dämmrigen Licht. Überall um mich herum war die Stimmung plötzlich beschwingt, voller Vorfreude. Jeb hatte Recht gehabt. Sie brauchten das hier, so komisch es mir auch vorkam.

Es gelang mir, auf alle viere zu kommen und dann mein heiles Bein vorzuziehen, so dass ich auf dem verletzten kniete. Es tat weh. Ich versuchte mich aus dieser Position auf mein heiles Bein hochzustemmen. Aber mein verletztes Bein zog mich nach unten und brachte mich wieder aus dem Gleichgewicht.

Starke Hände fingen mich auf, bevor ich hinfallen konnte. Ich sah kleinlaut auf, um mich bei Ian zu bedanken. Die Worte blieben mir im Hals stecken, als ich sah, dass es Jared war, dessen Arme mich festhielten.

»Du hättest einfach um Hilfe bitten können«, sagte er beiläufig.

»Das ...« Ich räusperte mich. »Das hätte ich auch tun sollen. Aber ich wollte ...«

»Keine Aufmerksamkeit erregen?« Er sagte das ganz ohne Anklage, als wäre er wirklich neugierig. Dann half er mir dabei, zum Höhleneingang zu humpeln.

Ich schüttelte den Kopf. »Ich wollte nicht, dass ... irgendjemand nur aus Höflichkeit etwas macht, was er nicht will.« Das erklärte die Sache nicht so richtig, aber er schien zu verstehen, was ich meinte.

»Ich glaube nicht, dass Jamie oder Ian Probleme damit hätten, dir zu helfen.«

Ich warf einen Blick über die Schulter. In dem trüben Licht hatte keiner von beiden bisher bemerkt, dass ich nicht mehr da war. Sie köpften sich gegenseitig den Ball zu und lachten, als Wes ihn ins Gesicht bekam.

»Aber sie haben gerade so viel Spaß. Dabei hätte ich sie ungern unterbrochen.« Jared musterte mein Gesicht. Ich bemerkte, dass ich liebevoll lächelte.

»Du hast den Jungen ziemlich gern«, sagte er.

»Ja.«

Er nickte. »Und den Mann?«

»Ian ist ... Ian glaubt mir. Er wacht über mich. Er kann so mitfühlend sein ... für einen Menschen.« Fast wie eine Seele, hatte ich sagen wollen. Aber das hätte er wohl nicht als das Kompliment aufgefasst, als das es gemeint war.

Jared schnaubte. »Für einen Menschen. Es war mir nicht bewusst, dass das so einen großen Unterschied macht.«

Er setzte mich auf der Schwelle ab, die eine schmale Bank bildete und auf der man bequemer saß als auf dem Boden.

»Danke«, sagte ich. »Jebs Entscheidung war richtig, weißt du.«

»Das sehe ich anders.« Jareds Stimme war sanfter als der Inhalt seiner Worte.

»Danke auch - für eben. Du hättest nicht zu meinen Gunsten aussagen müssen.«

»Jedes einzelne Wort entsprach der Wahrheit.«

Ich sah zu Boden. »Es stimmt, dass ich nie etwas tun würde, das irgendjemandem hier wehtut. Zumindest nicht mit Absicht. Es tut mir leid, dass ich dich durch meine Ankunft hier verletzt habe. Und Jamie. So unendlich leid.«

Er setzte sich mit nachdenklichem Gesicht .eben mich. »Ehrlich gesagt ...« Er zögerte. »Dem Jungen geht es besser, seit du hier bist. Ich hatte schon fast vergessen, wie sein Lachen klingt.«

Wir hörten jetzt beide, wie es über das tiefere Erwachsenengelächter hinwegschallte.

»Danke, dass du mir das sagst. Das war meine ... größte Sorge. Ich hatte gehofft, dass ich ihm keine bleibenden Schäden zugefügt habe.«

»Warum?«

Ich sah ihn verwirrt an.

»Warum liebst du ihn?«, fragte er immer noch mit neugieriger Stimme, aber ohne mich zu bedrängen. Ich biss mir auf die Lippe.

»Du kannst es mir ruhig sagen. Ich bin ... ich habe ...« Er fand die Worte nicht. »Du kannst es mir ruhig sagen«, wiederholte er.

Ich sah auf meine Schuhe, als ich ihm antwortete. »Zum Teil, weil Melanie ihn liebt.« Ich sah nicht auf, um zu schauen, ob er beim Klang ihres Namens zusammenzuckte. »Ihre Erinnerungen an ihn ... sind sehr intensiv. Und als ich ihn dann persönlich

kennengelernt habe ...« Ich zuckte mit den Schultern. »Es ist unmöglich, ihn *nicht* zu lieben. Es ist... schon in diesen Zellen angelegt, ihn zu lieben. Mir war bisher nicht klar, wie viel Einfluss ein Wirt auf mich haben kann. Vielleicht ist das nur bei menschlichen Körpern so. Vielleicht auch nur bei Melanie.«

»Spricht sie mit dir?« Er versuchte ruhig zu klingen, aber ich konnte jetzt seine Anspannung heraushören.

»Ja.«

»Wie oft?«

»Wenn sie es will. Wenn sie ein Interesse daran hat.«

»Und heute?«

»Wenig. Sie ist... irgendwie sauer auf mich.«

Er lachte überrascht auf. »Sie ist sauer? Warum?«

»Weil ...« Konnte man hier zweimal wegen desselben Verbrechens belangt werden? »Nichts.«

Er hörte erneut die Lüge heraus und zog seine eigenen Schlüsse.

»Oh. Kyle. Sie wollte seinen Tod.« Er lachte wieder. »Das kann ich mir vorstellen.«

»Sie kann ... ganz schön brutal sein«, stimmte ich zu. Ich lächelte, um die Beleidigung abzuschwächen.

Er fasste es nicht als Beleidigung auf. »Wirklich? Inwiefern?«

»Sie will, dass ich mich wehre. Aber ich ... ich kann das nicht. Ich bin keine Kämpfernatur.«

»Das sehe ich.« Mit der Spitze eines Fingers berührte er mein zerschundenes Gesicht. »Entschuldigung.«

»Nein. Jeder an deiner Stelle hätte das Gleiche getan. Ich weiß, wie du dich gefühlt haben musst.«

»Du hättest das nicht getan.«

»Wenn ich ein Mensch wäre, schon. Im Übrigen habe ich das gar nicht gemeint ... Ich habe eher an die Sucherin gedacht.«

Er erstarrte.

Ich lächelte wieder und er entspannte sich ein wenig. »Mel wollte, dass ich sie erwürge. Sie hasst diese Sucherin wirklich. Und ich kann es ihr nicht verübeln.«

»Sie sucht immer noch nach dir. Sieht aber so aus, als hätte sie immerhin den Hubschrauber zurückgeben müssen.«

Ich schloss die Augen, ballte die Fäuste und konzentrierte mich einige Sekunden lang auf meine Atmung.

»Ich habe mich früher nie vor ihr gefürchtet«, flüsterte ich. »Ich weiß nicht, warum mir das jetzt so viel Angst einjagt. Wo ist sie?«

»Keine Sorge. Gestern ist sie nur den Highway auf und ab gefahren. Sie wird dich nicht finden.«

Ich nickte und zwang mich selbst, daran zu glauben. »Kannst du ... kannst du Mel jetzt hören?«, murmelte er.

Ich hielt meine Augen geschlossen. »Ich bin ... mir ihrer bewusst. Sie hört ganz genau zu.«

»Was denkt sie?« Seine Stimme war nicht mehr als ein Flüstern.

Das ist deine Chance, erklärte ich ihr. *Was willst du ihm sagen?* Sie war ausnahmsweise vorsichtig.

Die Aufforderung verunsicherte sie. *Warum? Warum glaubt er dir jetzt?*

Ich öffnete die Augen und sah, wie er mich mit angehaltenem Atem anblickte.

»Sie will wissen, was dazu geführt hat, dass du jetzt ... anders bist. Warum glaubst du uns plötzlich?«

Er dachte einen Moment nach. »Das ... hat verschiedene Gründe. Du warst so ... nett zu Walter. Ich habe noch nie jemanden außer Doc mit so viel Mitgefühl gesehen. Und du hast Kyles Leben gerettet - die meisten von uns hätten ihn abstürzen lassen, mal ganz abgesehen von seinem Mordversuch. Und außerdem bist du eine miserable Lügnerin.« Er lachte auf. »Ich habe immer wieder versucht, all diese Dinge als Teile einer Riesenverschwörung zu interpretieren. Vielleicht wache ich morgen auf und habe wieder dasselbe Gefühl.«

Mel und ich zuckten zusammen.

»Aber als sie dich heute während der Sitzung so angegriffen haben ... also, da hat es irgendwie klick gemacht. Ich habe all das in Ihnen gesehen, was ich nicht in mir haben will. Ich habe gemerkt, dass ich dir längst glaube und einfach nur stur bin. Grausam. Ich schätze, ich glaube dir schon seit ... tja, eigentlich schon ein bisschen seit jener ersten Nacht, als du dich vor mich gestellt hast, um mich vor Kyle zu beschützen.« Er lachte, als hielte er Kyle nicht für gefährlich. »Aber ich bin ein besserer Lügner als du. Ich kann mich sogar selbst belügen.«

»Sie hofft, dass du es dir nicht noch mal anders überlegst. Davor hat sie Angst.«

Er schloss die Augen. »Mel.«

Mein Herzschlag beschleunigte sich. Es war ihre Freude, die es antrieb, nicht meine. Er musste mittlerweile ahnen, wie sehr ich ihn liebte. Nach seinen Fragen über Jamie musste ihm das klar sein.

»Sag ihr ... dass sie davor keine Angst haben muss.«

»Sie hört dich.«

»Wie ... unmittelbar ist die Verbindung?«

»Sie hört, was ich höre, sieht, was ich sehe.«

»Fühlt, was du fühlst?«

»Ja.«

Er zog die Nase kraus. Dann berührte er erneut mein Gesicht, sanft, eine Liebkosung. »Du kannst dir nicht vorstellen, wie leid es mir tut.«

Meine Haut glühte dort, wo er mich angefasst hatte; es war ein angenehmes Glühen, aber seine Worte brannten stärker als seine Berührung. Natürlich tat es ihm mehr leid, *ihr* wehgetan zu haben. Natürlich. Und es sollte mir eigentlich nichts ausmachen.

»Komm schon, Jared! Lass uns anfangen!«

Wir sahen auf. Kyle rief nach Jared. Er schien seltsamerweise blendender Laune zu sein, als hätte heute nicht sein Leben auf dem Spiel gestanden. Vielleicht hatte er gewusst, dass es so kommen würde. Vielleicht kam er über alles schnell hinweg. Er schien mich neben Jared nicht zu bemerken.

Erst jetzt fiel mir auf, dass andere uns sehr wohl bemerkt hatten. Jamie beobachtete uns mit einem zufriedenen Lächeln. Er hielt das, was er sah, offenbar für etwas Positives. War es das denn?

Was meinst du damit?, fragte Melanie.

Was sieht er, wenn er uns betrachtet? Seine Familie, erneut vereint?

Ist das nicht so? In gewisser Weise?

Mit einem unerwünschten Zugang.

Aber besser als gestern.

Das schon ...

Ich weiß, räumte sie ein. *Ich bin froh, dass Jared weiß, das ich hier bin ... aber ich mag es immer noch nicht, wenn er dich berührt.*

Und ich mag es umso mehr. Mein Gesicht prickelte an der Stelle, über die er mit seinen Fingern gestrichen hatte. *Tut mir leid.*

Ich werfe dir das nicht vor. Oder zumindest ist mir bewusst, dass ich es nicht tun sollte.

Danke.

Jamie war nicht der Einzige, der uns zusah.

Jeb war neugierig und sein übliches kleines Lächeln hob die Ränder seines Barts an.

Sharon und Maggie beobachteten uns mit blitzenden Augen. Ihr Gesichtsausdruck war so ähnlich, dass Sharon trotz ihrer jugendlichen Haut und ihres leuchtenden Haars nicht jünger aussah als ihrer ergraute Mutter.

Ian war beunruhigt. Er hatte die Augen zusammengekniffen und schien kurz davor, herüberzukommen, um mich mal wieder zu beschützen. Um sicherzugehen, dass Jared mich nicht aufregte. Ich lächelte ihn beruhigend an. Er lächelte nicht zurück, atmete aber tief durch.

Ich glaube nicht, dass das der Grund für seine Beunruhigung ist, sagte Mel**.**

»Hörst du ihr jetzt zu?« Jared war aufgestanden, betrachtete aber immer noch mein Gesicht.

Seine Frage lenkte mich ab, bevor ich Mel fragen konnte, was sie damit meinte.

»Ja.«

»Was sagt sie?«

»Wir registrieren, was die anderen von deinem ... Sinneswandel halten.« Mit einem Kopfnicken wies ich ihn auf Melanies Tante und Cousine hin. Sie kehrten mir beide gleichzeitig den Rücken zu.

»Harte Nüsse«, gab er zu.

»Na gut«, brüllte Kyle und drehte sich zu dem Ball um, der an der hellsten Stelle lag. »Dann gewinnen wir eben ohne dich.«

»Ich komm ja schon!« Jared warf mir - uns - einen sehnsüchtigen Blick zu und lief aufs Spielfeld.

Ich war nicht gerade toll im Torezählen. Es war zu dunkel, um den Ball von dort, wo ich saß, sehen zu können. Es war sogar zu dunkel, um die Spieler richtig zu sehen, wenn sie nicht direkt unter den Lampen standen. Ich begann mich beim Zählen nach Jamies Reaktion zu richten. Seinem Siegesgebrüll, wenn seine Mannschaft ein Tor schoss, und seinem Stöhnen, wenn die andere traf. Er stöhnte öfter, als er brüllte.

Alle spielten mit. Maggie stand für Andys Mannschaft im Tor und Jeb für Lilys. Sie waren beide erstaunlich gut. Ich konnte sehen, wie sich ihre Silhouetten im Schein der Lampen, die als Torpfosten dienten, so geschmeidig bewegten, als wären sie Jahrzehnte jünger. Jeb schreckte nicht davor zurück, sich auf den Boden zu werfen, um den Ball zu halten, aber Maggie hatte mehr Erfolg, ohne zu solchen Extremen greifen zu müssen. Sie zog den unsichtbaren Ball wie ein Magnet an. Jedes Mal, wenn Ian oder Wes einen Schuss abgaben, landete er - *zack!* - in ihren Händen.

Trudy und Paige hörten nach etwa einer halben Stunde auf und kamen auf dem Weg nach draußen aufgeregt plaudernd an mir vorbei. Ich konnte kaum glauben, dass wir den Morgen mit einem Prozess begonnen hatten, aber ich war erleichtert darüber, dass sich die Dinge so drastisch verändert hatten.

Die beiden Frauen blieben nicht lange weg. Sie kamen mit Kartons beladen zurück. Müsliriegel - die mit Fruchtfüllung. Das Spiel wurde beendet: Jeb rief zur Halbzeitpause und alle eilten zum Frühstücken herbei.

Die Riegel wurden an der Mittellinie verteilt. Alle stürzten sich wie wild darauf.

»Hier, Wanda«, sagte Jamie und zwängte sich zwischen den anderen hindurch aus der Menschenmenge. Er hatte die Hände voller Müsliriegel und Wasserflaschen unter die Arme geklemmt.

»Danke. Macht es Spaß?«

»Und wie! Schade, dass du nicht mitspielen kannst.«

»Ein andermal«, sagte ich.

»Hier, für dich ...« Auch Ian hatte die Hände voller Müsliriegel.

»Ätsch, ich war schneller«, erklärte Jamie.

»Oh«, sagte Jared, der an Jamies anderer Seite auftauchte. Er hatte ebenfalls zu viele Riegel für eine Person in der Hand.

Ian und Jared wechselten einen langen Blick.

»Wo ist das ganze Essen geblieben?«, wollte Kyle wissen. Er stand und über den leeren Karton gebeugt und sah sich auf der Suche nach dem Schuldigen im Raum um.

»Fang«, sagte Jared und feuerte die Müsliriegel einen nach dem anderen wie Messer auf ihn ab.

Kyle fing sie mühelos auf und kam dann herüber, um zu sehen, ob Jared ihm noch mehr vorenthielt.

»Hier«, sagte Ian und streckte seinem Bruder die Hälfte seiner Ladung entgegen, ohne ihn dabei anzusehen. »Und jetzt verschwinde.«

Kyle ignorierte ihn. Zum ersten Mal an diesem Tag sah er mich an. Er starrte auf mich herunter.

Ich rutschte weg und hielt den Atem an, als meine Rippen protestierten. Seine Augen wirkten schwarz im Gegenlicht. Ich konnte seinen Gesichtsausdruck nicht erkennen. Jared und Ian schlossen wie ein Bühnenvorhang die Reihe vor mir.

»Du hast gehört, was er gesagt hat«, sagte Jared.

»Kann ich noch was loswerden?«, fragte Kyle. Er lugte durch die Lücke zwischen ihnen zu mir herunter. Sie antworteten nicht.

»Es tut mir nicht leid«, erklärte mir Kyle. »Ich glaube immer noch, dass ich das Richtige getan habe.«

Ian gab seinem Bruder einen Schubs. Kyle taumelte zurück, machte aber dann wieder einen Schritt nach vorn. »Einen Moment, ich bin noch nicht fertig.«

»Doch, bist du«, sagte Jared. Er hatte die Fäuste geballt, die Haut über seinen Fingerknöcheln war weiß.

Alle hatten jetzt die Unruhe bemerkt. Der Raum war verstummt, die Fröhlichkeit des Spiels verpufft.

»Nein, bin ich nicht.« Kyle hob die Hände in einer Geste der Kapitulation. »Ich glaube nicht, dass ich etwas falsch gemacht habe, aber du hast mir das Leben gerettet. Ich weiß nicht, warum, aber du hast es getan. Also würde ich sagen, Leben gegen Leben. Ich werde dich nicht umbringen. So begleiche ich meine Schuld.«

»Du blödes Arschloch«, sagte Ian.

»Wer ist hier in einen Wurm verknallt, Mann? Und du nennst *mich* blöd?«

Ian hob die Fäuste und beugte sich vor.

»Ich werde dir sagen, warum«, sagte ich lauter als beabsichtigt. Aber es hatte den gewünschten Effekt. Ian, Jared und Kyle drehten sich zu mir um und vergaßen für den Moment ihren Kampf. Das machte mich nervös. Ich räusperte mich. »Ich habe dich nicht abstürzen lassen, weil ... weil ich nicht bin wie du. Damit will ich nicht sagen, dass ich nicht ... wie ein Mensch bin. Denn es gibt hier noch andere, die genauso gehandelt hätten. Es gibt freundliche und gute Menschen hier. Menschen wie deinen Bruder und Jeb und Trudy ... Ich sage nur, dass ich nicht so bin wie du ganz persönlich.«

Kyle starrte mich einen Moment lang an und prustete dann los. Er wandte sich von uns ab, da er seine Botschaft losgeworden war und ging weg, um sich Wasser zu holen. »Leben gegen Leben«, rief er über die Schulter zurück.

Ich war mir nicht sicher, ob ich ihm glauben konnte. Ganz und gar nicht sicher. Menschen waren gute Lügner.

Begehrt

Es gab ein Muster bei den Siegen. Wenn Jared und Kyle zusammenspielten, gewannen sie. Wenn Jared mit Ian spielte, dann gewann deren Mannschaft. Es kam mir so vor, als wäre Jared unbesiegbar, bis ich die beiden Brüder zusammenspielen sah.

Zunächst sah es so aus, als wäre es eine konfliktbeladene Situation, zumindest für Ian, mit Kyle in derselben Mannschaft zu spielen. Aber nachdem sie ein paar Minuten in der Dunkelheit herumgerannt waren, fielen sie in ein vertrautes Muster - ein Muster, das bereits lange, bevor ich auf diesen Planeten gekommen war, existiert hatte.

Kyle wusste bereits, was Ian tun würde, bevor er es tat, und umgekehrt. Sie verstanden sich wortlos. Sogar als Jared die besten Spieler auf seine Seite zog - Brandt, Andy, Wes, Aaron, Lily und Maggie als Torwart -, gewannen Kyle und Ian.

»Okay, okay«, sagte Jeb, als er Aarons Versuch, ein Tor zu schiessen, mit einer Hand vereitelte und den Ball unter den Arm klemmte. »Ich glaube, wir wissen alle, wer die Sieger sind. So ... jetzt muss ich den Spielverderber machen, aber die Arbeit wartet ... und um ehrlich zu sein, bin ich total k.o.«

Es gab ein paar halbherzige Proteste und etwas Gejammer, aber vor allem Gelächter. Niemand schien sich darüber aufzuregen, dass dem Spaß ein Ende bereitet wurde. Ein paar Leute setzten sich da, wo sie gerade standen, auf den Boden und nahmen den Kopf zwischen die Knie, um tief durchzuatmen: Jeb war nicht der Einzige, der nicht mehr konnte.

Die Leute begannen in Zweier- und Dreiergrüppchen den Raum zu verlassen. Ich rutschte an den Rand des Durchgangs um sie - vermutlich auf dem Weg zur Küche - vorbeizulassen. Die Mittagszeit musste schon vorbei sein, obwohl das in diesem schwarzen Loch schwer festzustellen war. Durch die Lücken zwischen den herausströmenden Menschen hindurch beobachtete ich Kyle und Ian.

Als das Spiel zu Ende war, hatte Kyle seine Hand zum Abschlagen gehoben, aber Ian war an ihm vorbeimarschiert, ohne auf die Geste einzugehen. Daraufhin packte Kyle seinen Bruder an der Schulter und wirbelte ihn herum. Ian stieß Kyles Hand weg. Ich befürchtete, dass es einen Kampf geben würde - und so sah es zunächst auch aus. Kyles Faust bewegte sich auf Ians Magen zu. Ian wich ihr jedoch problemlos aus und ich konnte erkennen, dass hinter dem Schlag keine Kraft steckte. Kyle lachte und nutzte seine größere Reichweite, um Ian mit der Faust über den Kopf zu rubbeln. Ian schlug seine Hand weg, aber diesmal lächelte er halb.

»Gutes Spiel, Alter«, hörte ich Kyle sagen. »Du hast es immer noch drauf.«

»Du bist so ein verdammter Idiot, Kyle«, antwortete Ian.

»Du hast den Verstand, ich sehe gut aus. Das ist nur fair.«

Kyle landete noch einen halbherzigen Schlag. Diesmal packte Ian seinen Bruder und nahm ihn in den Schwitzkasten. Jetzt lächelte er wirklich und Kyle fluchte und lachte gleichzeitig.

Mir kam das alles furchtbar brutal vor; ich wurde ganz nervös, als ich die beiden beobachtete. Aber gleichzeitig fiel mir eine von Melanies Erinnerungen ein: drei Welpen, die durchs Gras kugelten, wütend kläfften und die Zähne fletschten, als wollten sie nichts lieber, als ihren Geschwistern die Kehle durchbeißen.

Ja, sie spielen, bestätigte Melanie. *Geschwisterbande sind stark.*

So muss es auch sein. Das ist gut. Es ist das Beste, falls Kyle uns wirklich nicht umbringt.

Falls, wiederholte Melanie mürrisch.

»Hunger?«

Ich sah auf, und mein Herz setzte einen schmerzlichen Moment lang aus. Es sah so aus, als würde Jared mir immer noch glauben.

Ich schüttelte den Kopf. Das gab mir die Zeit, die ich brauchte, um ihm antworten zu können. »Ich weiß nicht genau, warum, da ich ja bloß hier gesessen habe, aber ich bin einfach müde.«

Er streckte seine Hand aus.

Halt dich zurück, warnte Melanie mich. *Er ist bloß höflich.*

Glaubst du, ich wüsste das nicht?

Ich versuchte mein Zittern zu unterdrücken, als ich seine Hand ergriff.

Vorsichtig zog er mich auf die Füße - oder besser gesagt, auf einen Fuß. Ich balancierte auf meinem heilen Bein, unsicher, was ich jetzt tun sollte. Er war ebenfalls verwirrt. Er hielt immer noch meine Hand, ließ aber viel Abstand zwischen uns. Ich dachte daran, wie lächerlich es aussehen würde, wenn ich so durch die Höhlen hoppelte, und spürte, wie mir die Hitze in den Nacken stieg. Meine Finger schlossen sich um seine, obwohl ich mich nicht auf ihn stützte.

»Wohin?«

»Äh ...« Ich runzelte die Stirn. »Ich weiß nicht genau. Da müsste immer noch eine Matte neben dem Lo... - im Vorratstunnel liegen ...«

Er runzelte ebenfalls die Stirn, als gefiele ihm der Gedanke genauso wenig wie mir.

»Ich bringe sie dahin, wo sie hinwill«, sagte Ian.

Jareds Gesichtsausdruck war reserviert, so wie er mich immer ansah, wenn er nicht wollte, dass ich wusste, was er dachte. Aber jetzt sah er Ian an.

»Wir haben gerade darüber gesprochen, wo sie wohl am besten ausruhen kann. Sie ist müde. Vielleicht im Krankenflügel ...?«

Gleichzeitig mit Ian schüttelte ich den Kopf. Nach den letzten furchtbaren Tagen, die ich dort verbracht hatte, glaubte ich nicht, dass ich diesen Raum ertragen konnte, vor dem ich mich einst irrtümlich gefürchtet hatte. Vor allem Walters leeres Bett ...

»Ich weiß einen besseren Ort für sie«, sagte Ian. »Diese Feldbetten sind hart wie Stein und sie hat eine Menge blauer Flecken.«

Jared hielt immer noch meine Hand. War ihm bewusst, wie fest er sie umklammerte? Der Druck begann langsam unangenehm zu werden, aber er schien es nicht zu bemerken. Und ich würde mich sicher nicht beschweren.

»Warum gehst du nicht Mittag essen?«, schlug Jared Ian vor. »Du siehst aus, als hättest du Hunger. Ich bringe sie an diesen besseren Ort ...«

Ian lachte kurz auf, ein leises, tiefes Geräusch. »Mir geht es gut. Und ehrlich gesagt braucht Wanda ein bisschen mehr Hilfe als nur eine Hand, Jared. Ich weiß nicht, ob dir das nicht vielleicht ein wenig ... unangenehm ist. Weißt du ...«

Ian hielt inne, um sich herunterzubeugen und mich schnell hochzuheben. Ich keuchte, als er dabei an meiner schmerzenden Seite zog. Jared ließ meine Hand nicht los.

»... sie hatte für heute schon genug Bewegung, glaube ich. Geh du ruhig schon in die Küche.«

Sie starrten sich an, während meine Fingerspitzen violett anliefen.

»Ich kann sie auch tragen«, sagte Jared schließlich mit leiser Stimme.

»Wirklich?«, forderte Ian ihn heraus. Er streckte die Arme aus, in denen er mich hielt.

Ein Angebot.

Jared sah mir einen langen Moment ins Gesicht. Dann seufzte er und ließ meine Hand los.

Au, das tut weh!, klagte Melanie. Sie meinte den plötzlichen Schmerz, der meine Brust durchzuckte, nicht das Blut, das in meine Finger zurückströmte.

Tut mir leid. Aber was soll ich machen?

Er gehört dir nicht.

Ja, ich weiß.

Au.

Tut mir leid.

»Ich glaube, ich komme mit«, sagte Jared, als Ian, um dessen Mundwinkel ein winziges triumphierendes Lächeln spielte, sich umdrehte und hinausging. »Es gibt da etwas, worüber ich mit dir reden will.«

»Wie du willst.«

Jared redete über gar nichts, als wir durch den dunklen Tunnel gingen. Er war so still, dass ich nicht einmal wusste, ob er überhaupt noch da war. Aber als wir wieder in die Helligkeit des Maisfelds hinaustraten, war er direkt neben uns.

Er sagte nichts, bis wir den großen Platz überquert hatten - bis niemand mehr in der Nähe war.

»Wie schätzt du Kyle ein?«, fragte er.

Ian schnaubte. »Er rühmt sich ein Mann zu sein, der sein Wort hält. Normalerweise würde ich einem Versprechen von ihm trauen. Hierbei allerdings ... Ich werde sie nicht aus den Augen lassen.«

Und dann schob sich ein starker Arm unter meine Achseln und stützte mich.

»Gut.«

»Es wird schon alles in Ordnung kommen, Ian«, sagte ich. »Ich habe keine Angst.«

»Musst du auch nicht. Ich verspreche dir, dass dir nie wieder jemand so etwas antun wird. Du wirst hier wirklich in Sicherheit sein.«

Es war schwer, den Blick abzuwenden, wenn seine Augen derart leuchteten. Schwer, irgendeins seiner Worte anzuzweifeln.

»Ja«, stimmte Jared zu. »Das wirst du.«

Er ging direkt hinter Ians Schulter. Ich konnte sein Gesicht nicht sehen.

»Danke«, flüsterte ich.

Niemand sagte etwas, bis Ian vor der roten und der grauen Tür stehen blieb, die vor dem Eingang zu seiner Höhle lehnten.

»Wärst du so nett, die wegzunehmen?«, sagte Ian zu Jared und deutete mit einer Kopfbewegung auf die Türen.

Jared rührte sich nicht. Ian drehte sich um, so dass wir ihn beide sehen konnten; Jared hatte wieder seinen reservierten Gesichtsausdruck aufgesetzt.

»*Dein* Zimmer? Das ist dein besserer Ort?« Jareds Stimme war voller Skepsis.

»Es ist jetzt ihr Zimmer.«

Ich biss mir auf die Lippe. Ich wollte Ian erklären, dass das natürlich nicht mein Zimmer war, aber ich kam nicht dazu, bevor Jared ihn ausfragte.

»Und wo schläft Kyle?«

»Erst mal bei Wes.«

»Und du?«

»Ich bin nicht ganz sicher.«

Sie sahen sich abschätzend an.

»Ian, das ist...«, begann ich.

»Oh«, unterbrach er mich, als wäre ich ihm gerade erst wieder eingefallen ... als wäre mein Gewicht so unbedeutend, dass er mich völlig vergessen hatte. »Du bist todmüde, stimmt's? Jared, könntest du bitte die Tür zur Seite nehmen?«

Wortlos und etwas zu energisch zog Jared die rote Tür auf und schob sie über die graue.

Jetzt, wo die Mittagssonne durch die schmalen Spalten in der Decke drang, sah ich Ians Zimmer zum ersten Mal richtig. Es war nicht so hell wie das von Jamie und Jared und auch nicht so hoch. Es war kleiner, besser proportioniert. Rundlich - ähnlich wie mein Loch, nur zehnmal so groß. Zwei Einzelmatratzen lagen rechts und links auf dem Boden, jeweils direkt an der Wand, so dass ein schmaler Gang dazwischen entstand. An der Rückwand stand ein langes, niedriges Holzregal; links lag ein Stapel Kleider darauf, zwei Bücher und ein Kartenspiel. Die rechte Seite war vollkommen leer, obwohl Abdrücke im Staub zu sehen waren, die darauf hindeuteten, dass das noch nicht lange so war.

Ian legte mich vorsichtig auf der rechten Matratze ab, bettete mein Bein darauf und rückte das Kissen unter meinem Kopf zurecht. Jared stand in der Tür und sah hinaus in den Gang.

»Gut so?«, fragte Ian. »Ja.«

»Du siehst müde aus.«

»Ich weiß auch nicht, warum - ich habe in letzter Zeit doch so viel geschlafen.«

»Dein Körper braucht Schlaf zur Heilung.« Ich nickte. Ich konnte nicht leugnen, dass es mir schwerfiel, die Augen offen zu halten.

»Ich bringe dir später etwas zu essen - du musst dir keinerlei Sorgen machen.«

»Danke. Ian?«

»Hm?«

»Das ist dein Zimmer«, murmelte ich. »Du schläfst natürlich hier.«

»Macht dir das nichts aus?«

»Warum sollte es?«

»Ich schätze, das ist das Beste - dann kann ich ein Auge auf dich haben. Schlaf jetzt erst einmal.«

»Okay.«

Ich hatte bereits die Augen geschlossen. Er tätschelte meine Hand und dann hörte ich, wie er aufstand. Ein paar Sekunden später stieß die Holztür sanft gegen den Felsen.

Was hast du dir dabei bloß gedacht?, stellte Melanie mich zur Rede.

Was? Was habe ich denn jetzt schon wieder gemacht?

Wanda, du bist ... hauptsächlich menschlich. Dir muss doch klar sein, wie deine Einladung bei Ian ankommt.

Einladung? Ich begriff jetzt, worauf sie hinauswollte. *So ist es nicht gemeint. Das hier ist sein Zimmer. Hier liegen zwei Matratzen. Es gibt nicht genügend Schlafräume, deshalb kann ich kein eigenes Zimmer bekommen. Natürlich ist es das Beste, wenn wir uns das Zimmer teilen. Das ist Ian klar.*

Ist es das? Wanda, mach die Augen auf. Er fängt an ... wie erkläre ich dir das bloß? Er fängt an, das Gleiche für dich zu empfinden ... was du für Jared empfindest. Merkst du das nicht?

Zwei Herzschläge lang konnte ich nicht antworten. *Unmöglich,* sagte ich schließlich.

»Glaubst du, das, was heute Morgen passiert ist, wird Aarons oder Brandts Verhalten beeinflussen?«, fragte Ian mit leiser Stimme auf der anderen Seite der Tür.

»Du meinst, dass Kyle einen Freibrief bekommen hat?«

»Genau. Bisher mussten sie nichts ... *tun.* Nicht, solange es so aussah, als würde Kyle das für sie erledigen.«

»Ich weiß, was du meinst. Ich rede mit ihnen.«

»Glaubst du, das reicht?«, fragte Ian.

»Ich habe beiden mehr als einmal das Leben gerettet. Sie sind mir etwas schuldig. Wenn ich sie um etwas bitte, werden sie es auch tun.«

»Würdest du ihr Leben darauf verwetten?«

Einen Moment lang herrschte Schweigen.

»Wir behalten sie im Auge«, sagte Jared schließlich. Erneut schwiegen beide.

»Gehst du nichts essen?«, fragte Jared.

»Ich glaube, ich bleibe noch ein bisschen hier ... Wie ist es mit dir?«

Jared antwortete nicht.

»Was ist los?«, fragte Ian. »Willst du mir etwas sagen, Jared?«

»Das Mädchen da drin ...«, sagte Jared langsam.

»Ja?«

»Dieser Körper ist nicht ihrer.«

»Worauf willst du hinaus?«

Jareds Stimme klang hart, als er antwortete. »Lass die Finger von ihr.«

Ein leises Lachen von Ian. »Eifersüchtig, Howe?«

»Darum geht es hier nicht.«

»Nein?« Jetzt war Ian sarkastisch.

»Wanda scheint mehr oder weniger mit Melanie zu kooperieren. Es hört sich so an, als wären sie beinahe ... befreundet. Aber offenkundig trifft Wanda die Entscheidungen. Was, wenn *du* das wärst? Wie würdest du dich fühlen, wenn du Melanie wärst? Wenn du derjenige wärst, der derart ... besetzt worden wäre? Wenn du gefangen wärst und jemand deinem Körper sagen würde, was er zu tun hat? Wenn du nicht für dich selbst sprechen könntest? Würdest du nicht wollen, dass deine Wünsche - soweit sie bekannt wären - respektiert würden? Wenigstens von anderen Menschen?«

»Okay, okay. Eins zu null für dich. Ich behalte es im Hinterkopf.«

»Was soll das heißen, du *behältst es im Hinterkopf?«,* wollte Jared wissen.

»Das soll heißen, dass ich darüber nachdenken werde.«

»Da gibt es nichts nachzudenken«, erwiderte Jared. Ich konnte am Klang seiner Stimme erkennen, wie er aussah - zusammengebissene Zähne, angespannter Kiefer. »Der Körper und die Person, die darin gefangen ist, gehören *mir.«*

»Bist du sicher, dass Melanie immer noch ...«

»Melanie ist für immer mein. Und ich für immer der Ihre.«

Für immer.

Melanie und ich befanden uns, was unsere Stimmung anging plötzlich am jeweils entgegengesetzten Ende der Skala. Sie schwebte, war selig. Ich ... nicht.

Ungeduldig warteten wir darauf, dass sie weitersprachen.

»Und was, wenn du das wärst?«, fragte Ian nicht viel lauter als flüsternd. »Wenn du in einen Menschenkörper gesteckt und auf diesen Planeten verfrachtet worden wärst, nur um

festzustellen, dass du dir unter deinen eigenen Leuten verloren vorkommst? Wenn du so eine gute Person wärst, dass du versuchen würde, das Leben zu retten, das du genommen hast - und bei dem Versuch, sie zurück zu ihrer Familie zu bringen, beinahe gestorben wärst? Wenn du dann plötzlich von brutalen Erdbewohnern umringt wärst, die dich hassen und verletzen und umzubringen versuchen würden, immer und immer wieder?« Er stockte einen Moment. »Wenn du trotzdem weiterhin alles in deiner Macht Stehende tun würdest, um diese Leute zu retten und zu versöhnen? Hättest du nicht auch ein Recht auf ein eigenes Leben? Hättest du das nicht mehr als verdient?«

Jared antwortete nicht. Ich spürte, wie meine Augen feucht wurden. Hielt Ian wirklich so viel von mir? Glaubte er wirklich, ich verdiente das Recht auf ein Leben hier?

»Na?«, hakte Ian nach.

»Darüber ... muss ich erst nachdenken.«

»Tu das.«

»Aber ...«

Ian unterbrach ihn seufzend. »Reg dich nicht auf. Wanda ist trotz des Körpers nicht so richtig menschlich. Sie scheint auf ... Körperkontakt nicht genauso zu reagieren wie ein Mensch.«

Jetzt lachte Jared. »Ist das deine Theorie?«

»Was ist daran so lustig?«

»Sie reagiert durchaus auf Körperkontakt«, ließ ihn Jared, jetzt wieder in nüchternem Tonfall, wissen. »Dafür ist sie menschlich genug. Oder ihr Körper zumindest.«

Mein Gesicht glühte. Ian schwieg.

»Eifersüchtig, O'Shea?«

»Allerdings ... das bin ich. Erstaunlicherweise.« Ians Stimme war angespannt. »Und woher weißt du das?«

Jetzt zögerte Jared. »Es war ... eine Art Experiment.«

»Ein *Experiment?«*

»Es ist allerdings nicht so ausgegangen, wie ich erwartet hatte. Mel hat mich geboxt.« Ich konnte hören, dass er beim Gedanken daran grinsen musste, und sah in meinem Kopf die kleinen Linien um seine Augen auftauchen.

»Melanie ... hat dich ... geboxt?«

»Es war bestimmt nicht Wanda. Du hättest ihr Gesicht sehen sollen ... Was denn? Hey, Ian, ganz ruhig, Mann!«

»Hast du auch nur einen Moment daran gedacht, was das für sie bedeutet haben muss?«, fauchte Ian.

»Für Mel?«

»Nein, du Idiot, für Wanda!«

»Was das für *Wanda* bedeutet haben muss?«, fragte Jared und klang befremdet.

»Komm, hau ab. Geh was essen. Lass mich ein paar Stunden in Ruhe.«

Ian gab Jared nicht die Gelegenheit zu antworten. Er riss die Tür zur Seite - heftig, aber leise -, schlüpfte in sein Zimmer und stellte die Tür zurück.

Er wandte sich um und unsere Blicke begegneten sich. Seinem Gesichtsausdruck nach zu schließen, war er überrascht, dass ich noch wach war. Überrascht und verlegen. Das Feuer in seinen Augen leuchtete noch einmal auf und wurde dann langsam schwächer. Er kräuselte die Lippen.

Dann legte er den Kopf schief und lauschte. Ich lauschte ebenfalls, aber Jareds Rückzug verursachte kein Geräusch. Ian wartete noch einen Moment, dann seufzte er und ließ sich mir gegenüber auf den Rand seiner Matratze fallen.

»Ich schätze, wir waren nicht ganz so leise wie geplant«, sagte er.

»Diese Höhlen hier sind sehr hellhörig«, flüsterte ich.

Er nickte. »Und?«, sagte er schließlich. »Was denkst du?«

»Was ich denke? Worüber?«

»Über unsere ... Diskussion da draußen«, erläuterte Ian.

Was dachte ich darüber? Ich wusste es selbst nicht. Ian war irgendwie in der Lage, die Dinge aus meiner Perspektive zu sehen, aus meiner außerirdischen Perspektive. Er fand, dass ich das Recht auf ein eigenes Leben hatte. Aber war er wirklich eifersüchtig? Auf Jared?

Er wusste, was ich war. Er wusste, dass ich nur ein winziges, hinten an Melanies Gehirn angeschlossenes Wesen war. Ein Wurm, wie Kyle mich genannt hatte. Trotzdem glaubte sogar Kyle, dass Ian in mich »verknallt« war. In *mich?* Das war unmöglich. Oder wollte er meine Meinung über Jared wissen? Meine Gefühle bezüglich seines Experiments? Mehr Einzelheiten über meine Reaktion auf Körperkontakt? Ich schauderte. Oder meine Gedanken über Melanie? Melanies Gedanken über ihr Gespräch? Oder ob ich Jareds Meinung war, was *ihre* Rechte anging?

Ich wusste nicht, was ich dachte. Egal worüber. »Ich weiß es einfach nicht«, sagte ich.

Er nickte nachdenklich. »Das ist verständlich.«

»Nur, weil du sehr verständnisvoll bist.«

Er lächelte mich an. Es war eigenartig, wie seine Augen einen sowohl versengen als auch wärmen konnten. Und das, obwohl sie eher die Farbe von Eis hatten als von Feuer ... Im Moment waren sie ziemlich warm.

»Ich mag dich sehr, Wanda.«

»Das wird mir jetzt erst so langsam bewusst. Ich glaube, ich bin ein bisschen schwer von Begriff.«

»Für mich kommt es auch überraschend.«

Wir dachten beide darüber nach.

Er kräuselte die Lippen. »Und ... ich nehme an, *das* ist einer der Sachen, bei denen du nicht weißt, was du dabei fühlst?«

»Nein. Ich meine, ja, ich weiß es ... nicht. Ich ... ich ...«

»Schon okay. Du hattest noch nicht besonders viel Zeit, um darüber nachzudenken. Und es muss dir ... komisch vorkommen.«

Ich nickte. »Ja. Mehr als das. Unmöglich.«

»Kann ich dich was fragen?«, sagte Ian nach einer Weile.

»Wenn ich die Antwort weiß.«

»Es ist keine schwierige Frage.«

Er stellte sie nicht sofort. Stattdessen streckte er den Arm aus und nahm meine Hand. Er hielt sie einen Moment lang zwischen seinen Händen und fuhr dann mit den Fingern seiner linken Hand langsam meinen Arm hinauf, vom Handgelenk bis zur Schulter. Genauso langsam fuhr er wieder zurück. Er blickte mir nicht ins Gesicht, sondern auf die Haut an meinem Arm, auf der sich eine Gänsehaut bildete, wo seine Finger entlangstrichen.

»Fühlt sich das gut oder schlecht an?«, fragte er.

Schlecht, behauptete Melanie.

Es tut doch gar nicht weh, protestierte ich.

Das hat er nicht gemeint. Wenn er gut sagt ... o Mann, das ist als würde man mit einem kleinen Kind reden!

Denk daran, ich bin noch nicht mal ein Jahr alt. Oder bin ich das inzwischen? Der Versuch, mich an das Datum zu erinnern, lenkte mich ab.

Melanie war nicht abgelenkt. *Gut heißt für ihn, dass es sich genauso anfühlt, wie wenn Jared uns berührt.* Die Erinnerung, die sie mir zeigte, stammte nicht aus den Höhlen. Es war ein Sonnenuntergang in dem zauberhaften Canyon. Jared stand hinter ihr und fuhr mit seinen Händen ihre Arme von den Schultern bis zu den Handgelenken entlang. Ich schauderte bei dem Genuss, den mir diese schlichte Berührung verursachte. *So.*

»Wanda?«

»Melanie findet, >schlecht<«, flüsterte ich.

»Und was findest *du?«*

»Ich finde ... Ich weiß es nicht.«

Als ich ihm in die Augen sehen konnte, strahlten sie mehr Wärme ab, als ich erwartet hatte.

»Ich kann mir noch nicht einmal vorstellen, wie verwirrend das alles für dich sein muss.«

Es tat gut, dass er es verstand.

»Ja. Ich bin verwirrt.«

Seine Hand strich immer noch über meinen Arm.

»Möchtest du, dass ich aufhöre?«

Ich zögerte. »Ja«, entschied ich. »Das ... was du da tust ... macht es schwierig für mich, nachzudenken. Und Melanie ist ... wütend auf mich. Das macht es auch schwierig, nachzudenken.«

Ich bin nicht wütend auf dich. Sag ihm, er soll verschwinden.

Ian ist mein Freund. Ich will nicht, dass er verschwindet.

Er lehnte sich zurück und verschränkte die Arme vor der Brust.

»Ich nehme nicht an, dass sie uns mal eine Minute lang allein lassen würde?«

Ich lachte. »Ich bezweifle es.«

Ian legte mit nachdenklicher Miene den Kopf schräg.

»Melanie Stryder?«, sprach er sie an.

Wir erschraken beide beim Klang ihres Namens.

Ian fuhr fort: »Ich würde gerne allein mit Wanda sprechen, wenn es dir nichts ausmacht. Ließe sich das einrichten?«

Ich glaub, ich spinne! Sag ihm, dass ich gesagt habe, es kommt überhaupt nicht in Frage! Ich kann diesen Kerl einfach nicht ausstehen.

Ich rümpfte die Nase.

»Was hat sie gesagt?«

»Sie hat Nein gesagt.« Ich versuchte meine Stimm, so freundlich wie möglich klingen zu lassen. »Und dass sie dich ... nicht leiden kann.«

Ian lachte. »Ich respektiere das. Ich respektiere *sie.* Na ja, einen Versuch war es wert.« Er seufzte. »Es setzt den Dingen irgendwie einen Dämpfer auf, wenn immer jemand zuhört.«

Was für Dingen?, knurrte Mel.

Ich schnitt eine Grimasse. Ich mochte ihre Wut nicht. Sie war so viel heftiger als meine.

Gewöhn dich daran.

Ian nahm mein Gesicht in seine Hand. »Ich lasse dich darüber nachdenken, okay? Dann kannst du herausfinden, was du fühlst.«

Ich versuchte, die Hand objektiv wahrzunehmen. Sie fühlte sich an meinem Gesicht weich an. Sie fühlte sich ... gut an. Nicht so, wie wenn Jared mich berührte. Aber auch nicht so, wie es sich anfühlte, wenn Jamie mich umarmte. Anders.

»Das kann eine Weile dauern. Es ist alles so verrückt, weißt du«, erklärte ich ihm.

Er grinste. »Ich weiß.«

Als er lächelte, wurde mir klar, dass ich gerne wollte, dass er mich mochte. Über den Rest - seine Hand auf meinem Gesicht, seine Finger auf meinem Arm - war ich mir nicht im Klaren. Aber ich wollte, dass er mich mochte und Gutes von mir dachte. Und deswegen war es schwierig, ihm die Wahrheit zu sagen.

»Du bringst nicht *mir* diese Gefühle entgegen, weißt du«, flüsterte ich. »Es ist dieser Körper ... Sie ist hübsch, oder?«

Er nickte. »Das ist sie. Melanie ist ein sehr hübsches Mädchen. Eine Schönheit.« Seine Hand berührte meine verletzte Wange und streichelte die raue, aufgeschürfte Haut mit sanften Fingern. »Obwohl ich ihr Gesicht so zugerichtet habe.«

Normalerweise hätte ich das sofort abgestritten. Ihn daran erinnert, dass die Verletzungen in meinem Gesicht nicht sein Fehler waren. Aber ich war so verwirrt, dass mir der Kopf schwirrte und ich nicht in der Lage war, einen zusammenhängenden Satz zu bilden.

Warum machte es mir etwas aus, dass er Melanie schön fand?

Das frage ich mich auch. Sie war sich genauso wenig über meine Gefühle im Klaren wie ich.

Er strich mir das Haar aus der Stirn. »Aber so hübsch sie auch ist, sie ist mir fremd. Sie bedeutet mir nichts.«

Jetzt fühlte ich mich besser. Was nur noch verwirrender war.

»Ian, du ... niemand hier *unterscheidet* uns wirklich. Weder du noch Jamie noch Jeb.« Die Wahrheit sprudelte aus mir heraus, hitziger als geplant. »Ich *kann* dir nichts bedeuten. Wenn du mich an der Hand halten könntest, *mich,* wärst du angewidert. Du würdest mich auf die Erde werfen und unter deinem Fuß zerquetschen.«

Seine blasse Stirn legte sich in Falten, als sich seine schwarzen Brauen zusammenzogen. »Nicht, wenn ich wüsste, dass du es bist.«

Ich lachte bitter. »Und woher würdest du das bitte wissen wollen? Du könntest uns nicht auseinanderhalten.«

Seine Mundwinkel zogen sich nach unten.

»Es ist nur der Körper«, wiederholte ich.

»Das stimmt überhaupt nicht«, widersprach er mir. »Es geht nicht um das Gesicht, sondern um den Ausdruck darin. Es geht nicht um die Stimme, sondern um das, was du sagst. Es geht nicht darum, wie du in diesem Körper aussiehst, sondern darum, was du damit machst. *Du* bist schön.«

Er rutschte nach vorn, während er sprach, kniete sich neben das Bett, auf dem ich lag, und nahm meine Hand wieder zwischen seine.

»Ich habe noch nie jemanden wie dich getroffen.«

Ich seufzte.

»Ian, was, wenn ich in Magnolias Körper hergekommen wäre?«

Er verzog das Gesicht und lachte dann. »Okay. Gute Frage. Ich weiß es nicht.«

»Oder in Wes'?«

»Aber du bist weiblich - du selbst.«

»Und ich bitte auf jedem Planeten um einen Körper, der dem entspricht. Es kommt mir ... richtiger vor. Aber man könnte mich auch in einen Mann einsetzen und es würde genauso gut funktionieren.«

»Aber du steckst nicht im Körper eines Mannes.«

»Siehst du. Darauf will ich ja hinaus. Körper und Seele. Das sind in meinem Fall zwei verschiedene Dinge.«

»Ich würde deinen Körper ohne dich nicht wollen.«

»Du würdest *mich* nicht ohne *ihn* wollen.«

Er berührte erneut meine Wange und ließ seine Hand dort liegen, seinen Daumen unter meinem Kiefer.

»Aber dieser Körper ist auch ein Teil von dir. Er ist ein Teil von dem, was du bist. Und solange du nicht deine Meinung änderst und uns alle auffliegen lässt, ist er das, was du für immer sein wirst.«

Ah, diese Endgültigkeit. Ja, ich würde in diesem Körper sterben. Endgültig sterben.

Und ich werde nie wieder in ihm leben, flüsterte Melanie.

So haben wir uns unsere Zukunft beide nicht vorgestellt, was?

Nein. Keine von uns hat geplant, keine Zukunft zu haben.

»Wieder mal ein internes Gespräch?«, vermutete Ian.

»Wir denken über unsere Sterblichkeit nach.«

»Du könntest für immer leben, wenn du uns verlassen würdest.«

»Ja, könnte ich.« Ich seufzte. »Weißt du, Menschen haben von allen Spezies, die ich je gewesen bin, die kürzeste Lebensspanne - außer den Spinnen. Ihr habt so wenig Zeit.«

»Glaubst du dann nicht...«, Ian brach ab und beugte sich näher zu mir, so dass ich nichts außer seinem Gesicht sehen konnte, nur Schnee und Saphire und Ebenholz, »... dass du vielleicht das Beste aus der Zeit, die du hast, machen solltest? Dass du *leben* solltest, solange du lebst?«

Ich sah es nicht kommen, so wie bei Jared. Ian war mir nicht vertraut. Melanie erkannte vor mir, was er tun würde, nur eine Sekunde bevor seine Lippen die meinen berührten. *Nein!*

Es war nicht wie bei Jareds Kuss. Bei Jared gab es keine Gedanken mehr, bloß Verlangen. Keine Kontrolle. Ein Funke auf Benzin - unausweichlich. Bei Ian wusste ich nicht einmal, was ich fühlte. Alles war verschwommen und durcheinander. Seine Lippen waren weich und warm. Er drückte sie nur leicht auf meine und strich dann mit ihnen über meinen Mund.

»Gut oder schlecht?«, flüsterte er, seine Lippen auf meinen.

Schlecht, schlecht, schlecht!

»Ich ... ich kann nicht denken.« Als ich meine Lippen beim Sprechen bewegte, bewegte er seine mit.

»Das klingt ... gut.«

Jetzt drückte er seinen Mund fester auf meinen. Er nahm meine Unterlippe zwischen seine Lippen und zupfte sanft daran.

Melanie wollte ihn schlagen - viel dringender, als sie Jared hatte schlagen wollen. Sie wollte ihn wegstoßen und ihm dann ins Gesicht treten. Die Vorstellung war grauenhaft. Sie stand in völligem Widerspruch zu dem Gefühl, das Ians Kuss in mir auslöste.

»Bitte«, flüsterte ich.

»Ja?«

»Bitte hör auf. Ich kann nicht denken. Bitte.«

Er zog sich sofort zurück und verschränkte die Hände. »Okay«, sagte er schüchtern.

Ich presste mir die Handflächen vors Gesicht und wünschte, ich könnte Melanies Wut wegdrücken.

»Na, immerhin hat mich niemand geschlagen«, sagte Ian und grinste.

»Sie hätte am liebsten mehr als das getan. Ich hasse es, wenn sie zornig ist. Davon tut mir der Kopf weh. Wut ist etwas so ... Hässliches.«

»Warum hat sie es nicht getan?«

»Weil ich die Kontrolle nicht verloren habe. Sie kann nur ausbrechen, wenn ich ... außer mir bin.«

Er beobachtete mich, während ich meine Stirn knetete.

Beruhige dich, bat ich sie. *Er fasst mich überhaupt nicht an.*

Hat er vergessen, dass ich hier bin? Interessiert ihn das überhaupt? Das hier bin immer noch ich!

Ich habe versucht, es ihm zu erklären.

Und was ist mit dir? Hast du Jared schon vergessen?

Sie feuerte Erinnerungen auf mich ab, so wie sie es zu Anfang getan hatte, nur dass sie diesmal wie Hiebe waren. Tausend Schläge seines Lächelns, seiner Augen, seiner Lippen auf meinen, seiner Hände auf meiner Haut ...

Natürlich nicht. Hast du vergessen, dass du nicht willst, dass ich ihn liebe?

»Sie spricht mit dir.«

»Sie schreit mich an«, berichtigte ich.

»Das kann ich jetzt erkennen. Ich kann sehen, wie du dich auf das Gespräch konzentrierst. Das ist mir bis heute nie aufgefallen.«

»Sie ist nicht immer so laut.«

»Es tut mir wirklich leid, Melanie«, sagte er. »Ich weiß, dass das unmöglich für dich sein muss.«

Sie stellte sich erneut vor, wie ihr Fuß seine wohlgeformte Nase zerschmetterte und sie so krumm zurückließ wie Kyles.

Sag ihm, ich will seine Entschuldigungen nicht hören.

Ich zuckte zusammen.

Ian lächelte gequält. »Sie nimmt meine Entschuldigung nicht an.«

Ich schüttelte den Kopf.

»Das heißt also, sie kann ausbrechen? Wenn du außer dir bist?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Manchmal, wenn sie mich überrascht und ich von meinen ... Gefühlen überwältigt werde. Gefühle stören die Konzentration. Aber in letzter Zeit ist es schwerer für sie. Als wäre die Tür zwischen uns verschlossen. Ich weiß nicht, warum. Ich habe richtig *versucht,* sie rauszulassen, als Kyle ...« Ich brach abrupt ab und biss die Zähne zusammen.

»Als Kyle versucht hat dich umzubringen«, beendete er nüchtern den Satz. »Da wolltest du sie rauslassen? Warum?«

Ich sah ihn nur an.

»Um gegen ihn zu kämpfen?«

Ich antwortete nicht.

Er seufzte. »Okay. Dann eben nicht. Was glaubst du, warum die ... Tür verschlossen ist?«

Ich runzelte die Stirn. »Ich weiß es nicht. Vielleicht einfach, weil die Zeit fortschreitet... Es beunruhigt uns beide auch.«

»Aber sie ist schon mal ausgebrochen, um Jared zu schlagen.«

»Ja.« Ich schauderte bei der Erinnerung an meine Faust, die gegen seinen Kiefer gedonnert war.

»Weil du außer dir warst und von deinen Gefühlen überwältigt?«

»Ja.«

»Was hat er gemacht? Dich einfach nur geküsst?«

Ich nickte.

Ians Augen wurden schmal.

»Was?«, fragte ich. »Was ist los?«

»Wenn Jared dich küsst, bist du ... von deinen Gefühlen überwältigt.«

Ich sah ihn an und sein Gesichtsausdruck beunruhigte mich.

Melanie genoss ihn. *Ganz genau!*

Er seufzte. »Und wenn ich dich küsse ... bist du nicht sicher, ob du das magst. Du bist nicht ... überwältigt.«

»Oh.« Ian war eifersüchtig. Was für eine seltsame Welt dies doch war. »Tut mir leid.«

»Das muss dir nicht leidtun. Ich habe dir ja gesagt, ich würde dir Zeit lassen, und es macht mir nichts aus, abzuwarten, bis du darüber nachgedacht hast. Es macht mir überhaupt nichts aus.«

»Was macht dir dann was aus?« Denn irgendetwas gab es da offenbar.

Er holte tief Luft und ließ sie langsam wieder herausströmen. »Ich habe gemerkt, wie sehr du Jamie liebst. Das war immer ganz offensichtlich. Wahrscheinlich hätte ich merken müssen, dass du Jared auch liebst. Vielleicht wollte ich es nicht wahrhaben. Aber es ist natürlich logisch. Du bist wegen den beiden hergekommen. Du liebst sie beide, genau wie Melanie. Jamie wie einen Bruder. Und Jared ...«

Er wandte den Blick ab und starrte die Wand über mir an. Ich musste auch wegschauen und sah auf einen Sonnenstrahl auf der roten Tür.

»Wie viel davon ist Melanie?«, wollte er wissen.

»Ich weiß es nicht. Spielt das eine Rolle?«

Ich konnte seine Antwort kaum hören.

»Ja. Für mich schon.« Ohne mich anzusehen oder überhaupt zu bemerken, was er da tat, nahm Ian wieder meine Hand.

Eine ganze Weile war es sehr still. Sogar Melanie war still. Das war schön.

Dann, als wäre ein Schalter umgelegt worden, war Ian wieder ganz er selbst. Er lachte.

»Die Zeit ist auf meiner Seite«, sagte er grinsend. »Wir haben hier drin noch den Rest unseres Lebens vor uns. Eines Tages wirst du dich fragen, was du je in Jared gesehen hast.«

Träum weiter.

Ich lachte mit ihm, glücklich, dass er wieder Witze machte.

»Wanda? Wanda, kann ich reinkommen?«

Jamies Stimme war schon vom Anfang des Gangs her zu hören und dann, begleitet vom Geräusch seiner laufenden Schritte, direkt vor der Tür.

»Natürlich, Jamie.«

Ich streckte ihm bereits die Hand entgegen, bevor er die Tür zur Seite geschoben hatte. Ich hatte ihn in letzter Zeit längst nicht oft genug gesehen. Bewusstlos oder gehbehindert, war ich nicht in der Lage gewesen, nach ihm zu suchen.

»Hey, Wanda! Hey, Ian!« Jamie strahlte über das ganze Gesicht und sein strubbeliges Haar wippte auf und ab, wenn er sich bewegte. Er steuerte auf meine ausgestreckte Hand zu, aber Ian war ihm im Weg. Daher ließ er sich auf der Kante meiner Matratze nieder und legte seine Hand auf meinen Fuß. »Wie fühlst du dich?«

»Besser.«

»Hast du schon Hunger? Es gibt luftgetrocknetes Rindfleisch und Maiskolben! Ich könnte dir was holen.«

»Im Moment nicht. Wie geht es dir? Ich habe dich in letzter Zeit so wenig gesehen.«

Jamie verzog das Gesicht. »Sharon hat mich nachsitzen lassen.«

Ich lächelte. »Was hast du denn angestellt?«

»Nichts. Ganz ohne Grund.« Seine unschuldige Miene war ein bisschen übertrieben und er wechselte schnell das Thema. »Weißt du was? Jared hat beim Mittagessen gesagt, es war nicht nett, dass du aus dem Zimmer, an das du dich gewöhnt hattest, wieder ausziehen musstest. Er hat gesagt, wir seien keine guten Gastgeber gewesen und du solltest wieder bei mir einziehen! Ist das nicht genial? Ich hab ihn gefragt, ob ich dir das gleich sagen könnte, und er meinte, das wäre eine gute Idee. Er hat gesagt, du wärst hier.«

»Das kann ich mir vorstellen«, murmelte Ian.

»Also, wie findest du das, Wanda? Wir werden wieder zusammenwohnen!«

»Aber Jamie, wo wird denn Jared schlafen?«

»Warte - lass mich raten«, mischte Ian sich ein. »Ich wette, er hat gesagt, das Zimmer wäre groß genug für drei. Hab ich Recht?«

»Genau, woher wusstest du das?«

»Das war nur ein Glückstreffer.«

»Ist das nicht toll, Wanda? Es wird wieder genauso sein, wie bevor wir hierhergekommen sind!«

Ich zuckte zusammen. Es fühlte sich so ähnlich an wie eine Rasierklinge, die zwischen meinen Rippen hindurchglitt – ein Schmerz, so glatt und präzise, dass er nicht mit einem Schlag oder Bruch verglichen werden konnte.

Jamie musterte meine gequälte Miene alarmiert. »Oh. Nein, ich meine, noch dazu mit dir. Das wird schön. Wir vier zusammen, stimmt's?«

Ich versuchte den Schmerz wegzulachen; es tat auch nicht mehr weh, als wenn ich nicht lachte.

Ian drückte meine Hand.

»Wir vier zusammen«, murmelte ich. »Schön.«

Jamie krabbelte über die Matratze um Ian herum, um mich zu umarmen.

»Entschuldige. Sei nicht traurig.«

»Mach dir deswegen keine Gedanken.«

»Du weißt, dass ich dich auch lieb habe.«

Die Gefühle auf diesem Planeten waren so extrem, so durchdringend. So etwas hatte Jamie bisher noch nie zu mir gesagt. Mein ganzer Körper fühlte sich plötzlich ein paar Grad wärmer an.

So extrem, pflichtete Melanie mir bei, die von ihrem eigenen Schmerz durchzuckt wurde.

»Kommst du wieder zurück in unser Zimmer?«, bat Jamie an meiner Schulter.

Ich konnte nicht gleich antworten. »Was will Mel?«, fragte er.

»Sie will bei euch wohnen«, flüsterte ich. Das musste ich sie nicht fragen.

»Und was willst du?«

»Willst du denn, dass ich bei euch wohne?«

»Das weißt du doch, Wanda. Bitte.«

Ich zögerte.

»Bitte.«

»Wenn du es willst, Jamie. Okay.«

»Juhu!«, krähte Jamie mir ins Ohr. »Cool! Ich gehe Jared Bescheid sagen! Ich bringe dir auch was zu essen, okay?« Er war bereits wieder auf den Beinen und hüpfte auf der Matratze herum, was ich an meinen Rippen spürte.

»Okay.«

»Willst du auch etwas, Ian?«

»Und ob. Ich will, dass du Jared sagst, dass er echt skrupellos ist.«

»Häh?«

»Vergiss es. Geh Wanda was zu essen holen.«

»Klar. Und ich frage Wes nach seinem überzähligen Bett. Kyle kann hierher zurückkommen und alles ist wieder so, wie es sein sollte.«

»Wunderbar«, sagte Ian, und obwohl ich ihm nicht ins Gesicht sah, wusste ich, dass er mit den Augen rollte.

»Wunderbar«, flüsterte ich und spürte erneut die Rasierklinge zwischen den Rippen.

Besorgt

Wunderbar, knurrte ich. *Einfach wunderbar.*

Ian kam herüber, um mir beim Mittagessen Gesellschaft zu leisten. Er hatte ein strahlendes Lächeln aufgesetzt, um mich aufzuheitern ... mal wieder.

Ich habe das Gefühl, dass du es in letzter Zeit mit dem Sarkasmus etwas übertreibst, sagte Melanie.

Ich werde es mir merken.

In der letzten Woche hatte ich nicht viel von ihr gehört. Keine von uns beiden war im Moment eine besonders angenehme Gesellschaft. Es war besser, wenn wir soziale Kontakte vermieden, sogar untereinander.

»Hey, Wanda«, begrüßte Ian mich und glitt auf den Tresen neben mir. Er hatte eine dampfende Schale Tomatensuppe in der Hand. Meine stand neben mir, kalt geworden und noch halbvoll. Ich spielte an einem Brötchen herum und zupfte es in winzige Stückchen.

Ich antwortete ihm nicht.

»Komm schon.« Er legte mir die Hand aufs Knie. Mels Reaktion war ziemlich lethargisch. Sie war an diese Dinge inzwischen zu sehr gewöhnt, um sich noch richtig darüber aufzuregen. »Heute kommen sie zurück. Noch vor Sonnenuntergang, ganz bestimmt.«

»Das hast du vor drei Tagen auch schon gesagt und vorgestern und gestern wieder«, erinnerte ich ihn.

»Heute habe ich ein richtig gutes Gefühl. Sei nicht eingeschnappt - das ist so menschlich«, zog er mich auf.

»Ich bin nicht eingeschnappt.« Ich war es wirklich nicht. Ich machte mir solche Sorgen, dass ich kaum geradeaus denken konnte. Ich hatte für nichts anderes Energie übrig.

»Das ist nicht der erste Beutezug, bei dem Jamie dabei ist.«

»Das tröstet mich ungemein.« Schon wieder dieser Sarkasmus. Melanie hatte Recht - ich übertrieb es wirklich.

»Jared und Geoffrey und Trudy sind bei ihm. Und Kyle ist *hier.«* Ian lachte. »Also können sie überhaupt nicht in Schwierigkeiten geraten.«

»Ich will nicht darüber reden.«

»Okay.«

Er richtete seine Aufmerksamkeit aufs Essen und ließ mich in Ruhe vor mich hin schmoren. Das war nett an Ian - er versuchte immer, mir zu geben, was ich wollte, auch wenn wir beide nicht wussten, was das eigentlich war. Abgesehen natürlich von seinen dauernden Versuchen, mich von meiner momentanen Angst abzulenken. Ich wusste, dass ich das nicht wollte. Ich wollte mir Sorgen machen; es war das Einzige, was ich tun konnte.

Es war jetzt einen Monat her, dass ich wieder zu Jamie und Jared ins Zimmer gezogen war. Drei Wochen davon hatten wir vier zusammengewohnt. Jared schlief auf einer Matratze, die ans Kopfende des Bettes gezwängt war, auf dem Jamie und ich schliefen.

Ich hatte mich daran gewöhnt - an das mit dem Schlafen zumindest; es fiel mir jetzt schwer, allein in dem leeren Zimmer zu sein. Ich vermisste die Geräusche der beiden anderen atmenden Körper.

Ich hatte mich allerdings nicht daran gewöhnt, jeden Morgen mit Jared im selben Zimmer aufzuwachen. Ich brauchte immer noch eine Sekunde zu lange, um seinen Morgengruß zu erwidern. Ihm war auch nicht ganz wohl dabei, aber er war immer höflich. Wir waren beide sehr höflich.

Es lief inzwischen fast immer nach einem festen Schema ab.

»Guten Morgen, Wanda, wie hast du geschlafen?«

»Gut, danke, und du?«

»Gut, danke. Und ... Mel?«

»Sie auch, danke.«

Jamies euphorische Stimmung und sein glückliches Geplapper ließen die Situation nicht zu angespannt werden. Er sprach oft über - und mit - Melanie, bis ihr Name in Jareds Anwesenheit nicht mehr so ein Reizwort war wie früher. Von Tag zu Tag wurde es ein bisschen angenehmer, mein Leben ein bisschen erfreulicher.

Wir waren ... beinahe glücklich. Beide, Melanie und ich.

Und dann war Jared vor einer Woche erneut auf Tour gegangen - hauptsächlich, um kaputte Werkzeuge zu ersetzen - und hatte Jamie mitgenommen.

»Bist du müde?«, fragte Ian.

Ich merkte, dass ich mir die Augen rieb. »Eigentlich nicht.«

»Du schläfst immer noch nicht gut.«

»Es ist zu still.«

»Ich könnte bei dir schlafen - oh, beruhige dich, Melanie. Du weißt, was ich meine.«

Ian bemerkte immer, wenn Melanies Feindseligkeit mich zusammenzucken ließ.

»Du meintest doch, sie würden heute zurückkommen«, forderte ich ihn heraus.

»Du hast Recht. Vermutlich ist es nicht nötig, die Schlafplätze umzuverteilen.« Ich seufzte.

»Vielleicht solltest du dir den Nachmittag freinehmen.«

»Sei nicht albern«, erklärte ich ihm. »Ich bin fit genug zum Arbeiten.«

Er grinste, als hätte ich etwas gesagt, das ihm gefiel. Etwas, von dem er gehofft hatte, ich würde es sagen.

»Gut. Ich könnte Hilfe bei einer Sache gebrauchen.« »Was für eine Sache?« »Ich zeige es dir - bist du fertig mit Essen?«

Ich nickte.

Er nahm meine Hand, als er mich aus der Küche führte. Auch das war inzwischen so normal, dass Melanie kaum protestierte.

»Warum gehen wir hier lang?« Auf dem abgelegenen östlichen Feld gab es nichts mehr zu tun. Wir waren in der Gruppe gewesen, die es heute Morgen bewässert hatte.

Ian antwortete nicht. Er grinste immer noch.

Er führte mich weit in den östlichen Tunnel hinein, am Feld vorbei und in den Gang, der nur zu einem Ort führte. Ich konnte den Widerhall von Stimmen hören und ein gelegentliches dumpfes Geräusch, das ich nicht gleich zuordnen konnte. Der abgestandene, muffige Schwefelgeruch half mir, die Geräusche mit der dazugehörigen Erinnerung zu verknüpfen.

»Ian, ich bin nicht in der Stimmung.«

»Du hast gesagt, du wärst fit.«

»Zum Arbeiten, nicht zum Fußballspielen.«

»Aber Lily und Wes werden furchtbar enttäuscht sein. Ich habe ihnen ein Spiel zwei gegen zwei versprochen. Sie haben heute Morgen so hart gearbeitet, um sich heute Nachmittag freinehmen zu können ...«

»Versuch nicht, mir Schuldgefühle einzureden«, sagte ich, als wir um die letzte Kurve bogen. Ich konnte das blaue Licht mehrerer Lampen sehen und Schatten, die davor umherflitzten.

»Klappt das etwa nicht?«, zog er mich auf. »Komm schon, Wanda. Es wird dir guttun.«

Er zog mich in die niedrige Sporthalle, wo Lily und Wes sich den Ball über die ganze Länge des Spielfelds hinweg zuspielten.

»Hey, Wanda. Hey, Ian«, rief Lily uns zu.

»Dieses Spiel gewinne ich, O'Shea«, warnte ihn Wes.

»Du wirst mich doch nicht gegen Wes verlieren lassen, oder?«, murmelte Ian.

»Du könntest sie auch allein schlagen.«

»Es wäre trotzdem eine Strafe. Ich würde nie darüber hinwegkommen.«

Ich seufzte. »Also gut. Dann los.«

Ian umarmte mich mit - wie Melanie fand, unnötiger - Begeisterung. »Du bist die Beste im ganzen bekannten Universum.«

»Danke«, murmelte ich trocken.

»Bereit für eine Demütigung, Wanda?«, stichelte Wes. »Ihr habt vielleicht den Planeten eingenommen, aber dieses Spiel wirst du verlieren.«

Ian lachte, aber ich reagierte nicht. Der Witz verursachte mir Unbehagen. Wie konnte er über so etwas Witze machen? Die Menschen überraschten mich immer wieder.

Melanie eingeschlossen. Sie war genauso schlecht gelaunt gewesen wie ich, aber jetzt war sie ganz aufgeregt.

Letztes Mal konnten wir nicht mitspielen, erklärte sie. Ich spürte ihren Drang zu rennen - zum Vergnügen, nicht aus Angst. Sie war immer gerne gerannt ... *Nichtstun bringt sie auch nicht früher nach Hause. Etwas Ablenkung kann nicht schaden.* Sie dachte bereits über die Strategie des Spiels nach und schätzte unsere Gegner ab.

»Kennst du die Regeln ...?«, fragte Lily mich unsicher.

Ich nickte. »Ich erinnere mich daran.«

Geistesabwesend hob ich meine Ferse, umfasste mein Fußgelenk und zog daran, um die Muskeln zu dehnen. Es war eine vertraute

traute Bewegung für meinen Körper, ich dehnte das andere Bein und freute mich, dass es sich gesund anfühlte. Der Bluterguss auf der Rückseite meines Schenkels war blassgelb, fast verschwunden. Meine Seite fühlte sich gut an, weshalb ich glaubte, dass meine Rippe gar nicht gebrochen gewesen war.

Vor zwei Wochen hatte ich beim Spiegelputzen mein Gesicht gesehen. Die Narbe, die sich auf meiner Wange bildete, war dunkelrot und so groß wie meine Handfläche, mit einem unregelmäßigen Rand. Melanie machte das mehr aus als mir.

»Ich gehe ins Tor«, erklärte Ian, während Lily nach hinten ging und Wies neben dem Ball hin und her hüpfte. Ein ungleiches Spiel. Das gefiel Melanie. Konkurrenz spornte sie an.

Sobald das Spiel begonnen hatte - indem Wes den Ball zu Lily zurückspielte und dann loslief, um sich von mir zu lösen, damit er Lilys Pass entgegennehmen konnte -, blieb wenig Zeit zum Denken. Nur zum Reagieren und Fühlen. Ich sah Lily ihren Körper bewegen und schätzte die Richtung ab, in die sie den Ball schießen würde. Fing den Ball ab, bevor Wes ihn erwischte - haha, er war überrascht davon, wie schnell ich war -, spielte ihn Ian zu und lief das Feld hoch. Lily war zu weit aus dem Tor herausgekommen. Wir veranstalteten ein Wettrennen zum Lampen-Torpfosten und ich gewann. Ian spielte mir einen perfekten Pass zu und ich schoss das erste Tor.

Es fühlte sich gut an - die Bewegung der Muskeln, das Schwitzen vor körperlicher Anstrengung anstatt einfach bloß wegen der der ewigen Hitze, das Zusammenspiel mit Ian. Wir waren ein gutes Team. Ich war schnell und er konnte todsicher zielen. Wes' Hänseleien verstummten, noch bevor Ian das dritte Tor geschossen hatte.

Lily erklärte das Spiel für beendet, als wir bei einundzwanzig Toren waren. Sie atmete schwer. Ich nicht, ich fühlte mich gut - meine Muskeln waren warm und geschmeidig.

Wes wollte eine Revanche, aber Lily konnte nicht mehr. »Akzeptier es, sie sind einfach besser.«

»Man hat uns betrogen.«

»Niemand hat behauptet, sie könne nicht spielen.«

»Es hat uns aber auch keiner gesagt, dass sie ein Profi ist.«

Das gefiel mir - es brachte mich zum Lächeln.

»Sei kein schlechter Verlierer«, sagte Lily und streckte die Hand aus, um ihn spielerisch am Bauch zu kitzeln. Er packte ihre Finger und zog sie näher zu sich heran. Sie lachte und wich ihm aus, aber Wes zog sie an sich und drückte ihr einen festen Kuss auf den lachenden Mund.

Ian und ich wechselten einen kurzen, erstaunten Blick.

»Für dich verliere ich gern«, erklärte Wes und ließ sie dann los. Lilys zarte karamellfarbene Haut war auf ihren Wangen und am Hals ein wenig rot geworden. Sie linste zu Ian und mir herüber, um zu sehen, wie wir reagierten.

»Und jetzt«, fuhr Wes fort, »gehe ich Verstärkung holen. Mal sehen, wie sich dein kleiner Neuzugang gegen Kyle behauptet, Ian.« Er warf den Ball im hohen Bogen in die hintere dunkle Ecke der Höhle, wo ich ihn in die Quelle platschen hörte.

Ian trabte los, um ihn zurückzuholen, während ich Lily weiterhin neugierig ansah.

Sie lachte über meinen Gesichtsausdruck und klang dabei ungewohnt selbstbewusst. »Ich weiß, ich weiß.«

»Wie lange ... geht das schon?«, fragte ich. Sie verzog das Gesicht. »Entschuldige, das geht mich nichts an.«

»Schon okay. Ist ja kein Geheimnis - wie könnte man hier auch Geheimnisse haben? Es ist nur einfach noch ... ganz neu für mich. Eigentlich bist du schuld daran«, fügte sie hinzu und lächelte dabei, um deutlich zu machen, dass sie mich nur aufziehen wollte.

Trotzdem war ich ein bisschen schuldbewusst. Und verwirrt. »Was habe ich denn gemacht?«

»Nichts«, versicherte sie mir. »Es war seine ... Reaktion auf dich, die mich überrascht hat. Ich wusste nicht, dass er so viel Tiefgang hat. Er war mir eigentlich vorher nie aufgefallen. Okay, er ist zu jung für mich, aber was spielt das hier für eine Rolle?« Sie lachte erneut. »Seltsam, wie das Leben und die Liebe weitergehen. Das hatte ich nicht erwartet.«

»Stimmt. Irgendwie komisch, wie das immer wieder passiert«, pflichtete Ian ihr bei. Ich hatte ihn nicht zurückkommen hören. Er legte mir den Arm um die Schultern. »Aber auch schön. Du weißt doch, dass er von Anfang an in dich vernarrt war, oder?«

»Er hat es mir gesagt. Mir war es nicht aufgefallen.«

Ian lachte. »Dann bist du die Einzige. So, Wanda, wie wär's mit einem Spiel eins zu eins, während wir warten?«

Ich konnte Melanies wortlose Begeisterung spüren. »Okay.«

Er überließ zuerst mir den Ball, hielt sich zurück und drückte sich vor dem Tor herum. Mein erster Schuss ging zwischen ihm und dem Torpfosten hindurch, ein Treffer. Ich stürzte mich auf ihn, als er anspielte, und eroberte den Ball zurück. Ich traf erneut.

Er lässt uns gewinnen, murrte Mel.

»Los, Ian. Spiel richtig.«

»Mach ich doch.«

Sag ihm, er spielt wie ein Mädchen.

»Du spielst wie ein Mädchen.«

Er lachte und ich nahm ihm erneut den Ball ab. Meine Hänselei hatte noch nicht gereicht. Dann hatte ich eine Eingebung und schoss den Ball ins Tor ... vermutlich war es das letzte Mal, dass mir das gelingen würde.

Mel widersprach. *Deine Idee gefällt mir nicht.*

Aber ich wette, es funktioniert.

Ich warf den Ball wieder in die Mitte des Spielfelds. »Wenn du gewinnst, kannst du bei mir im Zimmer schlafen, während sie weg sind.« Es konnte nicht schaden, mal wieder gut zu schlafen.

»Der Erste, der zehn Treffer landet, hat gewonnen.« Keuchend kickte er den Ball so fest an mir vorbei, dass er von der weit entfernten, unsichtbaren Wand hinter meinem Tor abprallte und zu uns zurück geflogen kam.

Ich sah Lily an. »War der vorbei?«

»Nein, ich glaube, der ging mitten rein.« »Eins zu drei«, verkündete Ian.

Es dauerte eine Viertelstunde, bis er gewonnen hatte, aber immerhin bekam ich richtig was zu tun. Ich schaffte sogar noch ein Tor, auf das ich sehr stolz war. Als er mir den Ball abnahm und ihn zum letzten Mal zwischen meinen Torpfosten hindurchsegeln ließ, schnappte ich nach Luft. Er war nicht außer Atem.

»Zehn zu vier, ich habe gewonnen.«

»Gutes Spiel«, keuchte ich.

»Müde?«, fragte er, wobei er seinen unschuldigen Tonfall etwas überstrapazierte. Es war witzig gemeint. Er streckte sich. »Ich glaube, ich habe auch die nötige Bettschwere.« Er warf mir einen übertrieben lüsternen Blick zu. Ich zuckte zusammen.

»Komm schon, Mel, du weißt, ich mache nur Spaß. Sei nicht so.«

Lily beäugte uns verblüfft.

»Jareds Melanie hat was gegen mich«, erklärte Ian ihr augenzwinkernd.

Ihre Augenbrauen gingen in die Hohe. »Wie ... interessant.«

»Komisch, dass Wes so lange braucht«, murmelte Ian, ohne ihre Reaktion zu beachten. »Sollen wir mal nachsehen? Ich könnte etwas zu trinken gebrauchen.«

»Ich auch«, stimmte ich ihm zu.

»Bringt mir was mit.« Lily lag halb auf dem Boden und rührte sich nicht vom Fleck.

Als wir den schmalen Tunnel betraten, umfasste Ian mit einem Arm locker meine Taille.

»Weißt du«, sagte er, »es ist wirklich ungerecht von Melanie, *dich* leiden zu lassen, wenn sie wütend auf mich ist.«

»Seit wann sind Menschen gerecht?«

»Eins zu null für dich.«

»Im Übrigen würde sie liebend gern *dir* Leid zufügen, wenn ich sie ließe.«

Er lachte.

»Schön, das mit Wes und Lily, findest du nicht?«, sagte er.

»Ja. Sie wirken beide sehr glücklich. Das gefällt mir.«

»Mir gefällt es auch. Wes hatte am Ende Erfolg bei seinem Mädchen. Das gibt mir Hoffnung.« Er zwinkerte mir zu. »Glaubst du, Melanie würde dir großen Ärger machen, wenn ich dich jetzt küsste?«

Eine Sekunde lang erstarrte ich, dann atmete ich tief durch. »Wahrscheinlich.«

Allerdings.

»Auf jeden Fall.«

Ian seufzte.

Gleichzeitig hörten wir Wes rufen. Seine Stimme ertönte vom Ende des Tunnels und kam mit jedem Wort näher.

»Sie sind wieder da! Wanda, sie sind zurück!«

Ich brauchte weniger als eine Sekunde, um zu realisieren, was er sagte, und dann sprintete ich los. Hinter mir murmelte Ian irgendwas über vergebliche Liebesmüh.

Ich rannte Wes beinahe über den Haufen. »Wo sind sie?«, keuchte ich.

»Auf dem Platz.«

Und schon rannte ich weiter. Ich suchte die Umgebung bereits mit den Augen ab, als ich in die große Gartenhöhle stürmte. Es war nicht schwer, sie zu finden. Jamie stand vor einer Gruppe von Leuten neben dem Eingang zum südlichen Tunnel.

»Hey, Wanda!«, brüllte er und winkte.

Während ich um das Feld herumrannte, hielt Trudy seinen Arm fest, als wollte sie ihn daran hindern, mir entgegenzulaufen.

Mit beiden Händen packte ich seine Schultern und zog ihn dann an mich. »Oh, Jamie!«

»Hast du mich vermisst?«

»Nur ein kleines bisschen. Wo sind denn alle? Sind sie wieder zurück? Sind alle okay?« Außer Jamie war Trudy die Einzige hier, die mit auf der Tour war. Alle anderen in der kleinen Menge - Lucina, Ruth Ann, Kyle, Travis, Violetta, Reid - hießen sie willkommen.

»Alle sind heile wieder zurück«, versicherte mir Trudy.

Mein Blick schweifte durch die große Höhle. »Wo sind sie?«

»Äh ... aufräumen, auspacken ...«

Ich wollte meine Hilfe anbieten - irgendwas, das mich in Jareds Nähe führte, damit ich mich mit eigenen Augen versichern konnte, dass er in Sicherheit war -, aber ich wusste, dass man mir nicht erlauben würde zu sehen, wo die Waren hereingebracht wurden.

»Du siehst aus, als könntest du ein Bad gebrauchen«, erklärte ich Jamie und strubbelte ihm durch sein schmutziges, verfilztes Haar, ohne ihn loszulassen.

»Er muss sich hinlegen*«,* sagte Trudy.

»Trudy«, murmelte Jamie und guckte sie böse an.

Trudy warf mir einen kurzen Blick zu und sah dann weg.

»Hinlegen ...?« Ich starrte Jamie an und schob ihn von mir weg, um ihn genau ansehen zu können. Er sah nicht müde aus - seine Augen leuchteten und seine Wangen wurden plötzlich rot unter seiner Bräune.

Mein Blick suchte ihn ab und blieb dann an seinem rechten Bein hängen.

In seiner Hose war ein ausgefranstes Loch, ein paar Zentimeter über seinem Knie. Der Stoff um das Loch herum war von einem dunklen Rotbraun und die unheilvolle Farbe erstreckte sich von dort in einem langen Streifen das ganze Hosenbein hinunter.

Blut, stellte Melanie entsetzt fest.

»Jamie! Was ist passiert?«

»Danke, Trudy.«

»Sie hätte es sowieso bald bemerkt. Komm mit, du kannst auch beim Humpeln reden.«

Trudy schob ihren Arm unter seinen und half ihm, langsam auf dem linken Bein vorwärtszuhüpfen.

»Jamie, sag mir, was passiert ist!« Ich legte von der anderen Seite den Arm um ihn und versuchte so viel wie möglich von seinem Gewicht zu tragen.

»Etwas total Dämliches. Und ich allein bin schuld daran. Und es hätte genauso gut hier passieren können.«

»Sag es mir.«

Er seufzte. »Ich bin mit einem Messer in der Hand gestolpert.«

Ich schauderte. »Sollten wir dich nicht besser in die andere Richtung bringen? Du musst zu Doc.«

»Da komme ich gerade her. Dort sind wir als Erstes gewesen.«

»Und was hat Doc gesagt?«

»Es ist alles okay. Er hat die Wunde gesäubert und verbunden und gesagt, ich soll mich hinlegen.«

»Und musst du jetzt den ganzen Weg laufen? Warum bist du nicht im Krankenflügel geblieben?«

Jamie verzog das Gesicht und warf Trudy einen Blick zu, als suchte er nach einer Antwort.

»In seinem eigenen Bett hat Jamie es bequemer«, schlug sie vor.

»Genau«, stimmte er schnell zu. »Wer will schon auf einem dieser fürchterlichen Feldbetten liegen müssen?«

Ich sah sie an und warf dann einen Blick zurück über die Schulter. Die Menge war weg. Ich konnte ihre Stimmen durch den südlichen Gang hallen hören.

Was ist hier los?, wunderte sich Melanie argwöhnisch.

Mir ging plötzlich auf, dass Trudy auch nicht viel besser lügen konnte als ich. Als sie gesagt hatte, dass die anderen Rückkehrer ausluden und aufräumten, hatte ihre Stimme einen falschen Unterton gehabt. Es kam mir so vor, als hätte ich gesehen, wie ihr Blick nach rechts gehuscht war, zum südlichen Tunnel.

»Hey, Junge! Hey, Trudy!« Ian hatte uns eingeholt.

»Hi, Ian«, begrüßten sie ihn gleichzeitig.

»Was ist denn hier passiert?«

»Ich bin in ein Messer gefallen«, grunzte Jamie und zog den Kopf ein.

Ian lachte.

»Ich finde das nicht lustig«, erklärte ich ihm mit fester Stimme. Melanie, die in meinem Kopf fast außer sich war vor Sorge, stellte sich vor, ihm eine runterzuhauen. Ich beachtete sie nicht.

»Das kann jedem mal passieren«, sagte Ian und boxte Jamie leicht auf den Arm.

»Genau«, murmelte Jamie.

»Wo sind denn alle?«

Ich beobachtete Trudy aus den Augenwinkeln, als sie ihm antwortete.

»Sie ... äh ... mussten noch zu Ende ausladen.« Diesmal blickte sie absichtlich zum südlichen Tunnel; Ians Miene versteinerte und er sah eine halbe Sekunde lang wütend aus. Dann sah Trudy wieder zu mir und bemerkte, dass ich sie beobachtete.

Lenk sie ab, flüsterte Melanie.

Ich sah schnell auf Jamie hinunter.

»Hast du Hunger?«, fragte ich ihn.

»O ja.«

»Wann hast du eigentlich mal *keinen* Hunger?«, zog Ian ihn auf. Sein Gesicht hatte sich wieder entspannt. Er war besser im Täuschen als Trudy.

Als wir unser Zimmer erreichten, sank Jamie dankbar auf die große Matratze.

»Geht es dir wirklich gut?«, fragte ich nach.

»Es ist nicht schlimm. Ehrlich. Doc sagt, in ein paar Tagen bin ich wieder fit.«

Ich nickte, obwohl ich nicht überzeugt war.

»Ich gehe aufräumen«, murmelte Trudy und verschwand.

Ian lehnte sich gegen die Wand und blieb.

Sieh beim Lügen nach unten, riet Melanie.

»Ian?« Ich starrte gebannt auf Jamies blutiges Bein. »Würde es dir was ausmachen, uns etwas zu essen zu holen? Ich habe auch Hunger.«

»Au ja. Bring uns was Leckeres.«

Ich konnte Ians Blick auf mir spüren, aber ich sah nicht hoch.

»Okay«, willigte er ein. »Ich bin sofort zurück.« Er betonte das *sofort.*

Ich hielt den Blick gesenkt, als untersuchte ich die Wunde, bis ich seine Schritte nicht mehr hörte.

»Du bist doch nicht böse auf mich?«, fragte Jamie.

»Natürlich nicht.«

»Ich weiß, du wolltest nicht, dass ich mitgehe.«

»Jetzt bist du in Sicherheit, das ist das Einzige, was zählt.« Geistesabwesend tätschelte ich seinen Arm. Dann stand ich auf und ließ meine Haare, die inzwischen kinnlang waren, nach vorne fallen, um mein Gesicht zu verbergen.

»Ich bin gleich zurück - ich habe vergessen, Ian etwas zu sagen.«

»Was?«, fragte er, von meinem Tonfall verwirrt.

»Kommst du hier alleine klar?«

»Natürlich«, erwiderte er abgelenkt.

Ich verschwand durch den Paravent, bevor er noch etwas fragen konnte.

Der Gang war leer, Ian nicht mehr zu sehen. Ich musste mich beeilen. Ich wusste, dass er bereits Verdacht geschöpft hatte; er hatte bemerkt, dass ich Trudys verlegene Erklärung nicht geglaubt hatte. Er würde nicht lange wegbleiben.

Ich ging schnell, rannte aber nicht, als ich den großen Platz überquerte. Zielstrebig, als sei ich auf einem Botengang. Nur ein paar Leute waren hier - Reid, der auf den Gang zum Bad zuging; Ruth, Ann und Heidi, die neben dem östlichen Flur standen und sich unterhielten; Lily und Wes, die mir den Rücken zugekehrt hatten und Händchen hielten. Niemand beachtete mich. Ich blickte geradeaus, als ginge ich nicht auf den südlichen Tunnel zu, und bog erst in letzter Sekunde ab.

Sobald mich die Schwärze des Gangs umfing, beschleunigte ich meinen Schritt und lief den vertrauten Weg entlang.

Eine Ahnung sagte mir, dass es um dasselbe ging wie beim letzten Mal, als Jared und die anderen von einer Tour zu rückgekommen waren, als alle traurig gewesen waren und Doc sich betrunken hatte und niemand meine Fragen beantworten wollte. Heute passierte es wieder - das, was ich nicht wissen sollte. Was ich laut Ian auch nicht wissen wollte. Ich bekam eine Gänsehaut im Nacken. Vielleicht wollte ich es wirklich nicht wissen.

Willst du wohl. Wir wollen es beide.

Ich habe Angst.

Ich auch.

So leise ich konnte, rannte ich den dunklen Tunnel entlang.

Entsetzt

Als ich Stimmen hörte, wurde ich langsamer. Ich war nicht nah genug am Krankenflügel, dass es schon Doc sein konnte. Ein paar andere waren anscheinend auf dem Rückweg. Ich drückte mich gegen die Felswand und schlich, so leise ich konnte, vorwärts. Mein Atem ging stoßweise vom Rennen. Ich hielt mir den Mund zu, um das Geräusch zu dämpfen.

»... warum wir das immer wieder machen«, klagte jemand.

Ich war mir nicht sicher, wessen Stimme das war. Die Stimme von jemandem, den ich nicht gut kannte. Violetta vielleicht? Sie hatte denselben niedergeschlagenen Unterton, den ich vom letzten Mal kannte. Jetzt zweifelte ich nicht mehr, ob ich mir das alles vielleicht nur einbildete.

»Doc wollte nicht. Diesmal war es Jareds Idee.«

Ich war mir sicher, dass das jetzt Geoffrey war, obwohl seine Stimme durch den unterdrückten Ekel darin verändert klang. Geoffrey war natürlich mit Trudy auf Tour gewesen. Sie machten alles gemeinsam.

»Ich dachte, er wäre immer absolut dagegen gewesen?« Das war Travis, vermutete ich.

»Er ist jetzt stärker ... motiviert«, antwortete Geoffrey. Seine Stimme war ruhig, aber ich merkte, dass er sich über irgendetwas ärgerte.

Sie gingen nur etwa eine Handbreit entfernt an der Stelle vorbei, wo ich mich gegen den Fels presste. Ich erstarrte und hielt den Atem an.

»Ich finde das krank«, murmelte Violetta. »Widerlich. Es wird niemals funktionieren.«

Sie gingen langsam, ihre Schritte schwer vor Verzweiflung.

Niemand antwortete ihr. Keiner sagte mehr etwas, solange sie in meiner Hörweite waren. Ich wartete, bis ihre Schritte ein wenig verklungen waren, aber ich konnte nicht stehen bleiben, bis das Geräusch ganz verhallt war. Ian folgte mir wahrscheinlich schon.

So schnell ich konnte, schlich ich voran und begann wieder zu rennen, sobald ich es für sicher hielt.

Als ich den ersten schwachen Schein des Tageslichts sah, das um die vor mir liegende Kurve in den Tunnel schien, drosselte ich das Tempo, bewegte mich aber immer noch schnell vorwärts. Ich wusste, dass ich hinter dem sanften Bogen den Eingang zu Docs Reich sehen würde. Ich folgte der Kurve und das Licht wurde heller.

Ich setzte jetzt leise und behutsam einen Fuß vor den anderen. Es war ganz still. Einen Moment lang fragte ich mich, ob ich mich geirrt hatte und gar niemand hier war. Aber als dann der unregelmäßige Eingang in Sicht kam, der einen großen Fleck aus weißem Sonnenlicht an die gegenüberliegende Wand warf, konnte ich ein leises Schluchzen hören.

Auf Zehenspitzen schlich ich bis an den Rand des Durchgangs und hielt an, um zu lauschen.

Das Schluchzen dauerte an. Gleichzeitig war ein anderes Geräusch zu hören, ein sanftes, rhythmisches Klopfen.

»Ganz ruhig.« Das war Jebs belegte Stimme. »Ist ja gut, ist gut, Doc. Nimm es dir nicht so zu Herzen.«

Gedämpfte Schritte, von mehr als einer Person, bewegten sich durch den Raum. Stoff raschelte. Ein wischendes Geräusch. Es erinnerte mich an die Geräusche beim Saubermachen.

Ich nahm einen Geruch wahr, der nicht hierhergehörte. Eigenartig ... nicht direkt metallisch, aber ich kam auch nicht darauf, was es sonst war. Der Geruch war mir nicht vertraut - ich war mir sicher, dass ich so etwas nie zuvor gerochen hatte - und doch hatte ich das seltsame Gefühl, dass er mir eigentlich vertraut sein *müsste.*

Ich hatte Angst, um die Ecke zu biegen.

Was ist das Schlimmste, das uns passieren kann?, argumentierte Mel. *Weggeschickt zu werden?*

Du hast Recht.

Die Dinge hatten sich wirklich verändert, wenn das das Schlimmste war, was ich von den Menschen noch zu erwarten hatte.

Ich atmete tief durch - wobei ich erneut diesen seltsamen, unpassenden Geruch wahrnahm - und bog um die felsige Ecke in das Krankenzimmer.

Niemand bemerkte mich.

Doc kniete auf dem Boden; das Gesicht hatte er in den Händen vergraben und seine Schultern bebten. Jeb hatte sich über ihn gebeugt und klopfte ihm auf den Rücken.

Jared und Kyle legten eine behelfsmäßige Bahre neben eins der beiden Feldbetten, die in der Mitte des Raumes standen. Jareds Gesicht war unbeweglich - die Maske war während seiner Abwesenheit zurückgekehrt.

Die Feldbetten waren nicht leer wie sonst immer. Etwas, das unter dunkelgrünen Laken verborgen war, füllte ihre komplette Länge aus. Lang und unregelmäßig mit vertrauten Rundungen ...

Docs selbstgemachter Schreibtisch stand am Kopfende der beiden Feldbetten, dort, wo das Sonnenlicht am hellsten war. Der Tisch glitzerte silbrig - glänzende Skalpelle und eine Ansammlung antiquierter OP-Werkzeuge, deren Namen ich nicht kannte.

Aber heller noch leuchteten andere silberne Dinge. Glitzernde Silberstücke, die in verdrehten, misshandelten Fetzen auf dem Tisch verstreut waren ... winzige ausgerissene, nackte und zerfetzte Silberfasern ... Spritzer einer silbernen Flüssigkeit, die auf dem Tisch, der Decke, den Wänden verschmiert war ...

Die Stille im Raum wurde von meinem Schrei zerrissen. Der ganze Raum wurde zerrissen. Er wankte und drehte sich bei dem Geräusch, wirbelte um mich herum, so dass ich den Weg nach draußen nicht finden konnte. Die Wände, die silberbefleckten Wände wuchsen in die Höhe und blockierten den Ausgang, egal, wohin ich mich wandte.

Jemand rief meinen Namen, aber ich konnte nicht erkennen, wessen Stimme es war. Das Schreien war zu laut. Es tat in meinem Kopf weh. Die Felswand, an der Silber herunterrann, stürzte auf mich und ich fiel zu Boden. Schwere Hände hielten mich dort fest.

»Doc, Hilfe!«

»Was ist los mit ihr?«

»Hat es einen Anfall?«

»Was hat sie gesehen?«

»Nichts ... nichts. Wir haben die Körper abgedeckt!«

Das war eine Lüge! Die Körper waren grauenhaft entblößt - in obszönen Verrenkungen über dem glitzernden Tisch verteilt. Entstellte, verstümmelte, gequälte Körper, in Fetzen gerissen ... Ich hatte die noch nicht voll entwickelten Fühler, die immer noch mit dem abgeschnittenen Vorderteil eines Kindes verbunden waren, genau gesehen. Noch ein Kind! Ein Baby! Ein Baby, achtlos in Stücke gerissen und über den blutverschmierten Tisch verteilt...

Mein Magen drehte sich, so wie sich die Wände um mich drehten, und Säure stieg mir die Kehle hoch.

»Wanda? Kannst du mich hören?«

»Ist sie bei Bewusstsein?«

»Ich glaube, sie muss sich übergeben.«

Die letzte Stimme hatte Recht. Kräftige Hände hielten meinen Kopf, während die Magensäure mit Gewalt überlief.

»Was machen wir mit ihr, Doc?«

»Haltet sie fest, damit sie sich nicht selbst verletzt.«

Ich hustete und wand mich, versuchte zu entkommen. Meine Kehle war wieder frei.

»Lasst mich los!«, stieß ich schließlich hervor. Die Wörter klangen verzerrt. »Geht weg von mir! Geht weg, ihr Monster! Folterknechte!«

Ich kreischte erneut wortlos, kämpfte gegen die Arme, die mich festhielten, an.

»Beruhige dich, Wanda! Schsch! Alles ist gut!« Das war Jareds Stimme. Ausnahmsweise spielte es keine Rolle, dass es Jared war.

»Monster!«, schrie ich ihn an.

»Sie ist hysterisch«, sagte Doc. »Halt sie fest.«

Ein harter, stechender Schlag peitschte mir ins Gesicht. Ich hörte ein Keuchen, weit weg von dem Tumult direkt um mich herum.

»Was *tust* du denn da?«, brüllte Ian.

»Sie hat einen Anfall oder so etwas, Ian. Doc versucht sie wieder zu sich zu bringen.«

Meine Ohren klingelten, allerdings nicht von dem Schlag. Es war der Geruch - der Geruch des silbernen Blutes, das von den Wänden tropfte, der Geruch nach dem Blut der Seelen. Der Raum wirbelte um mich herum, als wäre er lebendig. Das Licht bildete seltsame Muster, geformt wie die Ungeheuer aus meiner Vergangenheit. Ein Geier, der seine Flügel ausbreitete, eine Klauenbestie, die ihre schweren Zangen vor meinem Gesicht schwenkte ... Doc lächelte und griff nach mir, Silber rann ihm von den Fingerspitzen... Das Zimmer drehte sich noch einmal, langsamer jetzt, und wurde dann schwarz.

Ich war nicht lange bewusstlos. Vermutlich schon wenige Sekunden später wurde mein Kopf wieder klar - viel zu klar; ich wünschte ich hätte noch länger ohne Bewusstsein bleiben können.

Ich war in Bewegung, wurde auf und ab geschaukelt, und es war zu dunkel, um etwas zu erkennen. Glücklicherweise war der grauenhafte Gestank verschwunden. Die muffige, feuchte Luft der Höhlen kam mir vor wie Parfüm.

Das Gefühl, getragen zu werden, im Ann gehalten, war mir vertraut. In der ersten Woche nachdem Kyle mich angegriffen hatte, war ich in Ians Armen viel herumgekommen.

»... dachte, sie hätte bereits vermutet, was wir da treiben. Sieht so aus, als hätte ich mich geirrt«, murmelte Jared.

»Glaubst du, das war das Problem?« Ians Stimme klang scharf in dem leisen Tunnel. »Dass sie Angst hatte, weil Doc versucht hat, die anderen Seelen herauszunehmen? Dass sie Angst um sich selbst hatte?«

Jared sagte eine Minute lang nichts. »Glaubst du das nicht?«

Ian machte ein Geräusch ganz hinten in der Kehle. »Nein, das glaube ich nicht. Auch wenn ich es widerlich finde, dass du Doc noch mehr ... Opfer mitgebracht hast, jetzt noch! Auch wenn sich mir dabei der Magen umdreht, ist es nicht das, was sie so aufgebracht hat. Wie kannst du nur so blind sein? Kannst du dir nicht vorstellen, was das da drin für einen Eindruck auf sie gemacht haben muss?«

»Ich bin sicher, dass wir die Körper abgedeckt hatten, als ...«

»Die *falschen* Körper, Jared. Oh, Wanda hätte sich bestimmt auch über eine menschliche Leiche aufgeregt - sie ist so sanftmütig; Gewalt und Tod sind nicht Teil ihrer normalen Welt. Aber denk mal darüber nach, was das auf dem Tisch für sie bedeutet haben muss.«

Jared brauchte noch einen Moment. »Oh.«

»Ja. Wenn du oder ich in eine menschliche Vivisektion geplatzt wären, mit abgetrennten Gliedmaßen, mit überall verspritztem Blut, wäre es nicht so schlimm für uns gewesen wie das vorhin für sie. Wir haben das alles schon einmal gesehen - zumindest in Horrorfilmen. Ich könnte wetten, dass ihr so etwas in ihren ganzen neun Leben noch nie begegnet ist.«

Mir wurde erneut schlecht. Seine Worte brachten mir alles wieder ins Bewusstsein. Den Anblick. Den Gestank.

»Lass mich los«, flüsterte ich. »Setz mich ab.«

»Ich wollte dich nicht wecken. Entschuldige bitte.« Die letzten Worte sagte er voller Inbrunst, als wollte er sich für mehr entschuldigen als nur dafür, mich geweckt zu haben.

»Lass mich los.«

»Es geht dir nicht gut. Ich bringe dich in dein Zimmer.«

»Nein. Setz mich sofort ab.«

»Wanda ...«

»Sofort!«, brüllte ich. Ich stieß ihn vor die Brust und strampelte gleichzeitig mit den Beinen. Mein heftiges Aufbäumen überraschte ihn. Ich rutschte ihm aus den Armen und fiel halb zu Boden, wo ich in der Hocke landete.

Ich sprang auf und rannte los.

»Wanda!«

»Lass sie.«

»Fass mich nicht an. Wanda, komm zurück!«

Es hörte sich so an, als würden sie hinter mir miteinander ringen, aber ich verlangsamte mein Tempo nicht. Natürlich kämpften sie miteinander. Es waren Menschen. Gewalt bereitete ihnen Vergnügen.

Ich hielt nicht an, als ich wieder Licht sah. Ich rannte durch die große Höhle, ohne irgendeins der Monster dort anzusehen. Ich konnte ihre Blicke auf mir spüren, aber es war mir egal.

Es war mir auch egal, wohin ich rannte. Ich wollte einfach irgendwohin, wo ich allein sein konnte. Ich vermied die Tunnel, in deren Nähe sich Leute aufhielten, und bog in den ersten leeren ein, den ich finden konnte.

Es war der östliche Tunnel. Das war bereits das zweite Mal heute, dass ich durch diesen Gang rannte - das letzte Mal voller Freude, jetzt voller Entsetzen. Es war nicht leicht, mich daran zu erinnern, wie ich mich vorhin gefühlt hatte, als ich erfuhr, dass die Beutezügler zurück waren. Jetzt kam mir alles finster und grausam vor, einschließlich ihrer Rückkehr. Sogar die Steine schienen bösartig zu sein.

Dieser Gang war auf jeden Fall die richtige Wahl für mich. Niemand hatte irgendeinen Grund hierherzukommen, und er war leer.

Ich rannte bis zum äußersten Ende des Tunnels, in die Schwärze der leeren Sporthalle hinein. Hatte ich wirklich noch vor so kurzer Zeit mit ihnen gespielt? Ihren lächelnden Gesichtern Glauben geschenkt und die Bestien darunter nicht wahrgenommen?

Ich lief vorwärts, bis ich knöcheltief in das ölige Wasser der dunklen Quelle stolperte. Ich wich mit ausgestreckter Hand zurück und tastete nach einer Wand. Als ich auf einen Vorsprung im Fels stieß, der sich scharfkantig anfühlte, kroch ich dahinter und rollte ich mich auf dem Boden zusammen.

Es ist nicht so, wie du denkst. Doc hat niemanden absichtlich verletzt, er hat nur versucht ...

Verschwinde aus meinem Kopf!, kreischte ich.

Als ich sie wegstieß - sie abwürgte, damit ich ihre Rechtfertigungen nicht ertragen musste -, bemerkte ich, wie schwach sie in all diesen freundschaftlichen Monaten geworden war. Wie viel ich zugelassen hatte. Sie ermutigt hatte.

Jetzt war es fast zu leicht, sie zum Schweigen zu bringen. So leicht, wie es von Anfang an hätte sein müssen.

Jetzt war da nur ich. Nur ich und der Schmerz und das Entsetzen, denen ich nie würde entkommen können. Nie mehr würde ich dieses Bild in meinem Kopf auslöschen können. Ich würde nie mehr frei davon sein. Es würde für immer ein Teil von mir bleiben.

Ich wusste nicht, wie ich hier trauern sollte. Ich konnte nicht auf menschliche Art um diese verlorenen Seelen trauern, deren Namen ich nie erfahren würde. Um das hingemetzelte Kind auf dem Tisch.

Auf dem Ursprung hatte ich nie trauern müssen. Ich wusste nicht, wie man es dort tat, in der wahren Heimat meiner Spezies. Also entschied ich mich für die Art der Fledermäuse. Das kam mir angemessen vor, da es hier so dunkel war, als wäre man blind. Die Fledermäuse trauerten schweigend - sie stellten über Wochen das Singen ein, bis der Schmerz über die Leere, die die fehlende Musik zurückließ, schlimmer war als der Schmerz darüber, eine Seele verloren zu haben. Dort hatte ich einen Verlust erlitten: ein Freund, der bei einem verrückten Unfall umgekommen war, erschlagen von einem nachts umstürzenden Baum, zu spät entdeckt, um ihn noch aus dem zerquetschten Körper seines Wirts retten zu können. Spiraling ... Upward ... Harmony; das waren die Worte, die seinen Namen in der hiesigen Sprache bezeichnet hätten. Nicht ganz genau, aber sie kamen seinem Namen ziemlich nahe. Sein Tod hatte kein Entsetzen verursacht. Nur Trauer. Ein Unfall.

Der gurgelnde Strom war zu unmelodiös, um mich an unsere Lieder zu erinnern. Bei seinem unharmonischen Geplätscher konnte ich trauern.

Ich schlang meine Arme fest um meinen Körper und trauerte um das Kind und die andere Seele, die zusammen mit ihm gestorben war. Meine Geschwister. Meine Familie. Wenn ich einen Weg hier hinaus gefunden hätte, wenn ich die Sucher benachrichtigt hätte, würden ihre Überreste jetzt nicht so durcheinandergeworfen in diesem blutbefleckten Raum liegen.

Ich hätte am liebsten geweint, erbärmlich geheult. Aber das war die menschliche Art zu trauern. Also presste ich meine Lippen aufeinander, kauerte mich in die Dunkelheit und verschloss den Schmerz in meinem Inneren.

Mein Schweigen, mein Trauern, wurde mir genommen.

Sie brauchten ein paar Stunden. Ich hörte sie suchen, hörte ihre verzerrten Stimmen durch die langen Luftschächte hallen. Sie riefen nach mir, erwarteten eine Antwort. Als sie keine erhielten, brachten sie Licht mit. Nicht die gedämpften blauen

Lampen, die mein Versteck hier in all der Schwärze vielleicht nie enthüllt hätten, sondern die durchdringenden gelben Kegel der Taschenlampen. Sie schwangen hin und her, wie Lichtpendel. Sogar mit den Taschenlampen fanden sie mich erst, als sie den Raum zum dritten Mal durchsuchten. Warum konnten sie mich nicht in Ruhe trauern lassen?

Als mich der Strahl einer Taschenlampe schließlich ausfindig machte, war ein erleichterter Seufzer zu hören.

»Ich hab sie gefunden! Sag den anderen, sie sollen wieder herkommen! Sie ist doch hier drin!«

Ich kannte die Summe, gab ihr aber keinen Namen. Nur ein weiteres Monster.

»Wanda? Wanda? Ist alles in Ordnung?«

Ich hob weder den Kopf noch öffnete ich die Augen. Ich trauerte.

»Wo ist Ian?«

»Was meinst du, sollen wir Jamie holen?«

»Er sollte mit seinem Bein nicht aufstehen.«

Jamie. Beim Klang seines Namens zuckte ich zusammen. Mein Jamie. Er war ebenfalls ein Monster. Er war genau wie alle anderen. Mein Jamie. Es tat körperlich weh, an ihn zu denken.

»Wo ist sie?«

»Hier drüben, Jared. Sie ... reagiert nicht.«

»Wir haben sie nicht angerührt.«

»Los, gib mir die Lampe«, sagte Jared. »Und alle anderen raus hier. Der Ausnahmezustand ist beendet. Lasst ihr ein bisschen Luft zum Atmen, okay?«

Man hörte ein schlurfendes Geräusch, das sich nicht besonders weit entfernte.

»Im Ernst, Leute. Ihr seid hier keine Hilfe. Verschwindet. Ganz raus hier.«

Das Scharren begann langsam, wurde dann aber energischer. Ich hörte, wie sich viele Schritte durch den Raum entfernten und schließlich ganz verhallten.

Jared schwieg, bis es wieder still war.

»Okay, Wanda, wir sind allein.« Er wartete auf irgendeine Art von Antwort.

»Hör zu, ich weiß, dass das ziemlich ... übel für dich gewesen sein muss. Wir wollten nicht, dass du das siehst. Es tut mir leid.«

Es tat ihm leid? Geoffrey hatte gesagt, es sei seine Idee gewesen. Er wollte mich heraustrennen, in kleine Stücke schneiden, mein Blut an der Wand verspritzen. Er würde eine Million von uns langsam verstümmeln, wenn er nur einen Weg fände, um sein Lieblingsmonster am Leben zu erhalten. Er würde uns alle in Scheiben schneiden.

Er schwieg eine ganze Weile und wartete weiterhin auf eine Reaktion von mir.

»Du willst offenbar gern allein sein. Das ist in Ordnung. Ich kann sie von dir fernhalten, wenn du das möchtest.«

Ich rührte mich nicht.

Etwas berührte mich an der Schulter. Ich zuckte zurück und drückte mich an die spitzen Steine.

»Entschuldigung«, murmelte er.

Ich hörte, wie er aufstand, und das Licht - rot hinter meinen geschlossenen Augen - wurde langsam schwächer, als er wegging.

Er traf jemanden am Ausgang.

»Wo ist sie?«

»Sie will allein sein. Lass sie in Ruhe.«

«Stell dich nur nicht schon wieder in den Weg, Howe.«

»Glaubst du, sie will von dir getröstet werden? Von einem Menschen?«

»Ich wusste nichts von diesem ...«

Jared antwortete mit leiserer Stimme, aber ich konnte immer noch ihren Widerhall hören. »Diesmal nicht. Du bist einer von uns, Ian. Ihr Feind. Hast du gehört, was sie da drin gesagt hat? >Monster<, hat sie geschrien. So sieht sie uns jetzt. Sie will deinen Trost nicht.«

»Gib mir die Lampe.«

Sie sagten nichts mehr. Eine Minute verstrich und ich hörte ein Paar Füße langsam an der Wand entlangkommen. Schließlich fiel das Licht auf mich und färbte meine Lider wieder rot.

Ich kauerte mich noch fester zusammen, da ich damit rechnete, dass er mich berühren würde.

Ein leiser Seufzer war zu hören und dann das Geräusch, wie er sich auf dem Steinboden niederließ, nicht so nah neben mir, wie ich erwartet hätte.

Mit einem Klicken erlosch das Licht.

Ich wartete lange schweigend darauf, dass er anfangen würde zu sprechen, aber er blieb genauso stumm wie ich.

Schließlich hörte ich auf zu warten und trauerte weiter. Ian unterbrach mich nicht. Ich saß in der Schwärze des großen Lochs in der Erde und trauerte um verlorene Seelen - mit einem Menschen an meiner Seite.

Verschwunden

Ian saß drei Tage mit mir in der Dunkelheit.

Er ging nur ein paarmal kurz weg, um uns Essen und Wasser zu holen. Zuerst aß und trank Ian, obwohl ich es nicht tat. Dann verstand er, dass es nicht Appetitlosigkeit war, die mein Tablett voll zurückließ, und hörte ebenfalls auf zu essen.

Ich nutzte seine kurzen Abwesenheiten immer dazu, meine körperlichen Bedürfnisse zu befriedigen, die ich nicht ignorieren konnte, und war dankbar für die Nähe des stinkenden Stroms. Mit anhaltendem Fasten verschwanden diese Bedürfnisse.

Ich konnte nicht verhindern, dass ich einschlief, aber ich machte es mir nicht bequem. Am ersten Tag stellte ich beim Aufwachen fest, dass mein Kopf und meine Schultern in seinem Schoß lagen. Ich fuhr von ihm zurück und zitterte so heftig, dass er das nicht wiederholte. Von da an sackte ich dort, wo ich war, auf den Steinen zusammen, und wenn ich aufwachte, rollte ich mich sofort wieder zu einer stummen Kugel zusammen.

»Bitte«, flüsterte Ian am dritten Tag - zumindest glaubte ich, dass es der dritte Tag war; es gab keine Möglichkeit, festzustellen, wie viel Zeit an diesem dunklen, stillen Ort verstrich. Es war das erste Mal, dass er etwas sagte.

Ich wusste, dass ein Tablett mit Essen vor mir stand. Er schob es näher, bis es an mein Bein stieß. Ich zuckte zurück.

»Bitte, Wanda. Bitte iss etwas.«

Er legte mir die Hand auf den Arm, nahm sie aber schnell wieder weg, als ich mich ihm entzog.

»Bitte hass mich nicht. Es tut mir so leid. Wenn ich das gewusst hätte ... hätte ich sie davon abgehalten. Ich werde nicht zulassen, dass das noch einmal passiert.«

Er würde sie nie davon abhalten. Er war nur einer unter vielen. Und er hatte vorher auch nichts dagegen gehabt, genau wie Jared gesagt hatte. Ich war der Feind. Sogar bei denjenigen, die am meisten Mitgefühl zeigten, war die begrenzte menschliche Fähigkeit zur Gnade für ihre eigene Spezies reserviert.

Ich wusste, dass Doc keinem Menschen absichtlich Schmerzen zufügen konnte. Ich bezweifelte sogar, dass er in der Lage war, dabei auch nur zuzusehen, so zartbesaitet war er. Aber ein Wurm, ein Tausendfüßler? Warum sollten ihn die Qualen eines fremden außerirdischen Wesens kümmern? Warum sollte es ihm etwas ausmachen, ein Baby zu ermorden - indem er es langsam Stück für Stück auseinanderschnitt -, wenn es keinen menschlichen Mund zum Schreien hatte?

»Ich hätte es dir sagen sollen«, flüsterte Ian.

Hätte es einen Unterschied gemacht, wenn ich es einfach gesagt bekommen hätte, anstatt die misshandelten Überreste selbst zu sehen?, fragte ich mich. Wäre der Schmerz weniger heftig gewesen?

»Bitte iss.«

Es kehrte wieder Stille ein. Wir saßen eine Weile so da, vielleicht noch eine Stunde lang.

Ian stand auf und ging leise davon.

Ich war mir über meine Gefühle absolut nicht im Klaren. In diesem Moment hasste ich den Körper, mit dem ich verbunden war. Wieso machte mich Ians Weggehen also traurig? Warum kam mir die Einsamkeit, die ich doch gesucht hatte, plötzlich schmerzlich vor? Ich wollte das Monster zurückhaben und das war vollkommen verkehrt.

Ich blieb nicht lange allein. Ich wusste nicht, ob Ian ihn holen gegangen war oder ob er darauf gewartet hatte, dass Ian wegging, aber ich erkannte Jeb an seinem nachdenklichen Pfeifen, das sich in der Dunkelheit näherte.

Das Pfeifen brach ein paar Fuß vor mir ab und ein lautes Klicken war zu hören. Ein gelber Lichtstrahl blendete mich. Ich blinzelte dagegen an.

Jeb stellte die Taschenlampe aufrecht hin, so dass sie einen Lichtkreis auf die niedrige Decke warf und uns in ein weitreichendes, diffuses Licht tauchte.

Jeb ließ sich neben mir an der Wand nieder.

»Du willst dich also zu Tode hungern? Ist das dein Plan?«

Ich sah auf den Steinboden hinunter.

Wenn ich ehrlich mir gegenüber war, musste ich mir eingestehen, dass meine Trauerzeit vorbei war. Ich hatte getrauert. Ich hatte weder das Kind noch die andere Seele in der Höhle des Schreckens gekannt. Ich konnte nicht ewig den Tod von Fremden beklagen. Nein, jetzt war ich wütend.

»Wenn du sterben willst, gibt es einfachere und schnellere Methoden.«

Als ob ich *das* nicht gewusst hätte.

»Dann liefer mich Doc aus«, krächzte ich.

Jeb war nicht überrascht, mich sprechen zu hören. Er nickte vor sich hin, als hätte er genau gewusst, dass ich das sagen würde.

»Hast du erwartet, wir würden einfach aufgeben, Wanderer?« Jebs Stimme war hart und ernster als je zuvor. »Wir haben einen stärkeren Selbsterhaltungstrieb. Natürlich wollen wir einen Weg finden, unser Bewusstsein wiederzubekommen. Jeden Moment könnte es irgendeinen von uns treffen. Wir haben bereits so viele Leute, die wir lieben, verloren. Es ist nicht leicht. Es bringt Doc jedes Mal fast um, wenn er versagt - das hast du ja gesehen. Aber dies ist unsere Realität, Wanda. Dies ist unsere Welt. Wir haben einen Krieg verloren. Wir sind kurz davor, ausgerottet zu werden. Wir versuchen, einen Weg zu finden, uns selbst zu retten.«

Zum ersten Mal sprach Jeb mit mir wie mit einer Seele und nicht wie mit einem Menschen. Ich hatte allerdings das Gefühl, dass ihm der Unterschied immer bewusst gewesen war. Er war einfach bloß ein höfliches Monster.

Ich konnte nicht leugnen, dass an dem, was er sagte, etwas Wahres dran war, dass es irgendwie einen Sinn ergab. Mein erstes Entsetzen war abgeklungen und ich war wieder ich selbst. Es lag in meiner Natur, fair zu sein.

Einige wenige dieser Menschen konnten sich in meine Lage versetzen; zumindest Ian. Dann konnte ich mich auch in ihre Lage versetzen. Sie waren Monster, aber vielleicht Monster, deren Tun gerechtfertigt war.

Natürlich mussten sie glauben, dass Gewalt der richtige Weg war. Sie waren nicht fähig, sich andere Lösungen auszudenken. Konnte ich ihnen vorwerfen, dass ihr genetisches Programm ihre Problemlösungsmöglichkeiten derart beschränkt hatte?

Ich räusperte mich, aber meine Stimme war immer noch rau vom mangelnden Gebrauch. »Babys aufzuschlitzen wird niemanden retten, Jeb. Jetzt sind sie *alle* tot.«

Er schwieg einen Moment. »Wir können eure Jungen nicht von den Alten unterscheiden.«

»Nein, ich weiß.«

»Ihr habt unsere Babys genauso wenig verschont.«

»Wir haben sie aber auch nicht gequält. Wir fügen niemandem absichtlich Schmerzen zu.«

»Ihr tut etwas noch viel Schlimmeres. Ihr löscht sie aus.« »Ihr tut beides.«

»Stimmt - weil wir es versuchen müssen. Wir müssen weiterkämpfen. Es ist unsere einzige Möglichkeit. Entweder wir versuchen es weiter oder wir drehen das Gesicht zur Wand und gehen zugrunde.« Er sah mich an und hob eine Augenbraue. Genauso musste das, was ich hier tat, auf ihn wirken.

Ich seufzte und griff nach der Wasserflasche, die Ian dicht neben meinen Fuß gestellt hatte. Ich leerte sie in einem langen Zug und räusperte mich erneut.

»Es wird niemals funktionieren, Jeb. Ihr könnt uns weiterhin in Stücke schneiden, aber ihr werdet bloß immer mehr fühlende Wesen ermorden, Seelen *und* Menschen. Wir sind keine Folterer, wir töten nicht willentlich, aber unsere Körper sind auch nicht schwach. Unsere Fortsätze mögen aussehen wie weiches, silbernes Haar, aber sie sind stärker als eure Organe. Das ist es doch, was passiert, oder? Doc schlitzt *meine* Verwandten auf und ihre Gliedmaßen zerhacken die Gehirne von *euren.«*

»Wie Hüttenkäse«, pflichtete er mir bei. Ich würgte und schauderte bei der Vorstellung.

»Mir wird auch übel davon«, gab er zu. »Doc lässt sich total volllaufen. Jedes Mal, wenn er glaubt, er hat es raus, geht es wieder schief. Er hat alles Erdenkliche versucht, aber er kann sie nicht davor bewahren, zu Hafergrütze zerhackt zu werden. Eure Seelen reagieren nicht auf Narkose ... oder Gift.«

Meine Stimme war erneut rau vor Entsetzen. »Natürlich nicht. Unsere chemische Struktur ist eine völlig andere.«

»Einmal hat einer von deinen Leuten offenbar gemerkt, was passieren würde. Bevor Doc den Menschen betäuben konnte, zerfetzte das Silberding sein Gehirn von innen. Das haben wir natürlich erst festgestellt, als Doc ihn aufgemacht hat. Der Kerl ist einfach kollabiert.«

Ich war überrascht, seltsam beeindruckt. Diese Seele musste sehr mutig gewesen sein. Ich hätte nicht den Mut gehabt, diesen Schritt zu wagen, nicht mal zu Anfang, als ich dachte, sie würden genau das aus mir herauskriegen wollen - und sei es durch Folter. Ich hätte nie gedacht, dass sie einfach versuchen würden, sich die Antwort selbst herauszuschneiden; das war so offensichtlich zum Scheitern verurteilt, dass es mir nie in den Sinn gekommen war.

»Jeb, wir sind ziemlich kleine Wesen und vollkommen abhängig von unwilligen Wirtskörpern. Wir hätten es nicht besonders weit gebracht, wenn wir nicht unsere Verteidigungsmöglichkeiten hätten.«

»Ich leugne nicht, dass ihr ein Recht auf diese Verteidigung habt. Ich sage nur, dass wir uns weiter wehren werden, so gut wir nur können. Wir fügen niemandem absichtlich Leid zu. Das ist nur ein unerfreulicher Nebeneffekt. Aber wir werden auf jeden Fall weiterkämpfen.«

Wir sahen uns an.

»Dann hättest du mich vielleicht wirklich von Doc aufschlitzen lassen sollen. Wozu bin ich sonst gut?«

»Jetzt komm schon, Wanda. Sei nicht albern. Wir Menschen sind nicht nur der Logik verpflichtet. Wir haben eine größere Spanne von Gut und Böse in uns als ihr. Okay, vielleicht mehr Böses ...«

Ich nickte dazu, aber er ging nicht darauf ein und sprach weiter.

»Das Individuum hat bei uns einen hohen Stellenwert. Letzten Endes wahrscheinlich sogar einen zu hohen. Wie viele Leute, abstrakt gesprochen, würde ... sagen wir Paige ... wie viele Leute würde sie opfern, um ihren Andy am Leben zu erhalten? Die Antwort wäre ziemlich unsinnig, wenn man die Gleichheit aller Menschen zugrunde legt.

Und wie du hier geschätzt wirst ... na ja, das ergibt auch nicht viel Sinn, wenn man es aus der Menschenperspektive betrachtet. Aber es gibt einige, die dich höher schätzen würden als manchen Menschen. Ich muss zugeben, dass ich mich zu dieser Gruppe zähle. Ich sehe dich als Freundin, Wanda. Obwohl das natürlich nicht funktioniert, wenn du mich hasst.«

»Ich hasse dich nicht, Jeb. Aber ...«

»Ja?«

»Ich sehe einfach keine Möglichkeit, weiter hier zu leben. Nicht, wenn ihr nebenan meine Familie abschlachtet. Und ich kann hier natürlich auch nicht weg. Verstehst du, was ich meine? Was bleibt da noch für mich außer Docs sinnlosem Geschnippel?« Ich schauderte.

Er nickte ernsthaft. »Damit hast du natürlich Recht. Es wäre nicht fair, von dir zu verlangen, damit zu leben.«

Mein Magen machte einen Satz. »Wenn ich es mir aussuchen kann, wäre mir ehrlich gesagt lieber, ihr würdet mich erschießen«, flüsterte ich.

Jeb lachte. »Immer mit der Ruhe, Kleines. Niemand erschießt meine Freunde oder schlitzt sie auf. Ich weiß, dass du nicht lügst, Wanda. Wenn du sagst, auf unsere Art wird es nicht funktionieren, dann müssen wir die Dinge neu überdenken. Ich werde den Jungs sagen, sie sollen erst mal keine weiteren Geiseln mehr mitbringen. Im Übrigen glaube ich, dass Doc völlig mit den Nerven fertig ist. Er würde das sowieso nicht mehr lange mitmachen.«

»Du könntest mich anlügen«, sagte ich. »Ich würde es wahrscheinlich nicht merken.«

»Dann wirst du nur wohl vertrauen müssen. Denn ich werde dich nicht erschießen. Und ich werde auch nicht zulassen, dass du dich zu Tode hungerst. Iss was, Mädchen. Das ist ein Befehl.«

Ich holte tief Luft und versuchte zu denken. Ich war mir nicht sicher, ob wir eine Einigung erzielt hatten oder nicht. In diesem Körper ergab nichts einen Sinn. Ich mochte die Leute hier zu sehr. Sie waren Freunde. Monströse Freunde, die ich nicht nüchtern betrachten konnte, solange ich dermaßen in Emotionen verstrickt war.

Jeb nahm eine dicke Scheibe Maisbrot, die von geschmuggeltem Honig durchtränkt war, vom Tablett und schob sie mir in die Hand.

Das Brot machte eine Riesensauerei und zerbröselte in schmierige Krümel, die mir an den Fingern kleben blieben. Ich seufzte wieder und begann sie abzulecken.

»Na also! Wir kriegen das schon hin. Du wirst sehen, dass sich alles finden wird. Versuch, positiv zu denken.«

»Positiv zu denken«, murmelte ich mit vollem Mund und schüttelte ungläubig den Kopf. Nur Jeb ...

Da kam Ian zurück. Als er in unseren Lichtkegel trat und das Essen in meiner Hand sah, erfüllte mich der Ausdruck, der auf sein Gesicht trat, mit Schuldgefühlen. Es war ein Ausdruck freudiger Erleichterung.

Nein, ich hatte nie jemandem absichtlich körperliche Schmerzen zugefügt, aber ich hatte Ian tief verletzt, indem ich mich selbst verletzte. Menschliche Leben waren so unglaublich eng miteinander verwoben. Was für ein Durcheinander.

»Hier bist du also, Jeb«, sagte er mit leiser Stimme, als er sich Segenübersetzte, wobei er Jeb nur wenig näher war als mir. »Jared hat vermutet, dass du hier bist.«

Ich rutschte ein Stück dichter an ihn heran. Meine Arme schmerzten von der langen Bewegungslosigkeit. Ich legte meine Hand auf seine.

»Entschuldigung«, flüsterte ich.

Er drehte die Hand um und schloss seine Finger um meine. »Du musst dich nicht bei mir entschuldigen.«

»Ich hatte es wissen müssen. Jeb hat Recht. Natürlich wehrt ihr euch. Wie könnte ich euch das vorwerfen?«

»Jetzt, wo du hier bist, ist es anders. Wir hatten damit aufhören müssen.«

Aber meine Anwesenheit hatte die Lösung des Problems nur umso dringlicher gemacht. Wie konnte man mich herausreißen und Melanie behalten? Wie konnte man mich auslöschen, um sie zurückzuholen?

»Im Krieg ist alles erlaubt«, murmelte ich und versuchte zu lächeln.

Er grinste schwach zurück. »Und in der Liebe. Den Teil hast du vergessen.«

»Okay, Schluss jetzt«, grummelte Jeb. »Ich bin noch nicht fertig.«

Ich sah ihn neugierig an. Was kam jetzt noch?

»Also.« Er holte tief Luft. »Versuch nicht gleich wieder auszurasten, okay?«, sagte er und sah mich an.

Ich erstarrte und umklammerte Ians Hand.

Ian warf Jeb einen erschrockenen Blick zu.

»Du willst es ihr sagen?«, fragte er.

»Was?«, keuchte ich. »Was ist denn jetzt schon wieder?«

Jeb hatte sein Pokerface aufgesetzt. »Es geht um Jamie.«

Diese vier Wörter stellten die Welt erneut auf den Kopf.

Drei ganze Tage lang war ich Wanderer gewesen, eine Seele unter Menschen. Jetzt war ich plötzlich wieder Wanda, eine sehr verstörte Seele mit menschlichen Gefühlen, die zu stark waren, um sie unter Kontrolle zu bekommen.

Ich sprang auf - wobei ich Ian mitriss, da meine Hand die seine wie einen Schraubstock umklammert hielt - und schwankte. Mein Kopf drehte sich.

»Schsch. Ich habe gesagt, du sollst nicht gleich ausrasten, Wanda. Jamie geht es gut. Er macht sich nur Gedanken um dich. Er hat gehört, was passiert ist, und fragt ständig nach dir. Der Junge ist außer sich vor Sorge und ich glaube nicht, dass das gut für ihn ist. Ich bin hergekommen, um dich zu bitten, zu ihm zu gehen. Aber nicht so. Du siehst furchtbar aus. Es wird ihn nur unnötig aufregen. Setz dich hin und iss noch was.«

»Wie geht es seinem Bein?«, wollte ich wissen.

»Es hat sich etwas entzündet«, murmelte Ian. »Doc will, dass er im Bett bleibt, sonst wäre er schon längst hier. Wenn Jared ihn nicht schon fast festhalten würde, wäre er trotzdem gekommen.«

Jeb nickte. »Jared wollte schon beinahe herkommen und dich hintragen, aber ich habe ihm gesagt, er soll mich erst mit dir sprechen lassen. E*s* würde dem Jungen auch nicht guttun, dich katatonisch zu sehen.«

Mein Blut fühlte sich an, als wäre es zu Eiswasser geworden, aber das war sicher nur Einbildung.

»Was habt ihr gegen die Entzündung gemacht?«

Jeb zuckte mit den Achseln. »Da können wir nichts machen. Der Junge ist stark, er wird schon damit fertigwerden.«

»Ihr könnt nichts machen? Was soll das heißen?«

»Es ist eine bakterielle Infektion«, sagte Ian. »Wir haben keine Antibiotika mehr .«

»Die funktionieren sowieso nicht - Bakterien sind schlauer als eure Medikamente. Es muss etwas Besseres geben, etwas anderes.«

»Tja, wir haben hier nichts anderes«, sagte Jeb. »Er ist ein gesunder Junge. Es muss einfach seinen Gang gehen.«

»Seinen ... Gang ... gehen«, murmelte ich benommen.

»Iss was«, drängte Ian. »Er macht sich sonst bloß Sorgen, wenn er dich so sieht.«

Ich rieb mir die Augen und versuchte einen klaren Gedanken zu fassen.

Jamie war krank. Es gab hier nichts, um ihn zu behandeln. Keine Möglichkeit, außer abzuwarten, ob sein Körper sich selbst heilen konnte. Und wenn nicht...

»Nein«, keuchte ich.

Es kam mir vor, als stünde ich wieder am Rand von Walters Grab und hörte Sand in die Dunkelheit fallen.

»Nein«, stöhnte ich und kämpfte gegen die Erinnerung an.

Mechanisch drehte ich mich um und begann mit steifen Schritten auf den Ausgang zuzugehen.

»Warte«, sagte Ian, aber er zog nicht an der Hand, die er immer noch hielt. Er hielt mit mir Schritt.

Jeb holte mich ein und ging auf der anderen Seite neben mir her. Er schob mir noch mehr Brot in meine freie Hand.

»Iss, dem Jungen zuliebe«, sagte er.

Ich biss hinein, ohne zu schmecken, kaute, ohne zu denken, schluckte, ohne zu spüren, wie das Essen hinunterrutschte.

»Ich wusste, sie würde überreagieren«, knurrte Jeb.

»Warum hast du es ihr dann gesagt?«, fragte Ian frustriert.

Jeb antwortete nicht. Ich fragte mich, warum. War es etwa noch schlimmer, als ich dachte?

»Ist er im Krankenflügel?«, fragte ich mit emotionsloser, unbewegter Stimme.

»Nein, nein«, versicherte mir Ian schnell. »Er ist in deinem Zimmer.«

Ich verspürte noch nicht mal Erleichterung. Ich war zu benommen.

Für Jamie hätte ich jenen Raum noch mal betreten, auch wenn er immer noch nach Blut roch.

Ich nahm die vertrauten Höhlen, durch die ich schritt, nicht wahr. Ich bemerkte kaum, dass es Tag war. Ich konnte keinem der Menschen, die anhielten, um mich anzustarren, in die Augen blicken. Ich konnte nur einen Fuß vor den anderen setzen, bis ich schließlich den Gang mit den Schlafzimmern erreichte.

Ein paar Leute hatten sich vor der siebten Höhle versammelt. Der Seidenparavent war ganz zur Seite geschoben und sie reckten die Hälse, um in Jareds Zimmer zu schauen. Sie waren mir alle vertraut, Menschen, die ich als Freunde betrachtete. Auch Jamies Freunde. Warum waren sie hier? War sein Zustand so instabil, dass sie ständig nach ihm sehen mussten?

»Wanda«, sagte jemand. Heidi. »Da kommt Wanda.«

»Lasst sie durch«, sagte Wes. Er klopfte Jeb auf den Rücken. »Gute Arbeit.«

Ich ging durch die kleine Gruppe Menschen hindurch, ohne sie anzusehen. Sie traten zur Seite, sonst hätte ich sie umgerannt. Ich konnte mich auf nichts anderes konzentrieren als auf meine eigenen Schritte.

In dem Raum mit der hohen Decke war es hell. Es war nicht voll; Doc oder Jared hatten alle draußen gehalten. Ich war mir Jareds Anwesenheit undeutlich bewusst. Er lehnte an der hinteren Wand hatte die Hände hinter dem Rücken verschränkt – eine Haltung, die er nur einnahm, wenn er sich große Sorgen machte. Doc kniete neben dem breiten Bett, auf dem Jamie lag, genau so wie ich ihn verlassen hatte.

Warum hatte ich ihn verlassen?

Jamies Gesicht war rot und verschwitzt. Das rechte Hosenbein seiner Jeans war abgeschnitten und der Verband von seiner Wunde entfernt worden. Sie war nicht so groß und schrecklich, wie ich sie mir vorgestellt hatte. Nur eine etwa fünf Zentimeter lange Schnittwunde mit glatten Kanten. Aber die Kanten waren von einem unheimlichen Rotton und die Haut um den Schnitt war geschwollen und glänzte.

»Wanda«, hauchte Jamie, als er mich sah. »Ein Glück, es geht dir gut. Oh.« Er holte tief Luft.

Ich stolperte und fiel neben ihm auf die Knie, wobei ich Ian mitzog. Ich berührte Jamies Gesicht und konnte spüren, wie die Haut unter meiner Hand glühte. Mein Ellbogen stieß an Docs, aber ich bemerkte es kaum. Er zuckte zurück, doch ich blickte nicht auf, um zu sehen, welche Gefühle sich in seiner Miene spiegelten, ob es Abscheu war oder Schuldbewusstsein.

»Jamie, Kleiner, wie geht es dir?«

»Das ist idiotisch«, sagte er grinsend. »Einfach vollkommen idiotisch. Kannst du das glauben?« Er zeigte auf sein Bein. »Ausgerechnet.«

Ich fand ein feuchtes Tuch auf seinem Kissen und wischte ihm damit über die Stirn.

»Du kommst bald wieder in Ordnung«, versprach ich ihm. Ich war überrascht, wie überzeugend meine Stimme klang.

»Klar. Das ist nicht so schlimm. Aber Jared wollte mich nicht zu dir lassen, um mit dir zu reden.« Sein Gesicht war plötzlich beunruhigt. »Ich habe gehört, dass ... Wanda, weißt du, ich ...«

»Psst. Denk nicht darüber nach. Wenn ich gewusst hätte, dass du krank bist, wäre ich früher gekommen.«

»Ich bin nicht richtig krank. Nur eine dämliche Infektion. Aber ich bin trotzdem froh, dass du hier bist. Es war furchtbar, nicht zu wissen, wo du steckst.«

Es gelang mir nicht, den Kloß in meinem Hals hinunterzuschlucken. Ein Monster? Mein Jamie? Niemals.

»Ich habe gehört, du hast es Wes gezeigt an dem Tag, als wir zurückgekommen sind«, sagte Jamie und wechselte breit grinsend das Thema. »Mann, ich wünschte, ich hätte das sehen können! Ich wette, Melanie war begeistert.«

»Ja, das stimmt.«

»Ist alles okay mit ihr? Ich hoffe, sie ist nicht zu besorgt.«

»Natürlich ist sie besorgt«, murmelte ich und betrachtete das Tuch, das über seine Stirn wischte, als wäre es die Hand eines anderen, die es bewegte.

Melanie.

Wo war sie?

Ich durchforstete meinen Kopf und suchte nach ihrer vertrauten Stimme. Aber da war nichts als Schweigen. Warum war sie nicht da? Jamies Haut glühte, als ich mit den Fingern darüberstrich. Dieses Gefühl - diese ungesunde Hitze - hätte sie in dieselbe Panik versetzen müssen wie mich.

»Ist alles okay mit dir?«, fragte Jamie. »Wanda?«

»Ich bin ... müde, Jamie, tut mir leid. Ich bin einfach ... nicht ganz da.«

Er sah mich aufmerksam an. »Du siehst nicht besonders gut aus.«

Was hatte ich getan?

»Ich ... habe mich länger nicht gewaschen.«

»Mir geht es gut, weißt du. Du solltest etwas essen oder so. Du bist ganz blass.«

»Mach dir keine Sorgen um mich.«

»Ich bringe dir was zu essen«, sagte Ian. »Hast du auch Hunger, Junge?«

»Äh ... nein, eigentlich nicht.«

Mein Blick huschte zu Jamie zurück. Jamie hatte immer Hunger. »Schick jemand anderen«, bat ich Ian und fasste seine Hand fester.

»Sicher.« Sein Gesicht war entspannt, aber ich konnte sowohl

Überraschung als auch Besorgnis spüren. »Wes, könntest du etwas zu essen holen? Auch für Jamie. Ich bin sicher, sobald du zurück bist, wird er auch wieder Appetit haben.«

Ich musterte Jamies Gesicht. Es war ganz rot, aber seine Augen leuchteten immer noch. Er konnte ein paar Minuten ohne mich auskommen.

»Jamie, macht es dir etwas aus, wenn ich mir das Gesicht waschen gehe? Ich fühle mich irgendwie ... schmierig.«

Er runzelte die Stirn über den falschen Unterton in meiner Stimme. »Natürlich nicht.«

Ich zog Ian mit hoch, als ich aufstand. »Ich bin gleich zurück. Diesmal wirklich.«

Er lächelte über meinen lahmen Witz.

Ich spürte, dass jemand mir nachsah, als ich mit Ian den Raum verließ. Jared oder Doc, ich wusste es nicht. Es war mir egal.

Nur Jeb stand jetzt noch im Gang; die anderen waren weg, vielleicht beruhigt, dass es Jamie gutging. Jeb hielt neugierig den Kopf schief und versuchte herauszufinden, was ich vorhatte. Dass ich Jamie so schnell und so plötzlich wieder verließ, überraschte ihn. Auch er hatte meine Ausrede als solche erkannt.

Ich ignorierte seinen durchdringenden Blick und zog Ian hinter mir her.

Ich zerrte ihn bis zu der Stelle, wo all die Gänge mit den Zimmern in einem großen Gewirr von Höhlenausgängen zusammentrafen. Anstatt weiter in Richtung der großen Höhle zu gehen, zog ich ihn in irgendeinen anderen der dunklen Flure. Er war leer.

»Wanda, was ...«

»Du musst mir helfen, Ian.« Meine Stimme war angespannt, verzweifelt.

»Was immer du willst. Das weißt du.«

Ich nahm sein Gesicht zwischen beide Hände und blickte ihm in die Augen. In der Dunkelheit war kaum ein Schimmer ihres Blaus zu sehen.

»Du musst mich küssen, Ian. Jetzt sofort. Bitte.«

Gezwungen

Ian klappte der Unterkiefer herunter. »Du ... was?«

»Ich erkläre es dir später. Es ist nicht ganz fair dir gegenüber, ich weiß, aber ... bitte. Küss mich einfach.«

»Wird dich das nicht durcheinanderbringen? Wird Mel dir keinen Ärger machen?«

»Ian!«, sagte ich ungeduldig. »Bitte!«

Immer noch verwirrt, legte er mir die Hände um die Taille und zog mich an sich. Sein Gesicht war so besorgt, dass ich mich fragte, ob es überhaupt funktionieren würde. Ich brauchte keine Romantik, aber er vielleicht schon.

Er schloss die Augen, als sein Gesicht näher kam, eine automatische Geste. Er drückte einmal leicht seine Lippen auf meine und wich dann zurück, um mich immer noch besorgt anzusehen.

Nichts.

»Nein, Ian. Küss mich richtig. Als ob ... als ob du es darauf anlegen würdest, eine Ohrfeige zu bekommen. Verstehst du?«

»Nein. Was ist los? Sag es mir erst.«

Ich legte ihm die Arme um den Hals. Es fühlte sich komisch an, ich hatte nicht die leiseste Ahnung, wie man das richtig machte. Ich stellte mich auf die Zehenspitzen und zog gleichzeitig seinen Kopf zu mir herunter, bis ich mit meinen Lippen an seine heranreichte. Bei einer anderen Spezies hätte das nicht funktioniert. Ihr Verstand würde sich nicht so leicht von ihrem Körper überwältigen lassen. Andere Spezies hatten ihre Prioritäten besser im Griff. Aber Ian war ein Mensch und sein Körper reagierte entsprechend.

Ich drückte meinen Mund auf seinen und umarmte ihn fester, als seine erste Reaktion war, mich auf Abstand zu halten. Ich erinnerte mich, wie sein Mund sich auf meinem bewegt hatte, und versuchte, diese Bewegung nachzuahmen. Seine Lippen öffneten sich und ich fühlte ein seltsames Triumphgefühl angesichts meines Erfolgs. Ich nahm seine Unterlippe zwischen die Zähne und hörte, wie ihm vor Überraschung ein leiser, entfesselter Ton entfuhr.

Und dann musste ich nichts mehr tun. Eine von Ians Händen hielt mein Gesicht fest, während die andere mein Kreuz umschlang und mich so fest an ihn presste, dass ich kaum noch Luft bekam. Ich keuchte, aber er tat es ebenfalls. Sein Atem vermischte sich mit meinem. Ich spürte die Felswand, die sich in meinen Rücken drückte. Er nutzte sie, um mich noch fester an sich zu pressen. Es gab keinen Teil von mir, der nicht mit ihm verschmolzen war.

Da waren nur wir zwei, so nah beieinander, dass wir fast eins waren.

Nur wir.

Niemand sonst.

Allein.

Ian merkte es, als ich aufgab. Er musste darauf gewartet haben - nicht so vollständig von seinem Körper dominiert, wie ich gedacht hatte. Er wich zurück, sobald meine Arme erschlafften, ließ aber sein Gesicht nah an meinem, seine Nasenspitze an meiner.

Ich ließ die Arme sinken und er atmete tief durch. Langsam löste er beide Hände und legte sie mir leicht auf die Schultern.

»Erklär's mir«, sagte er.

»Sie ist weg«, flüsterte ich. Mein Atem ging immer noch stoßweise. »Ich kann sie nicht finden. Noch nicht mal jetzt.«

»Melanie?«

»Ich kann sie nicht hören! Ian, wie soll ich wieder zu Jamie hineingehen? Er wird merken, dass ich lüge! Wie soll ich ihm erklären, dass ich ausgerechnet jetzt seine Schwester verloren habe? Ian, er ist krank! Ich kann es ihm nicht sagen! Es wird ihn aufregen, seine Genesung verhindern! Ich ...«

Ian drückte mir die Finger auf die Lippen. »Schsch, schsch. Gut. Lass uns in Ruhe darüber nachdenken. Wann hast du sie zum letzten Mal gehört?«

»Oh, Ian! Direkt nachdem ich ... im Krankenflügel. Und sie hat versucht, sie zu verteidigen ... und ich habe sie angebrüllt ... und ich ... ich habe sie zum Teufel gejagt! Und seitdem habe ich sie nicht mehr gehört. Ich kann sie nicht finden!«

»Schsch«, sagte er noch einmal. »Ganz ruhig. Gut. Also, was möchtest du wirklich? Ich weiß, du willst Jamie nicht aufregen, aber er wird bestimmt auch so wieder gesund. Überleg doch mal ... wäre es nicht besser für dich, wenn ...«

»Nein! Ich kann Melanie nicht auslöschen! Das kann ich nicht, es wäre nicht richtig! Das würde auch aus mir ein Monster machen!«

»Okay, okay! Gut. Schsch. Wir müssen sie also finden?«

Ich nickte heftig.

Er holte noch einmal tief Luft. »Dann musst du ... wirklich überwältigt sein, stimmt's?«

»Ich weiß nicht, was du meinst.«

Ich fürchtete allerdings, dass ich es doch wusste.

Ian zu küssen war eine Sache - vielleicht sogar eine angenehme, wenn ich nicht so wahnsinnig besorgt gewesen wäre - aber etwas ... Raffinierteres ... Konnte ich ...? Mel würde wütend sein, wenn ich ihren Körper dazu benutzte. War es das, was ich tun musste, um sie zu finden? Aber was war mit Ian? Es war so unglaublich unfair ihm gegenüber.

„Ich bin gleich zurück«, versprach Ian. »Bleib hier.«

Zur Bekräftigung drückte er mich an die Wand, dann verschwand er draußen im Gang.

Es fiel mir schwer, auf ihn zu hören. Ich wollte ihm nachlaufen, um zu sehen, was er tat und wo er hinging. Wir mussten darüber reden ... ich musste darüber nachdenken. Aber dazu hatte ich keine Zeit. Jamie wartete auf mich, voller Fragen, die ich nicht mit Lügen beantworten konnte. Nein, er wartete nicht auf mich, er wartete auf Melanie. Was hatte ich getan? Was, wenn sie wirklich weg war?

Mel, Mel, Mel, komm zurück! Melanie, Jamie braucht dich. Nicht mich, er braucht dich. *Er ist krank, Mel. Mel, hörst du mich? Jamie ist krank!*

Ich sprach mit mir selbst. Niemand hörte mich.

Meine Hände zitterten vor Angst und Nervosität. Ich würde hier nicht viel länger warten können. Ich hatte das Gefühl, als würde ich vor Aufregung platzen.

Endlich hörte ich Schritte. Und Stimmen. Ian war nicht allein. Ich war verwirrt.

»Tu einfach so, als wäre es ... ein Experiment«, sagte Ian gerade.

»Bist du verrückt?«, erwiderte Jared. »Ist das irgendein perverser Witz?«

Mein Magen sank mir bis in die Kniekehlen.

Überwältigt. *Das* hatte er gemeint.

Das Blut schoss mir ins Gesicht, das heißer glühte als Jamies Fieber. Was machte Ian mit mir? Ich wollte wegrennen, mich in einem besseren Versteck verkriechen als beim letzten Mal, irgendwo, wo ich niemals gefunden werden konnte, egal, wie viele Taschenlampen sie mitbrachten. Aber meine Beine zitterten und ich konnte mich nicht vom Fleck rühren.

Ich sah Ian und Jared die große Tunnelkreuzung betreten. Ians Gesicht war ausdruckslos; er hatte Jared eine Hand auf die Schulter gelegt und führte, nein, stieß ihn beinahe vorwärts. Jared starrte Ian wütend und zweifelnd ins Gesicht.

»Hier lang«, forderte Ian Jared auf und brachte ihn zu mir. Ich presste meinen Rücken an die Felsen.

Jared sah mich, sah meinen entsetzten Gesichtsausdruck, und blieb stehen.

»Wanda, was ist hier los?«

Ich warf Ian einen vorwurfsvollen Blick zu und versuchte dann, Jared in die Augen zu sehen.

Es gelang mir nicht. Stattdessen sah ich auf seine Füße. »Melanie ist weg«, flüsterte ich. »Sie ist *weg?«*

Ich nickte niedergeschlagen.

Seine Stimme war hart und wütend. »Wie konnte das passieren?«

»Ich bin nicht ganz sicher. Ich habe sie zum Schweigen *gebracht* ... aber sie ist immer zurückgekommen ... bisher ... jetzt kann ich sie nicht hören ... und Jamie ...«

»Sie ist endgültig verschwunden?« Seine Stimme klang gequält.

»Ich weiß es nicht. Ich kann sie nicht finden.«

Tiefes Durchatmen. »Warum denkt Ian, dass ich dich küssen muss?«

»Nicht *mich«,* sagte ich mit so schwacher Stimme, dass ich sie selbst kaum hören konnte. »Sie. Nichts hat sie stärker aus der Fassung gebracht als das eine Mal, als du uns ... geküsst hast. Nichts hat sie derart an die Oberfläche gezerrt. Vielleicht ... Nein. Du musst das nicht tun. Ich werde versuchen, sie selbst zu finden.«

Mein Blick war immer noch auf seine Füße gerichtet und deshalb sah ich ihn auf mich zukommen.

»Du glaubst, wenn ich sie küsse ...?«

Ich konnte nicht mal nicken. Ich versuchte zu schlucken.

Vertraute Hände strichen über meinen Hals bis hinunter auf meine Schultern. Mein Herz klopfte so laut, dass ich mich fragte, ob er es hören konnte.

Es war mir so furchtbar unangenehm, dass ich ihn zwang, mich auf diese Art zu berühren. Und wenn er nun dachte, es sei ein Trick - meine Idee, nicht Ians?

Ich fragte mich, ob Ian noch da war und zusah. Wie sehr würde ihn das verletzen?

Wie ich es erwartet hatte, strich eine Hand weiter meinen Arm herunter bis zum Handgelenk und hinterließ eine brennende Spur. Die andere umfasste mein Kinn - auch das hatte ich vorher gewusst - und hob mein Gesicht.

Er drückte seine Wange an meine - meine Haut brannte dort, wo wir aneinanderstießen - und flüsterte mir ins Ohr: »Melanie. Ich weiß, dass du da bist. Komm zurück zu mir.«

Er zog langsam die Wange zurück und drehte den Kopf zur Seite, bis seine Lippen auf meine trafen.

Er versuchte wirklich, mich sanft zu küssen. Ich merkte, dass er es versuchte. Aber seine Vorsätze gingen genau wie beim letzten Mal in Rauch auf.

Überall war Feuer, denn *er* war überall. Seine Hände strichen über meine Haut und verbrannten sie. Seine Lippen bedeckten noch die letzte Stelle in meinem Gesicht. Diesmal bohrte sich die Felswand in meinen Rücken, aber ich verspürte keinen Schmerz. Außer dem Brennen spürte ich nichts. Meine Hände krallten sich in sein Haar, zogen ihn an mich, als wäre es möglich, dass wir uns noch näher kamen. Von der Wand gestützt, schlang ich ihm die Beine um die Hüfte. Unsere Zungen verschmolzen miteinander und ich war vollständig von dieser irrsinnigen Leidenschaft besessen, die mich heimgesucht hatte.

Er löste seine Lippen von meinen und drückte sie erneut an mein Ohr.

»Melanie Stryder!« Es klang so laut in meinem Ohr, ein Knurren, fast ein Schrei. »Du wirst mich *nicht* verlassen. Liebst du mich nicht? Beweis es. *Beweis es!* Verdammt, Mel! Komm zurück!«

Dann gingen seine Lippen wieder auf meine los.

Ahhhh, stöhnte sie schwach in meinem Kopf.

Ich konnte sie nicht begrüßen. Ich brannte.

Das Feuer bahnte sich seinen Weg bis zu ihr, bis in die winzige Ecke, wo sie beinahe leblos lag.

Meine Hände umfassten den Stoff seines T-Shirts und schoben es hoch. Es war ihre Idee; ich hatte ihnen nicht gesagt, was sie tun sollten. Seine Hände brannten auf meinem Rücken.

Jared?, flüsterte sie. Sie versuchte sich zu orientieren, aber unser gemeinsamer Verstand war völlig durcheinander.

Ich hatte die Hände zwischen uns gezwängt und spürte seine Bauchmuskeln unter meinen Handflächen.

Was? Wo ... Melanie kämpfte.

Ich riss mich von seinem Mund los, um Atem zu holen, und seine Lippen versengten meinen Hals. Ich vergrub mein Gesicht in seinem Haar und atmete seinen Geruch ein.

Jared! Jared! NEIN!

Ich ließ sie durch meine Arme strömen, denn das war es ja, was ich wollte, auch wenn ich ihr jetzt kaum Aufmerksamkeit schenken konnte. Die Hände auf seinem Bauch wurden hart, wütend. Die Finger verkrallten sich in seiner Haut und stießen ihn dann, so fest sie konnten, weg.

»NEIN!«, brüllte sie durch meine Lippen.

Jared ergriff ihre Hände und drückte mich gegen die Wand, bevor ich herunterfiel. Ich sackte zusammen, so verwirrt war mein Körper von den widersprüchlichen Anweisungen, die er erhielt.

»Mel? Mel!«

»Was *tust* du da?«

Er seufzte erleichtert. »Ich wusste, du würdest es schaffen! Oh, Mel!«

Er küsste sie erneut, küsste die Lippen, die jetzt sie unter Kontrolle hatte, und wir konnten beide die Tränen schmecken, die ihm übers Gesicht liefen.

Sie biss ihn.

Jared sprang zurück und ich rutschte wie ein nasser Sack zu Boden.

Er begann zu lachen. »Das ist mein Mädchen. Ist sie noch da, Wanda?«

»Ja«, keuchte ich.

Was zum Teufel soll das, Wanda!, schrie sie mich an.

Wo bist du gewesen? Hast du eine Ahnung, was ich durchgemacht habe, um dich zu finden?

Ja, das sehe ich. Du hast echt gelitten.

Oh, ich werde *leiden,* versprach ich ihr. Ich spürte bereits, wie es losging. Genau wie vorher ...

So schnell sie konnte, durchsuchte sie meine Gedanken. *Jamie?*

Das ist es, was ich versucht habe, dir zu sagen. Er braucht dich.

Und warum sind wir dann nicht bei ihm? Weil er vielleicht noch ein bisschen jung ist, um das hier mitzukriegen.

Sie suchte weiter. *Wow, Ian auch. Zum Glück habe ich das verpasst.*

Ich habe mir solche Sorgen gemacht. Ich wusste nicht, was ich tun sollte ...

Na komm. Lass uns gehen.

»Mel?«, fragte Jared.

»Sie ist hier. Sie ist wütend. Sie will zu Jamie.«

Jared legte den Arm um mich und half mir auf. »Du kannst so sauer sein, wie du willst, Mel. Hauptsache, du bist hier.«

Wie lange war ich weg?

Insgesamt drei Tage.

Ihre Stimme war plötzlich ganz klein. *Wo war ich?*

Das weißt du nicht?

Ich kann mich an ... nichts erinnern.

Wir schauderten.

»Alles in Ordnung?«, fragte Jared.

»Mehr oder weniger.«

»War sie das vorhin, die mit mir geredet hat - laut geredet?«

»Ja.«

»Kann sie ... kannst du sie das jetzt auch tun lassen?«

Ich seufzte. Ich war völlig erschöpft. »Ich kann es versuchen.« Ich schloss die Augen.

Kommst du an mir vorbei?, fragte ich sie. *Kannst du mit ihm reden?*

Ich ... Wie? Wo?

Ich versuchte mich gegen die Innenwand meines Kopfes zu drücken. »Komm schon«, murmelte ich. »Hier.«

Melanie bemühte sich, aber es gab keinen Weg nach draußen.

Jareds Lippen trafen hart auf meine. Ich riss entsetzt die Augen auf. Seine goldgesprenkelten Augen waren ebenfalls offen, nur einen Zentimeter von meinen entfernt.

Sie riss unseren Kopf zurück. »Hör auf damit! Fass sie nicht an.«

Er lächelte und um seine Augen herum bildeten sich die vertrauten kleinen Falten. »Hey, Kleines.«

Das ist nicht lustig.

Ich versuchte wieder zu atmen. »Sie findet das nicht lustig.«

Er hatte noch immer den Arm um mich gelegt. Um uns. Wir gingen bis zur Tunnelkreuzung und dort war niemand. Kein Ian.

»Ich warne dich, Mel«, sagte Jared, wobei er immer noch breit grinste. Sie aufzog. »Du bleibst besser bei uns. Ich kann dir nicht garantieren, was ich alles tun oder lassen werde, um dich zurückzubekommen.«

Mein Magen kribbelte.

Sag ihm, ich erwürge ihn, wenn er dich noch mal so anfasst. Aber ihre Drohung war ebenfalls nur Spaß.

»Sie droht dir gerade mit dem Tod«, erklärte ich ihm. »Aber ich glaube, sie meint es nicht so.«

Er lachte, ganz ausgelassen vor Erleichterung. »Du bist immer so ernst, Wanda.«

»Deine Witze sind einfach nicht lustig«, murmelte ich. Nicht für mich.

Jared lachte wieder.

Ah, sagte Melanie. *Jetzt leidest du.*

Ich werde versuchen, es Jamie nicht merken zu lassen.

Danke, dass du mich zurückgeholt hast.

Ich werde dich nicht auslöschen, Melanie. Tut mir leid, dass ich nicht mehr für dich tun kann.

Danke.

»Was sagt sie?«

»Wir bringen die Dinge nur ... ins Reine.«

»Warum konnte sie vorhin nichts sagen, als du versucht hast, sie sprechen zu lassen?«

»Ich weiß es nicht, Jared. Es ist hier drin eigentlich nicht genug Platz für uns beide. Es scheint so, als könnte ich nicht völlig beiseitetreten ... Es ist ... nicht so, wie wenn man den Atem anhält. Sondern wie wenn man versucht, seinen Herzschlag anzuhalten. Ich kann mich nicht selbst verschwinden lassen. Ich weiß nicht, wie.«

Er antwortete nicht und meine Brust zog sich zusammen vor Schmerz. Wie froh wäre er, wenn ich herausfinden würde, wie ich mich selbst auslöschen konnte!

Melanie wollte mir zwar nicht widersprechen, aber mich wenigstens trösten. Ich spürte, wie sie nach Worten suchte, um meine Qual zu lindern. Ihr fiel nichts Passendes ein.

Aber Ian wäre verzweifelt. Und Jamie. Jeb würde dich vermissen. Du hast so viele Freunde hier ...

Danke.

Ich war froh, dass wir jetzt wieder bei unserem Zimmer angelangt waren. Ich musste mich um andere Dinge kümmern, bevor ich noch anfing zu weinen. Jetzt war nicht der Moment für Selbstmitleid. Es gab Wichtigeres als mein Herz, das mal wieder brach.

Besessen

Ich nahm an, dass ich von außen so unbeweglich wie eine Statue wirkte. Meine Hände hatte ich vor mir gefaltet, mein Gesicht war ausdruckslos, meine Atmung so flach, dass sie meine Brust nicht bewegte.

In meinem Inneren wirbelte dagegen alles durcheinander, als würden sich all meine Moleküle gegenseitig abstoßen.

Melanie zurückzuholen hatte ihn nicht gerettet. Was ich tun konnte, war nicht genug.

Der Gang vor unserem Raum war voller Menschen. Jared, Kyle und Ian waren mit leeren Händen von ihrem verzweifelten Beutezug zurückgekehrt. Ein Eiskühler - das war alles, was sie nach drei Tagen, während deren sie ihr Leben riskiert hatten, vorweisen konnten.

Trudy machte kalte Umschläge, die sie Jamie auf die Stirn, in den Nacken, auf die Brust legte.

Selbst wenn das Eis das Fieber senkte, das in ihm wütete, wie lange würde es dauern, bis alles geschmolzen war? Eine Stunde? Länger? Weniger lang? Wie lange würde es dauern, bis er weiterstarb?

Eigentlich hätte ich ihm das Eis auflegen sollen, aber ich war nicht in der Lage, mich zu rühren. Sobald ich mich bewegte, würde ich in winzige Einzelteile zerfallen.

»Nichts?«, murmelte Doc. »Habt ihr auch überall nachgesehen?«

»An allen Plätzen, die uns eingefallen sind«, erwiderte Kyle. »Es geht ja nicht um Schmerzmittel oder Drogen ... viele Leute hatten guten Grund, so was zu verstecken. Die Antibiotika sind immer ganz offen aufbewahrt worden. Sie sind weg, Doc.«

Jared starrte nur wortlos den rotgesichtigen Jungen auf dem Bett an.

Ian stand neben mir. »Guck doch nicht so«, flüsterte er. »Er wird es überstehen. Er ist kräftig.«

Ich konnte nicht antworten. Hörte noch nicht einmal richtig, was er sagte.

Doc kniete sich neben Trudy und zog Jamies Kinn herunter. Er schöpfte mit einer Schale etwas von dem Eiswasser aus dem Kühler und ließ es in Jamies Mund rinnen. Wir alle hörten das schwere, schmerzhafte Geräusch, als er schluckte. Aber seine Augen blieben geschlossen.

Ich hatte das Gefühl, als würde ich mich nie wieder bewegen können. Als würde ich zu einem Teil der Felswand werden. Ich wollte zu Stein werden.

Wenn sie ein Loch für Jamie in der leeren Wüste gruben, würden sie mich dazulegen müssen.

Nicht gut genug, murrte Melanie.

Ich war verzweifelt, aber sie war voller Wut.

Sie haben es versucht.

Das reicht nicht. Jamie wird nicht sterben. Sie müssen noch mal raus.

Wozu? Selbst wenn sie eure alten Antibiotika finden würden, wie groß ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie noch wirken? Sie haben ja sowieso nur in der Hälfte der Fälle gewirkt. Minderwertig. Er braucht eure Medikamente nicht. Er braucht mehr als das. Etwas, das wirklich hilft ...

Meine Atmung beschleunigte sich, wurde tiefer, als mir etwas klarwurde.

Er braucht meine, erkannte ich.

Mel und ich waren beide überwältigt von der Offensichtlichkeit dieses Gedankens. Seiner Einfachheit.

Meine Steinlippen brachen auf. »Jamie braucht richtige Medikamente. Solche, wie sie die Seelen haben. Die müssen wir ihm besorgen.«

Doc runzelte die Stirn. »Wir wissen noch nicht einmal, was sie bewirken, wie sie funktionieren.«

»Spielt das eine Rolle?« Eine Spur von Melanies Wut tränkte meine Stimme. »Sie wirken. Sie können ihn retten.«

Jared starrte mich an. Ich spürte, wie auch Ians Blick auf mir ruhte und Kyles und der aller anderen im Raum. Aber ich sah nur Jared.

»Wir können sie ihm nicht besorgen, Wanda«, sagte Jeb in einem Tonfall, der bereits die Niederlage eingestand. Er hatte aufgegeben. »Wir können uns nur verlassenen Orten nähern. In einem Krankenhaus sind immer eine Menge von deinen Leuten. Vierundzwanzig Stunden am Tag. Zu viele Augen. Wir tun Jamie keinen Gefallen, wenn wir geschnappt werden.«

»Sicher«, sagte Kyle mit harter Stimme. »Die Tausendfüßler würden seinen Körper liebend gern heilen, wenn sie uns hier finden. Und zu einem von ihnen machen. Bist du darauf aus?«

Ich drehte mich zu dem großen, spöttischen Mann um. Mein Körper spannte sich an und ich beugte mich vor. Ian legte mir die Hand auf die Schulter, als wollte er mich zurückhalten. Ich glaubte nicht, dass ich Kyle gegenüber sonst handgreiflich geworden wäre, aber vielleicht täuschte ich mich. Ich war so weit von meinem normalen Ich entfernt.

Als ich sprach, war meine Stimme vollkommen ruhig und tonlos. »Es muss eine Möglichkeit geben.«

Jared nickte. »Vielleicht in einem kleinen Krankenhaus. Das Gewehr wäre zu laut, aber wenn genug von uns mitkämen, um sie zu überwältigen, könnten wir Messer nehmen ...«

»Nein.« Ich faltete entsetzt die Hände auseinander. »Nein. Das habe ich nicht gemeint. Nicht töten ...«

Niemand hörte auf mich. Jeb diskutierte mit Jared. »Das geht nicht, Junge. Irgendjemand würde den Suchern Bescheid sagen. Selbst wenn wir es hinein- und wieder herausschaffen würden, würde sie das auf unsere Spur bringen. Es wäre schwer genug, überhaupt da herauszukommen. Aber dann würden sie uns folgen ...«

»Wartet. Könnt ihr nicht...« Es hörte mir immer noch niemand zu.

»Ich will auch nicht, dass der Junge stirbt, aber wir können nicht unser aller Leben für eine Person riskieren«, sagte Kyle. »Hier wird nun mal gestorben, das kommt eben vor. Wir dürfen nicht den Kopf verlieren, nur um einen Jungen zu retten.«

Ich wollte ihn würgen, ihm die Luft abdrücken, um ihn zum Schweigen zu bringen. Ich, nicht Melanie. *Ich* war diejenige, die sich wünschte, dass sein Gesicht blau anlief. Melanie fühlte ebenso, aber mir war bewusst, wie viel dieser Gewalt direkt aus mir kam.

»Wir müssen ihn retten«, sagte ich, lauter jetzt.

Jeb sah mich an. »Kleines, wir können nicht einfach da reingehen und fragen.«

In diesem Augenblick wurde mir noch eine sehr einfache und offensichtliche Wahrheit bewusst.

»Ihr nicht. Aber ich.«

Es wurde totenstill.

Ich war ganz von der Brillanz des Plans gefangen genommen, der in meinem Kopf Gestalt annahm. Seiner Perfektion. Ich redete vor allem mit mir selbst und mit Melanie. Sie war beeindruckt. Es würde funktionieren. Wir könnten Jamie retten.

»Sie sind nicht misstrauisch. Überhaupt nicht. Obwohl ich eine miserable Lügnerin bin, würden sie mich nicht verdächtigen. Sie rechnen nicht mit Lügen. Natürlich nicht. Ich bin eine von ihnen. Sie würden alles tun, um mir zu helfen. Ich würde sagen, ich hätte mich beim Wandern verletzt oder so ... Und dann würde ich sie irgendwie dazu bringen, mich allein zu lassen, und so viel mitnehmen, wie ich einstecken könnte. Stellt euch das vor! Ich könnte genug Medikamente besorgen, um alle hier zu heilen. Auf Jahre. Und Jamie wird wieder gesund! Warum ist mir das bloß nicht früher eingefallen? Vielleicht wäre es sogar für Walter noch nicht zu spät gewesen ...«

Dann sah ich mit leuchtenden Augen auf. Es war einfach perfekt!

So perfekt, so absolut richtig, in meinen Augen so offensichtlich, dass ich ewig brauchte, um den Ausdruck in ihren Gesichtern zu deuten. Wenn Kyles Miene nicht gewesen wäre, hätte es vielleicht noch länger gedauert.

Hass. Misstrauen. Angst.

Sogar Jebs Pokerface war nicht teilnahmslos. Seine Augen waren schmal vor Argwohn.

Alle Gesichter sagten *Nein.*

Sind sie wahnsinnig? Begreifen sie nicht, wie sehr das uns allen helfen würde?

Sie glauben mir nicht. Sie denken, ich würde ihnen wehtun, Jamie wehtun!

»Bitte«, flüsterte ich. »Es ist die einzige Möglichkeit, um ihn zu retten.«

»Geduldig, was?«, stieß Kyle hervor. »Es hat den richtigen Moment abgewartet, meint ihr nicht?«

Ich unterdrückte das erneut aufkeimende Verlangen, ihn zu würgen.

»Doc?«, flehte ich.

Er sah mich nicht an. »Selbst wenn es irgendeine Möglichkeit gäbe, dich hinauszulassen, Wanda ... Ich kann nicht einfach auf Medikamente vertrauen, die ich nicht kenne. Jamie ist ein kräftiger Junge. Sein Immunsystem wird damit fertig ...«

»Wir ziehen wieder los, Wanda«, murmelte Ian. »Wir werden etwas finden. Vorher kommen wir nicht zurück.«

»Das reicht nicht.« Mir traten die Tränen in die Augen. Ich sah den einzigen Menschen an, der vermutlich genauso viel Schmerz empfand wie ich. »Jared. Du weißt es. Du *weißt,* ich würde niemals zulassen, dass jemand Jamie etwas tut. Du weißt, ich kann es. Bitte.«

Er sah mich lange an. Dann blickte er allen anderen ins Gesicht. Jeb, Doc, Kyle, Ian, Trudy. Zur Tür hinaus auf die schweigende Zuhörerschaft, deren Gesichter Kyles Miene widerspiegelten: Sharon, Violetta, Lucina, Reid, Geoffrey, Heath, Heidi, Andy, Aaron, Wes, Lily, Carol. Meine Freunde und meine Feinde, alle mit Kyles Gesichtsausdruck. Er blickte in die nächste Reihe, die ich nicht mehr sehen konnte. Dann sah er auf Jamie hinab. Im ganzen Raum war kein Atemhauch zu hören.

»Nein, Wanda«, sagte er ruhig. »Nein.«

Ein erleichtertes Seufzen von den anderen war zu hören.

Meine Knie gaben unter mir nach. Ich fiel nach vorn und riss mich aus Ians Griff los, als er versuchte, mich wieder hochzuziehen. Ich krabbelte zu Jamie hinüber und stieß Trudy mit dem Ellbogen zur Seite. Die schweigende Menge sah mir zu. Ich nahm den Umschlag von seinem Kopf und ersetzte das geschmolzene Eis. Ich begegnete keinem der Blicke, die ich auf meiner Haut spüren konnte. Ich konnte sowieso nichts sehen. Meine Augen waren voller Tränen.

»Jamie, Jamie, Jamie«, flüsterte ich. »Jamie, Jamie, Jamie.«

Ich hatte das Gefühl, nichts weiter tun zu können, als seinen Namen zu schluchzen und immer wieder die Eispäckchen anzufassen, während ich darauf wartete, dass sie ausgetauscht werden mussten.

Ich hörte sie in kleinen Gruppen weggehen. Ich hörte, wie ihre meist wütenden Stimmen in den Gängen verhallten. Ich verstand jedoch nicht, was sie sagten.

Jamie, Jamie, Jamie ...

»Jamie, Jamie, Jamie ...«

Ian kniete sich neben mich, als das Zimmer fast leer war.

»Ich weiß, du würdest das nicht tun ... aber Wanda, sie bringen dich um, wenn du es versuchst«, flüsterte er. »Nach dem, was im Krankenflügel passiert ist. Sie haben Angst, du hättest jetzt einen guten Grund, uns zu vernichten ... Außerdem wird er auf jeden Fall wieder gesund. Darauf musst du vertrauen.«

Ich wandte mein Gesicht ab und er ging.

»Tut mir leid, Junge«, murmelte Jeb, als er sich entfernte.

Jared ging auch. Ich hörte es nicht, aber ich spürte es, als er weg war. Es kam mir richtig vor. Er liebte Jamie nicht so wie wir. Das hatte er bewiesen. Er sollte gehen.

Doc blieb und sah mir hilflos zu. Ich blickte ihn nicht an.

Das Tageslicht verblasste langsam, wurde orange und dann grau. Das Eis schmolz und war weg. Jamie begann unter meinen Händen bei lebendigem Leib zu verbrennen.

»Jamie, Jamie, Jamie ...« Meine Stimme war gebrochen und heiser, aber ich konnte nicht aufhören. »Jamie, Jamie, Jamie ...«

Der Raum wurde schwarz. Ich konnte Jamies Gesicht nicht mehr sehen. Würde er diese Nacht von mir gehen? Hatte ich sein Gesicht, sein lebendiges Gesicht schon zum letzten Mal gesehen?

Sein Name war jetzt nur noch ein Flüstern auf meinen Lippen, so leise, dass ich Docs gedämpftes Schnarchen hören konnte.

Ohne Unterlass wischte ich mit dem lauwarmen Tuch über seinen Körper. Das verdunstende Wasser kühlte ihn ein wenig. Das Brennen ließ etwas nach. Ich begann zu glauben, dass er noch nicht heute Nacht sterben würde. Aber ich würde ihn nicht ewig hier zurückhalten können. Er würde mir entgleiten. Morgen. Übermorgen. Und dann würde ich ebenfalls sterben. Ich würde nicht ohne Jamie leben.

Jamie, Jamie, Jamie ..., stöhnte Melanie.

Jared hat uns nicht geglaubt, klagten wir beide gleichzeitig.

Es war immer noch still. Ich hörte nichts. Nichts warnte mich.

Dann schrie Doc plötzlich auf. Das Geräusch war seltsam gedämpft, als würde er in ein Kissen schreien.

Meine Augen konnten die Umrisse in der Dunkelheit zunächst nicht deuten. Doc zuckte eigenartig und er sah irgendwie zu groß aus - als hätte er zu viele Arme. Es war furchterregend. Ich warf mich über Jamies unbewegliche Gestalt, um ihn vor was auch immer zu beschützen - ich konnte nicht fliehen, während er hilflos hier lag. Mein Herz hämmerte gegen meine Rippen.

Dann erschlafften die um sich schlagenden Arme. Docs Schnarchen begann von Neuem - lauter und heftiger als zuvor. Er sank zu Boden und der Umriss teilte sich. Ein zweiter Schatten löste sich von seinem und stand über mir in der Dunkelheit.

»Los«, flüsterte Jared. »Wir haben keine Zeit zu verlieren.«

Mein Herz explodierte beinahe.

Er glaubt uns.

Ich zwang meine steifen Knie, sich zu strecken, und sprang auf. »Was hast du mit Doc gemacht?«

»Chloroform. Es wird nicht lange anhalten.«

Ich drehte mich schnell um und goss das warme Wasser über Jamie, durchnässte seine Kleider und die Matratze. Er rührte sich nicht. Vielleicht würde ihn das kühlen, bis Doc wieder aufwachte.

»Komm mit.«

Ich folgte ihm auf den Fersen. Wir bewegten uns leise vorwärts, berührten uns beinahe, rannten beinahe. Jared lief dicht an der Wand entlang und ich tat dasselbe.

Er hielt an, als wir die Helligkeit des mondbeschienenen Gartenraums erreichten. Er lag still und verlassen da.

Erst jetzt konnte ich Jared richtig sehen. Er hatte sich das Gewehr umgehängt und ein Messer durch seinen Gürtel gesteckt. Er streckte eine Hand aus, in der ein langes Stück dunkler Stoff lag. Ich begriff.

Die geflüsterten Worte entschlüpften mir sofort. »Ja, verbinde mir die Augen.«

Er nickte und ich schloss die Augen, während er das Tuch darüberlegte. Ich würde sie sowieso geschlossen halten.

Er verknotete das Tuch eilig und fest. Als er fertig war, drehte er mich schnell im Kreis - einmal, zweimal ...

Seine Hände hielten mich an. »Das reicht«, sagte er. Und dann packte er mich fester und hob mich hoch. Ich keuchte überrascht, als er mich über die Schulter warf. Mein Kopf und meine Brust hingen ihm neben dem Gewehr über den Rücken; seine Arme drückten meine Beine gegen seine Brust und schon waren wir unterwegs. Ich wippte auf und ab, als er lief, und mein Gesicht streifte bei jedem seiner Schritte über sein Hemd.

Ich hatte keinerlei Gefühl dafür, in welche Richtung wir gingen; und ich versuchte auch nicht, es zu erraten, zu erkennen oder zu erspüren. Ich konzentrierte mich nur auf den Rhythmus seiner Schritte und zählte mit. Zwanzig, einundzwanzig, zweiundzwanzig, dreiundzwanzig ...

Ich konnte spüren, wie er sich vorbeugte, als der Weg abwärts und dann wieder aufwärts führte. Ich versuchte nicht darüber nachzudenken.

Vierhundertzwölf, vierhundertdreizehn, vierhundertvierzehn ...

Ich merkte es sofort, als wir draußen waren. Ich konnte die trockene, saubere Wüstenluft riechen. Es war heiß, obwohl es schon fast Mitternacht sein musste.

Er ließ mich von seiner Schulter gleiten und stellte mich auf die Füße.

»Der Boden ist eben. Glaubst du, du kannst mit verbundenen Augen rennen?«

»Ja.«

Er umklammerte meinen Ellbogen und lief schnellen Schrittes los. Es war nicht einfach. Immer und immer wieder fing er mich auf, bevor ich hinfallen konnte. Nach einer Weile begann ich mich daran zu gewöhnen und es gelang mir besser, trotz der kleinen Kuhlen und Steigungen das Gleichgewicht zu halten. Wir rannten, bis wir beide außer Atem waren.

»Wenn ... wir den Jeep ... erreichen ... sind wir ... in Sicherheit.«

Den Jeep? Ich spürte eine eigenartige Welle der Nostalgie. Mel hatte diesen Jeep seit der ersten Etappe ihres katastrophalen Chicago-Trips nicht mehr gesehen, hatte nicht gewusst, dass es ihn überhaupt noch gab.

»Und wenn ... nicht?«, fragte ich.

»Wenn sie uns erwischen ... bringen sie dich um. Damit hatte ... Ian Recht.«

Ich versuchte schneller zu rennen. Nicht um mein Leben zu retten - sondern weil ich die Einzige war, die Jamies Leben retten konnte. Ich stolperte wieder.

»Ich nehme dir ... die Augenbinde ab. Dann bist du ... schneller.«

»Bist du sicher?«

»Sieh dich ... nicht um. Okay?«

»Versprochen.«

Er zerrte an den Knoten an meinem Hinterkopf. Als der Stoff vor meinen Augen verschwand, blickte ich starr zu Boden.

Es machte einen Riesenunterschied. Das Mondlicht war hell und der Sand ganz weich und blass. Jared ließ seinen Arm sinken und lief schneller. Ich hielt leicht mit ihm Schritt. Langstreckenläufe waren meinem Körper vertraut. Ich fiel in meinen bevorzugten Rhythmus: ein Kilometer in dreieinhalb Minuten, schätzte ich. Dieses Tempo konnte ich nicht ewig aufrechterhalten, aber ich würde alles tun, um es zu versuchen.

»Hörst du ... was?«, fragte er.

Ich lauschte. Nur zwei Paar Füße, die über den Sand liefen.

»Nein.«

Er grunzte zustimmend.

Ich nahm an, dass er deshalb das Gewehr gestohlen hatte. Ohne Gewehr konnten sie uns auf große Entfernung nicht schnappen.

Es dauerte noch etwa eine Stunde. Wir wurden beide langsamer. Mein Mund lechzte nach Wasser.

Ich hatte die ganze Zeit nicht vom Boden aufgesehen, deshalb erschrak ich, als er mir die Hand über die Augen legte. Ich strauchelte und er verfiel in Schritttempo.

»Wir haben es geschafft. Gleich da vorne ...« Er ließ die Hand über meinen Augen liegen und zog mich vorwärts. Ich hörte, wie unsere Schritte von irgendwo widerhallten. Die Wüste war hier nicht mehr ganz so flach.

»Hier rein.«

Seine Hände verschwanden. Es war fast so dunkel wie mit der Hand über den Augen. Wieder eine Höhle. Nicht besonders tief. Wenn ich mich umdrehte, würde ich hinaussehen können. Ich drehte mich nicht um.

Der Jeep wurde in der Dunkelheit sichtbar. Er sah genauso aus wie ich ihn in Erinnerung hatte, dieses Fahrzeug, das ich noch nie gesehen hatte. Ich sprang über die Tür auf den Sitz.

Jared saß bereits. Er beugte sich zu mir herüber und verband mir wieder die Augen. Ich hielt still, um es ihm leichter zu machen.

Das Motorengeräusch erschreckte mich. Es kam mir zu gefährlich vor. Es gab so viele Leute, die uns jetzt nicht finden durften.

Wir fuhren kurz rückwärts und dann blies mir der Wind ins Gesicht. Hinter dem Jeep war ein komisches Geräusch zu hören, irgendwas, das ich nicht mit Melanies Erinnerung in Einklang bringen konnte.

»Wir fahren nach Tucson«, erklärte er mir. »Wir gehen dort eigentlich nie auf Beutetour - es ist zu nah. Aber wir haben keine Zeit, woandershin zu fahren. Ich kenne dort ein kleines Krankenhaus, das etwas abgelegen ist.«

»Doch nicht das Saint Marys, oder?«

Er bemerkte die Nervosität in meiner Stimme. »Nein, warum?«

»Ich kenne da jemanden.«

Er schwieg eine Minute lang. »Wird man dich erkennen?«

»Nein. Niemand weiß, wie ich aussehe. Bei uns gibt es keine ... gesuchten Leute. Nicht so wie bei euch.«

»Okay.«

Aber er hatte mich nachdenklich gemacht, mich dazu gebracht, mir Gedanken über mein Aussehen zu machen. Bevor ich meine Sorgen aussprechen konnte, nahm er meine Hand und legte etwas sehr Kleines hinein. »Hab das immer griffbereit.«

»Was ist das?«

»Wenn sie Verdacht schöpfen, dass du ... mit uns zusammen bist, wenn sie ... jemand anderen in Mels Körper einsetzen wollen, nimmst du das in den Mund und beißt fest darauf.«

»Gift?«

»Ja.«

Ich dachte einen Moment darüber nach. Und dann lachte ich, ich konnte nicht anders. Meine Nerven waren vor lauter Sorge überspannt.

»Das ist kein Witz, Wanda«, sagte er wütend. »Wenn du dazu nicht in der Lage bist, muss ich dich zurückbringen.«

»Doch, doch, ich bin dazu in der Lage.« Ich versuchte mich wieder zu fassen. »Ich weiß, dass ich das kann. Deshalb lache ich ja.«

Seine Stimme war scharf. »Ich verstehe nicht, was daran so witzig ist.«

»Nein? Für Millionen meiner eigenen Spezies habe ich das nie fertiggebracht. Für meine eigenen ... Kinder nicht. Ich hatte immer zu viel Angst vor dem endgültigen Tod. Aber ich kann es für ein einziges Menschenkind tun ...« Ich lachte wieder. »Das ist doch total verrückt. Aber mach dir keine Sorgen. Ich kann sterben, um Jamie zu beschützen.«

»Ich vertraue darauf, dass du genau das tun wirst.«

Wir schwiegen einen Moment und dann fiel mir wieder ein, wie ich aussah.

»Jared, mein Aussehen ist nicht in Ordnung. Um in ein Krankenhaus zu spazieren.«

»Wir haben bessere Kleidung bei den ... unverdächtigeren Wagen gelagert. Da fahren wir jetzt hin. Noch etwa fünf Minuten.«

Das hatte ich nicht gemeint, aber er hatte Recht. In diesen Sachen konnte ich nirgendwohin. Ich wartete, bevor ich ihm den Rest erklärte, ich wollte mich zuerst selbst ansehen.

Der Jeep hielt und er nahm mir die Augenbinde ab.

»Du musst nicht weiter auf den Boden schauen«, erklärte er mir, als ich automatisch den Kopf senkte. »Hier gibt es nichts, was uns verraten könnte. Falls dieser Platz je entdeckt werden sollte.«

Es war keine Höhle, es war ein Steinschlag. Unter einigen der größeren Felsbrocken waren vorsichtig dunkle Hohlräume ausgehoben worden, in denen niemand irgendetwas anderes als Staub und kleinere Steine vermuten würde.

Der Jeep war bereits an einer engen Stelle geparkt. Er stand so nah am Felsen, dass ich nach hinten hinausklettern musste. An der Stoßstange war etwas Komisches festgebunden - Ketten und zwei furchtbar dreckige Planen, die ganz ausgefranst und zerfetzt waren.

»Hier«, sagte Jared und führte mich zu einer dunklen Felsspalte, die nur wenig niedriger war als sein Kopf. Er schob eine staubige, dreckige Plane zur Seite und durchsuchte einen Stapel, der dahinter lag. Dann zog er ein weiches, sauberes T-Shirt heraus, an dem noch die Etiketten hingen. Er riss sie ab und warf mir das Shirt zu. Anschließend kramte er weiter, bis er eine khakifarbene Hose fand. Er sah nach der Größe und warf sie ebenfalls zu mir herüber.

»Zieh das an.«

Ich zögerte einen Moment, während er wartete und überlegte, was mein Problem war. Ich wurde rot und drehte ihm dann den Rücken zu. Ich zerrte mir mein abgerissenes Hemd über den Kopf und ersetzte es, so schnell ich mit meinen ungeschickten Fingern konnte.

Ich hörte, wie er sich räusperte. »Oh. Ich ... äh ... hol dann mal das Auto.« Seine Schritte entfernten sich.

Ich streifte meine zerlumpte, abgeschnittene Jogginghose ab und zog die brandneue Hose an. Meine Schuhe waren in schlechtem Zustand, aber das fiel nicht allzu sehr auf. Außerdem war es nicht immer leicht, bequeme Schuhe zu kriegen. Ich konnte behaupten, dass ich an diesem Paar sehr hing.

Ein anderer Motor sprang an - leiser als der Jeep. Ich drehte mich um und sah eine schlichte, unauffällige Limousine aus dem Schatten unter einem Felsbrocken hervorkommen. Jared stieg aus und kettete die zerfetzten Planen vom Jeep an die hintere Stoßstange dieses Wagens. Dann fuhr er ihn bis zu mir, und als ich sah, wie die beschwerten Planen die Reifenspuren im Staub verwischten, verstand ich ihren Sinn.

Jared lehnte sich herüber, um die Beifahrertür zu öffnen. Auf dem Sitz lag ein Rucksack. Er war flach und leer. Ich nickte vor mich hin. Ja, den brauchte ich.

»Lass uns fahren.«

»Warte«, sagte ich.

Ich bückte mich, um mich im Seitenspiegel zu betrachten.

Nicht gut. Ich strich mir das kinnlange Haar über die Wange, aber das reichte nicht. Ich berührte mein Gesicht und biss mir auf die Lippe.

»Jared. Ich kann mit diesem Gesicht da nicht hinein.« Ich zeigte auf die lange, ausgefranste Narbe auf meiner Haut.

»Was?«, fragte er.

»Keine Seele hätte je so eine Narbe. Sie würden das behandeln lassen. Sie werden sich fragen, wo ich gewesen bin. Sie werden Fragen stellen.«

Seine Augen weiteten sich und verengten sich anschließend.

»Vielleicht hättest du dir das überlegen sollen, bevor ich dich hinausgeschmuggelt habe. Wenn wir jetzt zurückgehen, werden sie glauben, es war nur ein Trick, damit du den Weg nach draußen findest.«

»Wir gehen nicht ohne Medikamente für Jamie zurück.« Meine Stimme klang härter als seine.

Seine wurde ebenfalls härter. »Was bitte schlägst du dann vor, Wanda?«

»Wir brauchen einen Stein.« Ich seufzte. »Du musst mich schlagen.«

Geheilt

»Wanda ...«

»Wir haben keine Zeit. Ich würde es ja selbst machen, aber ich kriege den richtigen Winkel nicht hin. Es geht nicht anders.«

»Ich glaube nicht, dass ich ... das kann.«

»Nicht mal für Jamie?« Ich presste meine gesunde Gesichtshälfte, so fest ich konnte, an die Kopfstütze des Beifahrersitzes und schloss die Augen.

Jared hielt den kantigen, faustgroßen Felsbrocken, den ich gefunden hatte. Er wog ihn schon seit fünf Minuten in seiner Hand.

»Du musst einfach nur die oberen Hautschichten abreißen. Die Narbe verschwinden lassen, mehr nicht. Los, Jared, wir müssen uns beeilen. Jamie ...«

Sag ihm, ich finde auch, er soll es jetzt tun. Und zwar richtig.

»Mel sagt, du sollst es tun. Und zwar fest genug. Es muss gleich beim ersten Mal sitzen.«

Schweigen.

»Los jetzt, Jared!«

Er holte tief Luft, ein Keuchen. Ich spürte einen Luftzug und kniff die Augen fester zusammen.

Ein dumpfer Schlag war zu hören - das war das Erste, was ich bemerkte. Dann ließ der Schock des Aufpralls nach und ich spürte es auch.

»Aah«, stöhnte ich. Ich hatte eigentlich kein Geräusch machen wollen. Ich wusste, dass es das für ihn nur schlimmer machen würde. Aber mit diesem Körper geschah so vieles unfreiwillig. Tränen traten mir in die Augen und ich hustete, um ein Schluchzen zu unterdrücken. Mein Kopf dröhnte und vibrierte von der Wucht des Schlags.

»Wanda? Mel? Es tut mir leid!«

Er umarmte uns, zog uns an seine Brust.

»Schon gut«, wimmerte ich. »Wir sind okay. Hast du alles erwischt?«

Seine Hand berührte meine Haut und drehte meinen Kopf zur Seite.

»Uuh«, keuchte er angewidert. »Ich habe dir das halbe Gesicht abgerissen. Es tut mir so leid.«

»Nein, das ist gut. Das ist gut. Lass uns fahren.« »Okay.« Seine Stimme war immer noch schwach, aber er legte mich vorsichtig in meinen Sitz zurück und dann begann das Auto unter uns zu dröhnen.

Eiskalte Luft blies mir ins Gesicht, erschreckte mich, stach mir in die aufgerissene Wange. Ich hatte schon vergessen, wie sich eine Klimaanlage anfühlte.

Ich öffnete die Augen. Wir fuhren einen flachen ausgetrockneten Wasserlauf entlang - flacher, als er normalerweise war, vorsichtig entsprechend verändert. Er schlängelte sich vor uns entlang, wand sich zwischen dem Gestrüpp hindurch. Ich konnte nicht besonders weit sehen.

Ich klappte die Sonnenblende herunter und den Spiegel auf. Im fahlen Mondlicht war mein Gesicht schwarz-weiß. Schwarz war meine ganze rechte Gesichtshälfte, schwarz lief es nur das Kinn hinunter, den Hals entlang und sickerte in den Kragen meines neuen, sauberen T-Shirts.

Mir drehte sich der Magen um. »Gute Arbeit«, flüsterte ich.

»Tut es sehr weh?«

»Nicht sehr, nein«, log ich. »Außerdem wird es nicht mehr lange wehtun. Wie weit ist es noch bis Tucson?«

Genau in diesem Augenblick stießen wir auf Asphalt. Eigenartig, wie der Anblick mein Herz vor Angst zum Rasen brachte. Jared hielt zwischen Gestrüpp versteckt an. Er stieg aus, entfernte die Planen und Ketten von der Stoßstange und legte sie in den Kofferraum. Dann stieg er wieder ein und fuhr langsam an, wobei er sich aufmerksam umsah, um sicherzugehen, dass der Highway leer war. Er streckte die Hand aus, um die Scheinwerfer einzuschalten.

»Warte«, flüsterte ich. Ich konnte nicht lauter sprechen. Ich fühlte mich hier so ungeschützt. »Lass mich fahren.«

Er sah mich an.

»Es darf nicht so aussehen, als sei ich in diesem Zustand zu Fuß ins Krankenhaus gekommen. Das wirft zu viele Fragen auf. Ich muss fahren. Du versteckst dich hinten und sagst mir, wo ich hin muss. Ist da etwas, worunter du dich verstecken kannst?«

»Okay«, sagte er langsam. Er legte den Rückwärtsgang ein und fuhr zurück ins dichtere Gestrüpp. »Okay. Ich verstecke mich. Aber wenn du uns irgendwo anders hinfährst, als ich dir sage ...«

Oh! Melanie war genauso verletzt von seinen Zweifeln wie ich.

»Dann erschieß mich«, sagte ich unbewegt.

Er antwortete nicht. Bei laufendem Motor stieg er aus. Ich rutschte über die Becherhalter auf seinen Sitz und hörte, wie der Kofferraumdeckel zufiel.

Jared kletterte mit einer dicken zusammengefalteten Decke unter dem Arm auf den Rücksitz.

»Bieg nach rechts auf die Straße ein.«

Der Wagen hatte eine Automatikschaltung, aber es war lange her, dass ich gefahren war, und ich fühlte mich unsicher hinter dem Steuer. Ich fuhr vorsichtig, erfreut festzustellen, dass ich noch wusste, wie es ging. Der Highway war immer noch leer. Ich bog auf die Straße ein, wobei mein Herz erneut zu klopfen begann.

»Licht an«, sagte Jared. Seine Stimme kam von unten auf der Rückbank.

Ich suchte nach dem Schalter und machte dann die Scheinwerfer an. Sie kamen mir fürchterlich hell vor.

Wir waren nicht weit von Tucson entfernt - ich konnte einen gelblichen Lichtschein am Himmel sehen. Die Lichter der Stadt vor uns.

»Du könntest ein bisschen schneller fahren.«

»Ich fahre schon so schnell, wie ich darf«, protestierte ich.

Er schwieg einen Augenblick. »Fahren Seelen nie zu schnell?«

Ich lachte. Es klang nur eine Spur hysterisch. »Wir halten uns an alle Gesetze, Verkehrsregeln eingeschlossen.«

Die Helligkeit vor uns war jetzt mehr als ein Schein - sie verwandelte sich in einzelne Lichtpunkte. Grüne Straßenschilder informierten mich über die möglichen Ausfahrten.

»Fahr an der Ina Road raus.«

Ich folgte seinen Anweisungen. Er sprach leise, obwohl wir hier im Wagen ruhig hätten schreien können.

Es war nicht leicht für mich, hier in dieser unbekannten Stadt zu sein. Häuser und Wohnungen und Geschäfte mit Leuchtreklame zu sehen. Zu wissen, dass ich umzingelt war, in der Minderzahl. Ich stellte mir vor, wie es für Jared sein musste. Seine Stimme war bemerkenswert ruhig. Aber er hatte das schon öfter gemacht, schon viele Male.

Inzwischen waren mehr Autos auf der Straße unterwegs. Wenn ihre Scheinwerfer über meine Windschutzscheibe streiften, zuckte ich erschrocken zusammen.

Mach jetzt nicht schlapp, Wanda. Du musst stark sein für Jamie. Das hier klappt nur, wenn du durchhältst.

Ich kann es. Ich kann es tun.

Ich dachte fest an Jamie und meine Hände am Steuer wurden ruhiger.

Jared leitete mich durch die größtenteils schlafende Stadt. Die Heileinrichtung war klein. Sie musste früher eher ein Ärztehaus gewesen sein - mit mehreren Arztpraxen - als ein richtiges Krankenhaus. Durch die meisten Fenster und die Glasfront schien Licht. Ich konnte eine Frau hinter dem Empfangstresen sehen. Sie sah nicht auf, als meine Scheinwerfer näher kamen. Ich fuhr in die dunkelste Ecke des Parkplatzes.

Ich steckte die Arme durch die Riemen des Rucksacks. Er war nicht neu, aber in gutem Zustand. Perfekt. Jetzt musste ich nur noch eins tun.

»Schnell, gib mir das Messer.«

»Wanda ... Ich weiß, dass du Jamie liebst, aber ich glaube wirklich nicht, dass du es benutzen könntest. Du bist keine Kämpfernatur.«

»Nicht für sie, Jared. Ich brauche eine Wunde.«

Er keuchte. »Du hast bereits eine Wunde. Das reicht!«

»Ich brauche so eine wie Jamie. Ich verstehe nicht genug vom Heilen. Ich muss genau sehen, was zu tun ist. Ich hätte es vorhin schon gemacht, aber ich war mir nicht sicher, ob ich dann noch würde fahren können.«

»Nein. Nicht schon wieder.«

»Gib es mir jetzt. Sofort. Es fällt auf, wenn ich nicht bald hineingehe.«

Jared dachte schnell nach. Er war der Beste, hatte Jeb gesagt, weil er erkannte, was getan werden musste, und es schnell tat. Ich hörte das metallene Geräusch des Messers, als er es aus der Scheide zog.

»Sei vorsichtig. Nicht zu tief.«

»Willst du es machen?«

Er sog die Luft ein. »Nein.«

»Gut.«

Ich nahm das Messer. Es hatte einen schweren Griff und war sehr scharf; am oberen Ende lief es spitz zu.

Ich nahm mir nicht die Zeit, lange darüber nachzudenken. Ich wollte mir nicht die Möglichkeit geben, feige zu sein. In den Arm, nicht ins Bein - das war alles, was ich überlegte. Meine Knie waren vernarbt. Das wollte ich nicht auch noch verbergen müssen.

Ich streckte den linken Ann aus; meine Hand zitterte. Ich stützte ihn auf der Armlehne an der Tür ab und drehte meinen Kopf so, dass ich in die Kopfstütze beißen konnte. Ich hielt den Messergriff unbeholfen, aber fest in meiner rechten Hand. Die Spitze drückte ich gegen die Haut an meinem Unterarm, damit ich nicht danebenstach. Dann schloss ich die Augen.

Jared atmete zu laut. Ich musste mich beeilen, oder er würde mich davon abhalten.

Tu einfach so, als wäre es ein Spaten, mit dem du in die Erde stichst, sagte ich mir.

Ich rammte mir das Messer in den Arm.

Die Kopfstütze dämpfte meinen Schrei, aber er war immer noch zu laut. Das Messer fiel mir aus der Hand - es war vom Muskel abgeprallt - und kam klappernd auf dem Boden auf.

»Wanda!«, keuchte Jared.

Ich konnte noch nicht antworten. Ich versuchte, weitere Schreie, die in mir hochkamen, zu unterdrücken. Es war richtig gewesen, es nicht zu tun, solange ich noch fahren musste.

»Lass mal sehen!«

»Bleib, wo du bist«, keuchte ich. »Rühr dich nicht vom Fleck.«

Trotz meiner Warnung hörte ich die Decke hinter mir rascheln. Ich presste den linken Arm an mich und stieß mit rechts die Tür auf. Jareds Hand strich mir über den Rücken, als ich fast aus der Tür fiel. Sie wollte mich nicht zurückhalten. Sie wollte mich trösten.

»Ich bin gleich wieder da«, stieß ich hervor und trat die Tür hinter mir zu.

Ich stolperte über den Parkplatz und kämpfte gegen die Übelkeit und die Angst an. Sie schienen sich gegenseitig die Waage zu halten - das eine Gefühl verhinderte jeweils, dass das andere die Kontrolle über meinen Körper gewann. Der Schmerz war nicht allzu schlimm - oder zumindest spürte ich ihn nicht mehr so stark. Ich befand mich im Schockzustand. Zu viele Arten von Schmerz, zu nah beieinander. Eine warme Flüssigkeit lief mir die Finger hinunter und tropfte aufs Pflaster. Ich fragte mich, ob ich die Finger wohl noch bewegen konnte. Ich wagte nicht es auszuprobieren.

Die Frau hinter dem Empfang - mittelalt, mit dunkler, schokoladenbrauner Haut und ein paar silbernen Strähnen in ihrem schwarzen Haar - sprang auf, als ich durch die Automatiktür gewankt kam.

»O nein! Oh, Liebes!« Sie griff nach einem Mikrofon und ihre nächsten Worte hallten verstärkt von der Decke wider. »Heilerin Knits! Ich brauche Sie hier am Empfang! Ein Notfall!«

»Nein.« Ich versuchte, ruhig zu sprechen, aber ich schwankte auf der Stelle. »Mir geht es gut. Es war nur ein Unfall.«

Sie ließ das Mikrofon los und eilte um den Empfangstresen herum zu mir. Sie legte mir den Arm um die Taille.

»Oh, Kleines, was ist denn passiert?«

»Ich hab nicht aufgepasst«, murmelte ich. »Ich war auf einer Wandertour ... bin die Felsen runtergestürzt. Ich hab gerade ... nach dem Abendessen aufgeräumt. Hatte ein Messer in der Hand ...«

Mein Zögern interpretierte sie als Teil des Schocks. Sie sah mich nicht misstrauisch an - oder belustigt, wie Ian manchmal, wenn ich log. Nur besorgt.

»Armes Mädchen! Wie heißen Sie?«

»Glass Spires«, erklärte ich. Das war ein relativ weit verbreiteter Name bei den Bären gewesen.

»Okay, Glass Spires. Da kommt die Heilerin. Gleich sind Sie wieder ganz in Ordnung.«

Ich verspürte keinerlei Panik mehr. Die freundliche Frau tätschelte mir den Rücken. So nett, so besorgt. Sie wurde mir niemals etwas zuleide tun.

Die Heilerin war eine junge Frau. Ihr Haar, ihre Haut und ihre Augen waren alle von einem ähnlichen hellen Braunton. Das ließ sie ungewöhnlich aussehen - monochrom. Sie trug hellbraune OP-Kleidung, die diesen Eindruck noch verstärkte.

»Oje«, sagte sie. »Ich bin Heilerin Knits Fire. Ich werde Sie sofort wiederherstellen. Was ist passiert?«

Ich wiederholte meine Geschichte, während die beiden Frauen mich den Flur entlang und dann gleich durch die erste Tür geleiteten. Sie halfen mir, mich auf die papierbedeckte Liege zu legen.

Der Raum kam mir vertraut vor. Ich war erst einmal an einem solchen Ort gewesen, aber Melanies Kindheit war voll solcher Erinnerungen. Die kurze Zeile von Doppelschränken, das Waschbecken, an dem sich die Heilerin die Hände wusch, die hellen, sauberen weißen Wände ...

»Eins nach dem anderen«, sagte Knits Fire fröhlich. Sie öffnete einen Schrank. Ich versuchte etwas zu erkennen, denn ich wusste, dass das jetzt wichtig war. Der Schrank war voll mit vielen Reihen gestapelter weißer Röhrchen. Sie holte eins heraus, nach dem sie gegriffen hatte, ohne zu suchen - sie wusste, was sie wollte. Ich konnte sehen, dass der kleine Behälter ein Etikett hatte, aber ich konnte es nicht lesen. »Ein bisschen *Schmerzlos* sollte helfen, meinen Sie nicht?«

Ich sah das Etikett erneut, als sie den Deckel aufmachte. *Schmerzlos?* Hieß es so?

»Mund auf, Glass Spires.«

Ich gehorchte. Sie nahm ein kleines, dünnes Quadrat - das aussah wie Seidenpapier - und legte es mir auf die Zunge. Es löste sich sofort auf und schmeckte nach nichts. Ich schluckte automatisch.

»Schon besser?«, fragte die Heilerin.

»Ja.«

Und so war es. Sofort. Meine Stimme war klar, mein Kopf war klar. Ich konnte mich problemlos konzentrieren. Der Schmerz war dank des kleinen Quadrats verschwunden. Vollständig. Ich blinzelte erstaunt.

»Ich weiß, Sie fühlen sich jetzt besser, aber bitte bewegen Sie sich nicht. Ihre Verletzungen müssen erst noch behandelt werden.«

»Natürlich.«

»Cerulean, könnten Sie uns ein bisschen Wasser holen? Sie scheint einen ganz ausgetrockneten Mund zu haben.«

»Sofort, Heilerin Knits.«

Die ältere Frau verließ den Raum.

Die Heilerin drehte sich wieder zu ihren Schränken um und öffnete jetzt einen anderen. Er war ebenfalls voll mit weißen Behältern.

»Da haben wir sie ja.« Sie nahm einen von einem Stapel und einen weiteren von der anderen Seite.

Gerade so, als wollte sie mir beim Erfüllen meiner Mission helfen, nannte sie die Namen, als sie danach griff.

»*Reinigung* - innen und außen *... Heilung ... Versiegelung ...* Und wo ist ... ah da, *Glättung.* Wir wollen doch keine Narbe auf diesem hübschen Gesicht zurückbehalten, nicht wahr?«

»Äh ... nein.«

»Keine Sorge. Sie werden wieder makellos aussehen.«

»Danke.«

»Gern geschehen.«

Sie beugte sich mit einem anderen weißen Röhrchen über mich. Der Deckel öffnete sich mit einem Ploppen und darunter kam ein Sprühaufsatz zum Vorschein. Sie sprühte zunächst meinen Unterarm ein und benetzte die Wunde mit dem durchsichtigen, geruchlosen Spray.

»Das Heilen muss ein erfüllender Beruf sein.« Meine Stimme klang genau richtig. Interessiert, aber nicht übermäßig. »Seit meiner Implantation bin ich nicht mehr in einer Heileinrichtung gewesen. Es ist wirklich interessant.«

»Ja, mir gefällt es.« Sie begann mein Gesicht einzusprühen.

»Was machen Sie da jetzt?«

Sie lächelte. Ich vermutete, dass ich nicht die erste neugierige Seele war. »Das ist *Reinigung. Es* sorgt dafür, dass sich die Wunde nicht entzündet. Es zerstört alle Keime, die die Wunde infizieren könnten.«

»Reinigung«, wiederholte ich für mich.

»Und das hier die *Innere Reinigung,* nur für den Fall, dass sich schon irgendwas in Ihren Körper gestohlen hat - inhalieren Sie das bitte.«

Sie hielt einen anderen weißen Zylinder in der Hand, eine dünnere Flasche mit einer Pumpe statt einem Sprühaufsatz. Sie versprühte eine Nebelwolke über meinem Gesicht. Ich atmete ein. Der Nebel schmeckte nach Minze.

»Und das ist *Heilung«,* fuhr Knits Fire fort und schraubte den Deckel vom nächsten Behälter, wodurch ein kleiner Tropfaufsatz sichtbar wurde. »Das regt Ihr Gewebe an, sich wieder zu schließen, wieder zuzuwachsen.«

Sie tropfte ein winziges bisschen der durchsichtigen Flüssigkeit in den tiefen Schnitt auf meinem Arm, dann drückte sie die Ränder der Wunde zusammen. Ich spürte ihre Berührung, aber es tat nicht weh.

»Ich werde das erst mal versiegeln, bevor ich weitermache.« Sie öffnete diesmal eine Tube und drückte einen Streifen dicken, durchsichtigen Gels auf ihren Finger. »Wie Klebstoff«, erklärte sie mir. »Es hält alles zusammen und lässt *Heilung* seine Arbeit machen.« Mit einer schnellen Bewegung strich sie es auf meinen Arm. »Okay, Sie können den Arm jetzt wieder bewegen. Er ist fertig.«

Ich hob ihn hoch, um ihn mir anzusehen. Unter dem glänzenden Gel war eine schwache rosafarbene Linie zu sehen. Das Blut auf meiner Haut war noch nicht trocken, aber es gab keine Wunde mehr. Die Heilerin wischte in einer schnellen Bewegung mit einem feuchten Tuch meinen Arm sauber.

»Drehen Sie bitte Ihr Gesicht zu mir. Hmm, Sie müssen richtig ungeschickt auf den Felsen aufgekommen sein. Das sieht ja schlimm aus.«

»Ja. Ich bin böse gestürzt.«

»Na, ein Glück, dass Sie noch fahren konnten, um hierherzukommen.«

Sie tropfte vorsichtig *Heilung* auf meine Wange und verteilte es mit den Fingerspitzen. »Ah, ich finde es toll, diesem Mittel bei der Arbeit zuzusehen. Es sieht schon viel besser aus. So ... jetzt noch den Rand.« Sie lächelte. «Vielleicht noch eine Schicht. Ich möchte das ganz wegbekommen.« Sie machte noch eine Minute weiter. »Sehr schön.«

»Hier kommt das Wasser«, sagte die ältere Frau, während sie eintrat.

»Vielen Dank, Cerulean.«

»Sagen Sie Bescheid, wenn Sie noch etwas brauchen. Ich bin vorne.«

»Danke.«

Cerulean ging. Ich überlegte, ob sie vom Blumenplaneten stammte. Blaue Blumen waren selten - daher hieß man dort vielleicht gerne Cerulean: Himmelblau.

»Sie können sich jetzt hinsetzen. Wie fühlen Sie sich?«

Ich richtete mich auf. »Wunderbar.«

Es stimmte. Ich hatte mich schon lange nicht mehr so gesund gefühlt. Der extreme Gegensatz zwischen Schmerz und Linderung verstärkte das gute Gefühl noch.

»So sollte es auch sein. Dann wollen wir mal noch ein bisschen *Glättung* darüberstäuben.«

Sie öffnete den letzten Behälter und schüttete einen schillernden Puder in ihre Hand. Sie verteilte ihn auf meiner Wange und dann noch eine Handvoll auf meinem Arm.

»Sie werden eine schmale Linie auf ihrem Arm zurückbehalten«, sagte sie entschuldigend. »Wie in Ihrem Nacken. Es war eine tiefe Wunde ...« Sie zuckte mit den Schultern. Geistesabwesend schob sie mir das Haar aus dem Nacken und untersuchte meine Narbe. »Gute Arbeit. Wer war Ihr Heiler?«

»Äh ... Faces Sunward«, sagte ich, den Namen eines meiner früheren Studenten verwendend. »Ich war in ... Eureka, Montana. Aber ich mochte die Kälte nicht. Deshalb bin ich nach Süden gezogen.«

So viele Lügen. Ich spurte, wie sich mein Magen vor Angst zusammenzog.

»Ich habe in Maine angefangen«, sagte sie, ohne einen Missklang in meiner Stimme wahrzunehmen. Während sie sprach, wischte sie mir das Blut vom Hals. »Mir war es dort auch zu kalt. Was ist Ihre Berufung?«

»Äh ... ich bin Kellnerin. In einem mexikanischen Restaurant in ... Phoenix. Ich mag scharfes Essen.«

»Ich auch.« Sie sah mich nicht komisch an. Sie wischte jetzt meine Wange ab. »Sehr schön. Keine Sorge, Glass Spires. Ihr Gesicht sieht großartig aus.«

»Danke schön, Heilerin.«

»Keine Ursache. Möchten Sie etwas Wasser?«

»Ja, bitte.« Ich riss mich zusammen. Es wäre auffällig gewesen, das Glas hinunterzustürzen, wie ich es am liebsten getan hätte. Ich konnte jedoch nicht anders, als es ganz auszutrinken. Es schmeckte einfach zu gut.

»Möchten Sie noch etwas?«

»Ich ... ja, das wäre nett. Danke.«

»Ich bin gleich wieder da.«

Sobald sie aus der Tür war, glitt ich von der Liege. Das Papier raschelte und ich erstarrte. Sie kam nicht wieder hereingestürzt. Ich hatte nur wenig Zeit. Cerulean hatte ein paar Minuten gebraucht, um Wasser zu holen. Vielleicht würde die Heilerin genauso lange brauchen. Vielleicht befand sich dieses kühle, reine Wasser weit weg von diesem Zimmer. Vielleicht.

Ich nahm den Rucksack und riss den Reißverschluss auf. Ich begann mit dem zweiten Schrank. Darin war die Reihe *Heilung* aufstapelt. Ich griff nach der ganzen Reihe und schob sie leise in meinen Rucksack.

Was würde ich sagen, wenn sie mich erwischte? Was für eine Lüge könnte ich ihr auftischen?

Als Nächstes nahm ich die zwei Arten von *Reinigung* aus dem ersten Schrank. Hinter dem ersten Stapel stand jeweils noch einer und ich nahm auch davon die Hälfte. Dann das *Schmerzlos,* beide Stapel. Ich wollte mich gerade abwenden, um nach *Versiegelung* zu greifen, als mein Blick auf die nächste Reihe von Röhrchen fiel.

Kühlung. Gegen Fieber? Es gab keine Gebrauchsanweisung, nur das Etikett. Ich nahm den Stapel mit. Nichts hier würde einem menschlichen Körper schaden. Da war ich mir sicher.

Ich griff mir das ganze *Versiegelung* und zwei Päckchen *Glättung.* Dann konnte ich mein Glück nicht weiter herausfordern. Leise schloss ich die Schränke und schob meine Arme durch die Riemen des Rucksacks. Ich lehnte mich an die Liege, wobei es wieder raschelte, und versuchte, entspannt auszusehen.

Sie kam nicht zurück.

Ich sah auf die Uhr. Sie war seit einer Minute weg. Von wo holte sie bloß das Wasser?

Zwei Minuten.

Drei Minuten.

Waren meine Lügen in ihren Augen genauso offensichtlich gewesen wie in meinen?

Schweiß trat mir auf die Stirn. Ich wischte ihn schnell weg.

Was, wenn sie mit einem Sucher zurückkam?

Ich dachte an die kleine Kapsel in meiner Tasche, und meine Hände zitterten. Aber ich wäre dazu in der Lage. Für Jamie.

Dann hörte ich leise Schritte, zwei Paar, die den Flur entlangkamen.

Geglückt

Heilerin Knits Fire und Cerulean traten gemeinsam durch die Tür. Die Heilerin reichte mir ein großes Glas Wasser. Es fühlte sich nicht so kalt an wie das erste - meine Finger waren jetzt eiskalt vor Angst. Die dunkelhäutige Frau hatte auch etwas für mich. Sie gab mir ein flaches Rechteck mit einem Griff.

»Ich dachte, Sie wollten vielleicht mal gucken«, sagte Knits Fire mit einem warmen Lächeln.

Meine Anspannung löste sich. Da war weder ein Verdacht noch Angst. Nur die Freundlichkeit von Seelen, die ihr Leben dem Heilen gewidmet hatten.

Cerulean hatte mir einen Spiegel gegeben.

Ich hob ihn hoch und versuchte mein Keuchen zu unterdrücken.

Mein Gesicht sah so aus, wie ich es aus San Diego in Erinnerung hatte. Das Gesicht, das ich dort für selbstverständlich gehalten hatte. Die Haut über meinem rechten Wangenknochen war glatt und pfirsichfarben. Bei genauerem Hinsehen schien sie nur ein kleines bisschen heller und rosafarbener als die gebräunte Haut auf der anderen Wange.

Es war ein Gesicht, das zu Wanderer, der Seele, gehörte. Es gehörte hierhin, an diesen zivilisierten Ort, wo es weder Gewalt noch Schrecken gab.

Mir wurde klar, warum es so leicht war, diese freundlichen Wesen anzulügen. Weil es sich gut anfühlte, mit ihnen zu reden, weil ich ihre Kommunikationsformen und ihre Regeln verstand. Die Lügen könnten ... *sollten* vielleicht sogar wahr sein. Ich sollte eigentlich irgendwo meiner Berufung nachgehen, ob ich nun an der Universität unterrichtete oder Essen in einem Restaurant servierte. Ein friedliches, einfaches Leben, in dem ich meinen Beitrag zu einem größeren Ganzen leisten konnte.

»Wie finden Sie es?«, fragte die Heilerin.

»Ich sehe völlig geheilt aus. Danke.«

»Es war mir ein Vergnügen.«

Ich sah mich wieder an und bemerkte Einzelheiten hinter all der Perfektion. Mein Haar war struppig - schmutzig, mit ausgefransten Spitzen. Es war stumpf- dafür waren die selbstgemachte Seife und die schlechte Ernährung verantwortlich. Das Blut auf meinem Hals hatte die Heilerin zwar abgewischt, aber er war noch immer voller rötlichem Staub.

»Ich glaube, es wird Zeit, dass ich meine Campingtour abbreche. Ich brauche ein Bad«, murmelte ich.

»Gehen Sie oft campen?«

»In letzter Zeit sooft ich dazu komme. Die Wüste übt eine unglaubliche Anziehungskraft auf mich aus.«

»Sie müssen ganz schön mutig sein. Ich finde die Stadt deutlich angenehmer.«

»Nicht mutig - nur anders.«

Im Spiegel sah ich meine vertrauten grünbraunen Augen. Dunkelgrau am äußeren Rand, ein moosgrüner Ring und dann noch ein karamellbrauner Ring um die Pupille. Dahinter ein schwacher Silberschimmer, der das Licht reflektierte, es verstärkte ...

Jamie?, drängte Mel, die langsam nervös wurde. Ich fühlte mich hier zu wohl. Sie konnte den Reiz des anderen Wegs, der vor mir lag, spüren, und das machte ihr Angst.

Ich weiß, wer ich bin, erklärte ich ihr.

Ich blinzelte und wandte mich dann wieder den freundlichen Gesichtern neben mir zu.

»Danke schön«, sagte ich noch einmal zu der Heilerin. »Ich denke, ich gehe dann mal wieder.«

»Es ist sehr spät. Sie können auch hier schlafen, wenn Sie möchten.«

»Ich bin nicht müde. Ich fühle mich ... wunderbar.«

Die Heilerin grinste. »Das ist das *Schmerzlos.«*

Cerulean begleitete mich zum Empfang. Sie legte mir die Hand auf die Schulter, als ich hinaustrat.

Mein Herz schlug schneller. Hatte sie bemerkt, dass mein vorher flacher Rucksack jetzt ausgebeult war?

»Geben Sie besser auf sich Acht, Liebes«, sagte sie und tätschelte meinen Arm.

»Das werde ich. Keine Nachtwanderungen mehr.«

Sie lächelte und ging zurück zu ihrem Schreibtisch.

Ich ging gemessenen Schrittes über den Parkplatz. Am liebsten wäre ich gerannt. Was, wenn die Heilerin in ihre Schränke sah? Wie schnell würde ihr klarwerden, warum sie halb leer waren?

Das Auto stand immer noch da, auf dem dunklen Platz im Schatten zwischen zwei Straßenlaternen. Es sah leer aus. Mein Atem ging schnell und unregelmäßig. Natürlich sollte es leer aussehen. Das war ja der Sinn der Sache. Aber meine Atmung verlangsamte sich erst, als ich den undeutlichen Umriss unter der Decke auf dem Rücksitz erspähte.

Ich öffnete die Tür und warf den Rucksack auf den Beifahrersitz - wo er mit einem beruhigenden Klappern landete - , bevor ich einstieg und die Tür hinter mir schloss. Es gab keinen Grund, die Türen zu verriegeln; ich unterdrückte den Drang, es trotzdem zu tun.

»Alles in Ordnung?«, flüsterte Jared, sobald die Tür zu war. Es war ein angespanntes, ängstliches Flüstern.

»Psst«, sagte ich und versuchte meine Lippen so still wie möglich zu halten. »Warte.«

Ich fuhr an dem hell erleuchteten Eingang vorbei und erwiderte Ceruleans Winken.

»Freunde gefunden?«

Wir waren auf der dunklen Straße. Niemand beobachtete mich mehr. Ich sackte auf dem Sitz zusammen. Meine Hände begannen zu zittern. Ich ließ es zu, jetzt, wo alles vorbei war. Jetzt, wo es geglückt war.

»Alle Seelen sind Freunde«, erklärte ich ihm in normaler Lautstärke.

»Ist alles in Ordnung mit dir?«, wollte er erneut wissen. »Ich bin geheilt.« »Lass mal sehen.«

Ich streckte meinen linken Arm an meinem Oberkörper vorbei, so dass er die winzige rosa Linie sehen konnte. Er sog erstaunt die Luft ein.

Die Decke raschelte; er setzte sich auf und kletterte zwischen den Sitzen hindurch nach vorn. Er schob den Rucksack zur Seite und nahm ihn dann auf den Schoß, wobei er sein Gewicht abschätzte.

Er sah zu mir herüber, als wir unter einer Straßenlaterne durchfuhren, und keuchte. »Dein Gesicht!«

»Das ist auch geheilt. Natürlich.«

Er hob eine Hand und ließ sie unsicher neben meiner Wange in der Luft schweben. »Tut es weh?«

»Natürlich nicht. Es fühlt sich so an, als wäre nie was gewesen.«

Seine Finger strichen über die neue Haut. Es prickelte, aber das kam von seiner Berührung. Dann wandte er sich wieder den praktischen Fragen zu.

»Haben sie Verdacht geschöpft? Glaubst du, sie werden die Sucher benachrichtigen?«

»Nein. Ich habe dir doch gesagt, dass sie nicht misstrauisch sind. Sie haben noch nicht einmal meine Augen untersucht. Ich war verletzt, also haben sie mich geheilt.« Ich zuckte mit den Schultern.

»Was hast du bekommen?«, fragte er und öffnete hastig den Rucksack.

»Das Richtige für Jamie ... wenn wir es rechtzeitig zurück schaffen« Ich warf unwillkürlich einen Blick auf die Uhr am Armaturenbrett, obwohl sie nicht die richtige Zeit anzeigte. »Und noch mehr für die Zukunft. Ich habe nur Sachen mitgenommen, von denen ich wusste, was es ist.«

»Wir sind bestimmt rechtzeitig zurück«, versprach er. Er untersuchte die weißen Behälter. *»Glättung?«*

»Nicht unbedingt notwendig, aber ich weiß, wie es funktioniert, daher ...«

Er nickte und wühlte in der Tasche herum. Er murmelte die Namen vor sich hin. *»Schmerzlos?* Funktioniert das?«

Ich lachte. »Es ist unglaublich. Wenn du dir das Messer in den Arm rammst, zeige ich es dir ... Das war ein Witz.«

»Ich weiß.«

Er sah mich mit einem Gesichtsausdruck an, den ich nicht deuten konnte. Er hatte die Augen weit aufgerissen, als hätte ihn irgendetwas zutiefst überrascht.

»Was ist?« *So* schlecht war mein Witz nun auch nicht gewesen.

»Du hast es geschafft.« Seine Stimme klang verwundert.

»War das nicht der Plan?«

»Ja, schon, aber ... ich glaube, ich habe eigentlich nicht damit gerechnet, dass wir damit durchkommen würden.«

»Nein? Und warum ... warum hast du es mich dann versuchen lassen?«

Er antwortete mit sanfter Stimme, beinahe flüsternd. »Ich habe mir gedacht, es wäre besser, beim Versuch umzukommen, als ohne den Jungen weiterzuleben.«

Einen Moment lang war meine Kehle vor Rührung zugeschnürt. Mel war ebenfalls zu überwältigt, um etwas sagen zu können. In diesem einen Augenblick waren wir eine Familie. Wir alle.

Ich räusperte mich. Es brachte nichts, etwas zu fühlen, das zu nichts führen würde.

»Es war ganz leicht. Wahrscheinlich wäre jeder von euch damit durchgekommen, wenn ihr euch normal benehmen würdet. Sie hat sich allerdings meinen Nacken angesehen.« Ich berührte ihn nachdenklich. »Deine Narbe ist zu offensichtlich selbstgemacht, aber mit den Medikamenten, die ich mitgenommen habe, könnte Doc das in Ordnung bringen.«

»Ich bezweifle, dass irgendeiner von uns sich so normal benehmen könnte.«

Ich nickte. »Stimmt. Mir fällt es leicht. Ich weiß, was sie erwarten.« Ich lachte kurz vor mich hin. »Ich bin eine von ihnen. Wenn du mir vertrauen würdest, könnte ich dir wahrscheinlich alles besorgen, was du nur willst.« Ich lachte wieder. Es war nur die sich lösende Anspannung, die mich albern machte. Aber ich fand es lustig. War ihm klar, dass ich wirklich genau das für ihn tun würde? Alles, was er nur wollte?

»Ich vertraue dir«, flüsterte er. »Ich vertraue dir all unsere Leben an.«

Und er hatte mir wirklich jedes einzelne ihrer Menschenleben anvertraut. Seins und Jamies und das aller anderen.

»Danke«, flüsterte ich zurück.

»Du hast es geschafft«, wiederholte er staunend.

»Wir werden ihn retten.«

Jamie wird leben, freute sich Mel. *Danke, Wanda.*

Ich würde alles für sie tun, erklärte ich ihr und seufzte, weil so viel Wahrheit in diesem Satz steckte.

Nachdem wir die Planen wieder befestigt und den ausgetrockneten Wasserlauf erreicht hatten, übernahm Jared das Steuer. Die Strecke war ihm vertraut und er fuhr schneller, als es mir möglich gewesen wäre. Er ließ mich aussteigen, bevor er den Wagen in sein unglaublich enges Versteck unter dem Steinschlag fuhr. Ich rechnete jeden Moment damit, das Geräusch von an Stein entlangschabendem Metall zu hören, aber Jared schaffte es.

Und dann saßen wir wieder im Jeep und flogen durch die Nacht. Jared lachte triumphierend, als wir durch die offene Wüste rumpelten, und der Wind verwehte seine Stimme.

»Wo ist die Augenbinde?«, fragte ich.

»Warum?«

Ich sah ihn an.

»Wanda, wenn du uns ausliefern wolltest, hättest du heute die Gelegenheit dazu gehabt. Niemand kann mehr leugnen, dass du jetzt eine von uns bist.«

Ich dachte darüber nach. »Ich glaube, einige von ihnen können das schon. Sie würden sich sicherer fühlen.«

»Diese *einigen* müssen eben mal umdenken.«

Ich schüttelte den Kopf und stellte mir unseren Empfang vor.

»wird nicht leicht sein, wieder hineinzukommen. Überleg nur mal, was sie in diesem Moment denken. Worauf sie warten ...«

Er antwortete nicht. Seine Augen wurden schmal.

»Jared ... wenn sie ... wenn sie nicht zuhören ... wenn sie nicht warten ...« Ich begann schneller zu reden, verspürte einen plötzlichen Druck, versuchte ihm alle Informationen mitzuteilen, bevor es zu spät war. »Gib Jamie als Erstes das *Schmerzlos* - leg es ihm auf die Zunge. Dann das *Innere Reinigung-Spray* - er muss es einfach einatmen. Doc muss dir helfen, um ...«

»He, he! Du wirst diejenige sein, die die Anweisungen gibt.«

»Ich will dir doch bloß sagen ...«

»Nein, Wanda. So wird es nicht zu Ende gehen. Ich werde jeden erschießen, der dich anrührt.«

»Jared ...«

»Keine Panik. Ich ziele auf die Beine und dann kannst du dieses Zeugs benutzen, um sie wieder in Ordnung zu bringen.«

»Wenn das ein Witz sein sollte, ist er nicht lustig.«

»Das ist kein Witz, Wanda.«

»Wo ist die Augenbinde?«

Er kniff die Lippen zusammen.

Aber ich hatte mein altes Hemd - Jebs zerlumpte Spende. Das würde denselben Zweck erfüllen.

»Dies wird es ein bisschen leichter für sie machen, uns hineinzulassen«, sagte ich, als ich es zu einer dicken Binde zusammenfaltete. »Was bedeutet, dass wir schneller zu Jamie kommen.« Ich verband mir damit die Augen.

Eine Weile lang war es ruhig. Der Jeep holperte durch das unebene Gelände. Ich erinnerte mich an Nächte wie diese, als Melanie die Beifahrerin gewesen war ...

»Ich fahre direkt bis an die Höhlen heran. Dort gibt es einen Platz, wo der Jeep für ein, zwei Tage ganz gut versteckt ist. So sparen wir Zeit.«

Ich nickte. Zeit war jetzt das, worauf es ankam.

»Wir sind fast da«, sagte er eine Minute später. Er atmete aus. »Sie warten schon.«

Ich hörte ihn neben mir hantieren, hörte ein metallisches Klirren, als er das Gewehr vom Rücksitz nahm.

»Erschieß niemanden.«

»Das kann ich dir nicht versprechen.«

»Halt!«, rief jemand. Das Geräusch war in der leeren Wüstenluft weithin zu hören.

Der Jeep wurde langsamer und hielt.

»Wir sind's nur«, sagte Jared. »Ja, los, guck nach. Siehst du? Ich bin immer noch ich selbst.«

Auf der anderen Seite war ein Zögern zu spüren.

»Hört zu - ich bringe den Jeep in sein Versteck, okay? Wir haben Medikamente für Jamie und wir haben es eilig. Es ist mir egal, was ihr denkt, ich werde nicht zulassen, dass sich mir heute Nacht jemand in den Weg stellt.«

Der Jeep fuhr wieder an. Das Geräusch veränderte sich und hallte, als er in das Versteck fuhr.

»Okay, Wanda, alles in Ordnung. Gehen wir.«

Ich hatte bereits den Rucksack aufgesetzt. Vorsichtig stieg ich aus dem Jeep, unsicher, wo die Wand war. Jared ergriff meine tastenden Hände.

»Hoch mit dir«, sagte er und warf mich wieder über seine Schulter.

Ich fühlte mich nicht so sicher wie zuvor. Er hielt mich nur mit einer Hand fest - in der anderen hatte er immer noch das Gewehr. Das gefiel mir nicht.

Aber ich war besorgt genug, um dankbar für die Waffe zu sein, als ich hörte, wie sich rennende Schritte näherten.

»Jared, du Idiot«, brüllte Kyle. »Was hast du dir dabei gedacht?«

»Beruhig dich, Kyle«, sagte Jeb.

»Ist sie verletzt?«, wollte Ian wissen.

»Geht mir aus dem Weg«, sagte Jared mit ruhiger Stimme. »Ich habe es eilig. Wanda geht's gut, aber sie hat darauf bestanden, die Augen verbunden zu bekommen. Wie ist Jamies Zustand?«

»Heiß«, sagte Jeb.

»Wanda hat alles besorgt, was wir brauchen.« Er glitt jetzt schnell bergab.

»Ich kann sie tragen.« Ian natürlich.

»Sie ist bei mir gut aufgehoben.«

»Es geht mir wirklich gut«, erklärte ich Ian, wobei meine Stimme mit Jareds Bewegung hüpfte.

Es ging wieder bergauf, in gleichmäßigem Laufschritt trotz meines Gewichts. Ich hörte die anderen neben uns herrennen.

Ich nahm es erst wahr, als wir die Haupthöhle erreichten - das wütende Zischen von Stimmen schwoll um uns herum an und wurde zu lautem Geschrei.

»Aus dem Weg«, brüllte Jared über ihre Stimmen hinweg. »Ist Doc bei Jamie?«

Ich konnte die Antwort nicht hören. Jared hätte mich jetzt absetzen können, aber er hatte es zu eilig, um auch nur eine Sekunde anzuhalten.

Die wütenden Stimmen hallten hinter uns her und wurden leiser, als wir den schmaleren Tunnel betraten. Ich konnte jetzt spüren, wo wir waren, verfolgte in meinem Kopf die Biegungen, als wir über die Kreuzung in den dritten Gang des Schlaftrakts einbogen. Ich konnte beinahe die Türen zählen, als sie unsichtbar an mir vorbeizogen.

Jared blieb abrupt sieben, wodurch ich ihm von der Schulter rutschte. Meine Füße kamen auf dem Boden auf. Er riss mir die Augenbinde ab.

Unser Zimmer wurde von mehreren der gedämpften blauen Lämpchen beleuchtet. Doc stand stocksteif da, als wäre er gerade aufgesprungen. Neben ihm kniete Sharon, deren Hand noch ein feuchtes Tuch an Jamies Stirn drückte. Ihr Gesicht war wutverzerrt. Maggie kam an Jamies anderer Seite auf die Beine.

Jamie lag immer noch schlaff und rot mit geschlossenen Augen da, seine Brust hob und senkte sich kaum.

»Du!«, fauchte Sharon und sprang aus der Hocke auf. Wie eine Katze stürzte sie sich auf Jared und streckte die Fingernägel nach seinem Gesicht aus.

Jared ergriff ihre Hände und wirbelte sie herum, von ihm weg, wobei er ihr die Arme auf den Rücken drehte.

Maggie sah aus, als wollte sie ihrer Tochter zu Hilfe kommen, aber Jeb umrundete Jared und die um sich schlagende Sharon und stellte sich direkt vor sie. »Lass sie los!«, rief Doc.

Jared ignorierte ihn. »Wanda - heil ihn!«

Doc stellte sich zwischen Jamie und mich.

»Doc«, keuchte ich. Die Gewalt, die hier im Raum herrschte und Jamies unbewegliche Silhouette umgab, machte mir Angst. »Ich brauche deine Hilfe. Bitte. Für Jamie.«

Doc rührte sich nicht, sein Blick auf Sharon und Jared gerichtet.

»Komm schon, Doc«, sagte Ian. Das kleine Zimmer war überfüllt, klaustrophobisch, als Ian sich neben mich stellte und mir die Hand auf die Schulter legte. »Willst du den Jungen aus purem Stolz sterben lassen?«

»Es geht nicht um Stolz. Wir wissen nicht, was diese fremden Substanzen mit ihm machen!«

»Viel schlimmer kann es nicht werden.«

»Doc«, sagte ich. »Sieh dir mein Gesicht an.«

Doc war nicht der Einzige, der meiner Aufforderung nachkam. Jeb, Ian und sogar Maggie sahen mich an und blinzelten dann ungläubig. Maggie sah schnell weg, wütend, dass sie überhaupt Interesse gezeigt hatte.

»Wie hast du das gemacht?«, wollte Doc wissen.

»Ich zeig es dir. Bitte. Jamie muss nicht leiden.«

Doc zögerte, starrte mein Gesicht an und stieß dann einen tiefen Seufzer aus. »Ian hat Recht - es kann eigentlich nicht mehr viel schlimmer werden. Wenn ihn das hier umbringt ...« Er zog die

Schultern hoch und ließ sie dann herabfallen. Anschließend trat er einen Schritt zurück.

»Nein«, schrie Sharon.

Niemand beachtete sie.

Ich kniete mich neben Jamie, zerrte den Rucksack von meinen Schultern und öffnete ihn. Ich wühlte darin herum, bis ich das *Schmerzlos* fand. Ein helles Licht ging neben mir an und beleuchtete Jamies Gesicht.

»Wasser, bitte, Ian.«

Ich schraubte das Röhrchen auf und nahm eins der kleinen Seidenpapierquadrate heraus. Als ich Jamies Kinn nach unten zog, brannte seine Haut in meiner Hand. Ich legte ihm das Quadrat auf die Zunge und streckte dann die Hand aus, ohne aufzusehen. Ian gab mir die Schale mit Wasser.

Vorsichtig tröpfelte ich Jamie genug Wasser in den Mund, um das Medikament hinunterzuspülen. Sein Schlucken klang trocken und schmerzhaft.

Hektisch suchte ich nach der schmaleren Sprühflasche. Als ich sie fand, machte ich mit einer schnellen Bewegung den Deckel ab und versprühte eine Wolke über ihm. Ich wartete und beobachtete seine Brust, bis er eingeatmet hatte.

Ich berührte sein Gesicht. Es war so furchtbar heiß! Ich kramte nach *Kühlung* und betete, dass es einfach anzuwenden war. Als ich den Deckel aufgeschraubt hatte, stellte ich fest, dass das Röhrchen ebenfalls voll mit kleinen Seidenpapierquadraten war - hellblau diesmal. Ich stieß einen erleichterten Seufzer aus und legte eins davon auf Jamies Zunge. Dann nahm ich wieder die Schale und tröpfelte einen Mundvoll Wasser zwischen seine trockenen Lippen.

Diesmal schluckte er schneller, weniger angestrengt.

Eine andere Hand berührte Jamies Gesicht. Ich erkannte Docs lange, knochige Finger.

»Doc, hast du ein scharfes Messer?«

»Ich habe ein Skalpell. Soll ich die Wunde öffnen?«

»Ja, dann kann ich sie reinigen.«

»Ich habe auch schon daran gedacht, das zu versuchen ... sie zu drainieren, aber die Schmerzen ...«

»Er wird jetzt nichts merken.«

»Seht euch sein Gesicht an«, flüsterte Ian, der sich zu uns herunterbeugte.

Jamies Gesicht war nicht mehr rot. Es hatte wieder seine natürliche, gesunde Farbe angenommen. Über seinen Augenbrauen glänzte immer noch Schweiß, aber ich wusste, dass das nur der Rest von vorher war. Doc und ich berührten gleichzeitig seine Stirn.

Es funktioniert. Jubel überwältigte Mel und mich.

»Bemerkenswert«, schnaufte Doc.

»Das Fieber ist gesunken, aber die Infektion steckt vielleicht immer noch in seinem Bein. Hilf mir mit der Wunde, Doc.«

»Sharon, könntest du mir ...«, begann er geistesabwesend. Dann sah er auf. »Oh. Äh, Kyle, würdest du mir bitte die Flasche geben, die neben deinem Fuß steht?«

Ich rutschte weiter nach unten, bis ich auf Höhe des roten, geschwollenen Schnitts saß. Ian richtete den Lichtstrahl auf die Wunde, so dass ich sie deutlich erkennen konnte. Doc und ich wühlten beide gleichzeitig in unseren Taschen. Er holte das silberne Skalpell heraus - ein Anblick, der mir einen unangenehmen Schauer über den Rücken jagte; ich ignorierte ihn und öffnete das größere Reinigungsspray.

»Und er wird nichts merken?«, fragte Doc zögernd nach.

»Hey«, krächzte Jamie. Seine Augen waren weit geöffnet und sein Blick schweifte durch den Raum, bis er mein Gesicht entdeckte. »Hey, Wanda. Was ist los? Was wollen die alle hier?«

Umringt

Jamie begann sich aufzurichten.

»Immer mit der Ruhe, Junge. Wie fühlst du dich?«Ian drückte Jamies Schultern zurück auf die Matratze.

»Ich fühle mich ... wirklich gut. Warum seid ihr alle hier? Ich kann mich nicht erinnern ...«

»Du warst krank. Halt still, damit wir dich wieder ganz in Ordnung bringen können.«

»Kann ich ein bisschen Wasser haben?«

»Natürlich, Kleiner. Hier.«

Doc starrte Jamie ungläubig an. Ich bekam kaum einen Ton heraus, die Freude schnürte mir die Kehle zu. »Das ist das *Schmerzlos«,* murmelte ich. »Es fühlt sich großartig an.«

»Warum hat Jared Sharon im Schwitzkasten?«, flüsterte Jamie Ian zu.

»Sie ist schlecht gelaunt«, erwiderte Ian in übertrieben lautem Flüsterton.

»Halt jetzt ganz still, Jamie«, warnte Doc. »Wir werden deine Wunde ... reinigen. Okay?«

»Okay«, stimmte Jamie mit schwacher Stimme zu. Er hatte das Skalpell in Docs Hand bemerkt und beäugte es misstrauisch.

»Sag mir, wenn du etwas spürst«, sagte Doc.

»Wenn es wehtut«, ergänzte ich.

Geübt und vorsichtig zog Doc das Skalpell mit einer schnellen Bewegung durch die verletzte Haut. Wir sahen beide Jamie an. Er starrte hoch zur dunklen Decke.

»Das fühlt sich eigenartig an«, sagte Jamie. »Aber es tut nicht weh.«

Doc nickte vor sich hin, setzte das Skalpell erneut an und machte quer zum ersten noch einen Schnitt. Rotes Blut und dunkelgelber Eiter liefen aus der Wunde.

Sobald Doc seine Hand weggenommen hatte, versprühte ich großzügig *Reinigung* über dem blutigen X. Als es auf das austretende Sekret traf, schien das ungesunde Gelb leise zu zischen. Es begann zu verschwinden - beinahe so wie Schaum, der mit Wasser besprüht wird. Es schmolz dahin. Doc neben mir keuchte.

»Sieh dir das an.«

Ich sprühte die Stelle sicherheitshalber noch ein zweites Mal ein. Jamies Haut war jetzt schon nicht mehr dunkelrot. Alles, was noch zu sehen war, war die normale rote Farbe menschlichen Blutes, das herauslief.

»Okay, jetzt *Heilung«,* murmelte ich. Ich fand das richtige Fläschchen und kippte etwas daraus über die Schnitte in Jamies Haut. Die durchsichtige Flüssigkeit lief in die Wunde, überzog das rohe Fleisch und glitzerte dort. Überall da, wo *Heilung* hinlief, wurde die Blutung gestoppt. Ich goss die Hälfte des Fläschchens - sicher doppelt so viel wie nötig - in die Wunde.

»Gut, bitte halt jetzt die Ränder zusammen, Doc.«

Doc war mittlerweile sprachlos, obwohl sein Mund weit offen stand. Er tat, worum ich ihn gebeten hatte, wobei er beide Hände benutzte, um die Ränder zu fassen zu kriegen.

Jamie lachte. »Das kitzelt.«

Docs Augen traten hervor.

Ich strich *Versiegelung* über das Kreuz und beobachtete voller Befriedigung, wie sich die Ränder schlossen und hellrosa wurden.

»Kann ich mal gucken?«, fragte Jamie.

»Du kannst ihn loslassen, Ian. Wir sind fast fertig.« Jamie stützte sich auf seine Ellbogen, seine Augen glänzten und waren voller Neugier. Sein verschwitztes, dreckiges Haar klebte ihm am Kopf. Es passte irgendwie so gar nicht zu seiner gesunden Gesichtsfarbe.

»Schau, ich streue das hier noch darüber«, sagte ich und verteilte eine Handvoll schimmernden Puder über den Schnitten, »dadurch bleibt die Narbe nur ganz schwach sichtbar. Wie diese hier.« Ich zeigte ihm die auf meinem Arm.

Jamie lachte. »Aber mit Narben kann man doch Mädchen beeindrucken, oder? Wo hast du das Zeug her, Wanda? Das ist ja wie Magie.«

»Ich war mit Jared auf Tour.«

»Im Ernst? Das ist ja der Wahnsinn.«

Doc berührte den glitzernden Puderrest in meiner Hand und hielt sich dann die Finger unter die Nase.

»Du hättest sie sehen sollen«, sagte Jared. »Sie war unglaublich.«

Ich war überrascht, seine Stimme so dicht hinter mir zu hören. Automatisch blickte ich mich nach Sharon um und sah gerade noch, wie ihr flammendes Haar durch die Tür verschwand. Maggie folgte ihr.

Wie traurig. Wie beängstigend. Wie konnte man nur so voller Hass sein, dass man sich nicht einmal über die Heilung eines Kindes freuen konnte? Wie war es möglich, dass es so weit kommen konnte?

»Sie ist einfach in ein Krankenhaus hineinmarschiert, direkt zu den Aliens da, und hat sie ganz cool gebeten, ihre Wunden zu behandeln. Und als sie ihr nur einmal kurz den Rücken zugedreht haben, hat sie sie eiskalt ausgeraubt!« Jared machte es spannend. Jamie hatte Spaß daran; er hatte ein breites Grinsen aufgesetzt.

»Sie ist mit so vielen Medikamenten da wieder herausgekommen, dass es für uns alle lange reichen wird. Sie hat sogar beim Wegfahren noch dem Parasiten am Empfang zugewunken.« Jared lachte.

Ich hätte das nicht für sie tun können, sagte Melanie plötzlich bekümmert. *Du bist wertvoller für sie als ich.*

Schsch, sagte ich. Jetzt war nicht die Zeit für Trübsal oder Eifersucht. Nur für Freude. *Ohne dich wäre ich gar nicht hier und könnte ihnen nicht helfen. Du hast ihn auch gerettet.*

Jamie sah mich mit großen Augen an.

»So aufregend war es in Wirklichkeit gar nicht«, erklärte ich ihm. Er nahm meine Hand in seine und ich drückte sie, das Herz zum Bersten voll mit Dankbarkeit und Liebe. »Es war ganz einfach. Ich bin schließlich auch ein Parasit.«

»Ich wollte nicht ...«, begann sich Jared zu entschuldigen.

Ich winkte lächelnd ab.

»Wie hast du denen die Narbe in deinem Gesicht erklärt?«, fragte Doc. »Haben sie sich nicht gewundert, dass ...«

»Ich brauchte natürlich neue Wunden. Ich habe darauf geachtet, dass es nichts gab, was Verdacht erregen könnte. Ich habe ihnen gesagt, ich wäre mit einem Messer in der Hand gestürzt.« Ich stieß Jamie mit dem Ellbogen an. »Das kann schließlich jedem mal passieren.«

Ich war jetzt in Hochstimmung. Alles schien von innen her zu leuchten - die Stoffe, die Gesichter, sogar die Wände. Die Menge im Zimmer und vor der Tür hatte angefangen zu murmeln und Fragen zu stellen, aber das war nur ein Klingeln in meinem Ohr - wie der Hall nach einem Glockenschlag. Ein Schimmern in der Luft. Mir kam alles unwirklich vor außer diesem kleinen Kreis von Leuten, die ich liebte. Jamie und Jared und Ian und Jeb. Sogar Doc gehörte zu diesem vollkommenen Augenblick.

„Neue Wunden?«., fragte Ian mit leiser Stimme.

Ich sah ihn an. Sein wütender Blick überraschte mich.

»Es war notwendig. Ich musste meine Narbe verbergen. Und herausfinden, wie Jamie geheilt werden kann.«

Jared nahm mein Handgelenk und strich mit dem Finger über die hellrosa Linie auf meinem Arm. »Es war schrecklich«, sagte er und seine Stimme war plötzlich ganz ernst. »Sie hat sich fast die Hand abgehackt. Ich dachte schon, sie würde sie nie wieder benutzen können.«

Jamie riss entsetzt die Augen auf. »Du hast dich selbst geschnitten?«

Ich drückte seine Hand. »Keine Angst - es war gar nicht so schlimm. Ich wusste ja, dass es schnell geheilt werden würde.«

»Du hättest sie sehen sollen«, wiederholte Jared leise und streichelte immer noch meinen Arm.

Ians Finger strichen mir über die Wange. Es fühlte sich gut an und ich schmiegte mein Gesicht in seine Handfläche, als er sie dort liegen ließ. Ich fragte mich, ob es das *Schmerzlos* war oder einfach die Freude darüber, Jamie gerettet zu haben, dass mir alles so warm und leuchtend vorkam.

»Keine Touren mehr für dich«, murmelte Ian.

»Natürlich wird sie wieder hinausgehen«, sagte Jared jetzt mit vor Überraschung lauterer Stimme. »Ian, sie war phänomenal. Du müsstest es sehen, um es wirklich verstehen zu können. Ich fange gerade erst an, mir all die Möglichkeiten auszumalen ...«

»Möglichkeiten? « Ians Hand glitt an meinem Hals hinunter bis auf meine Schulter. Er zog mich näher an sich, von Jared weg. »Zu welchem Preis? Du hast *zugelassen,* dass sie sich beinahe die *Hand* abgehackt hat?« Seine Finger zogen sich bei jeder Betonung um meinem Oberarm zusammen.

Seine Wut passte nicht zu dem Leuchten in mir. »Nein, Ian, so war es nicht«, sagte ich. »Es war meine Idee. Ich musste es tun.«

»Natürlich war es deine Idee«, knurrte Ian. »Du würdest alles tun ... du kennst keine Grenzen, wenn es um diese beiden geht. Aber Jared hätte nicht zulassen dürfen ...«

»Was hätte es sonst für eine Möglichkeit gegeben, Ian?«, erwiderte Jared. »Hattest du einen besseren Plan? Glaubst du, sie wäre glücklicher, wenn sie unverletzt wäre und Jamie tot?«

Ich zuckte bei dem entsetzlichen Gedanken zusammen.

Ians Stimme klang weniger feindselig, als er antwortete. »Nein. Aber ich verstehe nicht, wie du dasitzen und ihr dabei zusehen konntest, wie sie sich das angetan hat.« Ian schüttelte angewidert den Kopf und Jared zog die Schultern hoch. »Was für ein Mann ...«

»Ein praktisch veranlagter«, unterbrach ihn Jeb.

Wir sahen alle auf. Jeb stand über uns, einen großen Karton in den Händen.

»Deshalb ist Jared der Beste, wenn es darum geht, zu besorgen, was wir brauchen. Weil er tun kann, was getan werden muss. Oder dabei zusehen. Selbst wenn das Zusehen manchmal noch schwieriger ist.«

Dann wechselte Jeb ohne Umschweife das Thema.

»Okay, ich weiß, wir sind dem Frühstück näher als dem Abendessen, aber ich habe mir gedacht, dass ein paar von euch seit einer ganzen Weile nichts gegessen haben. Hast du Hunger, Junge?«

»Äh ... ich weiß nicht genau«, gab Jamie zu. »Mein Magen ist ziemlich leer, aber das fühlt sich nicht schlecht an.«

»Das ist das *Schmerzlos«,* sagte ich. »Du solltest etwas essen.«

»Und trinken«, sagte Doc. »Du brauchst Flüssigkeit.«

Jeb ließ den sperrigen Karton auf die Matratze fallen. »Ich dachte, wir könnten mal ein bisschen feiern. Greift zu.«

»Lecker!*«,* sagte Jamie, als er den Karton mit getrockneten Trecking-Mahlzeiten durchwühlte. »Spaghetti! Super!«

»Ich will das Knoblauchhuhn«, sagte Jeb. »Knoblauch vermisse ich schon ziemlich - auch wenn ich mal annehme, dass niemand ihn in meinem Atem vermisst.« Er gluckste.

Jeb war vorbereitet, mit Wasserflaschen und mehreren kleinen Campingkochern. Die Leute begannen sich in dem kleinen Raum zusammenzudrängen. Ich war zwischen Jared und Ian eingequetscht und hatte Jamie auf meinen Schoß gezogen. Obwohl er viel zu alt dafür war, protestierte er nicht. Er musste spüren, wie sehr wir beide das brauchten - Mel und ich mussten ihn einfach lebendig und gesund in unseren Armen halten.

Mein schimmernder Kreis schien sich zu erweitern, umfasste die gesamte nächtliche Essensgesellschaft und machte sie ebenfalls zum Teil meiner Familie. Alle warteten zufrieden und geduldig darauf, dass Jeb das unerwartete Festmahl zubereitete. Angst war durch Erleichterung und gute Neuigkeiten ersetzt worden. Sogar Kyle, der sich auf der anderen Seite neben seinen Bruder gezwängt hatte, war in diesem Kreis willkommen.

Melanie seufzte zufrieden. Sie war sich der Wärme des Jungen in unserem Schoß und der Berührung des Mannes, der immer noch meinen Arm streichelte, lebhaft bewusst. Sie regte sich nicht einmal darüber auf, dass Ian mir den Arm um die Schulter gelegt hatte.

Du stehst auch unter dem Einfluss des Schmerzlos, zog ich sie auf.

Ich glaube nicht, dass es das Schmerzlos *ist. Bei keiner von uns.*

Nein, du hast Recht. Das hier ist mehr, als ich je hatte. Das hier ist so viel von dem, was ich verloren habe.

Woran lag es, dass ich mir diese menschliche Liebe so viel heißer ersehnte als die Liebe meiner eigenen Spezies? Weil sie so Körper unter mir wegdrehte, als er sich anschickte, aufzustehen. Jebs Worte ließen sie innehalten.

»Du kannst es nicht ihr überlassen, Jeb«, widersprach Ian.

»Warum nicht? Es sieht so aus, als hätte sie ihren eigenen Kopf. Ist es deine Aufgabe, für sie zu entscheiden?«

»Ich werde dir sagen, warum nicht«, knurrte Ian. »Wanda?«

»Ja, Ian?«

»*Willst* du wieder auf Tour gehen?«

»Wenn ich euch eine Hilfe bin, gehe ich natürlich gern.«

»Das habe ich nicht gefragt, Wanda.«

Ich schwieg einen Moment und versuchte mich an seine Frage zu erinnern, um zu begreifen, inwiefern ich sie falsch verstanden hatte.

»Siehst du, Jeb? Sie hat nie ihre eigenen Wünsche im Blick — ihr eigenes Glück, geschweige denn ihre Gesundheit. Sie würde alles tun, worum wir sie bitten, sogar, wenn es sie umbringen würde. Es ist nicht fair, sie um Dinge zu bitten, so wie wir das untereinander tun. *Wir* denken auch an uns. Sie nicht.«

Es war still. Niemand antwortete ihm. Das Schweigen hielt an, bis ich das Gefühl hatte, für mich selbst sprechen zu müssen.

»Das stimmt nicht«, sagte ich. »Ich denke ständig an mich. Und ich ... ich *will* helfen. Zählt das nicht? Es hat mich so glücklich gemacht, Jamie heute Nacht zu helfen. Kann ich nicht auf *meine* Art glücklich werden?«

Ian seufzte. »Verstehst du jetzt, was ich meine?«

»Tja, ich kann ihr nicht verbieten zu gehen, wenn sie das gerne möchte«, sagte Jeb. »Sie ist keine Gefangene mehr.«

»Aber wir müssen sie nicht noch darum bitten.«

Jared war die ganze Zeit still. Jamie auch, aber ich war ziemlich sicher, dass er schlief. Dass Jared noch wach war, wusste ich; seine Hand malte wahllose Muster auf eine Seile meines Gesichts. Glühende, sengende Muster.

»Ihr müsst mich nicht bitten«, sagte ich. »Ich melde mich freiwillig. Es war wirklich nicht ... schlimm. Überhaupt nicht. Die anderen Seelen sind sehr freundlich. Ich habe keine Angst vor ihnen. Es war fast schon zu einfach.«

»Einfach? Dich zu schneiden ...?«

Ich unterbrach Ian schnell. »Das war ein Notfall. Das wird nicht noch einmal nötig sein.« Ich machte eine winzige Pause. »Stimmt's?«, erkundigte ich mich.

Ian grunzte. »Wenn sie geht, komme ich mit«, sagte er mit rauer Stimme. »Irgendjemand muss sie schließlich vor sich selbst schützen.«

»Und ich komme mit, um den Rest von uns vor ihr zu schützen«, sagte Kyle lachend. Dann stöhnte er auf und sagte »Au«.

Ich war zu müde, den Kopf zu heben, um zu sehen, wer Kyle diesmal geschlagen hatte.

»Und ich komme mit, um euch alle lebend zurückzubringen«, murmelte Jared.

Beschäftigt

»Das ist viel zu leicht. Es macht ja überhaupt keinen Spaß mehr«, beklagte sich Kyle.

»Du wolltest unbedingt mitkommen«, erinnerte ihn Ian.

Kyle und Ian saßen im fensterlosen Laderaum des Lieferwagens und sichteten die eingemachten Lebensmittel und Hygieneartikel, die ich gerade aus dem Laden geholt hatte. Es war helllichter Tag und die Sonne schien auf Wichita. Hier war es nicht so heiß wie in der Wüste von Arizona, aber feuchter. Die Luft war voll von Schwärmen kleiner fliegender Käfer.

Jared fuhr auf den Highway zu, der aus der Stadt führte, und gab sich Mühe, die Geschwindigkeitsbegrenzung nicht zu überschreiten. Das machte ihn immer noch nervös.

»Bist du das Einkaufen schon leid, Wanda?«, fragte mich Ian.

»Nein. Es macht mir nichts aus.«

»Das sagst du immer. Gibt es denn gar nichts, das dir was ausmacht?«

»Es macht mir was aus ... von Jamie getrennt zu sein. Und es macht mir ein bisschen was aus, draußen zu sein. Vor allem tagsüber. Es ist wie das Gegenteil von Klaustrophobie - alles ist so weit und offen. Stört euch das auch?«

»Manchmal. Wir sind tagsüber nicht viel draußen.«

»Sie kann sich wenigstens die Beine vertreten«, grummelte Kyle. »Ich weiß nicht, warum du *ihre* Klagen hören willst.«

»Weil sie so ungewöhnlich sind. Und damit eine angenehme Abwechslung zu *deinen* Klagen.«

Ich blendete sie aus. Wenn Ian und Kyle erst mal anfingen, ging das meistens eine ganze Weile so weiter. Ich sah auf die Karte.

»Als Nächstes nach Oklahoma City?«, fragte ich Jared.

»Mit Zwischenstopps in ein paar kleineren Städten auf dem Weg, wenn du noch kannst«, antwortete er, den Blick auf die Straße gerichtet.

»Ich kann noch.«

Jared verlor auf einer Beutetour selten das Ziel aus den Augen. Er entspannte sich nicht jedes Mal mit erleichtertem Herumblödeln, wenn ich wieder eine Mission erfolgreich beendet hatte, wie Ian und Kyle. Ich musste lächeln, wenn sie dieses Wort benutzten - »Mission«. Es klang so großartig. In Wirklichkeit war es nur ein Gang in den Supermarkt, genauso wie ich es Hunderte von Malen in San Diego gemacht hatte, als ich nur mich selbst ernährt hatte.

Kyle hatte Recht, es war zu leicht, um aufregend zu sein. Ich schob meinen Einkaufswagen durch die Gänge. Ich lächelte die Seelen an, die mich anlächelten, und füllte meinen Wagen mit Waren, die lange haltbar waren. Normalerweise griff ich auch nach ein paar verderblichen Sachen - für die Männer, die sich hinten im Lieferwagen versteckt hielten. Fertigsandwiches aus der Feinkostabteilung oder Ähnliches. Und dann vielleicht noch etwas Süßes. Ian stand auf Minz-Schoko-Eis. Kyle mochte am liebsten Karamellbonbons. Jared aß alles, was man ihm anbot; offenbar hatte er so etwas wie Lieblingsgerichte schon vor vielen Jahren aufgegeben, als er ein Leben führen musste, in dem Wünsche keinen Platz hatten und sogar Bedürfnisse sorgfältig abgewogen wurden, bevor man sie stillte. Ein weiterer Grund, weshalb er so gut geeignet war dieses Leben - er konnte Prioritäten unabhängig von persönlichen Vorlieben setzen.

Gelegentlich fiel ich jemandem in den kleineren Städten auf, sprach mich jemand an. Ich hatte meinen Text so gut gelernt, dass ich inzwischen wahrscheinlich sogar einen Menschen hätte täuschen können.

»Hallo. Sind Sie neu hier in der Stadt?«

»Ja. Gerade erst angekommen.«

»Was führt Sie nach Byers?«

Ich achtete jedes Mal darauf, noch einen Blick auf die Karte zu werfen, bevor ich aus dem Lieferwagen stieg, damit mir der Name der Stadt vertraut war.

»Mein Lebensgefährte reist viel. Er ist Fotograf.«

»Das ist ja toll! Ein Künstler! Na, die Umgebung hier ist ja auch wirklich sehr schön ...«

Ursprünglich war ich selbst die Künstlerin gewesen. Aber ich hatte festgestellt, dass ich in Gesprächen mit Männern Zeit sparte, wenn ich einfließen ließ, dass ich bereits liiert war.

»Vielen Dank für Ihre Hilfe.«

»Gern geschehen. Kommen Sie bald wieder.«

Ich musste nur einmal mit einem Apotheker sprechen, in Salt Lake City; anschließend wusste ich, wonach ich Ausschau halten musste.

Ein schüchternes Lächeln. *»Ich bin nicht sicher, ob ich mich richtig ernähre. Ich kann mir einfach das Fast Food und den Süßkram nicht verkneifen. Dieser Körper ist so scharf auf Süßes ...«*

»Sie müssen vernünftig sein, Thousand Petals. Ich weiß, wie leicht man da schwach wird, aber Sie müssen auf Ihre Ernährung achten. In der Zwischenzeit sollten Sie ein Nahrungsergänzungsmittel schlucken.«

Gesundheit. Als ich den so offensichtlichen Namen auf der Flasche las, kam ich mir blöd vor, dass ich überhaupt gefragt hatte.

»Möchten Sie lieber Erdbeer- oder Schokoladengeschmack?«

»Könnte ich beide ausprobieren?«

Und die freundliche Seele namens Earthborn gab mir zwei große Flaschen.

Keine besonders große Herausforderung. Ich verspürte nur Angst oder eine Ahnung von Gefahr, wenn ich an die kleine Blausäurekapsel dachte, die ich immer in einer gut zugänglichen Tasche bei mir trug. Nur für den Fall.

»In der nächsten Stadt solltest du dir neue Klamotten besorgen«, sagte Jared.

»Schon wieder?«

»Die hier sehen ein bisschen zerknittert aus.«

»Okay«, stimmte ich zu. Ich hatte etwas gegen Verschwendung, aber der stetig wachsende Stapel schmutziger Wäsche würde nicht verkommen. Lily und Heidi und Paige hatten alle ungefähr meine Größe und würden dankbar sein für etwas Neues zum Anziehen. Die Männer hatten selten so etwas wie Klamotten mitgebracht, wenn sie auf Tour gegangen waren. Bei jedem Raubzug war es um Leben und Tod gegangen - Kleidung hatte da nicht an erster Stelle gestanden. Genauso wenig wie die milden Seifen und Shampoos, die ich aus jedem Laden mitnahm.

»Du müsstest dich wahrscheinlich auch mal wieder waschen«, sagte Jared mit einem Seufzen. »Ich würde sagen, heute Nacht brauchen wir ein Hotel.«

Früher hatten sie sich nicht darum kümmern müssen, wie sie herumliefen. Natürlich musste nur ich auch aus der Nähe so aussehen, als wäre ich Teil der Zivilisation. Die Männer trugen jetzt Jeans und dunkle T-Shirts, Sachen, auf denen man den Dreck nicht so sah und die keine Aufmerksamkeit erregten, wenn sie vielleicht mal jemand kurz zu Gesicht bekam.

Sie hassten es alle drei, in den Motels am Highway zu übernachten - sich direkt in der Höhle des Löwen schlafen zu legen. Es machte ihnen mehr Angst als alles andere. Ian sagte, er wurde lieber einen bewaffneten Sucher angreifen.

Kyle weigerte sich ganz einfach. Er schlief meistens tagsüber im Lieferwagen und hielt dann nachts Wache.

Für mich war es genauso leicht wie das Einkaufen. Ich meldete uns an der Rezeption an und unterhielt mich mit dem Hotelangestellten. Erzählte die Geschichte von meinem Lebensgefährten, dem Fotografen, und dem Freund, der mit uns unterwegs war (nur für den Fall, dass jemand uns alle drei ins Zimmer gehen sah). Ich benutzte verbreitete Namen von unspektakulären Planeten. Manchmal waren wir alle Fledermäuse: Word Keeper, Sings the Egg Song und Sky Roost. Manchmal waren wir Sehtang: Twisting Eyes, Sees to the Surface und Second Sunrise. Ich dachte mir jedes Mal neue Namen aus. Nicht, dass irgendjemand uns auf der Spur gewesen wäre. Aber dadurch fühlte sich Melanie sicherer. Bei alldem kam sie sich vor wie eine Figur aus einem Agentenfilm der Menschen.

Das Schwierigste, das, was mir wirklich etwas ausmachte, war, all diese Dinge zu nehmen, ohne irgendetwas zurückzugeben - nicht, dass ich das vor Kyle sagen würde, der immer bereit war, meine Absichten anzuzweifeln. Es hatte mich nie gestört, in San Diego einzukaufen. Ich hatte mir genommen, was ich brauchte, und sonst nichts. Dann verbrachte ich meine Tage an der Uni und gab der Gemeinschaft etwas zurück, indem ich andere an meinem Wissen teilhaben ließ. Keine anstrengende Berufung, aber eine, die ich ernst nahm. Ich übernahm auch meinen Anteil an den unangenehmeren Aufgaben. Ich leistete meinen Tag bei der Müllabfuhr und der Straßenreinigung ab. Das taten wir alle.

Und jetzt nahm ich so viel mehr und gab nichts zurück. Das kam mir selbstsüchtig und falsch vor.

Es ist nicht für dich. Es ist für andere, erinnerte mich Melanie, als ich darüber brütete.

Trotzdem fühlt es sich falsch an. Das kannst doch sogar du spüren, oder?

Denk einfach nicht darüber nach, war ihr Lösungsvorschlag.

Ich war froh, dass wir bereits auf dem Rückweg unserer langen Tour waren. Morgen würden wir bei unserem anwachsenden Zwischenlager vorbeifahren - einem Umzugswagen, der etwa eine Tagesreise von unserem Pfad entfernt versteckt war - und zum letzten Mal den Lieferwagen leeren. Nur noch ein paar Städte, ein paar Tage, durch Oklahoma Richtung Süden, dann New Mexico und schließlich, ohne anzuhalten, durch Arizona zurück.

Wieder nach Hause. Endlich.

Wenn wir statt in dem engen Lieferwagen in einem Motel schliefen, checkten wir in der Regel erst nach Einbruch der Dunkelheit ein und reisten bereits vor Sonnenaufgang wieder ab, um zu vermeiden, dass uns die Seelen allzu genau zu Gesicht bekamen. Auch wenn das nicht wirklich nötig gewesen wäre.

Jared und Ian fingen an, das einzusehen. Weil der Tag heute so erfolgreich gewesen war - der Lieferwagen war bis oben hin voll und Kyle würde kaum Platz haben - und weil Ian fand, dass ich müde aussah, hielten wir an diesem Abend schon früher. Die Sonne war noch nicht untergegangen, als ich mit der Plastikkarte, die als Zimmerschlüssel diente, zum Lieferwagen zurückkam.

In dem kleinen Motel war nicht viel los. Wir parkten dicht vor unserem Zimmer und Jared und Ian gingen nur fünf oder sechs Schritte vom Lieferwagen zur Tür, den Blick zu Boden gerichtet. Dünne, blassrosa Linien in ihren Nacken sorgten für Tarnung. Jared trug einen halbleeren Koffer. Niemand sah sie oder mich an.

Die Vorhänge im Zimmer waren zugezogen und die Männer entspannten sich ein bisschen.

Ian ließ sich auf das Bett fallen, in dem er und Jared schlafen würden, und schaltete den Fernseher ein. Jared stellte den Koffer auf den Tisch, nahm unser Abendessen heraus - kalt gewordene

fettige, panierte Hähnchenstreifen, die ich in der Feinkostabteilung des letzten Supermarkts bestellt hatte und reichte es herum. Ich saß am Fenster und blickte durch eine Ecke auf die untergehende Sonne, während ich aß.

»Du musst zugeben, dass das menschliche Unterhaltungsprogramm besser war, Wanda«, zog mich Ian auf.

Auf der Mattscheibe rezitierten zwei Seelen ihren Text, ihre Körper in perfekter Pose. Es war nicht schwer zu verstehen, wovon die Geschichte handelte; die Drehbücher der Seelen boten nicht besonders viel Abwechslung. Hier ging es um zwei Seelen, die sich nach langer Trennung wiederbegegneten. Der Aufenthalt des Mannes beim Sehtang hatte sie auseinandergerissen, aber dann hatte er beschlossen, ein Mensch zu werden, da er annahm, dass seine Freundin vom Nebelplaneten sich von diesen warmblütigen Wirten angezogen fühlen wurde. Und, Wunder über Wunder, er hatte sie hier wiedergefunden ...

Es gab immer ein Happy End.

»Denk dran, das ist ja auch für ein anderes Publikum gedacht.«

»Stimmt. Ich wünschte, sie würden die alten menschlichen Sendungen wieder zeigen.« Er zappte durch die Kanäle und runzelte die Stirn. »Früher gab es immer noch ein paar.«

»Sie waren zu verstörend. Sie mussten durch andere Sachen ersetzt werden, die nicht so ... gewalttätig waren.«

»Die Bradys?«

Ich lachte. Ich hatte diese Serie in San Diego gesehen und Melanie kannte sie aus ihrer Kindheit. »Die Serie verharmloste Gewalt. Ich erinnere mich an eine Folge, in der das kleine männliche Menschenkind in einer Auseinandersetzung zurückschlägt und das so dargestellt wird, als würde es richtig handeln. Es floss sogar Blut...«

Ian schüttelte ungläubig den Kopf, schaltete dann aber wieder um zu der Sendung mit dem Sehtang. Er lachte an den falschen Stellen, denen, die eigentlich rührend sein sollten.

Ich sah aus dem Fenster und beobachtete etwas viel Interessanteres als die vorhersehbare Geschichte im Fernsehen.

Auf der anderen Seite der zweispurigen Straße vor dem Motel war ein kleiner Park, der auf der einen Seite von einer Schule begrenzt wurde und auf der anderen von einer Weide, auf der Kühe grasten. Es gab ein paar junge Bäume und einen altmodischen Spielplatz mit einem Sandkasten, einer Rutsche, einem Klettergerüst und einem dieser Karussells, die man von Hand anschubste. Natürlich gab es auch eine Schaukel und das war das einzige Spielgerät, das gerade benutzt wurde.

Eine kleine Familie genoss die kühlere Abendluft. Der Vater hatte schon ein paar silberne Strähnen an den Schläfen, während die Mutter so aussah, als sei sie deutlich jünger als er. Sie trug ihr rotbraunes Haar zu einem Pferdeschwanz gebunden, der bei jeder ihrer Bewegungen hin und her schwang. Die beiden hatten einen kleinen Sohn, nicht älter als ein Jahr. Der Vater schubste den Jungen auf der Schaukel von hinten an, während die Mutter vor ihm stand und sich vorbeugte, um ihn auf die Stirn zu küssen, wenn er nach vorn schwang, wovon er so lachen musste, dass sein pausbäckiges kleines Gesicht leuchtend rot war. Das brachte sie auch zum Lachen - ich konnte sehen, wie ihr Körper bebte und ihre Haare tanzten.

»Was gibt es da zu Sehen, Wanda?«

Jareds Frage klang nicht ängstlich, denn ich lächelte angesichts der überraschenden Szene.

»Etwas, das ich in all meinen Leben noch nicht gesehen habe - Hoffnung.«

Jared stellte sich hinter mich und linste nach draußen. »Was meinst du damit?« Sein Blick schweifte über die Häuser und die Straße, blieb aber nicht an der spielenden Familie hängen.

Ich nahm sein Kinn in die Hand und drehte sein Gesicht in die richtige Richtung. Er zuckte nicht vor meiner unerwarteten Berührung zurück und das verursachte mir ein warmes Glücksgefühl im Bauch. »Schau, da«, sagte ich.

»Was soll da zu sehen sein?«

»Die einzige Hoffnung auf das Überleben einer Wirtsart, die mir je begegnet ist.«

»Wo?«, fragte er befremdet.

Mir war bewusst, dass Ian jetzt dicht hinter uns stand und uns schweigend zuhörte.

»Siehst du?« Ich zeigte auf die lachende Mutter. »Siehst du, wie sehr sie ihr Menschenkind liebt?«

In diesem Moment hob die Mutter ihren Sohn von der Schaukel, umarmte ihn und bedeckte sein Gesicht mit Küssen. Er gurrte und strampelte - einfach ein Baby. Nicht der Miniatur-Erwachsene, der er wäre, wenn er jemanden meiner Spezies beherbergte.

Jared schnappte nach Luft. »Das Baby ist ein *Mensch?* Wie? Warum? Wie lange?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Ich habe so etwas noch nie gesehen - ich weiß es nicht. Sie hat ihn nicht als Wirt zur Verfügung gestellt. Ich kann mir nicht vorstellen, dass man sie ... zwingen würde. Mutterschaft wird bei uns geradezu verehrt. Wenn sie nicht will ...« Ich schüttelte den Kopf. »Ich habe keine Ahnung, wie damit umgegangen wird. So etwas passiert sonst nirgendwo. Die Gefühle dieser Körper sind so viel stärker als jede Logik.«

Ich sah zu Jared und Ian auf. Sie starrten beide mit offenen Mündern die gemischte Familie im Park an.

»Nein«, murmelte ich vor mich hin. »Niemand würde die Eltern zwingen, wenn sie das Kind behalten wollen. Und seht sie euch doch bloß mal an.«

Der Vater hatte jetzt die Arme um die Mutter und das Kind geschlungen. Zärtlich sah er auf den biologischen Sohn seines Wirtskörpers hinab.

»Wenn wir uns selbst nicht einrechnen, ist das der erste Planet, den wir entdeckt haben, auf dem die Jungen lebendig geboren werden. Euer System ist sicher nicht das einfachste oder produktivste. Vielleicht hat es gerade damit was zu tun ... oder mit der Hilflosigkeit eurer Jungen. Überall sonst erfolgt die Reproduktion über irgendeine Art Eier oder Samen. Viele Eltern bekommen ihre Jungen nie zu Gesicht. Ich frage mich ...« Ich brach ab, meine Gedanken voller Spekulationen.

Die Mutter wandte ihrem Mann das Gesicht zu und er küsste sie auf die Lippen. Das Menschenkind krähte vor Vergnügen.

»Hmmm. Vielleicht wird meine Spezies eines Tages friedlich mit einem Teil der euren zusammenleben. Wäre das nicht ... seltsam?«

Keiner der beiden Männer konnte den Blick von dem Wunder vor ihnen abwenden.

Die Familie ging. Der Vater nahm den Jungen, und die Mutter klopfte den Sand von ihrer Jeans. Dann schlenderten die Seelen händchenhaltend mit ihrem Menschenkind zurück in ihre Wohnung.

Ian schluckte laut.

Den Rest des Abends sprachen wir nicht - wir waren alle durch das, was wir gesehen hatten, nachdenklich geworden. Wir gingen früh schlafen, damit wir früh aufstehen und uns wieder an die Arbeit machen konnten.

Ich schlief allein, in dem Bett, das am weitesten von der Tür entfernt stand, und fühlte mich unwohl deswegen. Die beiden großen Männer passten nicht ohne Weiteres in das andere Bett. Ian neigte dazu, sich im Schlaf auszubreiten, und Jared hatte keine Hemmungen, ihn dann in die Seite zu boxen. Beide würden bequemer schlafen, wenn ich das Bett mit einem von ihnen teilte - ich rollte mich jetzt zum Schlafen immer ganz eng zusammen; vielleicht lag es an der offenen, ungeschützten Umgebung, in der ich mich den ganzen Tag über aufhalten musste, dass ich mich nachts in mich selbst zurückzog, oder vielleicht war ich auch einfach nur so daran gewöhnt, mich zum Schlafen in der winzigen Lücke auf dem Boden hinter dem Beifahrersitz zusammenzurollen, dass ich vergessen hatte, wie man ausgestreckt schlief.

Aber ich wusste, warum niemand mich darum bat, das Bett mit einem von beiden zu teilen. In der ersten Nacht, in der die Männer sich wenig erfreut darüber klargeworden waren, dass ich eine Hoteldusche brauchte, hatte ich über das Surren der Badezimmerlüftung hinweg gehört, wie sich Ian und Jared über mich unterhalten hatten.

»... nicht fair, sie wählen zu lassen«, sagte Ian. Er sprach leise, aber die Lüftung reichte nicht aus, um ihn zu übertönen. Das Hotelzimmer war sehr klein.

»Warum nicht? Ist es fairer, zu bestimmen, wo sie schlafen soll? Glaubst du nicht, es wäre höflicher ...«

»Bei jemand anderem ja. Aber Wanda wird sich deswegen quälen. Sie wird so sehr versuchen, es uns beiden recht zu machen, dass sie selbst dabei unglücklich wird.«

»Schon wieder eifersüchtig?«

»Diesmal nicht. Ich weiß einfach, wie sie tickt.«

Es herrschte Schweigen. Ian hatte Recht. Er wusste wirklich, wie ich tickte. Er konnte sich wahrscheinlich denken, dass ich - sofern es auch nur die Spur einer Andeutung gab, dass Jared das wollte - entscheiden würde, neben Jared zu schlafen. Und dass ich dann wach liegen und mir Sorgen machen würde, dass meine Anwesenheit Jared unglücklich machte und ich außerdem Ians Gefühle verletzt hatte.

»Na gut«, sagte Jared barsch. »Aber wenn du heute Nacht versuchst, dich an mich ranzumachen ... dann kann ich für nichts garantieren, O'Shea.«

Ian lachte. »Ohne übermäßig arrogant klingen zu wollen, aber um ehrlich zu sein, Jared, sollte ich schwul sein, könnte ich wohl etwas Besseres kriegen.«

Obwohl ich Schuldgefühle hatte, weil ich so viel Platz verschwendete, war es wahrscheinlich wirklich besser, dass ich allein schlief.

Wir mussten nicht noch einmal ins Hotel. Die Tage verstrichen immer schneller, als wollten sogar die Sekunden schnell nach Hause. Ich spürte, wie es meinen Körper auf seltsame Weise Richtung Westen zog. Wir sehnten uns alle danach, in unseren dunklen, überfüllten Hafen zurückzukehren.

Sogar Jared wurde unvorsichtig.

Es war spät, hinter den Bergen im Westen war nicht das kleinste bisschen Sonnenlicht mehr zu sehen. Hinter uns wechselten sich Ian und Kyle mit dem Fahren des großen Umzugswagens ab, der mit unserer Beute beladen war, so wie Jared und ich uns mit dem Lieferwagen abwechselten. Sie waren mit dem schweren Fahrzeug langsamer als Jared mit dem Lieferwagen. Die Scheinwerfer waren immer weiter zurückgeblieben, bis sie hinter einer langgestreckten Kurve ganz verschwunden waren.

Wir waren fast zu Hause; Tucson lag bereits hinter uns. In ein paar wenigen Stunden würde ich Jamie wiedersehen. Wir würden die sehnlichst erwarteten Vorräte abladen, umringt von lächelnden Gesichtern. Eine richtige Heimkehr.

Meine erste, stellte ich fest.

Ausnahmsweise würde die Rückkehr nichts als Freude bereiten. Diesmal hatten wir keine todgeweihten Geiseln dabei.

Ich dachte an nichts anderes als meine Vorfreude. Die Straße schien nicht allzu schnell vorbeizufliegen; was mich betraf, konnte sie das gar nicht schnell genug tun.

Die Scheinwerfer des Lastwagens hinter uns tauchten wieder auf.

»Anscheinend fährt Kyle jetzt wieder«, murmelte ich. »Sie holen auf.«

Und dann gingen in der dunklen Nacht hinter uns plötzlich die roten und blauen Lichter an. Sie wurden von allen Spiegeln reflektiert. Bunte Flecken tanzten über das Dach, die Sitze, unsere erstarrten Gesichter und das Armaturenbrett, wo der Zeiger des Tachos anzeigte, dass wir über dreißig Stundenkilometer schneller fuhren als erlaubt.

Das Aufheulen einer Sirene durchbrach die Stille der Wüste.

Angehalten

Die roten und blauen Lichter drehten sich im Takt zum Geheul der Sirene.

Bevor die Seelen hierhergekommen waren, hatten diese Lichter und Geräusche immer dasselbe angekündigt: das Gesetz, die Hüter der Ordnung, die Verfolger von Verbrechern.

Jetzt kündigten die blinkenden Farben und das wütende Geräusch auch nur eines an. Etwas ganz Ähnliches. Immer noch die Hüter der Ordnung. Immer noch die Verfolger.

Sucher.

Der Anblick und das Geräusch waren nicht ganz so verbreitet wie früher. Polizeikräfte waren nur nötig, um bei Unfällen oder in anderen Notsituationen zu helfen, nicht, um das Gesetz durchzusetzen. Die meisten hatten keine Fahrzeuge mit Sirene, außer sie fuhren einen Krankenwagen oder gehörten zur Feuerwehr.

Der lange, glänzende Wagen hinter uns war nicht für die Unfallhilfe gedacht. Es war ein Fahrzeug, das zur Verfolgung diente. Ich hatte so etwas bisher noch nie gesehen, aber ich wusste genau, was das zu bedeuten hatte.

Jared war erstarrt, sein Fuß immer noch auf dem Gaspedal. Ich sah, dass er versuchte, eine Lösung zu finden, eine Möglichkeit, sie in diesem altersschwachen Lieferwagen abzuhängen, ihnen zu entkommen - unsere breite, weiße Silhouette hinter dem kümmerlichen Buschwerk der Wüste zu verstecken -, ohne sie zu den anderen zu führen. Ohne alle zu verraten. Wir waren schon so nah bei ihnen. Sie schliefen, ahnungslos ...

Als er nach zwei Sekunden fieberhaften Nachdenkens aufgab, atmete er schwer aus.

»Es tut mir so leid, Wanda«, flüsterte er. »Ich hab's verbockt.«

»Jared?«

Er griff nach meiner Hand und nahm den Fuß vom Gas. Der Wagen wurde langsamer.

»Hast du deine Kapsel?« Er konnte kaum sprechen.

»Ja«, flüsterte ich.

»Kann Mel mich jetzt hören?«

Ja. Der Gedanke war ein Schluchzen.

»Ja.« Meine Stimme war auch kurz davor, ein Schluchzen zu werden.

»Ich liebe dich, Mel. Tut mir leid.«

»Sie liebt dich. Mehr als alles auf der Welt.«

Ein kurzes, schmerzvolles Schweigen.

»Wanda, du ... du bedeutest mir auch viel. Du bist so gut, Wanda. Du verdienst etwas Besseres als das, was ich dir gegeben habe. Etwas Besseres als das hier.«

Er hielt etwas Kleines - etwas viel zu Kleines, um so tödlich zu sein - zwischen seinen Fingern.

»Warte«, stieß ich hervor.

Er durfte nicht sterben.

»Wanda, wir dürfen es nicht darauf ankommen lassen. Wir können sie nicht abhängen, nicht in diesem Fall. Wenn wir versuchen, abzuhauen, werden Tausende von ihnen hinter uns ausschwärmen. Denk an Jamie.«

Der Lieferwagen wurde immer langsamer und fuhr rechts ran.

»Gib mir einen Versuch«, bat ich. Ich kramte schnell nach der Kapsel in meiner Tasche. Dann nahm ich sie zwischen Daumen und Zeigefinger und hielt sie hoch. »Lass mich versuchen, hier mit Hilfe einer Luge herauszukommen. Ich schlucke sie sofort, wenn etwas schiefgeht.«

»Einen Sucher kannst du nicht belügen!«

»Lass es mich versuchen. Schnell!« Ich schnallte mich ab, kauerte mich neben ihn und öffnete auch seinen Gurt. »Tausch den Platz mit mir. Schnell, bevor sie so nah dran sind, dass sie uns sehen können.«

»Wanda ...«

»Ein Versuch. Schnell!«

Er war der Beste, wenn es darum ging, in Sekundenbruchteilen eine Entscheidung zu treffen. Mit einer flüssigen und schnellen Bewegung war er vom Fahrersitz und über meinen zusammengekauerten Körper gerutscht. Ich richtete mich auf seinem Sitz auf, während er meinen einnahm.

»Sicherheitsgurt«, befahl ich kurz angebunden. »Mach die Augen zu. Dreh deinen Kopf weg.«

Er tat, was ich ihm gesagt hatte. Es war zu dunkel, um sie sehen zu können, aber seine neue, schwache rosa Narbe würde in dieser Stellung sichtbar sein.

Ich schnallte mich an und lehnte meinen Kopf zurück.

Der Trick war, mit meinem Körper zu lügen. Es war einfach eine Sache der richtigen Bewegungen. Imitation. Wie die Schauspieler im Fernsehen, nur besser. Wie ein Mensch.

»Hilf mir, Mel«, murmelte ich.

Ich kann dir nicht dabei helfen, eine bessere Seele zu sein, Wanda. Aber du schaffst das. Rette ihn. Ich weiß, dass du es kannst.

Eine bessere Seele. Ich musste nur ich selbst sein.

Es war spät. Ich war müde. Den Teil würde ich nicht spielen müssen.

Ich schloss halb die Augen und sackte auf dem Sitz zusammen.

Verlegenheit. Ich konnte Verlegenheit vortäuschen. Das konnte ich jetzt spüren.

Mein Mund verzog sich schuldbewusst.

Der Wagen der Sucher hielt nicht hinter uns, wie Melanie es offenbar erwartet hatte. Er hielt auf der anderen Straßenseite, ungefähr auf unserer Höhe, entgegen der Fahrtrichtung. Ein helles, blendendes Licht erstrahlte plötzlich durch das Fenster des anderen Wagens. Ich blinzelte und hob absichtlich langsam die Hand um mein Gesicht abzuschirmen. Über das Leuchten des Scheinwerfers hinweg konnte ich schwach den Lichtstrahl meiner Augen wahrnehmen, der auf der Straße sichtbar wurde, als ich zu Boden sah.

Eine Wagentür wurde zugeschlagen. Ein Paar Füße kam in einem dumpfen Rhythmus über den Asphalt näher. Es klang nicht nach Staub oder Steinen, also musste der Sucher auf der Beifahrerseite ausgestiegen sein. Es waren demnach mindestens zwei, aber nur einer kam her, um mich zu befragen. Das war ein gutes Zeichen, ein Zeichen, dass er sich sicher fühlte und Vertrauen zu mir hatte.

Meine leuchtenden Augen waren ein Talisman. Ein Kompass, der nicht versagte - wie der Polarstern, unfehlbar.

Der Trick war nicht, mit meinem Körper zu lügen. Mit ihm die Wahrheit zu sagen, genügte. Ich hatte etwas mit dem Menschenbaby im Park gemeinsam: So etwas wie mich hatte es bisher noch nie gegeben.

Der Körper des Suchers stand jetzt im Licht und ich konnte wieder sehen.

Es war ein Mann. Wahrscheinlich mittelalt - sein Aussehen erweckte einen widersprüchlichen Eindruck, daher war das schwer zu sagen; sein Haar war vollständig weiß, aber sein Gesicht war glatt und faltenlos. Er trug ein T-Shirt und Shorts und an der Hüfte deutlich sichtbar eine kantige Pistole. Eine Hand ruhte auf dem Kolben der Waffe. In der anderen Hand hielt er eine Taschenlampe. Er knipste sie nicht an.

»Gibt es ein Problem, Miss?«, fragte er, als er noch ein Stück entfernt war. »Sie sind viel zu schnell gefahren. Das ist gefährlich.«

Sein Blick war ruhelos. Er taxierte schnell meinen - hoffentlich schläfrigen - Gesichtsausdruck und schweifte dann den Lieferwagen entlang, verlor sich in der Dunkelheit hinter uns, schwenkte nach vorn zu dem Stück Highway, das sich vor uns erstreckte und von unseren Scheinwerfern angestrahlt wurde, und kehrte dann zu meinem Gesicht zurück. Dann wiederholte er dasselbe noch einmal.

Er war beunruhigt. Dieses Wissen ließ meine Handflächen feucht werden, aber ich versuchte, die Panik in meiner Stimme zu unterdrücken.

»Es tut mir so leid«, entschuldigte ich mich laut flüsternd. Ich warf Jared einen Blick zu, als wollte ich nachsehen, ob unser Gespräch ihn geweckt hatte. »Ich glaube ... na ja, ich glaube, ich bin kurz eingeschlafen. Mir war nicht bewusst, dass ich so müde war.«

Ich versuchte reuevoll zu lächeln. Ich merkte, dass ich steif klang, wie die zu gewissenhaften Schauspieler im Fernsehen.

Der Blick des Suchers wanderte weiter, diesmal verweilte er auf Jared. Mein Herz hämmerte schmerzhaft von innen gegen meine Rippen. Ich nahm die Kapsel fester zwischen meine Finger.

»Es war unverantwortlich von mir, so lange zu fahren, ohne auszuruhen«, sagte ich schnell und versuchte erneut, ein bisschen zu lächeln. »Ich dachte, wir würden es bis Phoenix schaffen, bevor ich eine Pause brauche. Es tut mir wirklich leid.«

»Wie heißen Sie, Miss?«

Seine Stimme war nicht unfreundlich, aber auch nicht besonders herzlich. Er sprach jedoch leise und folgte damit meinem Wink.

»Leaves Above«, sagte ich. Das war der Name, den ich im letzten Motel benutzt hatte. Würde er meine Angaben überprüfen? Ich musste vielleicht einen Wohnort angeben.

»Die Blumen, die auf dem Kopf stehen?«, vermutete er. Sein Blick machte wieder seine Runde.

»Ja, so eine war ich.«

»Meine Lebensgefährtin auch. Waren Sie auf der Insel?«

»Nein«, sagte ich schnell. »Auf dem Festland. Zwischen den großen Flüssen.«

Er nickte, vielleicht ein wenig enttäuscht.

»Soll ich nach Tucson zurückfahren?«, fragte ich. »Ich glaube, ich bin jetzt wach genug. Oder vielleicht sollte ich erst hier ein Nickerchen machen ...«

»Nein!«, unterbrach er mich mit lauterer Stimme.

Ich zuckte erschrocken zusammen und die kleine Kapsel rutschte mir aus den Fingern. Sie fiel mit einem schwach hörbaren Klacken auf den Metallboden. Ich spürte, wie mir das Blut aus dem Gesicht wich, als hätte man einen Stöpsel gezogen.

»Ich wollte Sie nicht erschrecken«, entschuldigte er sich schnell, während sein Blick seine unruhige Runde wiederholte. »Aber sie sollten nicht hierbleiben ...«

»Warum?«, gelang es mir zu flüstern. Meine Finger griffen nervös in die Luft.

»Vor Kurzem ist jemand ... verschwunden.«

»Ich verstehe nicht. Verschwunden?«

»Vielleicht war es nur ein Unfall ... aber es könnte auch ...«, er zögerte, sprach das Wort nur ungern aus, »... Menschen in der Gegend geben.«

»Menschen?«, quiekte ich zu laut. Er hörte die Angst in meiner Stimme und interpretierte sie auf die einzige ihm mögliche Art.

»Es gibt keine Beweise, Leaves Above. Niemand hat etwas gesehen oder so. Sie müssen keine Angst haben. Aber Sie sollten nach Phoenix weiterfahren, ohne sich unnötig aufzuhalten.«

»Natürlich. Oder nach Tucson vielleicht? Das ist näher ...«

»Es besteht keine Gefahr. Sie können weiterfahren wie geplant.«

»Wenn Sie sicher sind, Sucher ...«

»Ich bin sicher. Sie sollten nur einfach nicht in der Wüste herumspazieren, Blume.« Er lächelte. Das Lächeln ließ sein Gesicht herzlich und freundlich wirken, wie bei allen anderen Seelen, mit denen ich zu tun gehabt hatte. Er hatte keine Angst vor mir, sondern um mich. Er versuchte nicht, eine Lüge herauszuhören. Und wenn doch, würde er sie vermutlich nicht als Lüge erkennen. Einfach eine andere Seele.

»Das hatte ich auch nicht vor.« Ich lächelte zurück. »Ich werde besser aufpassen. Jetzt schlafe ich bestimmt nicht mehr ein.« Ich warf einen besorgten Blick durch Jareds Fenster auf die Wüste, damit er glaubte, die Angst mache mich wachsam. Der Ausdruck auf meinem Gesicht erstarrte, als ich zwei Scheinwerfer im Rückspiegel auftauchen sah.

Jareds Rücken wurde gleichzeitig steif, aber er behielt seine Haltung bei. Er sah zu angespannt aus.

Mein Blick huschte zurück zum Gesicht des Suchers.

»Da habe ich was für Sie«, sagte er immer noch lächelnd, aber gesenktem Blick, während er in seiner Tasche wühlte.

Er hatte die Veränderung in meinem Gesicht nicht bemerkt. Ich versuchte, meine Wangenmuskeln unter Kontrolle zu bringen und sie zu entspannen, aber ich konnte mich nicht genug konzentrieren.

Die Scheinwerfer im Rückspiegel kamen immer näher.

»Sie sollten das nicht zu oft anwenden«, fuhr der Sucher fort und kramte jetzt in der anderen Tasche. »Es ist natürlich nicht schädlich, sonst hätten die Heiler es nicht ausgegeben. Aber wenn Sie es regelmäßig benutzen, kann es Ihren Schlaf-wach-Rhythmus durcheinanderbringen ... Ah, hier ist es ja. *Hellwach.«*

Die Lichter wurden langsamer, als sie sich näherten.

Fahr einfach vorbei, bettelte ich in Gedanken. *Halt nicht an, halt nicht an, halt nicht an.*

Lass Kyle am Steuer sitzen, fügte Melanie hinzu wie ein Gebet.

Halt nicht an. Fahr einfach weiter. Halt nicht an. Fahr einfach weiter.

»Miss?«

Ich blinzelte und versuchte mich zu konzentrieren. »Äh, *Hellwach?«*

»Atmen Sie das einfach ein, Leaves Above.« Er hielt eine schmale weiße Sprühdose in der Hand und versprühte eine Nebelwolke vor meinem Gesicht. Gehorsam beugte ich mich vor und atmete tief ein, während mein Blick gleichzeitig zum Rückspiegel schnellte.

»Es riecht nach Grapefruit«, sagte der Sucher. »Angenehm, oder?«

»Sehr angenehm.« Mein Verstand war plötzlich scharf und konzentriert.

Der große Umzugswagen wurde langsamer und blieb mit laufendem Motor auf der Straße stehen.

Nein!, riefen Mel und ich gleichzeitig. Für den Bruchteil einer Sekunde wanderte mein Blick auf den dunklen Fahrzeugboden und ich hoffte entgegen aller Wahrscheinlichkeit, dass ich die kleine Kapsel entdeckte. Ich konnte noch nicht einmal meine Füße erkennen.

Der Sucher warf einen geistesabwesenden Blick auf den Lastwagen und winkte ihn dann vorbei.

Mit einem gezwungenen Lächeln im Gesicht drehte ich mich ebenfalls zu dem Lastwagen um. Ich konnte nicht erkennen, wer fuhr. Meine Augen reflektierten das Scheinwerferlicht und glühten schwach auf.

Der Lastwagen zögerte.

Der Sucher winkte wieder, heftiger diesmal. »Fahr schon vorbei«, murmelte er vor sich hin.

Fahr! Fahr! Fahr!

Jareds Hand neben mir war zu einer Faust geballt.

Schließlich schaltete der Lastwagen in den ersten Gang und fuhr dann langsam zwischen dem Wagen der Sucher und unserem hindurch. Der Scheinwerfer der Sucher ließ zwei Silhouetten sichtbar werden, zwei schwarze Profile, die beide starr geradeaus sahen. Das auf dem Fahrersitz hatte eine krumme Nase.

Mel und ich atmeten beide erleichtert auf.

»Wie fühlen Sie sich?«

»Wach«, erklärte ich dem Sucher.

»In etwa vier Stunden lässt die Wirkung nach.«

»Danke.«

Der Sucher lachte. »Ich danke *Ihnen,* Leaves Above. Als wir sie die Straße entlangrasen sahen, dachten wir schon, wir hätten Menschen vor uns. Ich habe ganz schön geschwitzt, aber nicht wegen der Hitze!«

Ich schauderte.

»Keine Sorge. Es ist alles in Ordnung. Wenn Sie möchten, können wir Ihnen bis nach Phoenix hinterherfahren ...«

»Das ist nicht nötig. Nur keine Umstände meinetwegen.«

»Schön, Sie zu treffen. Ich freue mich schon drauf, dass meine Schicht zu Ende geht und ich nach Hause fahren kann und meiner Lebensgefährtin erzählen, dass ich eine andere Blume mit den Blättern oben getroffen habe. Sie wird ganz happy sein deswegen.«

»Ähm ... richten Sie ihr >hellste Sonne, längster Tag< von mir aus.« Das war die irdische Übersetzung der üblichen Gruß- und Abschiedsformel auf dem Blumenplaneten.

»Mach ich. Gute Fahrt.«

»Und Ihnen eine gute Nacht.«

Er trat zurück und der Scheinwerfer traf mich erneut ins Auge. Ich blinzelte hektisch.

»Schalt aus, Hank«, rief der Sucher und bedeckte seine Augen, als er sich umdrehte, um zum Wagen zurückzugehen. Die Nacht wurde wieder schwarz und ich zwang mich zu einem weiteren Lächeln für den unsichtbaren Sucher namens Hank.

Mit zitternden Händen ließ ich den Motor an.

Die Sucher waren schneller. Der kleine schwarze Wagen mit dem unproportionalen Lichtbalken auf dem Dach sprang an. Er vollführte einen scharfen U-Turn und dann konnten wir nur noch die Rücklichter sehen. Sie verschwanden schnell in der Nacht.

Ich lenkte den Lieferwagen zurück auf die Straße. Mein Herz pumpte mit festen, kleinen Stoßen das Blut durch meine Adern. Ich konnte meinen Puls bis in die Fingerspitzen spüren.

»Sie sind weg«, flüsterte ich durch meine plötzlich klappernden Zähne.

Ich hörte, wie Jared schluckte.

»Das war ... knapp«, sagte er.

»Ich dachte, Kyle würde anhalten.«

»Ich auch.«

Keiner von uns bekam mehr als ein Flüstern heraus.

»Der Sucher hat dir alles abgekauft.« Er hatte vor Nervosität immer noch die Zähne zusammengebissen.

»Ja.«

»Das hätte ich nicht. Deine Schauspielkunst ist nicht viel besser geworden.«

Ich zuckte mit den Schultern. Mein Körper war so steif, dass sich alles andere mitbewegte. »Es ist einfach unmöglich, dass sie mir *nicht* glauben. Was ich bin, ist ... na ja, es ist etwas Undenkbares. Etwas, das es nicht geben sollte.«

»Etwas Unglaubliches«, pflichtete er mir bei. »Etwas Wunderbares.«

Sein Lob ließ etwas von dem Eis in meinem Magen, in meinen Adern, schmelzen.

»Die Sucher sind gar nicht so anders als die anderen«, murmelte ich vor mich hin. »Nichts, wovor man besondere Angst haben müsste.«

Er schüttelte langsam den Kopf. »Es gibt nichts, was du nicht kannst, oder?«

Ich wusste nicht genau, was ich darauf erwidern sollte.

»Dich bei uns zu haben, wird alles verändern«, fuhr er leise fort; er sprach jetzt mit sich selbst.

Ich spürte, dass seine Worte Melanie traurig machten, aber diesmal war sie nicht böse. Sie war resigniert.

Du kannst ihnen helfen. Du kannst sie besser schützen, als ich es konnte. Sie seufzte.

Die langsamen Rücklichter, die auf der Straße vor uns auftauchten, erschreckten mich nicht. Sie waren vertraut, eine Erleichterung. Ich gab Gas - nur ein bisschen, immer noch mehrere Stundenkilometer unterhalb der Geschwindigkeitsbegrenzung -, um sie zu überholen.

Jared nahm eine Taschenlampe aus dem Handschuhfach. Ich wusste, was er vorhatte: Beruhigung.

Er leuchtete sich mit der Lampe in die Augen, als wir am Führerhaus des Lastwagens vorbeifuhren. Ich sah an ihm vorbei durch das Seitenfenster. Kyle nickte Jared zu und atmete tief durch. Ian beugte sich nervös vor, seine Augen auf mich gerichtet. Ich winkte einmal und er verzog das Gesicht zu einem schiefen Grinsen.

Wir näherten uns unserer versteckten Ausfahrt.

»Soll ich bis nach Phoenix weiterfahren?«

Jared dachte darüber nach. »Nein. Wir könnten ihnen auf dem Rückweg wieder begegnen und sie würden uns vielleicht noch mal anhalten. Ich glaube nicht, dass sie uns folgen. Sie konzentrieren sich auf die Straße.«

»Nein, sie werden uns nicht folgen.« Dessen war ich mir sicher.

»Dann lass uns nach Hause fahren.«

»Nach Hause«, stimmte ich aus vollem Herzen zu.

Ich schaltete das Licht aus und Kyle hinter uns ebenfalls.

Wir würden mit beiden Fahrzeugen bis an die Höhlen heranfahren und sie schnell entladen, so dass wir sie rechtzeitig vor Tagesanbruch wieder verstecken konnten. Der kleine Vorsprung am Eingang würde sie nicht vor Blicken schützen.

Ich verdrehte die Augen, als ich an den Ein- und Ausgang der Höhlen dachte. Das »große Geheimnis«, das ich allein nicht hatte lüften können. Jeb war so ein schlauer Fuchs.

Schlau - genau wie die Richtungsangaben, die er Mel gegeben hatte, die Linien, die er in die Rückseite ihres Fotoalbums geritzt hatte. Sie führten überhaupt nicht zu seinem Höhlenversteck. Nein, stattdessen ließ er die Person, die ihnen folgte, vor seinem Geheimversteck hin- und hermarschieren und hatte so ausgiebig Gelegenheit zu entscheiden, ob er sie hereinbat oder nicht.

»Was, glaubst du, ist passiert?«, fragte Jared und unterbrach damit meine Gedanken.

»Was meinst du?«

»Der kürzlich Verschwundene, von dem der Sucher gesprochen hat.«

Ich starrte verständnislos vor mich hin. »Ich dachte, er meinte mich damit.«

»Ich glaube nicht, dass du noch als *kürzlich* verschwunden giltst, Wanda. Außerdem haben sie den Highway noch nicht beobachtet, als wir losgefahren sind. Das ist neu. Sie suchen nach uns. Hier.«

Seine Augen verengten sich, während meine groß wurden.

»Was haben sie getan?«, explodierte Jared plötzlich und schlug mit der Hand auf das Armaturenbrett. Ich fuhr zusammen.

»Du glaubst, Jeb und die anderen haben irgendetwas getan?«

Er antwortete mir nicht, er starrte nur mit wütendem Blick hinaus in die sternenhelle Wüste.

Ich verstand das nicht. Warum sollten die Sucher nach Menschen suchen, nur weil irgendjemand in der Wüste verschwand? Es gab immer wieder Unfälle. Warum sollten sie ausgerechnet zu diesem Schluss kommen?

Und warum war Jared wütend? Unsere Familie in den Höhlen würde nichts tun, das Aufmerksamkeit erregte. Sie wussten es besser. Sie würden nicht hinausgehen, wenn es nicht irgendeine Art Notfall gab.

Oder etwas, das sie für dringend hielten. Für notwendig.

Hatten Doc und Jeb meine Abwesenheit ausgenutzt?

Jeb hatte nur zugestimmt, dass er damit aufhören würde, Menschen und Seelen abzuschlachten, während ich mich unter demselben Dach aufhielt. War das ihr Kompromiss?

»Alles okay mit dir?«, fragte Jared.

Meine Kehle war wie zugeschnürt, so dass ich nicht antworten konnte. Ich schüttelte den Kopf. Tränen strömten mir über die Wange und fielen mir vom Kinn in den Schoß.

»Vielleicht sollte ich besser weiterfahren.«

Ich schüttelte wieder den Kopf. Ich konnte gut genug sehen.

Er diskutierte nicht mit mir.

Ich weinte immer noch lautlos, als wir den kleinen Berg erreichten, der unser weitläufiges Höhlensystem beherbergte. Eigentlich war es nur ein Hügel - eine unbedeutende Anhäufung von Vulkangestein wie so viele andere, vereinzelt bewachsen mit dürrem Kreosot und plattohrigem Feigenkaktus. Die Tausende von winzigen Fensterchen waren unsichtbar, verborgen im Durcheinander loser purpurfarbener Felsen. Irgendwo würde Rauch aufsteigen, schwarz vor schwarzem Hintergrund.

Ich stieg aus dem Lieferwagen und lehnte mich an die Tür, wobei ich mir die Augen wischte. Jared stellte sich neben mich. Er zögerte, dann legte er mir eine Hand auf die Schulter.

»Tut mir leid. Ich wusste nicht, dass sie das vorhatten. Ich hatte keine Ahnung. Sie hätten nicht ...«

Aber das dachte er nur, weil sie irgendwie erwischt worden waren.

Der Umzugswagen kam ruckelnd hinter uns zum Stehen. Zwei Türen wurden zugeknallt und dann kamen Schritte auf uns zugerannt.

»Was ist passiert?«, fragte Kyle, der zuerst bei uns war.

Ian war direkt hinter ihm. Er warf nur einen Blick auf meinen Gesichtsausdruck, auf die Tränen, die mir immer noch über die Wangen liefen, auf Jareds Hand auf meiner Schulter. Dann kam er zu mir gelaufen, schlang seine Arme um mich und zog mich an seine Brust. Ich wusste nicht, warum ich daraufhin nur noch mehr weinen musste. Ich klammerte mich an ihn, wahrend meine Tränen auf sein Hemd tropften.

»Es ist alles in Ordnung. Du hast das toll gemacht. Es ist vorbei.«

»Der Sucher ist nicht das Problem, Ian«, sagte Jared mit Anspannung in der Stimme. Seine Hand berührte mich immer noch, obwohl er sich vorbeugen musste, um den Kontakt nicht zu verlieren.

»Häh?«

»Sie haben die Straße aus einem bestimmten Grund beobachtet. Es scheint, als hätte Doc in unserer Abwesenheit ... gearbeitet.«

Ich schauderte und für einen Augenblick konnte ich das silberne Blut in meiner Kehle schmecken.

»Was, diese ...!« Ian war so wütend, dass ihm die Worte fehlten. Er konnte den Satz nicht zu Ende bringen.

»Super«, sagte Kyle angewidert. »Diese Idioten. Wir sind ein paar Wochen weg und sie schicken uns die Sucher auf den Hals. Sie hätten uns einfach bitten können ...«

»Halt's Maul, Kyle«, sagte Jared barsch. »Das ist jetzt nicht der Zeitpunkt. Wir müssen das alles hier schnell ausladen. Wer weiß, wie viele nach uns Ausschau halten? Jeder nimmt etwas mit hinein und dann holen wir Hilfe.«

Ich schüttelte Ian ab, um mithelfen zu können. Meine Tränen hörten nicht auf zu fließen. Ian blieb dicht neben mir, nahm mir die schwere Palette mit Dosensuppen ab, die ich hochgehoben hatte, und ersetzte sie durch einen großen, leichten Karton mit Nudeln.

Wir machten uns auf den abschüssigen Weg nach drinnen, Jared vorneweg. Die totale Schwärze machte mir nichts aus. Ich kannte diesen Weg immer noch nicht allzu gut, aber er war nicht schwierig. Geradeaus hinunter, dann geradeaus wieder hoch.

Wir waren ungefähr auf halbem Weg, als wir eine vertraute Stimme in der Entfernung rufen hörten. Sie hallte zersplitternd durch den Tunnel wider.

»Sie sind zurück ..rück ...ück!«, rief Jamie.

Ich versuchte mir die Tränen an der Schulter abzuwischen, aber es gelang nur zum Teil.

Ein blaues Licht näherte sich und begann zu hüpfen, als sein Träger rannte. Dann kam Jamie in Sicht.

Sein Anblick haute mich um.

Ich versuchte mich zu fassen, um ihn zu begrüßen - er würde sich sicher freuen und ich wollte ihn nicht aufregen. Aber Jamie war bereits aufgeregt. Sein Gesicht war blass und angespannt, seine Augen rot. Auf seinen staubigen Wangen waren Tränenspuren zu sehen.

»Jamie?«, sagten Jared und ich gleichzeitig und ließen unsere Kartons auf den Boden fallen.

Jamie rannte direkt auf mich zu und schlang die Arme um mich.

»Oh, Wanda! Oh, Jared!«, schluchzte er. »Wes ist tot! Er ist *tot!* Die Sucherin hat ihn umgebracht!«

Befragt

Ich hatte Wes umgebracht.

Meine Hände, die vom hektischen Entladen zerkratzt, aufgeschürft und mit rötlichem Staub verschmiert waren, hätten genauso gut rot von seinem Blut sein können.

Wes war tot und es war genauso sehr mein Fehler, als wenn ich selbst abgedrückt hätte.

Jetzt, wo der Lastwagen abgeladen war, saßen wir alle außer fünfen in der Küche beisammen. Wir aßen einige der verderblichen Lebensmittel, die wir von der Einkaufstour mitgebracht hatten - Käse und frisches Brot mit Milch -, und hörten Jeb und Doc zu, die Jared, Ian und Kyle alles erklärten.

Ich saß ein Stück von den anderen entfernt und hatte den Kopf in den Händen vergraben, vor Schmerz und Schuldgefühlen zu taub, um wie sie Fragen zu stellen. Jamie saß neben mir. Ab und zu tätschelte er mir den Rücken.

Wes war bereits in der dunklen Grotte neben Walter beigesetzt worden. Er war vor vier Tagen gestorben, an dem Abend, als Jared, Ian und ich die Familie im Park beobachtet hatten. Ich würde meinen Freund nie wiedersehen, nie wieder seine Stimme hören ...

Tränen tropften auf den Stein neben mir und Jamies Tätscheln wurde schneller.

Andy und Paige waren nicht hier.

Sie fuhren den Lieferwagen und den Laster zurück in ihr Versteck. Von dort würden sie den Jeep zurück in seine gewohnte behelfsmäßige Garage bringen und dann den Rest des Weges nach Hause laufen müssen. Vor Sonnenaufgang würden sie zurück sein.

Lily war nicht hier.

»Ihr ... geht es nicht so gut«, hatte Jamie gemurmelt, als er sah, wie ich den Raum nach ihr absuchte. Mehr wollte ich gar nicht wissen. Ich konnte es mir gut vorstellen.

Aaron und Brandt waren nicht hier.

Brandt hatte jetzt eine schwach sichtbare, rosafarbene, kreisförmige Narbe in der Vertiefung unterhalb seines linken Schlüsselbeins. Die Kugel hatte sein Herz und seine Lunge nur um Haaresbreite verfehlt und sich dann auf der Suche nach einem Ausgang halb in sein Schulterblatt gebohrt. Doc hatte fast das ganze *Heilung* aufgebraucht, um sie dort herauszukriegen. Brandt ging es jetzt wieder gut.

Die für Wes bestimmte Kugel hatte besser getroffen. Sie hatte seine hohe, olivbraune Stirn durchschlagen und war aus seinem Hinterkopf wieder ausgetreten. Doc hätte nichts mehr für ihn tun können, selbst wenn er direkt dabei gewesen wäre und literweise *Heilung* zur Verfügung gehabt hätte.

Brandt, der jetzt in einem Halfter an seiner Hüfte eine kantige, schwere Trophäe dieser Begegnung trug, war bei Aaron. Sie waren in dem Tunnel, wo wir unsere Vorräte gelagert hätten, wenn er nicht besetzt gewesen wäre. Wenn er nicht wieder als Gefängnis gedient hätte.

Als ob es nicht genug gewesen wäre, Wes zu verlieren.

Es kam mir einfach nicht richtig vor, dass die Anzahl der Anwesenden immer noch die gleiche war. Fünfunddreißig lebendige Körper, genau wie vor meiner Ankunft in den Höhlen. Wes und Walter waren fort, aber ich war hier.

Und jetzt auch die Sucherin.

Meine Sucherin.

Wenn ich nur direkt bis nach Tucson weitergefahren wäre. Wenn ich nur in San Diego geblieben wäre. Wenn ich doch diesen Planeten einfach übersprungen hätte und irgendwo ganz anders hingegangen wäre. Wenn ich mich doch als Mutter zur Verfügung gestellt hätte, wie jede andere es nach fünf oder sechs Planeten tat. Wenn, wenn, wenn ... Wenn ich nicht hierhergekommen wäre, wenn ich die Sucherin nicht auf diese Spur gebracht hätte, dann wäre Wes noch am Leben. Sie hatte länger gebraucht als ich, um die Angaben zu entschlüsseln, aber als sie so weit war, musste sie nicht mehr vorsichtig sein. Sie war in einem Geländewagen durch die Wüste gebrettert und hatte neue Narben in der empfindlichen Wüstenlandschaft hinterlassen, war immer näher gekommen ...

Sie mussten etwas unternehmen. Sie mussten sie stoppen.

Ich hatte Wes getötet.

Ich bin die, die sie erwischt haben, Wanda. Ich habe sie hergeführt, nicht du.

Mir war zu elend zumute, um ihr zu antworten.

Außerdem wäre Jamie tot, wenn wir nicht hergekommen wären. Und Jared vielleicht auch. Heute Nacht wäre er ohne dich umgekommen.

Tod auf allen Seiten. Tod, egal wo ich hinsah.

Warum musste sie mir auch folgen?, stöhnte ich. *Ich schade den anderen Seelen hier doch nicht. Ich rette einigen von ihnen durch meine Anwesenheit hier sogar das Leben, indem ich Doc von seinen verhängnisvollen Versuchen abhalte. Warum musste sie mir folgen?*

Warum haben sie sie hierbehalten?, fauchte Melanie. *Warum haben sie sie nicht sofort umgebracht? Oder auch langsam umgebracht - ist mir ganz egal, wie! Warum ist sie noch am Leben?*

Mein Magen zog sich vor Angst zusammen. Die Sucherin war am Leben, die Sucherin war hier.

Ich sollte eigentlich keine Angst vor ihr haben.

Natürlich war die Angst berechtigt, dass ihr Verschwinden die anderen Sucher auf unsere Spur bringen könnte. Alle hatten davor Angst. Als die Menschen ihre Suche nach mir beobachtet hatten, hatten sie gesehen, wie lautstark sie ihre Überzeugung vertrat. Sie hatte versucht, die anderen Sucher davon zu überzeugen, dass sich hier in dieser trostlosen Wüste Menschen versteckten. Niemand schien sie damals ernst genommen zu haben. Sie hatten sich zurückgezogen; sie war die Einzige, die weitergesucht hatte.

Aber jetzt war sie mitten in ihrer Suche verschwunden. Das änderte alles.

Ihr Auto war weit weggebracht und jenseits von Tucson in der Wüste abgestellt worden. Es sah so aus, als wäre sie auf die gleiche Weise verschwunden, wie man es bei mir angenommen hatte: Stücke ihrer zerfetzten Tasche lagen in der Nähe herum, die Verpflegung, die sie dabeigehabt hatte, war aufgerissen und angefressen. Würden die anderen Seelen einen solchen Zufall schlucken?

Wir wussten bereits, dass sie das nicht getan hatten. Zumindest nicht ganz. Sie suchten. Würden sie die Suche noch intensivieren?

Aber Angst vor der Sucherin selbst zu haben ... das ergab keinen Sinn. Ihre Körperkraft war zu vernachlässigen, sie war wahrscheinlich sogar kleiner als Jamie und ich war stärker und schneller als sie. Ich war von Freunden und Verbündeten umgehen und sie war allein, zumindest innerhalb dieser Höhlen hier. Zwei Waffen, das Gewehr und ihre eigene *Glock* - genau die Pistole, um die Ian sie damals beneidet hatte, die Pistole, die meinen Freund Wes umgebracht hatte -, waren ständig auf sie gerichtet. Nur eins hatte sie bisher am Leben erhalten und das konnte sie nicht mehr länger retten.

Jeb hatte gedacht, dass ich vielleicht mit ihr reden wollte. Das war alles.

Jetzt, wo ich zurück war, war sie dazu verurteilt, innerhalb der nächsten Stunden zu sterben, unabhängig davon, ob ich mit ihr sprach oder nicht.

Weshalb also hatte ich das Gefühl, im Nachteil zu sein? Warum diese eigenartige Ahnung, dass *sie* diejenige sein würde, die als Siegerin aus unserer Konfrontation hervorging?

Ich hatte mich noch nicht entschieden, ob ich mit ihr sprechen wollte. Zumindest war das die Antwort, die ich Jeb gegeben hatte. Aber ich wollte natürlich *nicht* mit ihr sprechen. Ich hatte schon Panik davor, nur ihr Gesicht wieder zu sehen - ein Gesicht, das ich mir, sosehr ich es auch versuchte, nicht verängstigt vorstellen konnte.

Wenn ich ihnen sagte, dass ich nicht mit ihr sprechen wollte, würde Aaron sie erschießen. Es wäre so, als würde ich ihm den Schießbefehl erteilen. Als würde ich abdrücken.

Oder schlimmer noch, vielleicht würde Doc versuchen, sie aus ihrem Menschenkörper zu schneiden. Die Erinnerung an das silberne Blut, das die Hände meines Freundes besudelt hatte, ließ mich zusammenzucken.

Melanie wand sich unbehaglich und versuchte den Qualen in meinem Kopf zu entkommen.

Wanda? Sie werden sie einfach nur erschießen. Keine Panik.

Sollte mich das trösten? Das Bild in meinem Kopf verfolgte mich. Aaron, der die Pistole der Sucherin in der Hand hielt, der Körper der Sucherin, der langsam auf dem Steinboden zusammensackte, das rote Blut um sie herum ...

Du musst nicht dabei zusehen.

Das würde nicht verhindern, dass es geschah. Melanies Gedanken bekamen einen verzweifelten Unterton.

Aber wir wollen doch, dass sie stirbt, oder etwa nicht? Sie hat Wes umgebracht! Außerdem darf sie einfach nicht am Leben bleiben. Auf keinen Fall.

Sie hatte natürlich in allem Recht. Es stimmte, dass die Sucherin auf keinen Fall am Leben bleiben durfte. Wenn wir sie gefangen hielten, würde sie hartnäckig auf ihre Flucht hinarbeiten. Wenn es ihr gelang zu entkommen, würde das innerhalb kürzester Zeit den Tod meiner ganzen Familie bedeuten.

Es stimmte, dass die Sucherin Wes umgebracht hatte. Er war so jung gewesen und so sehr geliebt worden. Sein Tod hinterließ brennenden Schmerz. Ich konnte verstehen, dass die Menschen zum Ausgleich dafür ihr Leben forderten.

Und es stimmte, dass ich auch wollte, dass sie starb.

»Wanda? Wanda?«

Jamie schüttelte mich am Arm. Es dauerte einen Moment, bis ich realisierte, dass jemand meinen Namen rief. Vielleicht schon viele Male.

»Wanda?«, fragte Jebs Stimme erneut.

Ich sah auf. Er stand über mir. Sein Gesicht war ausdruckslos, die undurchdringliche Fassade, die mir verriet, dass ihn starke Gefühle im Griff hatten. Sein Pokerface.

»Die Jungs wollen wissen, ob du noch Fragen an die Sucherin hast.«

Ich legte eine Hand an die Stirn und versuchte die Bilder dort auszublenden. »Und wenn nicht?«

»Sie haben genug davon, Wache zu halten. Es ist eine schwere Zeit für sie. Sie wären jetzt lieber bei ihren Freunden.«

Ich nickte. »Okay. Dann gehe ich wohl besser gleich ... und rede mit ihr.« Ich stieß mich von der Wand ab und kam auf die Füße. Meine Hände zitterten, weshalb ich sie zu Fäusten ballte.

Du hast keine Fragen.

Mir werden schon welche einfallen.

Warum das Unvermeidliche aufschieben?

Ich habe keine Ahnung.

Du versuchst sie zu retten, warf mir Melanie wütend vor.

Das kann ich nicht.

Nein. Das kannst du nicht. Und außerdem willst du ihren Tod auch. Also erlaube ihnen, sie zu erschießen.

Ich zuckte zusammen.

»Ist alles okay mit dir?«, fragte Jamie.

Ich nickte, da ich meiner Stimme nicht genug traute, um zu sprechen.

»Du musst nicht«, sagte Jeb, der mich scharf ansah.

»Schon okay«, flüsterte ich.

Jamies Hand umfasste die meine, aber ich schüttelte sie ab. »Bleib hier, Jamie.«

»Ich komme mit.«

Meine Stimme war jetzt lauter. »O nein, das tust du nicht.«

Wir starrten uns einen Moment lang an und ausnahmsweise gewann ich die Auseinandersetzung. Er streckte störrisch das Kinn vor, lehnte sich aber wieder an die Wand.

Ian sah ebenfalls so aus, als wollte er mir folgen, aber ein einziger Blick von mir hielt ihn davon ab. Jared sah mit unergründlicher Miene zu, wie ich die Küche verließ.

»Sie meckert die ganze Zeit«, erklärte mir Jeb leise, als wir zum Loch gingen. »Nicht so wie du. Fragt ständig nach mehr Essen, Wasser, Kissen ... Außerdem wirft sie mit Drohungen um sich. >Die Sucher werden euch alle kriegen!< Solche Sachen. Vor allem für Brandt ist es schwer. Sie bringt ihn an den Rand seiner Selbstbeherrschung.«

Ich nickte. Das überraschte mich nicht im Geringsten.

»Allerdings hat sie nicht versucht zu fliehen. Viel Gerede und nichts dahinter. Sobald sie die Waffen auf sie richten, kuscht sie.«

Ich schauderte.

»Ich glaube, sie hat verdammt viel Schiss vor dem Tod«, murmelte Jeb vor sich hin.

»Glaubst du wirklich, das ist der ... sicherste Platz für sie?«, fragte ich, als wir den schwarzen, gewundenen Tunnel hinuntergingen.

Jeb lachte. »Du hast den Weg nach draußen auch nicht gefunden«, erinnerte er mich. »Manchmal ist das beste Versteck eines, das man direkt vor Augen hat.«

»Ihre Motivation zu entkommen ist aber größer als meine«, erwiderte ich rundheraus.

»Die Jungs lassen sie nicht aus den Augen. Keine Sorge.«

Wir waren fast da. Der Tunnel beschrieb einen scharfen Knick in Form eines V. Wie oft war ich um diese Kurve gebogen und mit der Hand über die Innenseite der spitzwinkligen Abbiegung gefahren, so wie jetzt? Ich hatte mich nie an der Außenwand entlang getastet. Sie war uneben, mit unvermittelt hervorspringenden Felsen, an denen man sich verletzen konnte oder die einen zum Stolpern brachten. Sich innen entlang zu tasten war schließlich auch der kürzere Weg ...

Als sie mir zum ersten Mal gezeigt hatten, dass das V kein V, sondern ein Y war - zwei Wege, die von einem anderen Tunnel abzweigten, von *dem* Tunnel -, war ich mir ziemlich blöd vorgekommen. Wie Jeb schon sagte, manchmal war es das Schlaueste, etwas vor aller Augen zu verstecken. Die wenigen Male, die ich verzweifelt genug gewesen war, über eine Flucht aus den Höhlen auch nur nachzudenken, hatte mein Gehirn diese Stelle in meinen Überlegungen schlichtweg übersprungen. Das hier war das Loch, das Gefängnis. In meiner Vorstellung war es der dunkelste, tiefste Schacht in den Höhlen. Deshalb hatten sie mich dort vergraben.

Sogar Mel, die gewiefter war als ich, hätte sich niemals träumen lassen, dass sie mich nur ein paar Schritte vom Ausgang entfernt gefangen gehalten hatten.

Es war noch nicht einmal der einzige Ausgang. Aber der andere war klein und eng, ein Spalt, durch den man hindurchkriechen musste. Ich hatte ihn nicht gefunden, weil ich aufrecht durch die Höhlen gelaufen war. Nach *so* einem Tunnel hatte ich nicht gesucht. Außerdem hatte ich nie die Winkel von Docs Krankenflügel erforscht. Ich hatte ihn von Anfang an gemieden.

Ihre Stimme - vertraut, obwohl sie Teil eines anderen Lebens zu sein schien - unterbrach meine Gedanken.

»Igitt! Ich frage mich, wie ihr bei diesem Fraß überleben könnt.«

Etwas aus Plastik klapperte gegen den Fels.

Ich konnte das blaue Licht um die letzte Ecke scheinen sehen.

»Ich wusste nicht, dass Menschen ausreichend Geduld haben, um jemanden verhungern zu lassen. So ein Plan kommt mir irgendwie zu komplex vor für euch kurzsichtige Kreaturen.«

Jeb lachte. »Ich muss sagen, ich bin beeindruckt von den Jungs. Es wundert mich, dass sie das so lange ausgehalten haben.«

Wir bogen in die beleuchtete Sackgasse ein. Brandt und Aaron, die so weit wie möglich vom Ende des Tunnels, wo die Sucherin hin- und herging, entfernt saßen, jeweils mit einer Waffe in der Hand, seufzten erleichtert, als sie uns sahen.

»Endlich«, murmelte Brandt. Sein Gesicht war von tiefen Kummerfalten durchzogen.

Die Sucherin hielt inne.

Ich war überrascht, als ich sah, unter welchen Bedingungen sie hier festgehalten wurde.

Sie saß nicht in dem winzigen, engen Loch, sondern konnte sich relativ frei bewegen und die paar Schritte, die die Höhle hergab, hin- und herstapfen. Auf dem Boden, ganz am Ende des Tunnels lagen eine Matte und ein Kissen. Ein Plastiktablett stand etwa in der Mitte der Höhle schräg an die Wand gelehnt; ein paar Yambohnenwurzeln und eine Suppenschale lagen daneben. Rundherum war Suppe verspritzt. Das erklärte das Klappern, das ich gerade gehört hatte - sie hatte mit ihrem Essen geworfen. Es sah allerdings so aus, als hätte sie vorher das meiste davon gegessen.

Ich starrte auf dieses relativ humane Bild und spürte ein seltsames Ziehen in der Magengrube.

Wen hatten wir *denn umgebracht?,* murmelte Melanie schmollend. Auch sie schmerzte dieser Anblick.

»Willst du eine Minute mit ihr allein sein?«, fragte mich Brandt und erneut verspürte ich ein schmerzhaftes Ziehen. Hatte Brandt *mich* jemals mit einem weiblichen Pronomen bedacht?

Ich war nicht überrascht, dass Jeb so von der Sucherin sprach, aber alle anderen?

»Ja«, flüsterte ich.

»Vorsicht«, warnte Aaron. »Sie ist ganz schön wütend.«

Ich nickte.

Es fiel mir schwer, die Augen zu heben, dem Blick zu begegnen, den ich wie kalte Finger auf meinem Gesicht spüren konnte.

»Na so was, hallo, *Melanie«,* sagte sie höhnisch. »Warum hat es denn so lange gedauert, dass du zu Besuch kommst?«

Ich antwortete nicht. Ich ging langsam auf sie zu und gab mir große Mühe, zu glauben, dass der Hass, der durch meinen Körper strömte, nicht zu mir gehörte.

»Glauben deine kleinen Freunde, ich würde mit dir reden? All meine Geheimnisse ausplaudern, nur weil du eine geknebelte und hirnlose Seele in deinem Kopf herumträgst, die sich in deinen Augen spiegelt?« Sie lachte rau.

Ich blieb zwei große Schritte von ihr entfernt stehen, mein Körper zur Flucht bereit. Sie griff mich nicht an, aber es gelang mir trotzdem nicht, meine Muskeln zu entspannen. Es war nicht wie bei dem Sucher auf dem Highway - ich hatte nicht das übliche Gefühl von Sicherheit, das ich gegenüber den anderen, freundlichen Vertretern meiner Art verspürte. Erneut durchfuhr mich die seltsame Überzeugung, dass sie noch lange nach mir am Leben sein würde.

Sei nicht albern. Stell ihr deine Fragen. Sind dir welche eingefallen?

»Also, was willst du? Hast du um Erlaubnis gebeten, mich persönlich umzubringen, Melanie?«, zischte die Sucherin.

»Man nennt mich hier Wanda«, sagte ich.

Sie zuckte leicht zusammen, als ich den Mund aufmachte, um zu sprechen, als erwartete sie, ich würde brüllen. Meine leise, gleichmäßige Stimme schien sie stärker aus der Fassung zu bringen, als das Geschrei, das sie erwartet hatte.

Ich musterte ihr Gesicht, aus dem mich ihre hervortretenden Augen anstarrten. Es war dreckig, mit rötlichem Staub und getrocknetem Schweiß überzogen. Abgesehen davon war es unversehrt. Ich spürte erneut einen seltsamen Stich.

»Wanda«, wiederholte sie leise. »Nun, worauf wartest du? Haben sie dir das Okay noch nicht gegeben? Wirst du es mit bloßen Händen tun oder meine Waffe benutzen?«

»Ich bin nicht gekommen, um Sie umzubringen.«

Sie lächelte säuerlich. »Wozu dann, um mich zu verhören? Wo sind deine Folterinstrumente, Mensch?«

Ich erschauderte. »Ich werde Ihnen nicht wehtun.«

Eine Spur von Unsicherheit tauchte auf ihrem Gesicht auf und Verschwand dann hinter ihrem höhnischen Grinsen. »Wozu halten sie dich dann hier fest? Glauben sie, sie können mich zähmen so wie die Seele, die du dir als Haustier hältst?«

»Nein. Sie ... sie wollten Sie nur nicht töten, ohne mich zu fragen. Falls ich vorher mit Ihnen sprechen will.«

Sie senkte die Lider und ihre Augen verengten sich. »Und? Hast du mir etwas zu sagen?«

Ich schluckte. »Ich habe mich gefragt ...«

Ich hatte nur die eine Frage, die ich mir selbst nicht beantworten konnte.

»Warum? Warum konnten Sie mich nicht für tot erklären wie alle anderen? Warum waren Sie so entschlossen, mich aufzuspüren? Ich wollte niemandem Schaden zufügen. Ich wollte nur ... meinen eigenen Weg gehen.«

Sie stellte sich auf die Zehenspitzen und schob den Kopf vor. Jemand stellte sich hinter mich, aber mehr konnte ich nicht hören - sie schrie mir ins Gesicht.

»Weil ich *Recht* hatte!«, kreischte sie. »Mehr als Recht! Sieh sie dir doch an! Ein ekelhaftes Nest von Mördern, die hier auf der Lauer liegen! Genau wie ich es mir gedacht hatte, nur noch *viel* schlimmer! Ich *wusste,* dass du hier draußen bei ihnen bist! Eine von ihnen! Ich habe ihnen gleich gesagt, dass wir in Gefahr schweben! Ich habe es ihnen gleich gesagt!«

Sie hielt keuchend inne und trat einen Schritt zurück, wobei sie mir über die Schulter sah. Ich schaute nicht weg, um nachzusehen, was sie zum Rückzug bewogen hatte. Ich nahm an, es hatte etwas damit zu tun, was Jeb mir eben gesagt hatte - *sobald sie die Waffen auf sie richten, kuscht sie.* Ich musterte einen Moment ihren Gesichtsausdruck, während ihr schwerer Atem langsamer wurde.

»Aber sie haben nicht auf Sie gehört. Also sind Sie allein hergekommen.«

Die Sucherin antwortete nicht. Sie trat noch einen Schritt zurück, und in ihrer Miene schien Zweifel auf. Einen Augenblick lang sah sie seltsam verletzlich aus, als hätten meine Worte den Schild weggerissen, hinter dem sie sich versteckt hatte.

»Sie werden nach Ihnen suchen, aber eigentlich haben sie Ihnen nie geglaubt, stimmt's?«, sagte ich und beobachtete, wie jedes meiner Worte von ihren verzweifelten Augen bestätigt wurde. Das machte mich vollkommen sicher. »Also werden sie die Suche nicht forcieren. Wenn sie Sie nicht finden, wird ihr Interesse nachlassen. Wir werden vorsichtig sein, wie immer. Sie werden uns nicht finden.«

Jetzt konnte ich zum ersten Mal echte Angst in ihren Augen sehen. Das - für sie - entsetzliche Wissen, dass ich Recht hatte. Und ich schöpfte plötzlich Zuversicht für mein kleines Menschennest, meine kleine Familie. Ich hatte wirklich Recht. Sie waren in Sicherheit. Allerdings war ich im Hinblick auf mich selbst seltsamerweise kein bisschen zuversichtlicher.

Ich hatte keine weiteren Fragen mehr an die Sucherin. Wenn ich wegging, würde sie sterben. Würden sie warten, bis ich weit genug weg war, um den Schuss nicht mehr zu hören? Gab es überhaupt irgendeinen Platz in den Höhlen, der dafür weit genug entfernt war?

Ich blickte in ihr wütendes, angsterfülltes Gesicht und merkte, wie sehr ich sie hasste. Wie sehr ich mir wünschte, dieses Gesicht für den Rest meiner Leben nie wieder sehen zu müssen.

Ein Hass, der es mir unmöglich machte, sie sterben zu lassen.

»Ich weiß nicht, wie ich Sie retten kann«, flüsterte ich so leise, dass die Menschen es nicht hören konnten. Warum klang das in meinen Ohren wie eine Lüge? »Ich weiß nicht, wie ...«

»Warum solltest du das auch wollen? Du bist eine von ihnen!«

Aber ein kleiner Funken Hoffnung blitzte in ihren Augen auf. Jeb hatte Recht. All das Geschrei, die ganzen Drohungen ... sie wollte furchtbar gern am Leben bleiben.

Ich nickte auf ihre Anschuldigung, leicht geistesabwesend, weil ich angestrengt und schnell nachdachte. »Aber ich bin immer noch ich selbst«, murmelte ich. »Ich will nicht ... Ich will nicht ...«

Wie konnte ich den Satz beenden? Ich wollte nicht ... dass die Sucherin starb? Nein. Das stimmte nicht.

Ich wollte nicht ... dass ich die Sucherin hasste? Dass ich sie so sehr hasste, dass ich ihren Tod wollte? Dass sie starb, während ich sie hasste? Fast so, als stürbe sie, *weil* ich sie hasste.

Wenn ich ihren Tod wirklich nicht wollte, würde mir dann nicht einfallen, wie ich sie retten konnte? War es mein Hass, der die Antwort vor mir verbarg? War ich verantwortlich dafür, wenn sie starb?

Bist du wahnsinnig?, protestierte Melanie.

Sie hatte meinen Freund umgebracht, hatte ihn in der Wüste erschossen und Lilys Herz gebrochen. Sie hatte meine Familie in Gefahr gebracht. Solange sie lebte, stellte sie eine Gefahr für sie dar. Für Ian, für Jamie, für Jared. Sie würde alles tun, was in ihrer Macht stand, um sie alle zu töten.

Das hört sich schon besser an. Dem konnte Melanie zustimmen.

Aber wenn sie stirbt, obwohl ich sie hätte retten können, wenn ich gewollt hätte ... wer bin ich dann?

Du musst praktisch denken, Wanda. Dies ist ein Krieg. Auf welcher Seite stehst du?

Du kennst die Antwort.

Genau. Und das ist es, was du bist, Wanda.

Aber ... Aber was, wenn ich beides könnte? Was, wenn ich ihr das Leben retten könnte, ohne dass irgendjemand hier in Gefahr geriete.

Eine Welle heftiger Übelkeit ergriff mich, als ich die Antwort erkannte, von der ich versucht hatte zu glauben, dass es sie nicht gab.

Die Wand zwischen Melanie und mir löste sich in nichts auf.

Nein!, keuchte Mel. Und dann schrie sie. *NEIN!*

Die Antwort, von der ich gewusst haben musste, dass ich sie finden würde. Die Antwort, die meine seltsame Ahnung erklärte.

Denn ich konnte die Sucherin retten. Natürlich konnte ich das. Aber es würde mich das Leben kosten. Ein Handel. Was hatte Kyle gesagt? Leben gegen Leben.

Die Sucherin starrte mich an, ihre dunklen Augen voller Hass.

Geopfert

Die Sucherin musterte mein Gesicht, während Mel und ich miteinander kämpften.

Nein, Wanda, nein!

Sei nicht albern, Mel. Gerade du müsstest doch das Potenzial dieser Entscheidung erkennen. Ist es nicht das, was du wolltest?

Aber sogar, wenn ich versuchte, das Positive im Blick zu behalten, konnte ich mich dem Schrecken dieser Entscheidung nicht entziehen. Dies war das Geheimnis, für dessen Schutz ich eigentlich sterben sollte. Die Information, die ich unter allen Umständen für mich behalten hätte, egal welch grauenhafter Folter ich unterzogen worden wäre.

Das hier war nicht die Art Folter, die ich erwartet hatte: eine persönliche Gewissenskrise, verstärkt und verkompliziert durch die Liebe für meine menschliche Familie. Und trotzdem sehr schmerzhaft.

Ich konnte mich nicht mehr darauf berufen, eine Emigrantin zu sein, wenn ich das tat. Nein, ich wäre schlicht und ergreifend eine Verräterin.

Nicht für sie, Wanda! Nicht für sie!, heulte Mel.

Soll ich warten? Darauf warten, dass sie eine andere Seele schnappen. Eine unschuldige Seele, für die ich keinen Hass empfinde? Irgendwann muss ich die Entscheidung treffen.

Nicht jetzt! Warte noch! Denk darüber nach!

Mir drehte sich erneut der Magen um und ich musste mich vorbeugen und tief Luft holen. Es gelang mir, nicht zu würgen.

»Wanda?«, rief Jeb besorgt.

Ich wäre dazu in der Lage, Mel. Ich könnte es vor meinem Gewissen verantworten, sie sterben zu lassen, wenn sie eine dieser unschuldigen Seelen wäre. Dann könnte ich es zulassen, dass sie sie töten. Ich könnte darauf vertrauen, eine objektive Entscheidung zu treffen.

Aber sie ist fürchterlich, Wanda! Wir hassen sie!

Ganz genau. Und deshalb kann ich mich eben nicht auf mich selbst verlassen. Ich hätte die Lösung auch beinahe übersehen ...

»Wanda, ist alles in Ordnung?«

Die Sucherin sah an mir vorbei in die Richtung, aus der Jebs Stimme kam.

»Ja, alles okay, Jeb«, keuchte ich. Meine Stimme war rau und gepresst. Ich war überrascht, wie mitgenommen sie klang.

Die dunklen Augen der Sucherin huschten unsicher zwischen uns hin und her. Dann wich sie vor mir zurück und drückte sich gegen die Wand. Ich erkannte diese Stellung - erinnerte mich genau, wie sie sich anfühlte.

Eine Hand legte sich mir vorsichtig auf die Schulter und drehte mich herum.

»Was ist los mit dir, Kleines?«, fragte Jeb.

»Ich brauche noch einen Moment«, erklärte ich ihm atemlos. Ich sah ihm direkt in seine hellblauen Augen und sagte etwas, das ganz eindeutig keine Lüge war. »Ich habe noch eine letzte Frage. Aber ich brauche unbedingt eine Minute für mich allein. Könnt ihr ... so lange warten?«

»Klar, wir können noch ein bisschen warten. Gönn dir eine Verschnaufpause.«

Ich nickte und entfernte mich, so schnell ich konnte, von dem Gefängnis. Meine Beine waren steif vor Angst, aber sobald ich mich in Bewegung gesetzt hatte, fand ich in meinen gewohnten Gang. Als ich an Aaron und Brandt vorbeikam, rannte ich beinahe.

»Was ist passiert?«, hörte ich Aaron mit Befremden in der Stimme Brandt zuflüstern.

Ich wusste nicht genau, wo ich mich verstecken sollte, während ich nachdachte. Meine Füße führten mich wie auf Autopilot durch die Gänge auf mein Schlafzimmer zu. Ich konnte bloß hoffen, dass es leer war.

Es war dunkel, durch die Ritzen in der Decke drang kaum Sternenlicht. Ich sah Lily nicht, bis ich in der Dunkelheit über sie stolperte.

Ich hätte ihr vom Weinen verschwollenes Gesicht beinahe nicht erkannt. Sie hatte sich mitten im Gang zusammengerollt. Ihre Augen waren weit aufgerissen, sie schien nicht genau zu begreifen, wer ich war.

»Warum?«, fragte sie mich.

Ich sah sie wortlos an.

»Das Leben und die Liebe gehen weiter. Aber *warum* tun sie das? Das sollten sie nicht. Nicht mehr. Wozu auch?«

»Ich weiß es nicht, Lily. Ich weiß es auch nicht.«

»Warum?«, fragte sie noch einmal, aber die Frage richtete sich nicht mehr an mich. Ihre glasigen Augen sahen durch mich hindurch.

Ich trat vorsichtig über sie hinweg und eilte in mein Zimmer. Ich musste meine eigene Frage beantworten.

Zu meiner großen Erleichterung war der Raum leer. Ich warf mich bäuchlings auf die Matratze, auf der Jamie und ich schliefen.

Als ich Jeb erklärt hatte, dass ich noch eine letzte Frage stellen wollte, war das die Wahrheit gewesen. Aber es war keine Frage an die Sucherin. Es war eine Frage an mich.

Die Frage war: Würde ich - nicht *könnte* ich - es tun?

Ich *konnte* der Sucherin das Leben retten. Ich wusste, wie. Es würde keins der Leben hier in Gefahr bringen. Außer meinem eigenen. Das würde ich dafür eintauschen müssen.

Nein. Melanie versuchte trotz ihrer Panik entschieden zu wirken.

Bitte lass mich nachdenken.

Nein.

Das ist die Lösung, Mel. Es ist sowieso unvermeidlich. Das wird mir jetzt klar. Ich hätte es schon längst erkennen müssen. Es ist so offensichtlich.

Nein, ist es nicht.

Mir fiel das Gespräch wieder ein, das wir geführt hatten, als Jamie krank gewesen war. Als wir uns versöhnt hatten. Ich hatte ihr gesagt, dass ich sie nicht auslöschen würde und dass es mir leidtat, dass ich nicht mehr für sie tun konnte.

Es war keine Lüge gewesen, sondern vielmehr ein unvollständiger Satz. Ich konnte nicht mehr für sie tun - und dabei selbst am Leben bleiben.

Die eigentliche Lüge hatte ich Jared erzählt. Ich hatte ihm nur Sekunden später erklärt, dass ich nicht wusste, wie ich mich selbst verschwinden lassen konnte. Im Kontext unserer Unterhaltung war es die Wahrheit gewesen. Ich wusste nicht, wie ich mich in Melanies Körper in nichts auflösen sollte. Aber es

überraschte mich, dass ich nicht schon damals die offenkundige Lüge aus diesem Satz herausgehört hatte - nicht schon damals erkannt hatte, was ich jetzt erkannte. Natürlich wusste ich, wie ich mich selbst verschwinden lassen konnte.

Ich hatte diese Möglichkeit nur einfach nie für realisierbar gehalten, da sie den totalen Verrat an allen Seelen auf diesem Planeten darstellte. Sobald die Menschen erfuhren, dass ich die Antwort wusste, für die sie wieder und wieder gemordet hatten, würde ich dafür zahlen müssen.

Nein, Wanda!

Willst du nicht frei sein?

Eine lange Pause.

Ich würde dich nie darum bitten, sagte sie schließlich. *Und ich würde das für dich nicht tun. Und ganz bestimmt würde ich es für die verdammte Sucherin nicht tun!*

Du musst mich nicht darum bitten. Ich denke, ich hätte es sowieso freiwillig getan ... irgendwann.

Warum glaubst du das?, wollte sie wissen. Sie war kurz davor, zu weinen. Das rührte mich. Ich hatte erwartet, dass sie begeistert wäre.

Zum einen ihretwegen. Wegen Jared und Jamie, meine ich. Ich kann ihnen die ganze Welt geben, alles, was sie begehren. Ich kann ihnen dich *geben. Ich hätte das wahrscheinlich sowieso irgendwann begriffen. Wer weiß? Vielleicht hätte mich auch Jared darum gebeten. Du weißt, dass ich nicht Nein gesagt hätte.*

Ian hat Recht. Du bist zu aufopferungsvoll. Du kennst keine Grenzen. Du brauchst Grenzen, Wanda!

Ach, Ian, klagte ich. Ein neuer Schmerz durchbohrte mich, überraschend nah an meinem Herzen.

Du wirst ihm die ganze Welt nehmen. Alles, was er begehrt.

Das würde sowieso nichts werden mit Ian. Nicht in diesem Körper, auch wenn Ian ihn liebt... weil er Ian nicht liebt.

Wanda, ich ... Melanie suchte nach den richtigen Worten. Die Freude, die ich erwartet hatte, stellte sich immer noch nicht ein. Und wieder war ich gerührt. *Ich glaube nicht, dass ich das zulassen kann. Du bist wichtiger als das alles. In einem größeren Zusammenhang betrachtet, bist du viel wertvoller für sie als ich. Du kannst ihnen helfen, kannst sie retten. Ich kann nichts dergleichen. Du musst hierbleiben.*

Ich sehe keinen anderen Ausweg, Mel. Ich frage mich, warum ich nicht früher darauf gekommen bin. Es erscheint mir jetzt so absolut offensichtlich. Natürlich muss ich gehen. Natürlich muss ich dich dir selbst zurückgeben. Es ist mir längst klargeworden, dass es falsch war, dass wir Seelen hierhergekommen sind. Abo habe ich keine andere Wahl, als das Richtige zu tun und zu gehen. Ihr habt vorher auch ohne mich überlebt, also werdet ihr das auch weiterhin tun. Du hast von mir so viel über die Seelen gelernt - du wirst ihnen helfen. Begreifst du das nicht? Das ist das Happy End. So musste diese Geschichte für sie alle zu Ende gehen. Ich kann ihnen Hoffnung geben. Ich kann ihnen ... nein, keine Zukunft geben. Das vielleicht nicht. Aber ich gebe ihnen, so viel ich kann. Alles, was ich kann.

Nein, Wanda, nein.

Sie weinte, konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen. Ihr Kummer trieb mir die Tränen in die Augen. Ich hatte keine Ahnung gehabt, dass ich ihr so viel bedeutete. Fast so viel wie sie mir. Mir war nicht klar gewesen, dass wir uns liebten.

Selbst wenn mich Jared nie darum bitten würde, selbst wenn es Jared gar nicht gäbe ... Jetzt, wo mir dieser Ausweg eingefallen war, würde ich ihn weiterverfolgen müssen. So sehr liebte ich sie.

Kein Wunder, dass die Erfolgsquote bei widerspenstigen Wirten hier auf der Erde so niedrig war. Sobald wir unsere menschlichen Wirte liebgewonnen hatten, welche Hoffnung hatten wir Seelen dann noch? Wir konnten nicht auf Kosten eines Wesens existieren, das wir liebten. Eine Seele nicht. Eine Seele konnte so nicht leben.

Ich drehte mich auf den Rücken und betrachtete im Sternenlicht meinen Körper. Meine Hände waren schmutzig und zerkratzt, aber abgesehen von diesen oberflächlichen Mängeln waren sie schön. Die Haut war sonnengebräunt; sogar in dem fahlen Licht, das sie bleicher aussehen ließ, war sie hübsch. Die Nägel waren kurz, mit kleinen weißen Halbmonden am unteren Ende. Ich ließ meine Finger umherflattern und sah, wie die Muskeln die Knochen in anmutige Bewegungen versetzten. Ich ließ sie über mir tanzen, wo sie vor den Sternen zu schwarzen, fließenden Umrissen wurden.

Ich fuhr mir mit ihnen durch das Haar. Es reichte mir jetzt fast bis auf die Schulter; Mel würde das gefallen. Nach ein paar Wochen mit Shampoo in Hotelduschen und Vitaminpräparaten war es wieder glänzend und weich.

Ich streckte die Arme aus, so weit ich konnte, dehnte die Sehnen, bis einige meiner Gelenke knackten. Meine Anne fühlten sich stark an. Sie konnten mich einen Berg hochziehen, sie konnten eine schwere Last tragen, sie konnten ein Feld umpflügen. Aber gleichzeitig waren sie zärtlich. Sie konnten ein Kind halten, sie konnten einen Freund trösten, sie konnten lieben ... aber all das war nicht für mich bestimmt.

Ich holte tief Luft und Tränen quollen mir aus den Augenwinkeln und liefen mir über die Schläfen in die Haare.

Ich spannte meine Beinmuskeln an, spürte ihre Kraft und Schnelligkeit. Ich wollte laufen, ein offenes Feld vor mir haben, über das ich laufen konnte, nur um zu sehen, wie schnell ich war. Ich wollte barfuß rennen, um die Erde unter meinen Füßen zu spüren. Ich wollte den Wind in meinem Haar spüren. Ich wollte, das es regnete, damit ich den Regen in der Luft riechen konnte, während ich rannte.

Ich streckte meine Füße aus und zog sie wieder an, im Rhythmus meiner Atmung. Ausstrecken und anziehen. Es fühlte sich gut an.

Ich strich mir mit den Fingerspitzen übers Gesicht. Sie fühlten sich warm an auf meiner Haut, einer Haut, die zart und schön war. Ich war froh, dass ich Melanie ihr Gesicht in seinem ursprünglichen Zustand zurückgab. Ich schloss die Augen und streichelte meine Augenlider.

Ich hatte schon in so vielen Körpern gelebt, aber in keinem, den ich so geliebt hatte wie diesen. In keinem, den ich so sehr begehrt hatte. Und genau das war der Körper, den ich aufgeben musste.

Die Ironie brachte mich zum Lachen und ich konzentrierte mich auf das Gefühl, wie die Luft in kleinen Blasen aus meiner Brust durch meine Kehle aufstieg. Gelächter war wie eine frische Brise - es reinigte den Körper auf seinem Weg, sorgte überall für ein gutes Gefühl. Hatten andere Spezies auch ein so einfaches Heilmittel? Mir fiel keins ein.

Ich berührte meine Lippen und dachte daran, wie es sich anfühlte, Jared zu küssen, und wie es sich anfühlte, Ian zu küssen. Nicht jeder hatte das Glück, so viele andere schöne Körper zu küssen. Ich hatte es gehabt, sogar in dieser kurzen Zeit.

Es war so kurz gewesen! Vielleicht ein Jahr, ich war mir nicht ganz sicher. Nur eine kurze Umdrehung eines blau-grünen Planeten um einen gewöhnlichen hellen Stern. Das kürzeste Leben von allen, die ich je gelebt hatte.

Das kürzeste, wichtigste, herzzerreißendste aller Leben. Das Leben, das mich am meisten geprägt hatte. Das Leben, das mich schließlich mit einem Stern, einem Planeten, einer kleinen Familie von Fremden verbunden hatte.

Ein bisschen mehr Zeit... wäre das so falsch?

Nein, flüsterte Mel. *Nimm dir noch ein bisschen mehr Zeit.*

Du weißt nie, wie viel Zeit dir noch bleibt, flüsterte ich zurück.

Aber ich wusste es. Ich wusste genau, wie viel Zeit mir noch blieb. Ich konnte mir nicht noch mehr Zeit nehmen. Meine Zeit war um.

Ich würde sowieso gehen. Ich musste das Richtige tun, ich selbst sein, egal wie viel Zeit mir noch blieb.

Mit einem Seufzer, der von ganz tief unten, aus meinen Fußsohlen und Handflächen, zu kommen schien, stand ich auf.

Aaron und Brandt würden nicht ewig warten. Und jetzt hatte ich noch ein paar neue Fragen, auf die ich Antworten suchte. Und diesmal waren es Fragen an Doc.

In den Höhlen sah ich überall traurige, gesenkte Blicke. Es war kein Problem, unbehelligt an allen vorbeizukommen. Niemand interessierte sich dafür, was ich gerade tat, außer vielleicht Jeb, Brandt und Aaron, und die waren nicht hier.

Ich hatte kein offenes, regnerisches Feld vor mir, aber immerhin gab es den langen südlichen Tunnel. Es war zu dunkel, um in vollem Tempo zu laufen, wie ich es gern getan hätte, aber ich fiel in einen gleichmäßigen Laufschritt. Es fühlte sich gut an, als meine Muskeln warm wurden.

Ich nahm an, dass ich Doc hier antreffen würde, aber wenn es nötig war, würde ich auch warten. Er würde allein sein. Armer Doc, das war jetzt meistens so.

Doc schlief seit der Nacht, in der wir Jamie das Leben gerettet hatten, in seinem Krankenflügel. Sharon hatte ihre Sachen aus ihrem gemeinsamen Zimmer in das ihrer Mutter geräumt und Doc wollte nicht allein in dem leeren Raum schlafen.

So viel Hass. Sharon gab lieber ihr eigenes Glück auf und Docs dazu, als ihm zu verzeihen, dass er mir geholfen hatte, Jamie zu heilen.

Sharon und Maggie traten in den Höhlen kaum mehr in Erscheinung. Sie sahen an jedem vorbei, so wie sie anfangs nur an mir vorbeigeschaut hatten. Ich fragte mich, ob das anders werden würde, wenn ich weg war, oder ob die beiden so in ihren Groll verbohrt waren, dass es zu spät für sie war, sich noch zu ändern.

Was für eine unglaublich dumme Art, wertvolle Lebenszeit zu verschwenden.

Zum ersten Mal kam mir der südliche Tunnel kurz vor. Ich hatte das Gefühl, noch nicht mal die Hälfte des Weges zurückgelegt zu haben, als ich Docs Licht schwach durch den unregelmäßigen Bogen leuchten sah. Er war zu Hause.

Ich verlangsamte meine Schritte. Ich wollte ihm keinen Schreck einjagen, ihn nicht glauben machen, es handle sich um einen Notfall.

Er erschrak trotzdem, als ich leicht atemlos unter dem steinernen Torbogen auftauchte, und sprang hinter seinem Schreibtisch auf. Das Buch, in dem er gelesen hatte, fiel ihm aus der Hand.

»Wanda? Ist irgendwas passiert?«

»Nein, Doc«, versicherte ich ihm. »Alles in Ordnung.«

»Braucht mich jemand?«

»Nur ich.« Ich lächelte ihn schwach an.

Er kam neugierig um seinen Schreibtisch herum auf mich zu. Einen halben Schritt von mir entfernt blieb er stehen und hob eine Augenbraue. Sein langes Gesicht war freundlich, alles andere als angsteinflößend. Es fiel mir schwer, mir vorzustellen, dass er auf mich einst wie ein Monster gewirkt hatte.

»Du bist jemand, der sein Wort hält«, begann ich.

Er nickte und öffnete den Mund, um etwas zu sagen, aber ich hob eine Hand.

»Niemand wird diese Eigenschaft jemals stärker auf die Probe stellen als ich jetzt«, warnte ich ihn.

Mit verwirrtem und wachsamem Blick wartete er ab.

Ich holte tief Luft, spürte, wie sich meine Lungen ausdehnten .

»Ich weiß, wie es geht. Das, wofür du so viele Leben geopfert hast. Ich weiß, wie man Seelen von ihren Körpern trennt, ohne einem von ihnen Schaden zuzufügen. Natürlich weiß ich das. Wir alle müssen das für den Notfall wissen. Ich habe diese Notfallaktion sogar einmal selbst durchgeführt, als ich ein Bär war.«

Ich sah ihn an und wartete auf eine Reaktion. Es dauerte eine ganze Weile und seine Augen wurden mit jeder Sekunde ungläubiger.

»Warum erzählst du mir das?«, brachte er schließlich hervor.

»Weil ich ... weil ich das Wissen, das du brauchst, an dich weitergeben werde.« Ich hob erneut meine Hand. »Aber nur, wenn du mir im Gegenzug das gibst, was ich will. Ich sage dir gleich, dass es dir genauso schwerfallen wird, mir das zu geben, was ich will, wie mir, dir das zu geben, was du willst.«

Sein Gesicht war entschlossener, als ich es je zuvor gesehen hatte. »Nenn mir deine Bedingungen.«

»Du darfst sie nicht töten - die Seelen, die du entnimmst. Du musst mir dein Wort geben, dass du sie sicher in ein anderes Leben geleiten wirst. Das birgt eine gewisse Gefahr in sich - ihr braucht Tiefkühlbehälter und ihr müsst die Seelen auf Raumschiffe verladen, die den Planeten verlassen. Ihr müsst sie zum Weiterleben in eine andere Welt schicken. Aber sie werden euch nichts tun können. Sobald sie auf ihrem nächsten Planeten ankommen, werden eure Enkel schon nicht mehr leben.«

Würden diese Bedingungen meine Schuldgefühle, was diese Sache anging, lindern? Nur, wenn ich Doc vertrauen konnte.

Er dachte scharf nach, während ich ihm alles erklärte. Ich beobachtete sein Gesicht, um zu sehen, was er auf meine Forderung antworten würde. Er sah nicht wütend aus, aber seine Augen waren immer noch ungläubig.

»Du willst nicht, dass wir die Sucherin umbringen?«, vermutete er.

Ich beantwortete seine Frage nicht, weil er die Antwort nicht verstehen würde; ich wollte, dass sie sie umbrachten. Genau das war das Problem. Stattdessen erklärte ich weiter.

»Sie wird die Erste sein, der Testlauf. Solange ich noch hier bin, möchte ich sichergehen, dass ihr meine Bedingungen einhaltet. Ich werde die Trennung selbst vornehmen. Wenn sie in Sicherheit ist, werde ich dir beibringen, wie es geht.«

»An wem?«

»An Geiseln. Genau wie bisher. Ich kann dir nicht garantieren, dass die Menschenseelen zurückkommen. Ich weiß nicht, ob die, die ausgelöscht wurden, zurückkehren können. Wir werden es an der Sucherin ausprobieren.«

Doc blinzelte nachdenklich. »Was meinst du damit, >solange ich noch hier bin<? Verlässt du uns?«

Ich starrte ihn lange an und wartete darauf, dass er begriff. Er starrte verständnislos zurück.

»Begreifst du nicht, was ich dir gebe?«, flüsterte ich.

Endlich breitete sich Verstehen auf seinem Gesicht aus.

Ich sprach schnell weiter, bevor er etwas sagen konnte. »Da ist noch etwas, worum ich dich bitten möchte, Doc. Ich möchte nicht... *will* nicht auf einen anderen Planeten verfrachtet werden. Das hier ist mein Planet, davon bin ich überzeugt. Und doch ist hier kein Platz für mich. Ich weiß, dass es einige der anderen ... kränken könnte. Verschweig es ihnen, wenn du glaubst, dass sie es nicht zulassen würden. Lüge, wenn es nötig ist. Aber ich würde gern neben Walt und Wes beerdigt werden. Kannst du das für mich tun? Ich werde nicht viel Platz beanspruchen.« Ich lächelte erneut schwach.

Nein!, schrie Melanie. *Nein, nein, nein!*

»Nein, Wanda«, widersprach auch Doc mit entsetztem Gesicht.

»Bitte, Doc«, flüsterte ich, während ich angesichts des immer lauter werdenden Protests in meinem Kopf zusammenzuckte. »Ich glaube nicht, dass es Wes oder Walt etwas ausmacht.«

»Das habe ich nicht gemeint! Ich kann dich nicht töten, Wanda. Ich habe den Tod so satt, habe es so satt, meine Freunde umzubringen ...« Docs Stimme versiegte in einem Schluchzen.

Ich legte ihm die Hand auf seinen dünnen Arm, streichelte ihn. »Hier wird nun mal gestorben. Das passiert einfach.« Kyle hatte das gesagt. Lustig, dass ich schon zum zweiten Mal in dieser Nacht ausgerechnet Kyle zitierte.

»Was ist mit Jared und Jamie?«, fragte Doc mit erstickter Stimme.

»Sie werden Melanie haben. Sie werden glücklich darüber sein.«

»Und Ian?«

»Der ist ohne mich besser dran«, stieß ich hervor.

Doc schüttelte den Kopf und wischte sich über die Augen. »Ich muss darüber nachdenken, Wanda.«

»Wir haben nicht viel Zeit. Sie werden nicht ewig warten, bis sie die Sucherin umbringen.«

»Den Teil meine ich nicht. Mit den Bedingungen dafür bin ich einverstanden. Aber ich glaube nicht, dass ich dich töten kann.«

»Alles oder nichts, Doc. Du musst dich jetzt sofort entscheiden. Und ...« Mir ging auf, dass ich noch eine Forderung hatte. »Und du darfst niemandem sonst etwas vom letzten Feil unserer Abmachung sagen. *Niemandem*. Das sind meine Bedingungen, entscheide dich dafür oder dagegen. Willst du wissen, wie man Seelen von ihrem Körper trennt?«

Doc schüttelte erneut den Kopf. »Lass mich nachdenken.«

»Du kennst die Antwort bereits, Doc. Das ist das, wonach du immer gesucht hast.«

Er schüttelte nur weiterhin langsam mit dem Kopf.

Ich ignorierte diese verneinende Geste, denn wir wussten beide, dass die Entscheidung bereits gefallen war.

»Ich hole Jared«, sagte ich. »Wir gehen auf eine schnelle Tour, um Tiefkühlbehälter zu besorgen. Halt die anderen hin. Sag ihnen ... sag ihnen die Wahrheit. Sag ihnen, ich werde dir helfen, die Sucherin aus diesem Körper zu holen.«

Vorbereitet

Ich fand Jared und Jamie in unserem Zimmer, wo sie mit besorgten Gesichtern auf mich warteten. Jared musste Jeb getroffen haben.

»Ist alles in Ordnung mit dir?«, fragte mich Jared, während Jamie aufsprang und die Arme um mich schlang.

Ich wusste nicht genau, wie ich seine Frage beantworten sollte. Ich kannte die Antwort nicht. »Jared, ich brauche deine Hilfe.«

Als ich den Satz beendet hatte, war Jared bereits auf den Beinen. Jamie beugte sich zurück, um mein Gesicht anzusehen. Ich wich seinem Blick aus. Ich war mir nicht sicher, wie viel ich im Moment ertragen konnte.

»Was soll ich tun?«, fragte Jared.

»Ich gehe auf Beutetour. Und ich könnte ... Unterstützung gebrauchen.«

»Was müssen wir besorgen?« Er war ganz da, bereits wieder im Missionsmodus.

»Ich erkläre es dir unterwegs. Wir haben nicht viel Zeit.«

»Kann ich mitkommen?«, fragte Jamie.

»Nein!«, sagten Jared und ich gleichzeitig.

Jamie runzelte die Stirn und ließ mich los. Er ließ sich auf die Matratze sinken und kreuzte die Beine. Dann legte er das Gesicht in die Hände und schmollte. Ich konnte ihn nicht direkt ansehen, als ich aus dem Zimmer glitt. Ich sehnte mich ohnehin schon danach, mich neben ihn zu setzen, ihn zu umarmen und die ganze Angelegenheit zu vergessen.

Jared folgte mir, als ich den Weg zurück zum südlichen Tunnel einschlug.

»Warum hier lang?«, fragte er.

»Ich ...« Er würde es merken, wenn ich versuchte zu lügen oder eine ausweichende Antwort zu geben. »Ich möchte niemandem begegnen. Vor allem nicht Jeb, Aaron oder Brandt.«

»Warum nicht?«

»Ich möchte ihnen keine Erklärungen geben müssen. Noch nicht.«

Er schwieg und versuchte zu verstehen, was das zu bedeuten hatte.

Ich wechselte das Thema. »Weißt du, wo Lily ist? Ich glaube, sie sollte besser nicht allein bleiben. Sie scheint ...«

»Ian ist bei ihr.«

»Das ist gut. Er ist der Beste dafür.«

Ian würde Lily helfen - er war genau der, den sie jetzt brauchte. Wer würde Ian helfen, wenn ...? Ich schüttelte den Kopf, um den Gedanken zu vertreiben.

»Was müssen wir denn so Eiliges besorgen?«, fragte Jared mich.

Ich holte tief Luft, bevor ich ihm antwortete. »Tiefkühlbehälter.«

Der südliche Tunnel war schwarz. Ich konnte sein Gesicht nicht sehen. Seine Schritte neben mir wurden nicht langsamer und er sagte eine ganze Weile lang nichts. Als er wieder sprach, konnte ich hören, dass er sich auf den Beutezug konzentrierte - zielstrebig ließ er jede Neugier beiseite, bis die Mission zu seiner Zufriedenheit geplant war.

»Wo kriegen wir die her?«

»Leere Tiefkühlbehälter werden vor Heileinrichtungen aufbewahrt, bis sie gebraucht werden. Da mehr Seelen auf die Erde kommen als sie verlassen, gibt es immer reichlich davon. Niemand wird sie bewachen, niemand wird bemerken, wenn ein paar fehlen.«

»Bist du sicher? Wo hast du diese Information her?«

»Ich habe sie stapelweise in Chicago gesehen. Sogar die kleine Einrichtung in Tucson, bei der wir waren, hatte einen Vorrat davon; sie standen in Kisten verpackt vor dem Lieferanteneingang...«

»Wenn sie in Kisten verpackt waren, wie kannst du dann sicher sein ...«

»Hast du unsere Vorliebe für Etiketten noch nicht bemerkt?«

»Ich zweifle nicht an dem, was du sagst«, sagte er. »Ich will nur sichergehen, dass du alles gut durchdacht hast.«

Ich hörte die Doppeldeutigkeit aus seinen Worten heraus.

»Habe ich.«

»Dann lass uns loslegen.«

Doc war nicht da - er musste schon bei Jeb sein, da wir ihm unterwegs nicht begegnet waren. Offenbar war er direkt nach mir losgegangen. Ich fragte mich, wie sie seine Neuigkeit wohl auffassen würden. Hoffentlich waren sie nicht so dumm, das vor der Sucherin zu besprechen. Würde sie das Gehirn ihres menschlichen Wirts zerstückeln, wenn sie erriet, was ich vorhatte? Würde sie annehmen, dass ich vollständig zur Verräterin geworden wäre? Dass ich den Menschen bedingungslos das geben würde, was sie brauchten?

Und würde ich das nicht auch tun? Wenn ich weg war, würde Doc dann noch sein Wort halten?

Ja, er würde es versuchen. Daran glaubte ich. Ich musste einfach daran glauben. Aber allein konnte er es nicht. Und wer würde ihm helfen?

Wir kletterten den engen, schwarzen Schacht hinauf, der auf der Südseite des felsigen Hügels an die Oberfläche kam, etwa auf halber Höhe des kleinen Berges. Im Osten wurde der Horizont grau und eine Spur von Rosa schob sich zwischen Himmel und Felsen.

Ich hatte die Augen fest auf meine Füße gerichtet, als ich hinabkletterte. Das war auch notwendig; es gab keinen Weg und die losen Felsen boten nur trügerischen Halt. Aber selbst wenn der Pfad gepflastert und gerade gewesen wäre, bezweifelte ich, dass ich in der Lage gewesen wäre, die Augen zu heben. Meine Schultern schienen ebenfalls in ihrer gekrümmten Haltung eingerastet zu sein.

Eine Verräterin. Kein Außenseiter, kein Wanderer. Einfach nur eine Verräterin. Ich legte die Leben meiner lieben Brüder und Schwestern in die wütenden und eigennützigen Hände meiner adoptierten Menschenfamilie.

Meine Menschen hatten allen Grund, die Seelen zu hassen. Dies war ein Krieg und ich gab ihnen eine Waffe. Eine Möglichkeit, ungestraft zu töten.

Darüber dachte ich nach, als wir in der anbrechenden Morgendämmerung durch die Wüste rannten - rannten, weil wir jetzt, wo die Sucher nach uns Ausschau hielten, nicht bei Tageslicht draußen sein sollten.

Wenn ich es von diesem Blickwinkel aus betrachtete - meinen Entschluss nicht als Opfer interpretierte, sondern als Bewaffnung der Menschen im Tausch für das Leben der Sucherin -, wusste ich, dass er falsch war. Und wenn es mir nur darum ginge, die Sucherin zu retten, wäre das der Augenblick gewesen, in dem ich meine Meinung geändert hätte und umgekehrt wäre. Sie war es nicht wert, alle anderen preiszugeben. Selbst sie würde das bestätigen.

Würde sie das wirklich?, fragte ich mich plötzlich. Die Sucherin schien nicht so ... welches Wort hatte Jared benutzt? Altruistisch. So altruistisch wie wir anderen. Vielleicht würde sie ihr Leben höher schätzen als das Leben vieler anderer.

Aber es war zu spät, um meine Meinung zu ändern. Es ging mir bereits um viel mehr als nur darum, die Sucherin zu retten. Zum einen würde es wieder passieren. Die Menschen würden alle Seelen, denen sie begegneten, umbringen, wenn ich ihnen nicht eine andere Möglichkeit bot. Darüber hinaus würde ich Melanie retten und das war das Opfer wert. Ich würde auch Jared und Jamie retten. Da konnte ich auch gleich noch die widerwärtige Sucherin retten, wenn ich schon dabei war.

Es war falsch von den Seelen, hier zu sein. Meine Menschen hatten ein Anrecht auf ihre Welt. Ich konnte sie ihnen nicht zurückgeben, aber ich konnte ihnen wenigstens das hier geben. Wenn ich mir nur sicher sein könnte, dass sie nicht grausam sein würden.

Es blieb mir nichts anderes übrig, als Doc zu vertrauen und zu hoffen.

Und vielleicht vorsichtshalber noch ein paar anderen meiner Freunde dasselbe Versprechen abzunehmen.

Ich fragte mich, wie viele Menschenleben ich wohl retten würde. Wieviele Seelen ich *vielleicht* retten würde. Die Einzige, die ich nicht retten konnte, war ich selbst.

Ich seufzte tief. Sogar über das Geräusch unseres schweren Atems hinweg konnte Jared es hören. Aus den Augenwinkeln sah ich, wie er sich zu mir umdrehte, wie mich sein Blick durchbohrte, aber ich schaute ihn nicht an. Stattdessen starrte ich zu Boden.

Wir erreichten das Versteck des Jeeps, noch bevor die Sonne über die Gipfel im Osten geklettert kam, obwohl der Himmel bereits hellblau war. Gerade als die ersten Strahlen den Wüstensand golden färbten, duckten wir uns in die schmale Höhle.

Jared nahm zwei Wasserflaschen vom Rücksitz, warf mir eine davon zu und lehnte sich dann an die Wand. Er stürzte die Hälfte seiner Flasche hinunter und wischte sich den Mund mit dem Handrücken ab, bevor er zu sprechen begann.

»Ich habe gemerkt, dass du es eilig hattest, da rauszukommen, aber wir müssen warten, bis es dunkel ist, wenn du einen Raubzug planst.«

Ich schluckte das Wasser, das ich im Mund hatte, hinunter. »Das ist schon okay. Ich bin sicher, sie werden jetzt auf uns warten.«

Seine Augen musterten mein Gesicht.

»Ich habe deine Sucherin gesehen«, sagte er und beobachtete meine Reaktion. »Sie ist sehr ... energisch.«

Ich nickte. »Und laut.«

Er lächelte und verdrehte die Augen. »Die Unterkunft, die wir ihr zur Verfügung gestellt haben, scheint ihr nicht zu gefallen.«

Mein Blick ging wieder zu Boden. »Könnte schlimmer sein«, murmelte ich. Die seltsame Eifersucht, die ich verspürt hatte, färbte ungewollt meine Stimme.

»Das stimmt«, räumte er mit gedämpfter Stimme ein.

»Warum sind sie so nett zu ihr?«, flüsterte ich. »Sie hat Wes umgebracht.«

»Ich würde sagen, das ist deine Schuld.«

Ich sah zu ihm auf und war überrascht, seine leicht nach oben gebogenen Mundwinkel zu sehen; er zog mich auf.

»Meine Schuld?«

Sein kleines Lächeln verschwand. »Sie wollten sich nicht wie Monster vorkommen. Nicht noch mal. Sie versuchen, es wiedergutzumachen, nur ein bisschen zu spät - und an der falschen Seele. Mir war nicht bewusst, dass das deine Gefühle ... verletzen würde. Ich hatte angenommen, dass es dir so lieber ist.«

»Ist es auch.« Ich wollte nicht, dass sie irgendjemandem wehtaten. »Es ist immer besser, freundlich zu sein. Ich habe nur ...« Ich holte tief Luft. »Ich bin froh, dass ich jetzt weiß, warum.«

Ihre neue Freundlichkeit war für mich, nicht für sie. Ein Gewicht war von meinen Schultern genommen.

»Das ist kein schönes Gefühl - zu wissen, dass man die Bezeichnung *Monster* mit vollem Recht verdient.« Er lächelte wieder und gähnte. Damit steckte er mich an.

»Es war eine lange Nacht«, bemerkte er. »Und wir haben noch eine vor uns. Wir sollten ein wenig schlafen.«

Ich war froh über seinen Vorschlag. Ich wusste, dass er viele Fragen dazu hatte, was genau diese Tour bezweckte. Ich wusste auch, dass er bereits seine eigenen Schlüsse gezogen hatte. Und ich wollte nichts davon mit ihm diskutieren.

Ich streckte mich auf dem glatten Sandstück neben dem Jeep aus. Zu meinem Schrecken legte sich Jared neben mich, *direkt* neben mich. Er schmiegte sich an meinen gekrümmten Rücken.

»Hier«, sagte er und schob seine Finger unter mein Gesicht. Er hob meinen Kopf an und schob dann seinen anderen Arm darunter, so dass er mir als Kissen diente. Den zweiten Arm legte er um meine Taille.

Es dauerte ein paar Sekunden, bis ich in der Lage war, zu antworten. »Danke.«

Er gähnte. Ich spürte seinen warmen Atem in meinem Nacken. »Ruh dich aus, Wanda.«

In dieser Stellung, die man nur als Umarmung bezeichnen konnte, schlief Jared sofort ein, was ihm noch nie schwergefallen war. Ich versuchte mich trotz des warmen Arms, den er um mich gelegt hatte, zu entspannen, aber es dauerte lange.

Angesichts dieser Umarmung fragte ich mich, wie viel er sich bereits zusammengereimt hatte.

Meine erschöpften Gedanken drehten sich um sich selbst. Jared hatte Recht - es war eine sehr lange Nacht gewesen. Wenn auch nicht annähernd lang genug. Meine letzten Tage und Nächte wurden vorbeifliegen, als wären es nur Minuten ...

Das Nächste, was ich merkte, war, wie Jared mich wach rüttelte. Das Licht in der kleinen Höhle war gedämpft und orangefarben. Sonnenuntergang.

Jared zog mich hoch und reichte mir einen Müsliriegel - das war die Art Verpflegung, die hier beim Jeep aufbewahrt wurde. Wir aßen und tranken schweigend den Rest unseres Wassers. Jareds Gesicht war ernst und konzentriert.

»Immer noch in Eile?«, fragte er, als wir in den Jeep stiegen.

Nein. Ich wollte, dass die Zeit sich unendlich ausdehnte.

»Ja.« Was für einen Sinn hatte es, es aufzuschieben? Die Sucherin und ihr Körper würden sterben, wenn wir zu lange warteten, und trotzdem würde ich dieselbe Entscheidung treffen müssen.

»Dann fahren wir nach Phoenix. Es klingt plausibel, dass sie diese Art Raub nicht bemerken werden. Es ergibt keinen Sinn, dass Menschen eure Kühlbehälter klauen. Was sollten wir damit anfangen?«

Die Frage klang nicht so, als wäre sie rein rhetorisch gemeint, und ich spürte, wie er mich erneut ansah. Aber ich starrte geradeaus auf die Felsen und sagte nichts.

Es war schon seit einer Weile dunkel, als wir die Wagen vertauscht hatten und den Highway erreichten. Jared wartete ein paar vorsichtige Minuten lang mit ausgeschaltetem Licht. Ich zählte zehn Autos, die vorbeifuhren. Dann war ein längerer dunkler Abschnitt zwischen den Scheinwerfern zu sehen, und Jared bog auf die Straße ein.

Die Fahrt nach Phoenix dauerte nicht lang, obwohl Jared sorgfältig darauf achtete, die Geschwindigkeitsbeschränkung nicht zu überschreiten. Die Zeit verstrich schneller, so als würde die Erde sich schneller drehen.

Wir reihten uns in den gleichmäßigen Verkehr ein und bewegten uns in seinem Strom den Highway entlang, der rings um die ausgedehnte Stadt führte. Ich sah das Krankenhaus von der Straße aus. Wir folgten einem anderen Auto auf die Ausfahrt, bewegten uns gleichmäßig und ohne Eile vorwärts. Jared bog auf den Hauptparkplatz ein.

»Wohin jetzt?«, fragte er angespannt. »Lass uns nachsehen, ob diese Straße ums Haus führt. Die Behälter werden am ehesten neben einem Liefereingang stehen.«

Jared fuhr langsam. Hier gab es viele Seelen, die die Einrichtung betraten oder verließen, einige von ihnen in OP-Kleidung. Heiler. Niemand beachtete uns.

Die Straße führte den Bürgersteig entlang und bog dann auf die Nordseite des Gebäudekomplexes ab.

»Da. Lastwagen. Fahr dahin.«

Wir fuhren zwischen einer Gruppe niedriger Gebäude und einem Parkhaus hindurch. Eine Reihe von Lastwagen, die Medikamentenvorräte anlieferten, standen rückwärts an Lieferluken. Ich ließ den Blick über die Kisten auf der Entladerampe schweifen, die alle beschriftet waren.

»Fahr weiter ... auch wenn wir davon auf dem Rückweg vielleicht etwas mitnehmen. Sich mal - *Heilung ... Kühlung ... Beruhigung?* Was das wohl sein mag?«

Es gefiel mir, dass diese Kisten beschriftet und unbewacht waren. Meine Familie würde nicht ohne die Dinge, die sie benötigte, zurückbleiben, wenn ich nicht mehr da war. *Wenn ich nicht mehr da war,* es schien so, als wäre dieser Halbsatz jetzt an alle meine Gedanken geheftet.

Wir kamen hinter einem anderen Gebäude vorbei. Jared fuhr ein wenig schneller und hielt die Augen geradeaus gerichtet - dort waren vier Leute, die einen Lastwagen entluden. Es war die Präzision ihrer Bewegungen, die meine Aufmerksamkeit erregte. Sie muteten den kleinen Kisten keine Erschütterung zu; eher im Gegenteil, sie stellten sie mit unendlicher Sorgfalt auf den hüfthohen Betonvorsprung.

Ich brauchte kein Etikett zur Bestätigung, aber genau in diesem Moment drehte einer von ihnen seinen Karton, so dass mir die schwarzen Buchstaben direkt ins Auge sprangen.

»Hier ist es. Sie laden gerade belegte Behälter aus. Die leeren müssen irgendwo in der Nähe sein ... ah! Da, auf der anderen Seite. Das Lagerhaus dort ist halb voll davon. Ich wette, die verschlossenen Lagerhäuser sind alle voll ...«

Jared fuhr langsam weiter und bog um die Ecke.

Er schnaubte leise.

»Was ist los?«, fragte ich.

»Na, das passt ja. Sieh mal.«

Er zeigte mit dem Kinn auf das Schild an der Seite des Gebäudes. Es war die Geburtsstation.

»Ah«, sagte ich. »Na, dann wisst ihr wenigstens immer, wo ihr suchen müsst.«

Als ich das sagte, warf er mir einen Blick zu und sah dann wieder auf die Straße.

»Wir müssen ein bisschen warten. Es sah so aus, als wären sie fast fertig.«

Jared fuhr wieder um das Krankenhaus herum und hielt dann im hinteren Teil des größten Parkplatzes, weit weg von den Laternen.

Er machte den Motor aus und ließ sich in den Sitz zurücksinken. Dann griff er nach meiner Hand. Ich wusste, dass er jetzt fragen würde, und versuchte mich darauf vorzubereiten.

»Wanda?«

»Ja?«

»Du willst die Sucherin retten, stimmt's?«

»Ja, das will ich.«

»Weil es richtig ist?«, vermutete er.

»Das ist einer der Gründe.«

Er schwieg einen Moment.

»Du weißt, wie man die Seele herausholt, ohne den Körper zu verletzen?«

Mein Herz schlug mir bis zum Hals und ich musste schlucken, bevor ich antworten konnte. »Ja. Ich habe es schon einmal gemacht. In einem Notfall. Nicht hier.«

»Wo?«, fragte er. »Was war das für ein Notfall?«

Es war eine Geschichte, die ich ihnen aus naheliegenden Gründen bisher nie erzählt hatte. Eine meiner besten. Mit einer Menge Action - Jamie wäre begeistert gewesen. Ich seufzte und begann mit leiser Stimme zu sprechen.

»Auf dem Nebelplaneten. Ich war mit meinem Freund Harness Light und einem Führer unterwegs. An den Namen des Führers kann ich mich nicht mehr erinnern. Sie nannten mich dort Lives in the Stars. Ich hatte bereits einen gewissen Ruf.«

Jared lachte.

»Wir machten eine Pilgerreise über das vierte große Eisfeld zu einer der berühmtesten Kristallstädte. Es war eigentlich eine sichere Strecke - deshalb waren wir nur zu dritt.

Die Klauenbestien graben gerne Löcher und verbuddeln sich selbst im Schnee. Zur Tarnung, weißt du. Als Falle.

Wir sahen dort nichts weiter als flachen, endlosen Schnee. Dann, im nächsten Augenblick, schien es, als würde das ganze weiße Feld explodieren.

Ein durchschnittlicher ausgewachsener Bär ist ungefähr so groß wie ein Büffel. Eine ausgewachsene Klauenbestie ist eher so groß wie ein Blauwal. Diese hier war besonders groß.

Ich konnte den Führer nicht sehen. Die Klauenbestie war zwischen uns aufgesprungen und stand Harness Light und mir gegenüber. Bären sind schneller als Klauenbestien, aber dieser hier kam der Überraschungseffekt zugute. Ihre riesigen Zangen sausten herab und schnitten Harness Light mittendurch, bevor ich überhaupt begriffen hatte, was vor sich ging.«

Ein Auto fuhr langsam am Rand des Parkplatzes entlang. Wir saßen schweigend da, bis es vorbei war.

»Ich zögerte. Ich hätte davonrennen sollen, aber ... mein Freund lag dort auf dem Eis im Sterben. Dieses Zögern hätte auch mich das Leben gekostet, wenn die Klauenbestie nicht abgelenkt gewesen wäre. Ich fand später heraus, dass unser Führer - ich wünschte, ich könnte mich an seinen Namen erinnern! - den Schwanz der Klauenbestie angegriffen hatte in der Hoffnung, uns damit Gelegenheit zur Flucht zu geben. Der Angriff der Klauenbestie hatte so viel Schnee aufgewirbelt wie ein Schneesturm; in dessen Schutz könnten wir entkommen, dachte er. Er wusste nicht, dass es für Harness Light bereits zu spät zum Fliehen war.

Die Klauenbestie drehte sich zum Führer um und sein zweites Bein erwischte uns, wodurch ich im hohen Bogen davonflog. Harness Lights obere Hälfte landete neben mir. Sein Blut tränkte den Schnee.«

Ich hielt inne und schauderte.

»Was ich dann tat, ergab keinen Sinn, denn ich hatte keinen Körper für Harness Light. Wir befanden uns genau in der Mitte zwischen zwei Städten, die beide viel zu weit entfernt waren, um

sie rechtzeitig zu erreichen. Es war wahrscheinlich auch grausam, ihn ohne Schmerzmittel herauszuholen. Aber ich konnte es nicht ertragen, ihn in der verstümmelten Hälfte seines Bärenwirts sterben zu lassen.

Ich benutzte die Rückseite meiner Hand ... die Seite, mit der man Eis schneiden konnte. Die Klinge war zu breit ... sie machte eine Menge kaputt. Ich konnte nur hoffen, dass Harness Light bewusstlos war und die Schmerzen nicht spürte. Mit Hilfe meiner weichen inneren Finger löste ich Harness Light vom Gehirn des Bären.

Er war noch am Leben. Ich nahm mir kaum die Zeit, das zu überprüfen, und schob ihn in die Eitasche im Innern meines Körpers zwischen den beiden heißesten Herzen. Ohne Körper würde er jedoch nur wenige Minuten überleben können. Und wo sollte ich in dieser leeren Eiswüste einen Wirtskörper herbekommen? Ich dachte daran, meinen Wirt mit ihm zu teilen, aber ich bezweifelte, dass ich lange genug bei Bewusstsein bleiben würde, um ihn in meinen eigenen Kopf zu implantieren. Außerdem würde ich bald sterben - weil sie so viele Herzen haben, verbluten Bären sehr schnell.

Die Klauenbestie brüllte und ich spürte, wie die Erde erzitterte, als ihre riesigen Tatzen niederdonnerten. Ich wusste nicht, wo unser Führer war oder ob er noch lebte. Ich wusste nicht, wie lange es dauern würde, bis die Klauenbestie uns fand, hier halb im Schnee vergraben. Ich lag direkt neben dem zweigeteilten Bär. Das helle Blut würde den Blick des Ungeheuers auf sich ziehen.

Und dann hatte ich diese verrückte Idee.«

Ich machte eine Pause und lachte leise vor mich hin.

»Ich hatte keinen Bären als Wirt für Harness Light. Meinen eigenen Körper konnte ich nicht verwenden. Der Führer war tot oder geflohen. Aber es gab noch einen weiteren Körper auf dem Eisfeld.

Es war Wahnsinn, aber ich konnte an nichts anderes denken als an Harness Light. Wir waren gar nicht mal besonders eng befreundet, aber ich wusste, dass er da zwischen meinen Herzen langsam starb. Das konnte ich nicht ertragen.

Ich hörte das Brüllen der wütenden Klauenbestie und lief auf das Geräusch zu. Bald konnte ich ihr dickes, weißes Fell erkennen. Ich rannte direkt auf ihr drittes Bein von links zu und hechtete, so hoch ich konnte, daran hinauf. Ich war ein guter Springer und benutzte die Messerseiten all meiner sechs Hände, um mich an der Flanke der Bestie hochzuhangeln. Sie brüllte und drehte sich immer im Kreis, aber es nützte ihr nichts. Du musst sie dir vorstellen wie einen Hund, der seinen Schwanz jagt. Klauenbestien haben sehr kleine Gehirne - und eine beschränkte Intelligenz.

Ich erreichte den Rücken der Bestie und rannte ihre doppelte Wirbelsäule hinauf, wobei ich meine Messer in sie schlug, damit sie mich nicht abschütteln konnte.

Es dauerte nur Sekunden, bis ich am Kopf der Bestie angelangt war. Aber dort wartete die größte Schwierigkeit auf mich. Meine Eisschneider waren nur ... etwa so lang wie dein Unterarm vielleicht. Das Fell der Klauenbestie war doppelt so dick. So fest ich konnte, ließ ich meinen Arm niedersausen und durchschnitt die erste Lage aus Fell und Haut. Die Klauenbestie schrie auf und stellte sich auf die Hinterbeine. Ich fiel beinahe herunter.

Ich rammte vier meiner Hände in ihr Fell - sie schrie und schlug um sich. Mit den anderen zwei vergrößerte ich immer abwechselnd den Schnitt, den ich gemacht hatte. Die Haut war so dick und fest; ich wusste nicht, ob es mir gelingen würde, hindurchzukommen.

Die Klauenbestie geriet inzwischen außer sich. Sie schüttelte sich so heftig, dass ich einen Moment lang nichts weiter tun konnte, als mich festzuhalten. Aber Harness Light blieb nicht mehr viel Zeit. Ach schob meine Hände in das Loch und versuchte es aufzureißen.

Dann warf sich die Klauenbestie mit dem Rücken aufs Eis.

Wenn wir nicht genau über ihrem Unterschlupf gewesen wären, der Grube, die sie gegraben hatte, um sich darin zu verstecken, wäre ich zerquetscht worden. So half mir der Sturz sogar, obwohl ich davon ganz benommen wurde. Meine Messer steckten bereits im Nacken der Bestie. Als ich auf dem Boden aufschlug, wurden die Schneidwerkzeuge durch das Gewicht der Bestie tief in ihre Haut getrieben. Tiefer als nötig.

Wir waren beide geschockt; ich war halb erstickt. Ich wusste, dass ich ganz schnell irgendetwas tun musste, aber ich konnte mich nicht daran erinnern, was es war. Die Bestie begann sich benommen zur Seite zu drehen. Die frische Luft machte meinen Kopf klar und Harness Light fiel mir wieder ein. Ich beförderte ihn aus meiner Eitasche in den Nacken der Bestie.

Die Bestie kam auf die Beine und schüttelte sich wieder. Diesmal fiel ich hinunter; ich hatte ja losgelassen, um Harness Light einzusetzen. Die Klauenbestie war fuchsteufelswild. Die Wunde an ihrem Kopf war noch nicht einmal annähernd tief genug, sie umzubringen - sie ärgerte sie nur.

Der Schnee hatte sich wieder so weit gelegt, dass ich gut zu sehen war - besonders durch das Blut der Bestie, mit dem ich befleckt war. Es war von einer sehr hellen Farbe - einer Farbe, die es hier gar nicht gibt. Die Bestie hob ihre Zangen und schwang sie auf mich zu. Ich dachte, dass das mein Ende war, und es tröstete mich ein bisschen, dass ich es zumindest *versucht* hatte.

Und dann schlugen die Zangen neben mir im Schnee ein. Ich konnte nicht glauben, dass sie mich verfehlt hatte! Ich starrte zu dem riesigen, entsetzlichen Gesicht hinauf und musste beinahe ... na ja, nicht lachen. Bären lachen nicht. Aber so fühlte es sich an. Denn das hässliche Gesicht war von Verwirrung und Überraschung und Kummer verzerrt. Keine Klauenbestie hatte jemals zuvor ein solches Gesicht gemacht.

Harness Light hatte ein paar Minuten gebraucht, bis er sich mit der Klauenbestie verbunden hatte ... es war ein so riesiges Gebiet, dass er sich sehr weit strecken musste. Aber schließlich hatte er die Kontrolle übernommen. Er war verwirrt und langsam - er hatte nicht besonders viel Gehirn zur Verfügung, aber es war genug, um zu wissen, dass ich sein Freund war.

Ich musste auf ihm in die Stadt aus Kristall reiten - um die Wunde in seinem Nacken zuzuhalten, bis wir einen Heiler erreichten. Das sorgte für ziemlichen Aufruhr; eine Weile lang wurde ich Rides the Beast genannt. Aber das gefiel mir nicht. Ich brachte die anderen dazu, wieder meinen alten Namen zu benutzen.«

Während ich die Geschichte erzählte, hatte ich geradeaus geblickt, auf die Lichter des Krankenhauses und die Silhouetten der Seelen, die vor diesen Lichtern hin und her gingen. Jetzt sah ich zum ersten Mal zu Jared hinüber. Er starrte mich mit aufgerissenen Augen und offenem Mund an.

Es war wirklich eine meiner besten Geschichten. Ich musste Mel das Versprechen abnehmen, dass sie sie Jamie erzählen würde, wenn ich ...

»Sie sind jetzt wahrscheinlich mit dem Entladen fertig, meinst du nicht?«, sagte ich schnell. »Lass uns das hier erledigen und zurück nach Hause fahren.«

Er starrte mich noch einen Moment lang an und schüttelte dann langsam den Kopf.

»Ja, lass uns das hier erledigen, Wanderer, Lives in the Stars, Rides the Beast. Ein paar unbewachte Kartons zu stehlen, ist für dich ein Klacks, stimmt's?«

Getrennt

Wir brachten unsere Beute durch den Südflügel hinein, obwohl das hieß, dass der Jeep noch vor dem Morgengrauen zurückgebracht werden musste. Der Hauptgrund, weshalb ich den größeren Eingang nicht benutzen wollte, war, dass die Sucherin dann den Wirbel, den unsere Ankunft hervorrufen würde, gehört hätte. Ich war mir nicht sicher, ob sie eine Ahnung hatte, was ich plante, und ich wollte ihr keinen Grund liefern, ihren Wirt und sich umzubringen. Was mir Jeb von einem der Gefangenen erzählt hatte - dem Mann, der einfach zusammengebrochen war, ohne dass man von außen erkennen konnte, welche Verwüstung die Seele in seinem Schädel angerichtet hatte -, verfolgte mich.

Der Krankenflügel war nicht mehr verlassen. Als ich mich durch das letzte enge Stück des Gangs in den Hauptraum zwängte, traf ich auf Doc, der die Operation vorbereitete. Alle Utensilien lagen auf seinem Schreibtisch bereit; daneben wartete eine Propangaslaterne - die hellste Beleuchtung, die wir zur Verfügung hatten - darauf, angezündet zu werden. Die Skalpelle glänzten im schwachen blauen Licht der Solarlampe.

Ich hatte gewusst, dass er meine Bedingungen akzeptieren würde, aber ihn so beschäftigt zu sehen, verursachte mir ein nervöses Kribbeln im Magen. Vielleicht war es auch nur die Erinnerung an den Tag neulich, die mir Übelkeit verursachte - die Erinnerung an den Tag, an dem ich ihn mit blutbefleckten Händen erwischt hatte.

»Da seid ihr ja wieder«, sagte er erleichtert. Ich merkte, dass er sich Sorgen um uns gemacht hatte, so wie sich alle Sorgen machten, wenn jemand die Sicherheit der Höhlen verließ.

»Wir haben dir etwas mitgebracht«, sagte Jared, als er hinter mir zum Vorschein kam. Er streckte sich, griff nach einem Karton und hob ihn schwungvoll hoch, so dass das Etikett auf seiner Seite sichtbar wurde.

»Heilung!«, rief Doc. »Wie viel habt ihr davon?«

»Zwei Kartons. Und wir haben eine Methode entdeckt, unsere Vorräte aufzufüllen, ohne dass Wanda sich selbst aufschlitzen muss.«

Doc lachte nicht über Jareds Witz, stattdessen drehte er sich zu mir um und sah mich durchdringend an. Wir dachten vermutlich beide dasselbe: Wie praktisch, da Wanda bald nicht mehr da sein wird.

»Habt ihr die Tiefkühlbehälter bekommen?«, fragte er etwas weniger enthusiastisch.

Jared hatte seinen Blick und die Anspannung bemerkt. Er sah mich mit unergründlicher Miene an.

»Ja«, antwortete ich. »Zehn Stück. Mehr passten nicht in den Wagen.«

Jared zog an dem Seil hinter ihm. Zwischen herabpolternden losen Steinen purzelte der zweite Karton mit *Heilung,* gefolgt von den Tiefkühlbehältern, hinter ihm auf die Erde. Sie klirrten wie Metall, obwohl sie aus einem Element gefertigt waren, das es auf diesem Planeten nicht gab. Ich hatte ihm erklärt, dass er mit den leeren Tiefkühlbehältern ruhig grob umgehen konnte; sie waren so konstruiert, dass sie viel größeren Belastungen standhielten, als durch einen Felsengang gezerrt zu werden. Jetzt lagen sie glänzend und makellos vor uns auf dem Fußboden.

Doc hob einen auf, band ihn los und drehte ihn zwischen den Händen.

»Zehn?« Die Anzahl schien ihn zu überraschen. Kam ihm das zu viel vor? Oder nicht genug? »Ist es schwierig, damit umzugehen?« »Nein. Ganz einfach. Ich werde es dir zeigen.« Doc nickte, während er die außerirdische Konstruktion untersuchte. Ich konnte spüren, dass Jared mich ansah, aber ich hielt meinen Blick weiterhin auf Doc gerichtet.

»Was haben Jeb, Brandt und Aaron gesagt?«, fragte ich.

Doc blickte auf und sah mich fest an. »Sie sind ... einverstanden mit deinen Bedingungen.«

Ich nickte, noch nicht überzeugt. »Ich werde es dir nicht zeigen, bevor ich es wirklich glaube.«

»Das ist nur fair.«

Jared starrte uns an, verwirrt und frustriert.

»Was hast du ihm erzählt?«, fragte Doc vorsichtig.

»Nur, dass ich der Sucherin das Leben retten würde.« Ich drehte mich zu Jared um, ohne ihn direkt anzusehen. »Ich zeige Doc, wie man die Trennung durchführt. Er hat mir versprochen, dass ihr den befreiten Seelen dann sicheres Geleit in ein anderes Leben auf einem anderen Planeten gebt. Niemand darf getötet werden.«

Jared nickte nachdenklich, sein Blick wanderte zu Doc hinüber. »Diesen Bedingungen kann ich auch zustimmen. Und ich kann dafür sorgen, dass die anderen sich daran halten. Ich nehme an, du hast einen Plan, wie wir sie von diesem Planeten runterkriegen?«

»Es wird nicht gefährlicher sein als das, was wir heute Nacht gemacht haben. Nur das Gegenteil - etwas zu den Stapeln hinzufügen, anstatt etwas wegzunehmen.«

»Okay.«

»Hast du ... hast du eine bestimmte Zeitvorstellung?«, fragte Doc. Er versuchte, gleichgültig zu klingen, aber ich konnte den Eifer in seiner Stimme hören.

Er wollte einfach bloß die Antwort finden, die sich ihm so lange verweigert hatte, versuchte ich mir selbst zu sagen. Das hieß nicht, dass er es eilig hatte, mich umzubringen. »Ich muss den Jeep zurückbringen - könnt ihr so lange warten? Ich würde gerne zusehen.«

»Natürlich, Jared«, willigte Doe ein.

»Dauert nicht lang«, versprach Jared, als er sich zurück in den Gang zwängte.

Davon war ich überzeugt. Es würde ganz sicher nicht lange genug dauern.

Weder Doc noch ich sagten etwas, bis die Geräusche, die Jared beim Hinausklettern machte, verklungen waren.

»Du hast nicht mit ihm über ... Melanie gesprochen?«, fragte er sanft.

Ich schüttelte den Kopf. »Ich glaube, er weiß, worauf das hier hinausläuft. Er ahnt bestimmt schon, was ich vorhabe.«

»Aber nicht alles. Er wird nicht zulassen ...«

»Er wird es nicht erfahren«, unterbrach ich ihn ernst. »Alles oder nichts, Doc.«

Doc seufzte. Nach einem Augenblick des Schweigens räkelte er sich und warf einen Blick auf den Haupteingang. »Ich werde mit Jeb reden und alles vorbereiten.«

Er griff nach einer Flasche auf dem Tisch. Chloroform. Ich war sicher, dass die Seelen irgendein besseres Mittel hatten. Ich würde es für Doc finden müssen, bevor ich nicht mehr da war.

»Wer weiß alles Bescheid?«

»Nur Jeb, Aaron und Brandt. Sie wollen alle zusehen.«

Das überraschte mich nicht; Aaron und Brandt waren sicher misstrauisch. »Erzähl sonst niemandem davon. Heute Nacht noch nicht.«

Doc nickte und verschwand durch den schwarzen Flur.

Ich setzte mich hin und lehnte mich an die Wand, so weit wie möglich von dem bereitstehenden Feldbett entfernt. Ich würde mich noch früh genug darauflegen.

Als ich versuchte, an etwas anderes zu denken außer an diese unerfreuliche Tatsache, wurde mir bewusst, dass ich nichts mehr von Melanie gehört hatte, seit ... wann hatte sie zum letzten Mal mit mir gesprochen? Als ich die Vereinbarung mit Doc getroffen hatte? Mit einiger Verspätung überraschte es mich, dass die Schlafsituation neben dem Jeep heute keine Reaktion bei ihr hervorgerufen hatte.

Mel?

Keine Antwort.

Es war nicht wie beim letzten Mal, daher geriet ich nicht in Panik. Ich konnte sie deutlich in meinem Kopf spüren, aber sie ... ignorierte mich? Was machte sie da?

Mel? Was ist los?

Keine Antwort.

Bist du sauer auf mich? Tut mir leid wegen vorhin beim Jeep. Aber ich habe gar nichts gemacht, deswegen ist es eigentlich nicht fair …

Sie unterbrach mich verärgert. *Komm, sei still. Ich bin nicht sauer auf dich. Lass mich in Ruhe.*

Warum redest du nicht mit mir?

Keine Antwort.

Ich drang ein bisschen weiter in sie um herauszukriegen, woran sie dachte. Sie versuchte mich auszusperren, die Mauer wieder hochzuziehen, aber sie war durch mangelnde Übung zu schwach. Ich merkte, was sie vorhatte.

Ich versuchte, meinen Gedanken einen ruhigen Tonfall zu geben. *Hast du den Verstand verloren?*

So könnte man es auch nennen, zog sie mich halbherzig auf.

Du glaubst, dass du mich davon abhalten kannst, indem du selbst verschwindest?

Was sonst kann ich tun, um dich davon abzuhalten? Wenn du eine bessere Idee hast, lass es mich bitte wissen.

Ich kapier es einfach nicht, Melanie. Willst du sie denn nicht zurückhaben? Willst du nicht wieder mit Jared zusammen sein? Und mit Jamie?

Sie wand sich. *Schon, aber ... ich kann nicht* ... Es dauerte einen Moment, bis sie sich wieder gefasst hatte. *Es kann einfach nicht sein, dass ich deinen Tod bedeute, Wanda. Das ertrage ich nicht.*

Ich sah, wie groß ihr Schmerz war, und Tränen stiegen mir in die Augen.

Ich liebe dich auch, Mel. Aber hier ist kein Platz für uns beide. In diesem Körper, in diesen Höhlen, in ihren Leben ...

Ich bin anderer Meinung.

Hör zu, versuch einfach nicht weiter, dich selbst auszulöschen, okay? Wenn ich nämlich das Gefühl habe, dass du das hinkriegst, bringe ich Doc dazu, mich noch heute herauszunehmen. Oder ich sage es Jared. Stell dir bloß vor, was er tun würde.

Ich stellte es mir für sie vor und lächelte ein bisschen durch meine Tränen hindurch. *Weißt du noch? Er hat gesagt, er übernimmt keine Garantie dafür, was er tun oder lassen würde, um dich hierzubehalten.* Ich musste an seine brennenden Küsse im Gang denken ... an andere Küsse und andere Nächte in ihrer Erinnerung. Mein Gesicht fühlte sich ganz warm an, als ich rot wurde.

Du kämpfst mit unlauteren Mitteln.

Und ob.

Ich gebe nicht auf.

Ich warne dich. Kein Anschweigen mehr.

Dann dachten wir an andere Dinge, Dinge, die nicht wehtaten. Wie zum Beispiel, wo wir die Sucherin hinschicken sollten. Mel war nach meiner Geschichte von heute Nacht für den Nebelplaneten, aber ich fand den Blumenplaneten passender. Es gab keinen heitereren Planeten im ganzen Universum. Die Sucherin brauchte ein schönes, langes Leben, in dem sie sich von Sonnenschein ernähren konnte.

Wir dachten an meine Erinnerungen, an die schönen. Die Eisschlösser und die nächtliche Musik und die farbigen Sonnen. Sie kamen ihr wie Märchen vor. Und sie erzählte mir ebenfalls Märchen - gläserne Pantoffeln, vergiftete Äpfel, Seejungfrauen, die eine Seele haben wollten ....

Natürlich blieb uns nicht genug Zeit für viele Geschichten.

Sie kamen alle zusammen zurück. Jared war durch den Haupteingang hereingekommen. Er war so schnell gewesen - vielleicht hatte er den Jeep nur um den Hügel herum an die Nordseite gefahren und dort unter dem Vorsprung versteckt.

Ich hörte, wie ihre Stimmen näher kamen, gedämpft, ernst, leise, und erkannte an ihrem Tonfall, dass die Sucherin bei ihnen war. Wusste, dass die Zeit für den ersten Schritt auf mein Ende zu gekommen war.

Nein.

Pass gut auf. Du wirst ihnen dabei helfen müssen, wenn ich ...

Nein!

Aber sie protestierte nicht gegen meine Anweisung, nur gegen die Schlussfolgerung aus meinem Gedanken.

Jared war derjenige, der die Sucherin ins Zimmer trug. Er kam als Erster herein, die anderen folgten ihm. Aaron und Brandt hielten beide die Waffen im Anschlag - für den Fall, dass sie sich vielleicht nur bewusstlos stellte und plötzlich aufsprang, um sie mit ihren winzigen Händen anzugreifen. Jeb und Doc kamen als Letzte und ich spürte, dass Jeb mich mit seinen gewitzten Augen musterte. Wie viel hatte er mit seiner verrückten, scharfsinnigen Klugheit bereits erraten?

Ich konzentrierte mich auf die Aufgabe, die vor mir lag.

Jared legte die reglose Gestalt der Sucherin vorsichtig auf das Feldbett. Gestern noch hätte mich das getroffen, aber jetzt rührte es mich. Ich verstand, dass er das für mich tat - dass er sich wünschte, er hätte mich von Anfang an so behandelt.

»Doc, wo ist das *Schmerzlos?«*

»Ich hole es dir«, murmelte er.

Während ich wartete, betrachtete ich das Gesicht der Sucherin und fragte mich, wie es wohl aussehen würde, wenn ihr Wirt befreit war. Würde noch etwas von ihm übrig sein? Würde der Körper leer sein oder würde die rechtmäßige Besitzerin wieder die Kontrolle übernehmen? Würde mir das Gesicht weniger abstoßend vorkommen, wenn ein anderes Wesen aus diesen Augen blickte?

»Hier.« Doc gab mir das Röhrchen.

»Danke.«

Ich nahm eins der dünnen Seidenpapierquadrate heraus und gab ihm das Röhrchen zurück.

Es war mir zuwider, die Sucherin anzufassen, aber trotzdem zog ich zügig und zielgerichtet ihr Kinn herunter und legte ihr das *Schmerzlos* auf die Zunge. Ihr Gesicht war so klein, dass meine Hände daneben riesig wirkten. Ihre winzige Gestalt hatte mich immer irritiert - sie kam mir so unpassend vor.

Ich schloss ihren Mund wieder. Er war feucht - das Medikament würde sich schnell auflösen.

»Jared, könntest du sie bitte auf den Bauch drehen?«

Er tat, worum ich ihn gebeten hatte ... und tat es erneut vorsichtig. Genau in diesem Moment ging die Propangaslaterne an. Die Höhle war plötzlich hell erleuchtet, fast wie durch Tageslicht. Ich sah instinktiv hoch und bemerkte, dass Doc die großen Löcher in der Decke mit Planen abgedeckt hatte, damit kein Licht nach außen drang. Er hatte während unserer Abwesenheit eine Menge Vorbereitungen getroffen.

Es war ganz still. Ich hörte die Sucherin gleichmäßig ein- und ausatmen und das schnellere, angespanntere Atmen der Männer, die mit mir im Raum waren. Jemand verlagerte sein Gewicht und unter seinem Absatz knirschte Sand auf dem Fels. Ich konnte ihre Blicke geradezu körperlich auf mir fühlen.

Ich schluckte und hoffte, ich würde meine Stimme ruhighalten können. »Doc, ich brauche *Heilung, Reinigung, Versiegelung* und *Glättung.«*

»Steht alles hier.«

Ich schob die struppigen schwarzen Haare der Sucherin zur Seite, wodurch die kleine rosa Linie am unteren Ende ihres Schädels sichtbar wurde. Ich starrte auf ihre olivfarbene Haut und zögerte.

»Würdest du schneiden, Doc? Ich ... ich will nicht.«

»Kein Problem, Wanda.«

Ich sah nur seine Hände, als er sich mir gegenüberstellte. Er baute eine kleine Reihe weißer Behälter neben der Schulter der Sucherin auf dem Feldbett auf. Das Skalpell blinkte in dem hellen Licht und sandte eine Reflexion über mein Gesicht.

»Halt ihre Haare zur Seite.«

Mit beiden Händen hielt ich ihren Nacken frei.

»Ich wünschte, ich könnte mich erst desinfizieren«, murmelte Doc vor sich hin. Offenbar fühlte er sich nicht genügend vorbereitet.

»Das ist wirklich nicht nötig. Wir haben doch *Reinigung.«* »Ich weiß«, sagte er und seufzte. Was er eigentlich vermisste, war die Routine, die Reinigung seines Geistes, für die die alten Gewohnheiten gesorgt hatten.

»Wie lang muss der Schnitt werden?«, fragte er und zögerte, als die Spitze des Skalpells nur noch ein paar Zentimeter über ihrer Haut schwebte.

Ich spürte die Hitze der anderen Körper hinter mir, die näher rückten, um besser sehen zu können. Sie achteten sorgfältig darauf, keinen von uns beiden zu berühren.

»Nur so lang wie die Narbe. Das reicht.«

Das kam ihm offenbar nicht lang genug vor. »Sicher?«

»Ja. Oh, warte!«

Doc zog die Hand zurück.

Ich machte alles verkehrt. Ich war keine Heilerin. Ich war nicht dafür geschaffen. Meine Hände zitterten. Irgendwie konnte ich den Blick nicht vom Körper der Sucherin abwenden.

»Jared, könntest du einen der Behälter herholen, bitte?«

»Natürlich.«

Ich hörte ihn die paar Schritte weggehen, hörte, wie der Behälter, den er ausgewählt hatte, mit einem dumpfen metallischen Klirren an die anderen stieß.

»Was jetzt?«

»Da ist ein Knopf oben auf dem Deckel. Drück ihn rein.«

Ich hörte das leise Summen des Tiefkühlbehälters, als er ansprang. Von den Männern war Gemurmel und Geschlurfe zu hören, als sie vor dem Gerät zurückwichen.

»Okay, da an der Seite müsste es einen Schalter geben ... eigentlich eher ein Rad. Siehst du es?«

»Ja.«

»Dreh es ganz nach links.«

»Okay.«

»Welche Farbe hat die Lampe oben auf dem Behälter?«

»Sie wird gerade von Lila zu ... leuchtend Blau. Jetzt Hellblau.«

Ich holte tief Luft. Wenigstens funktionierten die Behälter.

»Prima. Mach den Deckel auf und warte auf mich.«

»Wie?«

»Unter dem Rand ist ein Riegel.«

»Ich hab ihn.« Ich hörte das Klicken und das Summen des Mechanismus. »Ist das *kalt!«.*

»Das ist irgendwie der Sinn der Sache.«

»Wie funktioniert das? Woher bezieht das Ding seine Energie?«

Ich seufzte. »Ich kannte die Antworten, als ich eine Spinne war. Jetzt verstehe ich es nicht mehr. Doc, du kannst loslegen, ich bin soweit.«

»Also dann«, flüsterte Doc, als er mit der Klinge des Skalpells geschickt, beinahe anmutig, durch die Haut der Sucherin fuhr. Blut lief an ihrem Hals herunter und tropfte auf das Handtuch, das Doc daruntergelegt hatte.

»Ein kleines bisschen tiefer. Direkt unter der Kante ...«

»Ja, ich sehe es.« Doc atmete schnell und aufgeregt.

Zwischen dem Rot hindurch glänzte es silbern.

»So ist es gut. Jetzt halt du die Haare.«

Doc übernahm mit einer sanften, schnellen Bewegung. Er war gut in seiner Berufung. Er wäre ein guter Heiler.

Ich versuchte nicht vor ihm zu verbergen, was ich tat. Die Bewegungen waren zu minimal, als dass er nur die geringste Chance gehabt hätte, sie zu erkennen. Er wäre nicht in der Lage, diese Operation durchzuführen, bevor ich sie ihm erklärte.

Ich glitt mit einer Fingerspitze vorsichtig das Rückgrat des winzigen silbernen Wesens entlang, bis mein Finger fast vollständig in der heißen Öffnung im Nacken des Wirts verschwunden war. Langsam tastete ich mich zu den vorderen Fühlern vor und spürte, wie sich die straffen Fortsätze wie Harfensaiten spannten und sich bis in die tiefer liegenden Winkel des Kopfes ausdehnten.

Dann schob ich meinen Finger unter den Körper der Seele und strich vom ersten Abschnitt aus an der nächsten Reihe von Fortsätzen entlang, die steif hervorragten wie die Haare einer Bürste.

Ich befühlte vorsichtig die Verknüpfungspunkte der straffen Saiten, die winzigen Gelenke, nicht größer als Stecknadelköpfe. Ich strich ungefähr an einem Drittel von ihnen entlang. Ich hätte sie zählen können, aber das hätte sehr lange gedauert. Es wäre die zweihundertsiebzehnte Verknüpfung, aber es gab eine andere Möglichkeit, sie zu finden. Da war er, der kleine Hubbel, der dieses Gelenk nur ein kleines bisschen größer machte - eher wie eine Saatperle als wie ein Stecknadelkopf. Es fühlte sich weich unter meiner Fingerspitze an.

Ich drückte ganz sanft darauf, massierte es zart. Das war die Art der Seelen: Keine Gewalt.

»Entspann dich«, hauchte ich.

Und obwohl mich die Seele nicht hören konnte, gehorchte sie. Die Harfensaiten lösten sich, erschlafften. Ich konnte das Gleiten spüren, als sie sich zurückzogen, das leichte Anschwellen des Körpers, als er sie in sich aufnahm. Der Vorgang dauerte nicht länger als ein paar meiner Herzschläge. Ich hielt den Atem an, bis ich spürte, wie sich die Seele unter meiner Berührung wand. Sich freistrampelte.

Ich wartete, bis sie sich selbst noch ein bisschen weiter herausgewunden hatte, dann schlang ich meinen Finger sanft um den winzigen, zerbrechlichen Körper. Ich hob sie heraus, silbern und glänzend, nass vom Blut, das schnell von der glatten Hülle abperlte, und bettete sie in meine Hand.

Sie war schön. Die Seele, deren Namen ich nie erfahren hatte, wogte wie eine silberne Welle in meiner Hand ... ein bezauberndes, fedriges Band.

In dieser Form konnte ich die Sucherin nicht hassen. Eine beinahe mütterliche Liebe durchströmte mich.

»Schlaf gut, Kleine«, flüsterte ich ihr zu.

Ich drehte mich zu dem schwachen Summen des Tiefkühlbehälters gleich links von mir. Jared hielt ihn niedrig und gekippt, so dass es ein Leichtes für mich war, die Seele in die eiskalte Luft zu befördern, die aus der Öffnung strömte. Ich ließ sie in den kleinen Innenraum gleiten und verschloss sorgfältig den Deckel über ihr.

Dann nahm ich Jared den Tiefkühlbehälter vorsichtig ab, brachte ihn behutsam wieder in die Waagrechte und drückte ihn an meine Brust. Die Außenwand des Behälters hatte dieselbe Temperatur wie der warme Raum. Schützend wie eine Mutter hielt ich ihn im Arm.

Ich drehte mich zu der Fremden auf dem Tisch um. Doc streute bereits Glättung über die versiegelte Wunde. Wir waren ein gutes Team; einer kümmerte sich um die Seele, der andere um den Körper. Für alle war gesorgt.

Dann sah Doc zu mir auf, seine Augen strahlten vor Freude und Staunen. »Beeindruckend«, murmelte er. »Das war unglaublich.«

»Gute Arbeit«, flüsterte ich zurück.

»Was glaubst du, wann sie aufwacht?«, fragte Doc.

»Das hängt davon ab, wie viel Chloroform sie eingeatmet hat.«

»Nicht viel.«

»Und ob sie überhaupt noch da ist. Wir müssen abwarten und sehen, was passiert.«

Ohne dass ich ihn darum bitten musste, hob Jared die namenlose Frau behutsam von dem Feldbett, drehte sie um und legte sie auf ein anderes, sauberes Bett. Diese Behutsamkeit rührte mich nicht. Diese Behutsamkeit galt den Menschen, galt Melanie ...

Doc folgte ihm, maß ihren Puls, blickte ihr unter die Augenlider. Er leuchtete mit einer Taschenlampe in ihre bewusstlosen Augen und beobachtete, wie sich die Pupillen zusammenzogen. Kein Lichtreflex blendete ihn. Er und Jared warfen sich einen langen Blick zu.

»Sie hat es wirklich getan«, sagte Jared mit leiser Stimme.

»Ja«, gab Doc ihm Recht.

Ich hörte nicht, wie Jeb sich mir näherte.

»Ziemlich genial, Mädchen«, murmelte er.

Ich zuckte mit den Schultern.

»Na, jetzt hast du ein Problem, was?«

Ich antwortete nicht.

»Ich auch, Süße. Ich auch.«

Aaron und Brandt unterhielten sich hinter mir, ihre Stimmen wurden vor Aufregung immer lauter und sie antworteten bereits auf die Gedanken des anderen, bevor die Fragen überhaupt ausgesprochen waren.

Sie sahen keinerlei Probleme.

»Wenn die anderen das erfahren!«

»Denk nur, was für ...«

»Wir sollten losziehen, um ein paar ...«

»Los, ich bin bereit...«

»Ihr bleibt hier«, schnitt Jeb Brandt das Wort ab. »Keine Geiseln, bevor dieser Tiefkühlbehälter sicher auf seinem Weg ins Weltall ist. Stimmt's, Wanda?«

»Stimmt«, gab ich ihm mit fester Stimme Recht und drückte den Behälter an mich.

Brandt und Aaron wechselten einen säuerlichen Blick.

Ich würde mehr Verbündete brauchen. Jared und Jeb und Doc waren nur drei, wenn auch sicherlich die einflussreichsten hier. Trotzdem brauchten sie Unterstützung.

Ich wusste, was das bedeutete.

Es bedeutete, dass ich mit Ian reden musste.

Natürlich auch mit anderen, aber Ian war der Wichtigste. Mein Herz sank. Seit ich bei den Menschen lebte, hatte ich schon viele Dinge getan, die ich eigentlich nicht tun wollte, aber ich konnte mich an nichts erinnern, was mir so ausgeprägte, auf einen Punkt konzentrierte Schmerzen verursacht hätte. Nicht einmal der Entschluss, mein Leben für das der Sucherin herzugeben - das war ein riesiger, ausgedehnter Schmerz, ein umfassendes Leid, das aber beinahe erträglich war, weil es so eng mit dem übergeordneten Ganzen verknüpft war. Mich von Ian zu verabschieden war ein messerscharfer Schmerz, der es mir schwer machte, das große Ganze zu erkennen. Ich wünschte, es gäbe eine Möglichkeit, irgendeine Möglichkeit, ihm denselben Schmerz zu ersparen. Es gab keine.

Das Einzige, was noch schlimmer sein würde, war, mich von Jared zu verabschieden. Das würde brennen wie Feuer. Denn er würde keinen Schmerz empfinden. Seine Freude würde jegliches Bedauern, das er meinetwegen vielleicht verspürte, überwiegen.

Und was Jamie anging - ich hatte nicht vor, mich diesem Abschied überhaupt zu stellen.

»Wanda!« Docs Stimme klang schrill.

Ich eilte zu dem Bett, über das Doc sich beugte. Bevor ich dort ankam, konnte ich schon sehen, wie die kleine olivfarbene Hand, die über der Bettkante hing, sich zur Faust ballte und wieder öffnete.

»Ahh …«, stöhnte die vertraute Stimme der Sucherin aus dem menschlichen Körper. »Ahh …«

Es wurde still im Raum und alle sahen zu mir, als wäre *ich* die Expertin für Menschen.

Ich suchte Docs verzweifelten Blick und schenkte ihm ein aufmunterndes Lächeln. »Sprich mit ihr«, flüsterte ich ihm zu.

»Ähm … Hallo? Können sie mich hören, Miss? Sie sind jetzt in Sicherheit. Verstehen Sie mich?«

»Ahh…«, stöhnte sie. Sie blinzelte und ihr Blick richtete sich auf Docs Gesicht. Ihre Augen waren schwarz - wie Onyx –; sie irrten durch den Raum, bis sie mich entdeckte und dem Erkennen folgte sogleich ein Stirnrunzeln. Sie sah weg, zurück zu Doc.

»Also es fühlt sich gut an, meinen Kopf wieder zu haben«, sagte sie mit lauter Stimme.

Verurteilt

Der Wirtskörper der Sucherin hieß Lacey, ein zarter, femininer Name. *Lacey.* Meiner Meinung nach war er ebenso unpassend wie ihre Größe. Als würde man einen Pitbull *Fluffy* nennen.

Lacey war genauso laut wie die Sucherin - und beklagte sich ebenfalls über alles.

»Ihr müsst entschuldigen, dass ich ununterbrochen rede«, sagte sie mehrmals und ließ uns keine andere Wahl. »Ich habe mich jahrelang da drin sozusagen heiser geschrien und es nie geschafft, zu Wort zu kommen. Es hat sich vieles angestaut, was ich loswerden möchte.«

Wie schön! Da konnte ich beinahe von Glück sagen, dass ich nicht mehr lange bleiben würde.

Die Antwort auf die Frage, die ich mir vorher gestellt hatte, lautete Nein: Das Gesicht war nicht weniger abstoßend mit einem anderen Wesen dahinter. Denn dieses Wesen war letzten Endes gar nicht so anders.

»Weißt du, warum wir dich nicht mögen?«, fragte sie in jener ersten Nacht, weiterhin die Präsensform verwendend. »Als sie feststellte, dass du Melanie hören kannst, genau wie sie mich, machte ihr das Angst. Sie dachte, du könntest es herausfinden. Ich war ihr großes, dunkles Geheimnis.« Ein raues Lachen. »Es gelang ihr nicht, mich zum Schweigen zu bringen. Deshalb ist sie Sucherin geworden, weil sie hoffte, irgendeinen Weg zu finden, besser mit widerspenstigen Wirten klarzukommen. Und dann beantragte sie, dir zugeteilt zu werden, damit sie sehen konnte, wie du es schaffst. Sie war eifersüchtig auf dich, ist das nicht armselig? Sie wollte so stark sein wie du. Es hat uns ganz schön Genugtuung verschafft, als wir dachten, Melanie hätte die Oberhand gewonnen. Ich vermute allerdings, dass es gar nicht so war. Ich glaube, du hast die Oberhand behalten. Also, warum bist du hergekommen? Warum hilfst du den Rebellen?«

Ich erklärte ihr widerstrebend, dass Melanie und ich Freundinnen waren. Das gefiel ihr nicht.

»Warum?«, wollte sie wissen.

»Sie ist eine liebenswerte Person.«

»Aber warum mag sie *dich?«*

Aus demselben Grund.

»Sie sagt, aus demselben Grund.«

Lacey schnaubte. »Du hast sie einer Gehirnwäsche unterzogen, was?«

Mann, die ist ja noch schlimmer ab die andere.

Allerdings, stimmte ich zu. *Ich kann verstehen, warum die Sucherin so nervig war. Kannst du dir vorstellen, das ununterbrochen im Kopf zu haben?*

Ich war nicht das Einzige, woran Lacey etwas auszusetzen hatte.

»Habt ihr nicht was Besseres zum Wohnen als diese Höhlen? Hier ist es so wahnsinnig dreckig. Gibt es hier nicht vielleicht irgendwo ein Haus ...? Was soll das heißen, wir müssen uns die Zimmer teilen? Arbeitszeiten? Ich verstehe nicht. Ich muss arbeiten? Ich glaube, *du* verstehst nicht...«

Jeb hatte am nächsten Tag mit ihr die übliche Führung gemacht und ihr mit zusammengebissenen Zähnen zu erklären versucht, wie wir hier alle lebten. Als sie an mir vorbeikamen - während ich in der Küche mit Ian und Jamie aß -, warf er mir einen Blick zu, der eindeutig fragte, warum ich nicht zugelassen hatte, dass Aaron sie erschoss, solange es noch möglich gewesen war.

Die Führung war besser besucht als meine. Alle wollten das Wunder mit eigenen Augen sehen. Den meisten von ihnen schien es noch nicht einmal etwas auszumachen, dass sie so ... schwierig war. Sie war willkommen. Mehr als willkommen. Wieder verspürt ich ein wenig dieser bitteren Eifersucht. Aber das war albern. Sie war ein Mensch. Sie gab Hoffnung. Sie gehörte hierher. Sie würde noch lange nach mir hier sein.

Du Glückliche, flüsterte Mel sarkastisch.

Mit Ian und Jamie darüber zu sprechen, was passiert war, war nicht so schwierig und schmerzhaft, wie ich erwartet hatte.

Das lag daran, dass sie aus unterschiedlichen Gründen vollkommen ahnungslos waren. Keiner von beiden begriff, dass dieses neue Wissen bedeutete, dass ich sie verlassen würde.

Was Jamie anging, verstand ich, warum. Mehr als alle anderen hatte er mich und Mel als den Doppelpack, der wir waren, akzeptiert. Mit seinem jungen, offenen Verstand war er in der Lage, die Realität unserer doppelten Persönlichkeit zu begreifen; er behandelte uns eher wie zwei Personen als wie eine. Mel war so wirklich, so präsent für ihn wie für mich. Er vermisste sie nicht, weil sie für ihn da war. Er erkannte die Notwendigkeit unserer Trennung nicht.

Ich war mir nicht sicher, warum Ian es nicht verstand. War er zu fasziniert vom Potenzial der neuen Erkenntnis? Von den Veränderungen, die sie für die menschliche Gesellschaft hier bedeuten würde? Sie waren alle ganz überwältigt von dem Gedanken, dass das Geschnapptwerden - das Ende - nicht mehr unbedingt endgültig war. Es gab eine Möglichkeit, zurückzukehren. Es kam ihm ganz normal vor, dass ich etwas unternommen hatte, um die Sucherin zu retten, es passte zu seiner Vorstellung von meiner Persönlichkeit. Vielleicht hatte er einfach nicht weitergedacht.

Oder vielleicht hatte Ian einfach nicht die Zeit gehabt, alles bis zu Ende zu durchdenken und die naheliegende Möglichkeit zu bemerken, die es bot, bevor er abgelenkt wurde. Abgelenkt und aufgebracht.

»Ich hätte ihn schon vor Jahren umbringen sollen«, schimpfte er während wir alles Nötige für unsere Tour zusammenpackten. Meine letzte Tour; ich versuchte nicht weiter darüber nachzudenken. »Nein, unsere Mutter hätte ihn gleich nach der Geburt ersäufen sollen!«

»Er ist dein Bruder.«

»Ich weiß nicht, warum du immer noch darauf herumreitest. Willst du, dass ich mich noch schlechter fühle?«

Alle waren wütend auf Kyle. Jareds Lippen waren zu einer weißen Linie zusammengekniffen und Jeb strich häufiger über sein Gewehr als sonst.

Jeb hatte vorgehabt, uns auf dieser wichtigen Tour zu begleiten, seiner ersten, seit ich hierhergekommen war. Er hatte sich darauf gefreut, und besonders erpicht war er darauf, das Raumfahrtzentrum aus der Nähe zu sehen. Aber jetzt, wo Kyle uns alle in Gefahr brachte, hatte er das Gefühl, er müsste vorsichtshalber hierbleiben. Nicht das zu bekommen, was er wollte, verursachte Jeb schlechte Laune.

»Mit dieser Kreatur hier festzuhocken«, knurrte er vor sich hin und rieb schon wieder über den Lauf des Gewehrs - seine Begeisterung über das neue Mitglied seiner Gemeinschaft war nicht gestiegen. »Und all den Spaß zu verpassen.« Er spuckte auf den Boden.

Wir wussten alle, wo Kyle war. Sobald er begriffen hatte, wie der Sucher-Wurm sich über Nacht auf zauberhafte Weise in den Lacey-Menschen verwandelt hatte, war er durch den Hinterausgang verschwunden. Ich hatte erwartet, er würde die Gruppe derer anführen, die den Tod der Sucherin forderten (ich hielt den Tiefkühlbehälter immer im Arm; ich schlief nicht tief und mit der Hand auf seiner glatten Oberfläche), aber er war nirgends zu finden und Jeb gelang es in seiner Abwesenheit problemlos, den Widerstand im Keim zu ersticken.

Es war Jared, der bemerkte, dass der Jeep weg war. Und Ian war derjenige, der die beiden Dinge miteinander verknüpfte.

»Er ist auf der Suche nach Jodi«, hatte er geknurrt. »Was sonst?«

Hoffnung und Verzweiflung. Ich hatte für das eine gesorgt, Kyle für das andere. Würde er sie alle verraten, bevor sich überhaupt etwas von der Hoffnung erfüllen konnte?

Jared und Jeb wollten die Tour aufschieben, bis wir wussten, ob Kyle Erfolg gehabt hatte - unter idealen Bedingungen würde er drei Tage brauchen, wenn seine Jodi noch in Oregon lebte. Und wenn er sie dort fand.

Es gab ein Ausweichquartier, noch eine Höhle, in der wir uns in Sicherheit bringen konnten. Eine viel kleinere ohne Wasser, so dass wir uns dort nicht lange würden verstecken können. Sie diskutierten, ob alle evakuiert werden sollten oder ob wir besser abwarteten.

Aber ich hatte es eilig. Ich hatte bemerkt, wie die anderen den silbernen Behälter in meinen Armen beäugten. Ich hatte das Geflüster gehört. Je länger ich die Sucherin hierbehielt, desto größer war die Gefahr, dass jemand sie umbrachte. Nachdem ich Lacey kennengelernt hatte, empfand ich Mitleid mit der Sucherin. Sie hatte ein friedliches, glückliches Leben bei den Blumen verdient.

Ironischerweise war es ausgerechnet Ian, der sich auf meine Seite schlug und sie zur Eile antrieb. Er erkannte immer noch nicht, worauf das alles hinauslief...

Aber ich war ihm dankbar, dass er mir half, Jared davon zu überzeugen, dass wir genug Zeit hatten, auf Tour zu gehen und wieder rechtzeitig zurück wären.

Wir fuhren erneut nach Phönix. Im Südosten der Stadt gab es ein großes Raumfahrtzentrum und mehrere Heileinrichtungen.

Das war es, was ich wollte – ich würde ihnen geben soviel ich konnte, bevor ich sie verließ. Wenn wir einen Heiler als Geisel nahmen, würden wir die Erinnerung des Heilers vielleicht im Körper des Wirts bewahren können. Jemanden, der all die Medikamente und ihre Anwendungsgebiete kannte; jemanden, der am besten wusste, wie man an unbewachte Vorräte kam …

Doc würde das gefallen. Ich konnte mir lebhaft vorstellen, wie viele Fragen er hatte.

Aber zunächst das Raumfahrtzentrum …

Obwohl es dunkel war, befand sich eine ganze Reihe kleiner stupsnasiger Raumschiffe im Landeanflug, während andere starteten.

Ich fuhr den alten Lieferwagen, während die anderen hinten saßen – Ian natürlich mit dem Behälter auf dem Schoß. Ich fuhr um das Raumfahrtzentrum herum, wobei ich mich von dem geschäftigen Terminal für die innerirdischen Flüge fernhielt. Die großen, schnittigen weißen Raumschiffe, die den Planeten verließen, waren leicht auszumachen. Sie starteten nicht so häufig wie die kleineren Schiffe. Alle, die ich sah, standen in Parkposition, keins wurde für den Abflug fertig gemacht.

»Alles ist beschriftet«, berichtete ich den anderen, die hinten im Dunkeln nichts sehen konnten. »Es ist wichtig, dass ihr Schiffe zu den Fledermäusen und vor allem zum Sehtang vermeidet. Der Sehtang ist nur ein Sonnensystem weiter - für den Hin- und Rückweg braucht man nur zehn Jahre. Das ist viel zu kurz. Die Blumen sind am weitesten weg, und für den Hinflug zu den Delfinen, Bären und Spinnen braucht man mindestens ein Jahrhundert. Schickt die Behälter also nur zu denen.«

Ich fuhr langsam in die Nähe der Raumschiffe. »Es wird ganz leicht sein. Hier draußen sind eine ganze Reihe von Lieferwagen unterwegs, da fallen wir nicht weiter auf. Oh! Ich sehe einen Lastwagen mit Tiefkühlbehältern - er sieht genauso aus wie der, der beim Krankenhaus ausgeladen wurde, Jared. Da ist ein Mann, der sich die Stapel ansieht... er lädt sie auf einen Schwebekarren. Er lädt sie ...« Ich fuhr noch langsamer, um alles genau erkennen zu können. »Ja, auf das Schiff da. Genau in die offene Ladeluke. Ich drehe gleich um und schleiche mich rüber, sobald er im Schiff ist.« Ich fuhr vorbei und beobachtete den Schauplatz im Rückspiegel. Neben dem beweglichen Gang, der das Vorderteil des Schiffes mit dem Terminal verband, leuchtete ein Schild. Ich lächelte, als ich die spiegelverkehrten Worte las. Dieses Schiff flog zu den Blumen. Es sollte so sein.

Als der Mann im Schiffsrumpf verschwand, wendete ich langsam.

»Macht euch bereit«, flüsterte ich, als ich in den Schatten fuhr, den das enorme Schiff daneben warf. Ich war nur ungefähr drei Meter von dem Lastwagen mit den Tiefkühlbehältern entfernt. Ein paar Mechaniker waren am Vorderteil des Raumschiffes, das zu den Blumen flog, beschäftigt und ein paar andere weiter weg auf der alten Rollbahn. Ich wäre nur eine weitere nächtliche Silhouette.

Ich schaltete den Motor aus und sprang vom Fahrersitz, wobei ich mir Mühe gab, locker zu wirken, als würde ich nur meine Arbeit machen. Ich ging um den Lieferwagen herum nach hinten und öffnete die Tür einen Spalt weit. Der Behälter stand direkt am Rand, die Lampe darauf leuchtete mattrot, was bedeutete, dass er belegt war. Ich hob ihn vorsichtig hoch und schloss die Tür.

Lockeren, gemäßigten Schrittes ging ich auf die offene Klappe des Lastwagens zu. Aber meine Atmung beschleunigte sich. Es fühlte sich gefährlicher an als damals beim Krankenhaus und das beunruhigte mich. Durfte ich von meinen Menschen erwarten, dass sie ihr Leben hierfür aufs Spiel setzten?

Ich werde ja da sein. Ich werde es selbst machen, genau wie du es tun würdest. Im unwahrscheinlichen Fall, dass du deinen Willen durchsetzt, meine ich.

Danke, Mel.

Ich musste mich zwingen, nicht ständig über die Schulter zur offenen Ladeluke hinüberzusehen, in der der Mann verschwunden war. Ich stellte den Behälter behutsam in den Lastwagen. Es würde nicht auffallen, dass einer unter Hunderten dazugekommen war.

»Leb wohl«, flüsterte ich. »Ich wünsche dir mit deinem nächsten Wirt mehr Glück.«

So langsam, wie ich es ertragen konnte, ging ich zu unserem Wagen zurück.

Niemand sprach, als ich unter dem großen Schiff zurücksetzte. Ich fuhr denselben Weg zurück, den wir gekommen waren, wobei mein Herz klopfte wie verrückt. In den Rückspiegeln konnte ich sehen, dass die Ladeluke leer blieb. Ich sah den Mann nicht wieder auftauchen, bis ich das Schiff aus den Augen verlor.

Ian kletterte auf den Beifahrersitz. »Sah nicht allzu schwierig aus.«

»Wir hatten Glück mit dem Timing. Vielleicht müsst ihr nächstes Mal länger auf eine gute Gelegenheit warten.«

Ian streckte den Arm aus und nahm meine Hand. »Du bringst uns Glück.«

Ich antwortete nicht.

»Fühlst du dich jetzt besser, wo sie in Sicherheit ist?«

»Ja.«

Ich sah, wie er mir abrupt den Kopf zuwandte, als er die unerwartete Lüge aus meiner Stimme heraushörte. Ich blickte ihn nicht an.

»Jetzt lass uns ein paar Heiler holen«, murmelte ich.

Während der kurzen Fahrt zu der kleinen Heileinrichtung war Ian schweigsam und nachdenklich.

Ich hatte gedacht, dass die zweite Aufgabe die Herausforderung, die Gefahr darstellen würde. Der Plan war, dass ich - wenn die Bedingungen und Zahlenverhältnisse stimmten - unter dem Vorwand, einen verletzten Freund im Lieferwagen zu haben, versuchen würde, einen oder zwei Heiler aus der Einrichtung zu locken. Ein alter Trick, der bei den arglosen, vertrauensvollen Heilern aber nur zu gut funktionieren würde.

Es stellte sich jedoch heraus, dass ich nicht einmal hineingehen musste. Als ich auf den Parkplatz fuhr, stiegen gerade zwei Heiler mittleren Alters, ein Mann und eine Frau in lilafarbener OP-Kleidung, in ein Auto. Sie hatten ihre Schicht beendet und waren auf dem Weg nach Hause. Das Auto war vom Eingang aus nicht zu sehen. Sonst war niemand in der Nähe.

Ian nickte nervös.

Ich hielt direkt hinter ihrem Wagen. Sie blickten überrascht auf. Ich öffnete die Tür und glitt hinaus. Meine Stimme war tränenschwer, mein Gesicht voller Schuldgefühle, und das half, ihnen etwas vorzumachen.

»Mein Freund ist hinten drin - ich weiß nicht, was mit ihm los ist.«

Sie reagierten augenblicklich so hilfsbereit, wie ich es erwartet hatte. Ich lief nach hinten, um die Türen für sie zu öffnen, und sie folgten mir dichtauf. Ian ging auf der anderen Seite um den Wagen herum. Jared wartete bereits mit dem Chloroform.

Ich sah nicht hin.

Es dauerte nur Sekunden. Jared hievte die bewusstlosen Körper auf die Ladefläche und Ian knallte die Türen zu. Er warf nur einen kurzen Blick auf mein tränenüberströmtes Gesicht und übernahm dann das Steuer.

Ich saß vorne. Er hielt erneut meine Hand.

»Tut mir leid, Wanda. Ich weiß, dass das hart für dich sein muss.«

»Ja.« Er hatte keine Ahnung, wie hart und aus wie vielen verschiedenen Gründen.

Er drückte meine Finger. »Aber zumindest lief es gut. Du bist ein hervorragender Glücksbringer.«

Zu gut. Beide Missionen waren zu perfekt verlaufen, zu schnell. Das Schicksal hatte es eilig mit mir.

Er fuhr zurück auf den Highway. Nach ein paar Minuten sah ich ein hell erleuchtetes, vertrautes Schild vor uns auftauchen. Ich holte tief Luft und wischte mir die Tränen ab.

»Ian, würdest du mir einen Gefallen tun?«

»Was immer du willst.«

»Ich möchte Fast Food.«

Er lachte. »Kein Problem.«

Auf dem Parkplatz tauschten wir die Plätze und ich fuhr weiter zum Schalter, an dem man die Bestellung aufgab.

»Was willst du?«, fragte ich Ian.

»Nichts. Mir reicht es, dir dabei zuzusehen, wie du zur Abwechslung was für dich tust. Das dürfte das erste Mal sein.«

Ich lächelte nicht über seinen Witz. Für mich war es eine Art Henkersmahlzeit - das letzte Geschenk für die Verurteilten. Ich würde die Höhlen nie wieder verlassen.

»Jared, wie ist es mit dir?«

»Das Doppelte von allem, was du bestellst.«

Also bestellte ich drei Cheeseburger, drei Portionen Pommes und drei Erdbeershakes.

Nachdem ich das Essen bekommen hatte, tauschten Ian und ich wieder die Plätze, damit ich essen konnte, während er fuhr.

»Igitt«, sagte er, als er sah, wie ich meine Pommes frites in den Milchshake tunkte.

»Probier mal. Das schmeckt gut.« Ich bot ihm eine getunkte Fritte an.

Er zuckte mit den Schultern und nahm sie. Dann steckte er sie in den Mund und kaute. »Interessant.«

Ich lachte. »Melanie findet es auch ekelhaft.« Deshalb hatte ich diese Gewohnheit zu Anfang auch gepflegt. Es war lustig, jetzt daran zurückzudenken, was für Verrenkungen ich gemacht hatte, um sie zu ärgern.

Ich hatte keinen großen Hunger. Ich wollte nur noch einmal ein paar Sachen schmecken, an deren Aromen ich mich besonders erinnerte. Ian aß die restliche Hälfte meines Burgers, als ich satt war.

Die Fahrt nach Hause verlief ohne Zwischenfälle. Wir fanden keine Anzeichen für die Überwachung durch die Sucher. Vielleicht hatten sie sich mit der Zufallstheorie abgefunden. Vielleicht hielten sie es für unvermeidlich ... wenn du lange genug alleine in der Wüste umherspazierst, wird dir früher oder später etwas passieren. Auf dem Nebelplaneten hatten wir ein ähnliches Sprichwort: Wenn du zu viele Eisfelder allein überquerst, endest du als Fressen für die Klauenbestie. So lautete die ungefähre Übersetzung; in Bärensprache klang es besser.

Uns erwartete ein großes Empfangskomitee.

Ich lächelte Trudy, Geoffrey, Heath und Heidi halbherzig an. Meine wahren Freunde wurden immer weniger. Kein Walter mehr, kein Wes. Ich wusste nicht, wo Lily war, das machte mich traurig. Vielleicht wollte ich auf diesem traurigen Planeten mit so viel Tod gar nicht weiterleben. Vielleicht war das Nichts besser.

Es machte mich ebenfalls traurig, so kleinlich es auch war, Lucina neben Lacey stehen zu sehen und Reid und Violetta auf der anderen Seite. Sie unterhielten sich angeregt, stellten Fragen, wie es schien. Lacey hatte Freedom auf dem Arm. Er sah nicht besonders begeistert aus, aber er war so glücklich, am Gespräch der Erwachsenen teilnehmen zu dürfen, dass er sich nicht sträubte.

Mich hatte man nie in die Nähe des Kindes gelassen, aber Lacey war bereits eine von ihnen. Ihr vertrauten sie.

Wir gingen auf direktem Weg zum südlichen Tunnel. Jared und Ian keuchten unter dem Gewicht der Heiler. Ian trug den schwereren, den Mann, und Schweiß strömte ihm übers Gesicht. Jeb scheuchte am Tunneleingang alle anderen weg und folgte uns.

Doc wartete in seinem Krankenflügel auf uns und rieb sich geistesabwesend die Hände, als würde er sie waschen.

Die Zeit lief immer schneller. Doc zündete die hellere Lampe an. Die Heiler bekamen *Schmerzlos* und wurden bäuchlings auf die Feldbetten gelegt. Jared zeigte Ian, wie man die Tiefkühlbehälter in Gang setzte. Sie hielten sie bereit, wobei Ian vor der Eiseskälte zurückfuhr. Doc beugte sich über die Frau, das Skalpell in der Hand und die Medikamente aufgereiht.

»Wanda?«, fragte er.

Mein Herz zog sich schmerzhaft zusammen. »Schwörst du, Doc? *Alle* meine Bedingungen? Versprichst du mir das bei deinem Leben?«

»Ich verspreche es dir. Ich werde all deine Bedingungen erfüllen, Wanda. Ich schwöre es.« »Jared?«

»Ja. Es wird absolut niemand umgebracht, niemals.« »Ian?« »Ich werde sie mit meinem eigenen Leben beschützen, Wanda.«

»Jeb?«

»Dies ist mein Haus. Alle, die etwas gegen diese Vereinbarung einzuwenden haben, müssen gehen.«

Ich nickte mit Tränen in den Augen. »Also gut. Bringen wir es hinter uns.«

Doc, der schon wieder ganz aufgeregt war, machte einen Schnitt in den Nacken der Heilerin, bis er den silbernen Glanz sehen konnte. Er legte das Skalpell schnell beiseite. »Und jetzt?«

Ich legte meine Hand auf seine.

»Taste dich am Rückgrat entlang. Kannst du es spüren? Ertaste die Größe der Abschnitte. Sie werden nach vorne hin kleiner. Okay, am Ende solltest du drei kleine ... Stummel fühlen können. Spürst du sie?«

»Ja«, hauchte er.

»Gut. Das sind die vorderen Fühler. Daran orientierst du dich. Jetzt schiebst du ganz vorsichtig den Finger unter den Körper, bis du auf die Reihe der Fortsätze triffst. Sie sind fest gespannt wie Drähte.«

Er nickte.

Ich führte ihn ein Drittel der Strecke hinunter und erklärte ihm, wie er abzählen konnte, wenn er sich unsicher war. Wir hatten keine Zeit, zu zählen, bei all dem Blut, das sie verlor. Ich war mir sicher, dass der Wirt der Heilerin, falls er zurückkehrte, in der Lage war, uns zu helfen - es musste irgendetwas dagegen geben. Ich half Doc, das größte Knötchen zu finden.

»Jetzt reibe es sanft in Richtung des Körpers. Massiere es leicht.«

Docs Stimme war plötzlich schrill und wurde leicht panisch. »Es bewegt sich.«

»Das ist gut - das heißt, dass du es richtig machst. Gib ihr Zeit, sich zusammenzuwehen. Warte, bis sie sich ein bisschen nach oben dreht, dann nimm sie in die Hand.«

»Okay.« Seine Stimme zitterte.

Ich streckte den Arm nach Ian aus. »Gib mir deine Hand.«

Ich spürte, wie sich Ians Hand um meine schloss. Ich drehte sie um, bog seine Finger hoch, so dass seine Hand leicht gewölbt war, und zog sie neben Docs OP-Tisch.

»Gib Ian die Seele - vorsichtig, bitte.«

Ian würde den perfekten Assistenten abgeben. Wer sonst würde sich so gut um meine kleinen Verwandten kümmern, wenn ich nicht mehr da war?

Doc legte die Seele in Ians wartende Hand und machte sich dann sofort daran, den menschlichen Körper zu heilen.

Ian betrachtete das silberne Gebilde in seiner Hand, eher staunend als angewidert. Mir wurde ganz warm, als ich seine Reaktion beobachtete.

»Sie ist hübsch«, flüsterte er überrascht.

Unabhängig davon, was er für mich empfand, hatte er einen Parasiten erwartet, einen Tausendfüßler, ein Monster. Die zerstückelten Seelen, die er hier bisher aufgewischt hatte, hatten ihn nicht auf diese Schönheit in seiner Hand vorbereitet.

»Das finde ich auch. Tu sie vorsichtig in deinen Behälter.«

Ian hielt die Seele noch einen Augenblick in seiner gewölbten Hand, als wollte er sich den Anblick und das Gefühl einprägen. Dann ließ er sie ganz behutsam in die Kälte gleiten.

Jared zeigte ihm, wie man den Deckel verschloss.

Eine Last fiel von mir ab.

Es war erledigt. Es war zu spät, um meine Meinung zu ändern. Und es fühlte sich nicht so schrecklich an, wie ich befürchtet hatte, denn ich war sicher, dass sich diese vier Menschen genau so um die Seelen kümmern würden wie ich. Wenn ich nicht mehr da war.

»Passt auf!«, schrie Jeb plötzlich. Er riss das Gewehr hoch und zielte an uns vorbei.

Wir drehten uns zu der Gefahr um und Jareds Tiefkühlbehälter fiel auf den Boden, als er auf den männlichen Heiler zusprang, der auf dem Feldbett kniete und uns entsetzt anstarrte. Ian war geistesgegenwärtig genug, seinen Behälter festzuhalten.

»Chloroform«, schrie Jared, als er sich auf den Heiler stürzte und ihn zurück auf das Feldbett drückte. Aber es war zu spät.

Der Heiler starrte mich direkt an, sein Gesicht war beinahe kindlich in seiner Verwirrung. Ich wusste, warum sein Blick auf mir ruhte - der Schein der Laterne wurde sowohl von seinen als auch von meinen Augen reflektiert und warf Diamantenmuster an die Wand.

»Warum?«, fragte er mich.

Dann wurde sein Gesicht ausdruckslos und sein Körper sackte auf dem Feldbett zusammen. Zwei Blutfäden flössen lautlos aus seinen Nasenlöchern.

»Nein!«, schrie ich und stürzte auf seinen reglosen Körper zu, obwohl ich wusste, dass es bereits zu spät war. »Nein!«

Vergessen

»Elizabeth?«, fragte ich. »Anne? Karen? Wie heißt du? Komm schon. Ich bin sicher, dass du es weißt.«

Der Körper der Heilerin lag immer noch schlaff auf dem Feldbett. Es war viel Zeit vergangen - ich wusste nicht genau, wieviel. Mehrere Stunden. Ich hatte noch nicht geschlafen, obwohl die Sonne bereits hoch am Himmel stand. Doc war auf den Berg hoch geklettert, um die Planen wegzuräumen, und die Sonne schien nun durch die Löcher in der Decke und wärmte meine Haut. Ich hatte die namenlose Frau zur Seite geschoben, damit sie nicht von der Sonne geblendet wurde.

Jetzt berührte ich vorsichtig ihr Gesicht und strich ihr das weiche braune Haar, das mit weißen Strähnen durchsetzt war, aus der Stirn.

»Julie? Brittany? Angela? Patricia? Bin ich nah dran? Sprich mit mir. Bitte.«

Alle außer Doc - der leise auf einem Feldbett in der dunkelsten Ecke des Krankenflügels schnarchte - waren bereits vor Stunden gegangen. Einige wollten den Wirtskörper beerdigen, den wir verloren hatten. Ich schauderte, als ich an seine ungläubige Mine dachte und daran, wie sein Gesicht plötzlich erschlafft war ...

Warum?, hatte er mich gefragt.

Ich wünschte mir so sehr, dass die Seele auf eine Antwort gewartet hätte, so dass ich es ihm hätte erklären können. Vielleicht hätte er es sogar verstanden. Was war schließlich letzten Endes wichtiger als die Liebe? War sie für eine Seele nicht der Kern von allem? Und genau das wäre meine Antwort gewesen: Liebe.

Wenn er gewartet hätte, hätte er vielleicht die Wahrheit erkannt, die darin steckte. Ich war sicher, dass er den menschlichen Körper am Leben gelassen hätte, wenn er es wirklich verstanden hätte.

Die Bitte wäre ihm allerdings wahrscheinlich komisch vorgekommen. Dies war für ihn sein Körper, kein eigenständiges Etwas. Ein Selbstmord war für ihn nichts weiter als ein Selbstmord, er sah ihn nicht gleichzeitig als Mord an. Nur *ein* Leben würde dadurch beendet. Und vielleicht hatte er damit sogar Recht.

Wenigstens hatten die Seelen überlebt. Das Licht auf seinem Tiefkühlbehälter leuchtete mattrot neben ihrem; ich konnte von Menschen keinen deutlicheren Beweis für ihre Loyalität erhalten als die Tatsache, dass sie sein Leben verschont hatten.

»Mary? Margaret? Susan? Jill?«

Obwohl Doc schlief und ich ansonsten allein war, konnte ich den Nachhall der Anspannung spüren, die die anderen zurückgelassen hatten; sie hing immer noch in der Luft.

Die Anspannung rührte daher, dass die Frau nicht aufgewacht war, nachdem die Wirkung des Chloroforms nachgelassen hatte. Sie hatte sich nicht gerührt. Sie atmete noch, ihr Herz schlug noch, aber sie hatte auf keinen von Docs Versuchen, sie aufzuwecken, reagiert.

War es zu spät? War sie verloren? War sie bereits weg? Genauso tot wie der Körper des Mannes?

Waren sie das alle? Gab es nur ein paar wenige, wie Lacey, der Wirtskörper der Sucherin, und Melanie - die Lauten, die Widerständler -, die zurückgeholt werden konnten?

War Lacey ein Ausnahmefall? Würde Melanie wirklich ebenso zurückkehren ... oder war selbst das fraglich?

Ich bin nicht weg. Ich bin hier. Aber Mels Gedankenstimme war kleinlaut. Sie machte sich ebenfalls Sorgen.

Ja, du bist hier. Und du wirst hierbleiben, versprach ich ihr.

Seufzend nahm ich meine Bemühungen wieder auf. Meine vergeblichen Bemühungen?

»Ich weiß, dass du einen Namen hast«, sagte ich zu der Frau. »Heißt du Rebecca? Alexandria? Olivia? Vielleicht etwas Einfacheres ...Jane? Jean? Joan?«

Es war besser als nichts, dachte ich trübsinnig. Zumindest hatte ich ihnen eine Möglichkeit gezeigt, sich selbst zu helfen, sollten sie jemals geschnappt werden. Wenn ich sonst schon keinem helfen konnte, so doch wenigstens den Widerständlern.

Aber es war irgendwie nicht genug.

»Du lieferst mir nicht gerade viele Anhaltspunkte«, murmelte ich. Ich nahm ihre Hand zwischen meine und rieb sie sanft. »Es wäre wirklich schön, wenn du dich ein bisschen anstrengen würdest. Meine Freunde sind schon niedergeschlagen genug. Sie könnten eine gute Nachricht gebrauchen. Außerdem ist Kyle immer noch weg ...*Es* wird nicht leicht, alle zu evakuieren, wenn wir dich auch noch herumtragen müssen. Ich weiß, dass du helfen willst. Das hier ist deine Familie, weißt du. Deine Spezies. Sie sind sehr nett. Die meisten von ihnen. Du wirst sie mögen.«

Ihre freundlichen Gesichtszüge waren ausdruckslos und zeigten keine Spur des Verstehens. Sie war auf unauffällige Art ziemlich hübsch - sie hatte ein sehr regelmäßiges, ovales Gesicht. Fünfundvierzig, vielleicht ein bisschen jünger, vielleicht ein bisschen älter. Es war schwer zu sagen, da ihr Gesicht so unbewegt war.

»Sie brauchen dich«, fuhr ich fort, flehentlich jetzt. »Du kannst ihnen helfen. Du weißt so vieles, das ich nie gelernt habe. Doc gibt sich solche Mühe. Er hat wirklich Hilfe verdient. Du bist jetzt eine ganze Weile Heilerin gewesen, ein bisschen davon muss auf dich abgefärbt haben. Ich glaube, Doc wird dir gefallen. Heißt du Sarah? Emily? Kristin?«

Ich streichelte ihre weiche Wange, aber sie reagierte nicht deshalb nahm ich erneut ihre schlaffe Hand in meine. Durch die Löcher in der hohen Decke starrte ich in den blauen Himmel. Meine Gedanken schweiften ab.

»Ich frage mich, was sie machen, wenn Kyle nicht wiederkommt. Wie lange werden sie sich verstecken? Werden sie sich irgendwo anders ein neues Zuhause suchen müssen? Es sind so viele ... es wird nicht einfach sein. Ich wünschte, ich könnte ihnen helfen, aber selbst wenn ich hierbliebe, hätte ich keine Lösung. Vielleicht bleiben sie letzten Endes doch hier ... irgendwie. Vielleicht macht Kyle keinen Ärger.«

Ich lachte bitter, als ich an die verkorkste Situation dachte. Kyle war nicht gerade ein vorsichtiger Mann. Aber bis die Lage geklärt war, wurde ich hier gebraucht. Wenn die Sucher herkamen, würden vielleicht meine unschlagbaren Augen benötigt. Das konnte lange dauern und von dem Gedanken

wurde mir wärmer als von der Sonne auf meiner Haut. Ich war dankbar dafür, dass Kyle so unbeherrscht und selbstsüchtig war. Wie lange würden wir warten, bis wir sicher sein konnten, dass keine Gefahr mehr drohte?

»Wie es hier wohl ist, wenn es kalt wird? Ich kann mich kaum noch daran erinnern, wie sich Kälte anfühlt. Und wenn es regnet? Gelegentlich muss es schließlich sogar hier regnen, oder? Mit den vielen Löchern in der Decke muss es ganz schön nass werden. Wo schlafen wir dann wohl alle?« Ich seufzte.

»Vielleicht erlebe ich das ja noch. Allerdings sollte ich wahrscheinlich nicht damit rechnen. Bist du gar nicht neugierig? Wenn du aufwachen würdest, könntest du es herausfinden. Ich bin sehr wohl neugierig. Vielleicht frage ich Ian danach ... «

Ihre Hand ballte sich zur Faust und ihre Lippen öffneten sich.

»Komm zurück. Ich weiß, dass du das kannst …«, flüsterte ich flehentlich. »Mach die Augen auf.«

Ihre Augen blinzelten einmal kurz.

»Doc«, rief ich über die Schulter. »Doc, ich glaube, sie kommt zu sich …«

Sie verzog das Gesicht. Hatte sie Schmerzen?

»Bring das *Schmerzlos* mit«, bat ich Doc.

Die Frau drückte meine Hand und schlug die Augen auf – sie fokussierten zunächst nichts, sondern huschten nur durch die helle Höhle. Was für ein seltsamer, unerwarteter Anblick musste dieser Ort für sie sein.

»Es ist alles in Ordnung, alles wird gut. Kannst du mich hören?«, fragte ich leise.

Ihr Blick wanderte zu meinem Gesicht, sie sah mich an. Ein leiser, heiserer Angstschrei entfuhr ihren Lippen.

»Nein! Nein, nein …«, rief sie. »Nicht noch einmal.«

»Doc«, rief ich hilfesuchend.

Er war schon da, stand auf der anderen Seite des Feldbetts wie vorhin bei der Operation. »Alles in Ordnung …«, versicherte er ihr. »Niemand wird Ihnen hier etwas tun.«

Die Frau hatte die Augen zugekniffen und drückte sich flach auf die dünne Matratze.

Er warf mir einen Blick zu und verzog das Gesicht.

»Deine Augen, Wanda …«, hauchte er.

Ich blinzelte und bemerkte, dass mir die Sonne ins Gesicht schien.

»Oh…« Ich verstand und ließ die Hand der Frau los.

»Bitte nicht …«, jammerte die Frau. »Nicht schon wieder …«

»Schsch …«, murmelte Doc. «Niemand wird Ihnen etwas tun. Alles wird gut.«

»W-w-was ist passiert? Wer war ich? Ich … ich will nicht wieder jemand anders sein!« Sie warf sich auf dem Feldbett hin und her.

»Beruhigen Sie sich. Keiner wird Sie dazu zwingen, jemand anders zu sein, als sie selbst. Und Sie werden sich auch wieder an Ihren Namen erinnern. Er wird Ihnen wieder einfallen.«, versuchte Doc sie zu besänftigen.

»Wer sind sie?«, wollte sie wissen. »Wer ist *sie*? Sie … sie ist so wie … ich habe ihre Augen gesehen …«

»Ich bin Doc und ich bin ein Mensch, genau wie Sie. Sehen Sie?« Er hielt sein Gesicht ins Licht und blinzelte. »Wir sind beide nur wir selbst. Hier sind eine Menge Menschen … sie werden sich freuen, Sie kennen zu lernen.«

Sie schauderte wieder. »Menschen … ich habe Angst vor Menschen.«

»Nein, haben sie nicht«, widersprach Doc. »Die … die Person, die ihren Körper bewohnt hat, hatte Angst vor Menschen. Es war eine Seele … erinnern Sie sich daran? Und erinnern Sie sich an den Zustand davor, bevor sie da war? Da waren Sie ein Mensch und das sind Sie jetzt wieder.«

»Ich kann mich nicht an meinen Namen erinnern«, sagte sie mit Panik in der Stimme.

»Ich weiß; der fällt Ihnen schon wieder ein.«

»Sind Sie Arzt?«

»Ja.«

»Ich ... sie auch. Eine ... Heilerin. So was wie ein Arzt. Sie hieß Summer Song. Wie heiße ich?«

»Wir werden es herausfinden. Das verspreche ich Ihnen.« Ich ging langsam auf den Ausgang zu. Trudy wäre die Richtige, um Doc zu helfen, oder auch Heidi. Jemand mit einem vertrauenerweckenden Gesicht.

»Sie ist kein Mensch!«, flüsterte die Frau Doc eindringlich zu, als sie auf meine Bewegung aufmerksam wurde.

»Sie ist eine Freundin, keine Angst. Sie hat mir geholfen, Sie zurückzuholen.«

»Wo ist Summer Song? Sie hatte Angst, da waren plötzlich Menschen ...«

Ich verschwand durch die Tür, während sie abgelenkt war.

Hinter mir hörte ich Doc ihre Frage beantworten. »Sie fliegt zu einem neuen Planeten. Wissen Sie, wo sie gewesen ist, bevor sie hierherkam?«

Aufgrund des Namens kannte ich ihre Antwort bereits.

»Sie war ... eine Fledermaus? Sie konnte fliegen ... sie konnte singen ... Daran erinnere ich mich ... aber das war ... nicht hier. Wo bin ich?«

Ich lief den Gang entlang, um Hilfe für Doc zu holen. Ich war überrascht, als das Licht aus der großen Höhle vor mir auftauchte - überrascht, weil es so still war. Normalerweise hörte man Stimmen, bevor man das Licht sah. Es war mitten am Tag. Irgendjemand müsste eigentlich in der großen Gartenhöhle sein oder wenigstens hindurchgehen.

Ich trat in das helle Licht der Mittagssonne. Der riesige Raum war leer.

Die frischen Ranken der Melonen waren dunkelgrün, dunkler als die trockene Erde, aus der sie wuchsen. Die Erde war zu trocken - das Bewässerungsfass stand bereit, die Schläuche waren in den Furchen ausgelegt. Aber niemand bediente die primitive Bewässerungsanlage. Alles war verlassen.

Ich blieb ganz ruhig stehen und versuchte irgendetwas zu hören. Die riesige Höhle lag in unheilvoller Stille da. Wo waren die anderen alle?

Hatten sie die Höhle ohne mich evakuiert? Angst und Schmerz durchzuckten mich. Aber sie würden Doc nicht zurücklassen. Sie würden niemals ohne Doc hier weggehen. Am liebsten wäre ich durch den langen Tunnel zurückgerannt, um sicherzugehen, dass Doc nicht auch verschwunden war.

Sie würden auch nicht ohne uns weggehen, Dummkopf. Jared und Jamie und Ian würden uns nicht zurücklassen.

Du hast Recht. Du hast Recht. Dann lass uns ... in der Küche nachsehen.

Ich lief den stillen Gang entlang, wobei ich immer ängstlicher wurde, als das Schweigen andauerte. Vielleicht schien es mir auch nur so still im Vergleich zu meinem Blut, das mir laut in den Ohren rauschte. Natürlich musste irgendetwas zu hören sein. Wenn ich mich beruhigte und langsamer atmete, würde ich Stimmen hören ...

Aber ich erreichte die Küche und sie war ebenfalls leer. Zumindest waren dort keine Leute. Auf den Tischen lagen halb aufgegessene Mahlzeiten. Erdnussbutter auf den letzten Resten des weichen Brots. Äpfel und warmgewordene Limodosen.

Mein Magen erinnerte mich daran, dass ich heute den ganzen Tag noch nichts gegessen hatte, aber ich bemerkte den Hungerkrampf kaum. Die Angst war so viel größer.

Und wenn ... und wenn die Evakuierung zu spät kommt?

Nein!, keuchte Mel. *Nein, dann hätten wir etwas gehört! Irgendjemand hätte ... oder es wären ...sie wären immer noch hier und würden nach uns suchen. Sie würden nicht aufgeben, bevor sie alles untersucht hätten. Das kann also nicht sein.*

Außer, sie suchen noch nach uns.

Ich wirbelte zur Tür herum, meine Augen versuchten die Schatten zu durchdringen.

Ich musste Doc warnen gehen. Wir mussten hier raus, wenn wir die letzten beiden waren.

Nein! Sie können nicht weg sein! Jamie, Jared ... ich sah ihre Gesichter so deutlich vor mir, als wären sie in meine Augenlider eingeätzt.

Und Ians Gesicht, als ich ihren Bildern meine eigenen hinzufügte. Jeb, Trudy, Lily, Heath, Geoffrey. *Wir bringen sie zurück,* gelobte ich. *Wir finden sie alle, einen nach dem anderen, und holen sie zurück. Ich werde es nicht zulassen, dass sie mir meine Familie nehmen!*

Wenn ich noch irgendwelche Zweifel gehabt hätte, auf welcher Seite ich stand, hätte dieser Moment sie ausgelöscht. Ich war in all meinen Leben noch nie so entschlossen gewesen.

Und dann hallte das Geräusch, das Stimmengewirr, auf das ich so angestrengt gelauscht hatte, durch den Gang bis zu uns und ließ mich den Atem anhalten. Ich schlich mich leise zur Wand und drückte mich in den Schatten, während ich horchte.

Sie sind im großen Garten. Das kann man am Echo hören.

Klingt nach einer großen Gruppe.

Ja. Aber sind es deine oder meine Leute?

Unsere oder ihre, verbesserte sie mich.

Ich schlich den Gang endang, wobei ich mich in die dunkelsten Schatten duckte. Wir konnten die Stimmen jetzt deutlicher hören und einige von ihnen waren uns vertraut. Hatte das etwas zu bedeuten? Wie lange würden ausgebildete Sucher für eine Implantation brauchen?

Und dann, als ich den Eingang der großen Höhle erreicht hatte, wurden die Geräusche noch deutlicher und Erleichterung durchströmte mich - denn das Stimmengewirr klang genau so wie an meinem allerersten Tag hier: unglaublich wütend.

Es mussten menschliche Stimmen sein.

Kyle war wieder da.

Die Erleichterung kämpfte mit dem Schmerz, als ich ins helle Sonnenlicht eilte, um zu sehen, was los war. Erleichterung, weil meine Menschen in Sicherheit waren. Und Schmerz, weil Kyle unversehrt zurückgekehrt war, denn das bedeutete ...

Du wirst hier immer noch gebraucht, Wanda. So viel mehr als ich.

Ich bin sicher, ich könnte immer neue Entschuldigungen finden, Mel. Es wird immer irgendeinen Grund geben.

Dann bleib hier.

Mit dir als meiner Gefangenen?

Wir hörten auf zu diskutieren, als wir den Aufruhr in der Höhle sahen.

Kyle war wirklich wieder da — er war derjenige, der am leichtesten auszumachen war, der Größte in der Menge, der Einzige, der mir das Gesicht zugewandt hatte. Die Meute hatte ihn an die gegenüberliegende Wand getrieben. Auch wenn er der Grund für den wütenden Lärm war, war er nicht die Quelle. Sein Gesicht war versöhnlich, bittend. Er hatte die Hände neben sich ausgestreckt, mit den Handflächen nach hinten, als wollte er etwas hinter sich beschützen.

»Jetzt beruhigt euch doch, okay?« Seine tiefe Stimme war deutlich über den anderen zu hören. »Tritt zurück, Jared, du machst ihr Angst!«

Eine schwarze Haarsträhne blitzte hinter seinem Ellbogen auf - ein unbekanntes Gesicht mit vor Entsetzen weit aufgerissenen schwarzen Augen linste hinter Kyle hervor auf die Menge.

Jared stand Kyle am nächsten. Ich konnte erkennen, dass sein Nacken knallrot war. Jamie klammerte sich an einen seiner Arme und hielt ihn zurück. Ian stand neben ihm, die Arme vor der Brust verschränkt, die Schultermuskeln angespannt. Hinter ihnen waren alle anderen Menschen außer Doc und Jeb zu einer zornigen Menge versammelt. Sie drängten sich hinter Jared und Ian und stellten laute, wütende Fragen.

»Was hast du dir dabei gedacht?«

»Wie konntest du es wagen?«

»Wieso bist du überhaupt zurückgekommen?«

Jeb stand in einer Ecke und sah nur zu.

Sharons leuchtendes Haar zog meinen Blick auf sich. Es überraschte mich, sie hier zu sehen, neben Maggie, mitten in der Menge. Seit Doc und ich Jamie geheilt hatten, hatten sie so wenig am Leben hier teilgenommen. Waren nie mittendrin gewesen.

Es ist der Kampf, vermutete Mel. *Sie haben sich bei all dem Glück nicht wohl gefühlt, aber Wut liegt ihnen.*

Wahrscheinlich hatte sie Recht. Wie ... schrecklich.

Ich hörte eine schrille Stimme, die ebenfalls eine der Fragen hervorstieß, und stellte fest, dass auch Lacey Teil der Menge war.

»Wanda?« Kyles Stimme tönte erneut über den Lärm hinweg. Ich blickte auf und sah seine dunkelblauen Augen auf mir ruhen. »Da bist du ja! Könntest du *bitte* herkommen und mir hier behilflich sein?«

Verbunden

Jeb bahnte mir einen Weg. Er schob die Leute mit seiner Waffe zur Seite, als wären sie Schafe und das Gewehr ein Hirtenstab.

»Das reicht«, knurrte er diejenigen an, die sich beschwerten. »Ihr werdet später noch Gelegenheit haben, ihn zur Schnecke zu machen. Wir alle. Aber jetzt lasst uns das hier erst regeln, okay? Lasst mich durch.«

Aus den Augenwinkeln sah ich, wie Sharon und Maggie sich an den Rand der Menge zurückzogen und sich von der wieder aufkeimenden Vernunft distanzierten. Oder wohl eher von meiner Beteiligung. Sie pressten die Kiefer aufeinander und starrten Kyle weiterhin an.

Jared und Ian waren die letzten beiden, zwischen denen Jeb sich hindurchschob. Ich strich beiden im Vorbeigehen über die Arme in der Hoffnung, sie so beruhigen zu können.

»Also gut, Kyle«, sagte Jeb und klatschte mit dem Lauf des Gewehrs in seine Handfläche. »Versuch nicht, dich zu entschuldigen, denn hierfür gibt es keine Entschuldigung. Ich bin schwer hin- und hergerissen, ob ich dich rausschmeißen oder hier und jetzt abknallen soll.«

Das kleine Gesicht, das bleich war unter seiner Bräune, lugte hinter Kyles Ellbogen hervor und lange schwarze Locken kamen zum Vorschein. Der Mund des Mädchens war voller Entsetzen aufgerissen, ihre dunklen Augen außer sich vor Angst. Ich glaubte ein leichtes Glitzern in diesen Augen zu erkennen, einen Hauch von Silber hinter dem Schwarz.

»Aber jetzt beruhigt euch alle erst mal.« Jeb drehte sich um, das Gewehr locker vor sich, und plötzlich sah es so aus, als würde er Kyle und das kleine Gesicht hinter ihm bewachen. Er sah die aufgebrachte Menge an. »Kyle hat einen Gast und ihr erschreckt ihn zu Tode, Leute. Ich finde, ihr könntet alle ein paar bessere Manieren an den lag legen. Lasst sie in Ruhe und macht irgendwas Nützliches. Meine Melonen vertrocknen. Unternehmt mal was dagegen, klar?«

Er wartete, bis sich die murmelnde Menge langsam zerstreute. Jetzt, wo ich ihre Gesichter sehen konnte, stellte ich fest, dass sie sich sowieso schon beinahe beruhigt hatten. Schließlich war das hier nicht so schlimm verglichen damit, was sie während der letzten paar Tage befürchtet hatten. Ja, Kyle war ein selbstsüchtiger Idiot, schienen ihre Mienen auszudrücken, aber immerhin war er zurück, ohne dass irgendwas passiert wäre. Keine Evakuation, keine Gefahr durch die Sucher. Zumindest nicht mehr als sonst auch. Er hatte einen weiteren Wurm mitgebracht, aber Schwamm drüber, waren die Höhlen dieser Tage nicht sowieso schon voll davon?

Es war einfach nicht mehr so schockierend wie früher.

Viele kehrten zu ihrem unterbrochenen Mittagessen zurück, andere gingen zum Bewässerungsfass, wieder andere in ihre Zimmer. Bald standen außer mir nur noch Jared, Ian und Jamie da. Jeb sah die drei böse an; er machte den Mund auf, aber bevor er sie wegschicken konnte, nahm Ian meine Hand und dann Jamie meine andere. Ich spürte eine weitere Hand auf meinem Handgelenk, direkt über Jamies. Jared.

Jeb verdrehte die Augen darüber, wie sie sich an mir festhielten, um zu verhindern, hinausgeschmissen zu werden, und kehrte uns dann den Rücken zu.

»Danke, Jeb«, sagte Kyle.

»Halt's Maul, Kyle. Halt einfach dein verdammtes Maul. Ich meine das mit dem Erschießen bitterernst, du nutzlose Mistmade.«

Hinter Kyle war ein schwaches Wimmern zu hören.

»Okay, Jeb. Aber könntest du dir deine Todesdrohungen aufsparen, bis wir allein sind? Sie ist so schon verängstigt genug. Du weißt doch noch, wie sehr dieser Kram Wanda immer aufgeregt hat.« Kyle lächelte mich an - ich merkte, wie mir daraufhin ein erschrockener Ausdruck übers Gesicht huschte - und wandte sich dann mit der liebevollsten Miene, die ich je bei ihm gesehen hatte, an das Mädchen, das sich hinter ihm versteckte. »Siehst du, Sunny? Das ist Wanda, von der ich dir erzählt habe. Sie hilft uns - sie wird nicht zulassen, dass dir irgendjemand etwas tut, genau wie ich.«

Das Mädchen - oder war sie eine Frau? Sie war sehr klein, aber ihre leichten Rundungen ließen an eine reifere Frau denken - starrte mich an, ihre Augen vor Angst riesengroß. Kyle legte den Arm um sie und sie ließ sich von ihm an seine Seite ziehen. Dort klammerte sie sich fest, als wäre er ihr Anker, ihr Fels in der Brandung.

»Kyle hat Recht.« Ich hätte nie gedacht, dass ich das irgendwann mal sagen würde. »Ich werde nicht zulassen, dass dir jemand etwas tut. Du heißt Sunny?«, fragte ich sanft.

Die Frau blickte zu Kyle auf.

»Schon gut. Du musst vor Wanda keine Angst haben. Sie ist genau wie du.« Er sah zu mir. »Ihr wirklicher Name ist länger - irgendwas mit *Ice*.«

»Sunlight Passing Through the Ice«, flüsterte sie mir zu.

Ich sah, wie Jebs unstillbare Neugier seine Augen aufleuchten ließ.

»Es macht ihr aber nichts aus, einfach Sunny genannt zu werden. Sie hat gesagt, es wäre okay«, versicherte Kyle mir.

Sunny nickte. Ihr Augen huschten von meinem Gesicht zu Kyles und wieder zurück. Die anderen Männer verharrten vollkommen stumm und bewegungslos. Ich konnte erkennen, dass der kleine friedliche Kreis sie ein bisschen beruhigte. Sie musste die Veränderung in der Atmosphäre wahrgenommen haben. Niemand war ihr hier auch nur im Geringsten feindlich gesinnt.

»Ich war auch ein Bär, Sunny«, erklärte ich ihr, um sie noch ein bisschen mehr zu beruhigen. »Damals wurde ich Lives in the Stars genannt. Hier heiße ich Wanderer.«

»Lives in the Stars«, flüsterte sie, wobei ihre Augen - obwohl das eigentlich unmöglich schien - noch größer wurden. »Rides the Beast.«

Ich unterdrückte einen Seufzer. »Du hast vermutlich in der zweiten Kristallstadt gelebt.«

»Ja. Ich habe die Geschichte so oft gehört ...«

»Warst du gerne ein Bär, Sunny?«, fragte ich schnell. Ich wollte jetzt eigentlich nicht über meine eigene Geschichte reden. »Warst du glücklich dort?«

Ihr Gesicht verzog sich bei meinen Fragen; ihre Augen fixierten Kyle und füllten sich mit Tränen.

»Tut mir leid«, entschuldigte ich mich sofort und sah auf der Suche nach einer Erklärung ebenfalls Kyle an.

Er tätschelte ihren Arm. »Keine Angst. Dir tut keiner was. Ich hab es dir versprochen.«

Ich konnte ihre geflüsterte Antwort kaum verstehen. »Aber es gefällt mir hier. Ich möchte hierbleiben.«

Beim Klang ihrer Worte bekam ich plötzlich einen dicken Kloß im Hals.

»Ich weiß, Sunny. Ich weiß.« Kyle legte seine Hand auf ihren Hinterkopf und zog ihr Gesicht mit einer so zärtlichen Geste, dass mir die Augen brannten, an seine Brust.

Jeb räusperte sich und Sunny zuckte zusammen. Man konnte sich leicht vorstellen, wie angespannt ihre Nerven sein mussten. Seelen waren nicht dafür geschaffen, mit Gewalt und Schrecken umzugehen.

Ich erinnerte mich daran, wie mich Jared vor langer Zeit gefragt hatte, ob ich so war wie andere Seelen. Ich war nicht so, genauso wenig wie meine Sucherin - die andere Seele, mit der sie hier zu tun gehabt hatten. Sunny dagegen schien das Wesen meiner liebevollen, schüchternen Spezies vollauf zu verkörpern; wir waren nur mächtig, wenn viele von uns zusammenkamen.

»Entschuldige, Sunny«, sagte Jeb. »Ich wollte dich nicht erschrecken. Aber vielleicht sollten wir hier besser verschwinden.« Sein Blick schweifte durch die Höhle, an deren Ausgängen ein paar Leute herumlungerten und zu uns herüberschauten. Er starrte Reid und Lucina durchdringend an, die daraufhin in dem Gang verschwanden, der zur Küche führte. »Wahrscheinlich sollten wir zu Doc gehen«, fuhr Jeb seufzend fort und warf der verängstigten kleinen Frau einen wehmütigen Blick zu. Ich nahm an, dass er an die neuen Geschichten dachte, die er verpassen würde.

»Genau«, sagte Kyle. Er hatte seinen Arm fest um Sunnys schmale Taille geschlungen und zog sie mit sich auf den südlichen Tunnel zu.

Ich ging direkt hinter ihm, mit den anderen, die immer noch an mir hingen, im Schlepptau.

Jeb blieb stehen und wir anderen hielten ebenfalls alle an. Er stieß Jamie mit dem Gewehrkolben leicht in die Hüfte.

»Hast du eigentlich keine Schule, Junge?«

»Ach, Onkel Jeb, *bitte.* Ich will nicht verpassen, wie ...«

»Beweg deinen Hintern in den Unterricht.«

Jamie warf mir einen verletzten Blick zu, aber Jeb hatte völlig Recht. Ich wollte nicht, dass Jamie das zu sehen bekam. Also schüttelte ich den Kopf.

»Könntest du auf dem Weg Trudy herschicken?«, bat ich ihn. »Doc braucht sie.«

Jamies Schultern sackten herab und er ließ meine Hand los. Jareds Finger glitten mein Handgelenk hinunter, um ihren Platz einzunehmen.

»Ich verpasse immer alles«, murrte Jamie, als er in die andere Richtung davonging.

»Danke, Jeb«, flüsterte ich, als Jamie außer Hörweite war.

»Schon gut.«

Der lange Tunnel wirkte schwärzer als sonst, da ich die Angst spüren konnte, die die Frau vor mir ausstrahlte.

»Ganz ruhig«, murmelte Kyle. »Nichts und niemand wird dir wehtun und ich bin hier bei dir.«

Ich fragte mich, wer dieser fremde Mann war, der statt Kyle zurückgekommen war. Hatten sie seine Augen überprüft? Ich konnte nicht glauben, dass er die ganze Zeit all diese Liebenswürdigkeit in seinem großen, wütenden Körper mit sich herumgetragen hatte.

Es musste damit zu tun haben, Jodi wiederzuhaben, so nah am Ziel zu sein. Aber obwohl ich wusste, dass dies der Körper seiner Jodi war, war ich überrascht, dass er so viel Freundlichkeit für die Seele darin aufbrachte. Ich hätte nicht gedacht, dass er zu so viel Mitleid fähig wäre.

»Wie geht es der Heilerin?«, fragte mich Jared.

»Sie ist aufgewacht, kurz bevor ich euch suchen gegangen bin«, sagte ich.

Ich hörte mehr als einen erleichterten Seufzer in der Dunkelheit.

»Sie ist allerdings orientierungslos und sehr verängstigt«, warnte ich sie. »Sie kann sich nicht an ihren Namen erinnern. Doc redet mit ihr. Sie wird noch mehr Angst bekommen, wenn sie euch alle sieht ... Versucht, leise zu sein und euch langsam zu bewegen, okay?«

»Ja, ja«, flüsterten die Stimmen in der Dunkelheit.

»Und, Jeb, glaubst du, du könntest dich von deinem Gewehr trennen? Sie hat noch ein bisschen Angst vor Menschen.«

»Äh ... okay«, antwortete Jeb.

»Angst vor Menschen?«, murmelte Kyle.

»Wir sind die Bösen«, erinnerte Ian ihn, wobei er meine Hand drückte.

Ich drückte zurück, froh über seine warme Berührung, den Druck seiner Finger.

Wie viel länger würde ich noch eine warme Hand in meiner spüren können? Wann würde ich zum letzten Mal diesen Tunnel entlanggehen? Oder tat ich es jetzt gerade?

Nein. Noch nicht, flüsterte Mel.

Ich zitterte plötzlich. Ian umfasste meine Hand erneut fester, genau wie Jared.

Wir gingen eine Weile schweigend weiter.

»Kyle?«, fragte Sunnys schüchterne Stimme. »Ja?«

»Ich will nicht zurück zu den Bären.« »Das musst du auch nicht. Du kannst auch woandershin.« »Kann ich nicht hierbleiben?« »Nein. Tut mir leid, Sunny.«

Ihre Atmung stockte kurz. Ich war froh, dass es dunkel war; so konnte niemand die Tränen sehen, die mir über das Gesicht zu laufen begannen. Ich hatte keine Hand frei, um sie wegzuwischen, deshalb ließ ich sie auf mein T-Shirt tropfen.

Schließlich erreichten wir das Ende des Tunnels. Sonnenlicht strömte aus dem Eingang des Krankenflügels und beleuchtete die Staubkörner, die durch die Luft tanzten. Ich konnte Doc murmeln hören.

»Das ist sehr gut«, sagte er gerade. »Versuch dich weiter an Einzelheiten zu erinnern. Du kennst deine alte Adresse - dann kann dein Name nicht weit weg sein, hm? Wie fühlt sich das an? Ist das nicht schön?«

»Vorsichtig«, flüsterte ich.

Kyle blieb am Rand des Bogens stehen - Sunny klammerte sich immer noch an ihn - und machte mir ein Zeichen, vorzugehen.

Ich holte tief Luft und ging langsam zu Doc ins Zimmer. Mit leiser, ruhiger Stimme machte ich auf mich aufmerksam. »Hallo.«

Der Wirtskörper der Heilerin zuckte zusammen und stieß einen kleinen Schrei aus.

»Ich bin es nur«, sagte ich beruhigend.

»Das ist Wanda«, erinnerte Doc sie.

Die Frau saß jetzt aufrecht und Doc stand neben ihr und hatte eine Hand auf ihren Arm gelegt.

»Das ist die Seele«, flüsterte die Frau Doc ängstlich zu.

»Ja, aber sie ist eine Freundin.«

Die Frau beäugte mich zweifelnd.

»Doc? Hier kommen noch ein paar Besucher. Ist das in Ordnung?«

Doc sah auf die Frau hinunter. »Das sind alles Freunde, okay. Noch mehr Menschen, die hier mit mir leben. Keinem von ihnen würde es im Traum einfallen, dir etwas zu tun. Können sie reinkommen?«

Die Frau zögerte, dann nickte sie langsam. »Okay«, flüsterte sie.

»Das ist Ian«, sagte ich und zog ihn vorwärts. »Und das sind Jared und Jeb.« Einer nach dem anderen betraten sie den Raum und stellten sich neben mich. »Und das sind Kyle und ... äh, Sunny.«

Doc machte große Augen, als Kyle mit Sunny an seiner Seite hereinkam.

»Sind es noch mehr?«, flüsterte die Frau.

Doc räusperte sich und versuchte sich wieder zu fassen. »Ja. Hier leben eine Menge Leute. Alles ... na ja, fast alles Menschen«, fügte er hinzu, wobei er Sunny anstarrte.

»Trudy ist hierher unterwegs«, erklärte ich Doc. »Vielleicht könnte Trudy ...«, ich warf Sunny und Kyle einen Blick zu,»... ein Zimmer für ... sie finden, wo sie sich ausruhen kann?«

Doc nickte, die Augen immer noch weit aufgerissen. »Das ist wahrscheinlich eine gute Idee.«

»Wer ist Trudy?«, flüsterte die Frau.

»Sie ist sehr nett. Sie wird sich um dich kümmern.«

»Ist sie ein Mensch oder ist sie so wie die?« Sie nickte in meine Richtung.

»Sie ist ein Mensch.«

Das schien die Frau zu beruhigen.

»Oh«, keuchte Sunny hinter mir.

Ich drehte mich um und sah, wie sie die Tiefkühlbehälter anstarrte, in denen sich die Heiler befanden. Sie standen mitten auf Docs Schreibtisch und ihre Lämpchen leuchteten mattrot. Auf dem Boden vor dem Schreibtisch waren die sieben leeren Behälter unordentlich aufgestapelt.

Sunnys Augen füllten sich erneut mit Tränen und sie vergrub ihr Gesicht an Kyles Brust.

»Ich will nicht weg, ich will bei dir bleiben«, klagte sie dem großen Mann, dem sie so vollkommen zu vertrauen schien.

»Ich weiß, Sunny. Tut mir leid.«

Sunny brach in Schluchzen aus.

Ich blinzelte und versuchte zu verhindern, dass mir erneut Tränen in die Augen stiegen. Ich machte einen Schritt auf Sunny zu und strich ihr über das lockige schwarze Haar.

»Ich würde gern einen Moment mit ihr reden, Kyle«, murmelte ich.

Er nickte mit besorgtem Gesicht und befreite sich aus der Umklammerung des Mädchens.

»Nein, nein«, bettelte sie.

»Es ist alles in Ordnung«, versprach ich. »Er geht nicht weg. Ich möchte dich nur ein paar Sachen fragen.«

Kyle drehte sie zu mir um und sie schlang die Arme um mich. Ich zog sie in die entlegenste Ecke des Raums, so weit wie möglich weg von der namenlosen Frau. Ich wollte nicht, dass unser Gespräch den Wirt der Heilerin noch mehr verwirrte oder verängstigte. Kyle folgte uns, nie mehr als ein paar Zentimeter von uns entfernt. Wir setzten uns mit dem Gesicht zur Wand auf den Boden.

»Scheiße«, murmelte Kyle. »Ich hätte nicht gedacht, dass es so schwierig werden würde. Das ist echt vertrackt.«

»Wie hast du sie gefunden? Und gefangen?«, fragte ich. Das schluchzende Mädchen reagierte nicht, als ich ihn ausfragte, sie weinte an meiner Schulter einfach weiter. »Was ist passiert? Warum verhält sie sich so?«

»Na ja, ich dachte, sie könnte vielleicht in Las Vegas sein ... Dort habe ich zuerst gesucht, bevor ich weiter nach Portland gefahren bin. Weißt du, Jodi hatte ein enges Verhältnis zu ihrer Mutter und Doris hat dort gelebt. Nachdem ich gesehen hatte, wie es bei dir mit Jared und dem Jungen war, dachte ich, dass sie vielleicht dahin gehen würde, obwohl sie nicht Jodi war. Und ich hatte Recht. Sie waren alle da, in demselben alten Haus, Doris' Haus: Doris und ihr Mann Warren - sie hatten andere Namen, aber die habe ich nicht genau verstanden - und Sunny. Ich habe sie den ganzen Tag lang beobachtet, bis es Nacht wurde. Sunny war allein in Jodis altem Zimmer. Ich habe mich reingeschlichen, als alle seit ein paar Stunden schliefen. Ich riss Sunny hoch, warf sie mir über die Schulter und sprang aus dem Fenster. Ich habe mich echt beeilt, zum Jeep zurückzukommen, weil ich dachte, sie würde zu schreien anfangen. Dann hatte ich Angst, weil sie *nicht* zu schreien anfing. Sie war so still! Ich hatte Angst, sie hätte ... du weißt schon. Wie der Typ, den wir mal geschnappt haben.«

Ich zuckte zusammen - ich hatte eine frischere Erinnerung.

»Also ließ ich sie herunter und sie lebte, sah nur mit großen Augen zu mir auf. Schrie immer noch nicht. Ich trug sie bis zum Jeep. Eigentlich hatte ich vorgehabt, sie zu fesseln, aber ... sie sah gar nicht so erschreckt aus. Sie versuchte zumindest nicht abzuhauen. Also habe ich sie einfach angeschnallt und bin losgefahren.

Sie hat mich eine ganze Weile bloß angestarrt und dann sagte sie schließlich: >Du bist Kyle<, und ich sagte: >Genau, und wer bist du?<, und sie nannte mir ihren Namen. Wie war der noch gleich?«

»Sunlight Passing Through the Ice«, flüsterte Sunny mit gebrochener Stimme. »Aber Sunny gefällt mir. Das ist schön.«

»Wie auch immer«, fuhr Kyle fort, nachdem er sich geräuspert hatte. »Es machte ihr überhaupt nichts aus, mit mir zu reden - sie hatte keine Angst, wie ich erwartet hatte. Also haben wir uns unterhalten.« Er schwieg einen Moment. »Sie hat sich gefreut, mich zu sehen.«

»Ich habe dauernd von ihm geträumt«, flüsterte mir Sunny zu. »Jede Nacht. Ich habe gehofft, die Sucher würden ihn finden, weil ich ihn so vermisst habe ... Als ich ihn dann sah, dachte ich, es wäre wieder der immer gleiche Traum.«

Ich schluckte laut.

Kyle fasste über mich herüber, um ihr die Hand auf die Wange zu legen.

»Sie ist so nett, Wanda. Können wir sie nicht irgendwo hinschicken, wo es wirklich schön ist?«

»Genau danach wollte ich sie fragen. Wo hast du überall gelebt, Sunny?«

Ich nahm die gedämpften Stimmen der anderen wahr, die Trudy willkommen hießen. Wir hatten ihnen den Rücken zugekehrt. Ich hätte gern gesehen, was vor sich ging, aber ich war auch froh, nicht abgelenkt zu werden. Ich versuchte mich auf die weinende Seele zu konzentrieren.

»Nur hier und bei den Bären. Ich bin fünf Lebensspannen dort gewesen. Aber hier gefallt es mir besser. Ich habe noch nicht mal ein viertel Leben hier verbracht!«

»Ich weiß. Glaub mir, ich kann dich verstehen. Gibt es vielleicht trotzdem irgendeinen Ort, wo du immer schon mal hinwolltest? Zu den Blumen vielleicht? Da ist es schön, ich bin schon da gewesen.«

»Ich will keine Pflanze sein«, murmelte sie an meiner Schulter.

»Die Spinnen ...«, setzte ich an, brach dann aber ab. Die Spinnen waren nicht das Richtige für Sunny.

»Ich bin die Kälte leid. Und ich mag Farben.«

»Ich weiß«, seufzte ich. »Ich bin selbst noch kein Delfin gewesen, aber ich habe gehört, dass es da schön sein soll. Farbe, Mobilität, Familie ...«

»Die sind alle so weit weg. Bis ich irgendwo ankomme, wäre Kyle schon ... er wäre ...« Sie hickste und fing dann wieder zu weinen an.

»Gibt es nicht noch mehr Möglichkeiten?«, fragte Kyle besorgt. »Sind da draußen nicht noch viel mehr Planeten?«

Ich konnte hören, wie Trudy mit der Heilerin sprach, aber ich blendete die Worte aus. Die Menschen sollten sich jetzt mal um sich selbst kümmern.

»Keine, die die interplanetaren Raumschiffe noch anfliegen«, erklärte ich ihm und schüttelte den Kopf. »Es gibt eine Menge Welten, aber nur ein paar, hauptsächlich neuere, sind noch zur

Besiedlung geöffnet. Und es tut mir leid, Sunny, aber ich muss dich weit wegschicken. Die Sucher wollen meine Freunde hier finden und wenn sie können, werden sie dich hierher zurückbringen, damit du ihnen den Weg zeigst.«

»Ich kenne den Weg ja gar nicht«, schluchzte sie. Meine Schulter war von ihren Tränen durchnässt. »Er hat mir die Augen verbunden.«

Kyle sah mich an, als könne ich irgendein Wunder vollbringen und all das zu einem guten Ende führen. Wie die Medikamente, die ich besorgt hatte, irgendeine Art Magie. Aber ich wusste, dass ich keine Magie und keine Happy Ends mehr zu bieten hatte - zumindest nicht für die Seele in dieser Zweierverbindung.

Ich sah Kyle resigniert an. »Es kommen nur die Bären, die Blumen und die Delfine in Frage«, erklärte ich ihm. »Ich werde sie nicht auf den Feuerplaneten schicken.«

Die kleine Frau schauderte beim Klang dieses Namens.

»Keine Sorge, Sunny. Die Delfine werden dir gefallen. Da ist es schön. Natürlich ist es da schön.«

Sie schluchzte heftiger.

Ich seufzte und fuhr fort.

»Sunny, ich muss dich etwas über Jodi fragen.«

Kyle verkrampfte sich neben mir.

»Was ist mit ihr?«, murmelte Sunny.

»Ist sie ... ist sie noch bei dir da drin? Kannst du sie hören?«

Sunny schniefte und sah dann zu mir auf. »Ich weiß nicht, was du meinst.«

»Spricht sie manchmal mit dir? Kannst du manchmal ihre Gedanken wahrnehmen?«

»Die meines ... Körpers? Ihre Gedanken? Sie hat keine. Das bin jetzt ich.«

Ich nickte langsam.

»Ist das schlecht?«, flüsterte Kyle.

»Ich weiß nicht genug darüber, um das beurteilen zu können. Es ist allerdings wahrscheinlich nicht gut.«

Kyles Augen verengten sich.

»Wie lange bist du schon hier, Sunny?«

Sie runzelte die Stirn und dachte nach. »Wie lange ist es her, Kyle? Fünf Jahre? Sechs? Du warst verschwunden, bevor ich nach Hause kam.«

»Sechs«, sagte er.

»Und wie alt bist du?«, fragte ich sie.

»Ich bin siebenundzwanzig.«

Das überraschte mich - sie war so klein, sah so jung aus. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass sie sechs Jahre älter war als Melanie.

»Was spielt das für eine Rolle?«, fragte Kyle.

»Ich bin mir nicht sicher. Es scheint nur so, als hätte man umso bessere Chancen, sich wieder zu ... regenerieren, je länger man ein Mensch war, bevor man eine Seele geworden ist. Je größer der Teil des Lebens ist, den sie als Menschen verbracht haben, je mehr Erinnerungen sie haben, je mehr Verbindungen, je mehr Jahre, während deren sie bei dem richtigen Namen genannt wurden ... Ich weiß es nicht.«

»Sind einundzwanzig Jahre genug?«, fragte er verzweifelt.

»Wir werden es herausfinden.«

»Das ist nicht fair!«, heulte Sunny auf. »Warum kannst du hierbleiben? Warum kannst du bleiben und ich nicht?«

Ich musste schlucken. »Nein, das wäre wirklich nicht fair. Aber ich bleibe nicht, Sunny. Ich muss auch gehen. Und zwar bald. Möglicherweise gehen wir zusammen.« Vielleicht war sie glücklicher, wenn sie dachte, ich käme mit ihr zu den Delfinen. Sobald sie es besser wusste, hätte Sunny einen anderen Wirt mit anderen Gefühlen und keine Verbindung mehr zu dem Menschen neben mir. Vielleicht. Und selbst wenn, wäre es dann zu spät. »Ich muss auch gehen, Sunny, genau wie du. Auch ich muss meinen Körper zurückgeben.«

Und dann durchbrach Ians Stimme ungläubig und schroff direkt hinter uns die Stille wie ein Peitschenhieb.

»Was?«

Zusammengeschweisst

Ian starrte so wütend auf uns drei herunter, dass Sunny vor Entsetzen zitterte. Es war komisch - als hätten Kyle und Ian die Gesichter getauscht. Außer dass Ians Gesicht immer noch makellos war heil. Schön, sogar im Zorn.

»Ian?«, fragte Kyle verwirrt. »Was ist das Problem?« »Wanda«, knurrte Ian und streckte seine Hand nach mir aus. Es sah so aus, als fiele es ihm sehr schwer, die Hand nicht zur Faust zu ballen.

Oh-oh, dachte Mel.

Ich fühlte mich ganz elend. Ich hatte mich nicht von Ian verabschieden wollen und jetzt blieb mir nichts anderes übrig. Natürlich nicht. Es wäre nicht richtig, sich wie ein Dieb davonzustehlen und Melanie das Abschiednehmen zu überlassen.

Ian packte mich am Arm und riss mich hoch. Als es so aussah, als würde Sunny mitkommen, die immer noch an mir hing, schüttelte er mich, bis sie von mir abfiel.

»Was ist los mit dir?«, wollte Kyle wissen.

Ian holte mit dem Bein aus und trat Kyle heftig ins Gesicht.

»Ian!«, protestierte ich.

Sunny warf sich vor Kyle - der die Hand vor die Nase hielt und sich bemühte, auf die Beine zu kommen - und versuchte ihn mit ihrem winzigen Körper abzuschirmen. Das brachte ihn aus dem Gleichgewicht; er kippte wieder um und stöhnte.

»Komm mit«, fuhr Ian mich an und zog mich, ohne zurückzuschauen, von ihnen weg.

»Ian ...«

Er zerrte mich so grob hinter sich her, dass ich nicht in der Lage war zu sprechen. Das war gut. Ich hatte keine Ahnung, was ich sagen sollte.

Ich sah die erschrockenen Gesichter der anderen verschwommen aufblitzen. Hoffentlich regte all das die namenlose Frau nicht auf. Sie war nicht an Wut und Gewalt gewöhnt.

Und dann blieben wir abrupt stehen. Jared versperrte den Ausgang.

»Hast du den Verstand verloren, Ian?«, fragte er entsetzt. »Was machst du mit ihr?«

»Hast du das gewusst?«, brüllte Ian zurück, wobei er mich nach vorn zog und vor Jared schüttelte. Hinter uns war ein Wimmern zu hören. Er machte ihnen Angst.

»Du tust ihr weh!«

»Weißt du, was sie vorhat?«, schrie Ian.

Jared starrte ihn an, sein Gesicht verschlossen. Er sagte nichts. Das genügte Ian als Antwort.

Ians Faust schlug so schnell zu, dass ich es kaum wahrnahm - ich spürte nur den Ruck, der durch seinen Körper ging, und sah, wie Jared nach hinten in den dunklen Gang taumelte.

»Ian, hör auf«, bat ich.

»Hör du auf«, knurrte er mich an.

Er zerrte mich durch den Bogen in den Gang und zog mich dann in Richtung Norden. Ich musste fast rennen, um mit seinen Schritten mithalten zu können.

»O'Shea!«, rief Jared hinter uns her.

»Ich tu ihr weh?«, brüllte Ian über die Schulter zurück, ohne seinen Schritt zu verlangsamen. *»Ich? Du scheinheiliges Schwein!«*

Hinter uns war jetzt nichts weiter als Stille und Schwärze. Ich stolperte durch die Dunkelheit und versuchte mit Ian Schritt zu halten.

Erst da begann ich das Pochen von Ians schmerzhaftem Griff wahrzunehmen. Seine Hand war wie ein Druckverband um meinen Oberarm geschlossen, seine langen Finger umfassten ihn mit Leichtigkeit und überlappten sich sogar. Meine Hand wurde langsam taub.

Er zog mich immer schneller hinter sich her und ich stieß ein Stöhnen aus, fast schon einen Schmerzensschrei.

Das Geräusch ließ Ian stehen bleiben. Sein Atem klang heiser in der Dunkelheit.

»Ian, Ian, ich ...« Ich verschluckte den Rest, unfähig den Satz zu beenden. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, und stellte mir sein wütendes Gesicht vor.

Plötzlich hoben mich seine Arme hoch, rissen mir die Füße weg und fingen dann meine Schultern auf, bevor ich hinfallen konnte. Mit mir auf dem Arm rannte er wieder los. Seine Hände waren nicht mehr grob und wütend wie zuvor; er drückte mich schützend an seine Brust.

Er rannte mitten durch die große Halle und kümmerte sich nicht um die überraschten und sogar misstrauischen Gesichter. Es ging im Moment so viel Ungewohntes und Unschönes in den Höhlen vor sich. Die Menschen hier - Violetta, Geoffrey, Andy, Paige, Aaron, Brandt und andere, die ich nicht sehen konnte, als wir vorbeistolperten - waren nervös. Es verunsicherte sie, Ian mit wutverzerrtem Gesicht und mit mir in den Armen geradewegs zwischen ihnen hindurchrennen zu sehen.

Und dann hatten wir sie hinter uns gelassen. Er hielt nicht an, bis wir die Türen erreichten, die vor seinem und Kyles Zimmer lehnten. Er trat die rote zur Seite - sie traf mit einem lauten Knall auf dem Steinboden auf und ließ mich auf die Matratze auf dem Boden fallen.

Ian stand über mir, seine Brust hob und senkte sich vor Anstrengung und Zorn. Für einen Augenblick wandte er sich ab und stellte die Tür mit einem sanften Ruck zurück an ihren Platz; dann funkelte er mich wieder an.

Ich holte tief Luft, kniete mich hin und streckte meine Hände mit den Handflächen nach oben aus, in der Hoffnung, irgendein Zauber würde in ihnen auftauchen. Irgendetwas, das ich ihm geben könnte, irgendetwas, das ich sagen könnte. Aber meine Hände waren leer.

»Du. Wirst. Mich. Nicht. Verlassen.« Seine Augen loderten - sie brannten heller, als ich es je gesehen hatte, wie blaue Flammen.

»Ian«, flüsterte ich. »Du musst doch verstehen, dass ... dass ich nicht bleiben kann. Das musst du doch verstehen.«

»Nein!«, schrie er mich an.

Ich zuckte zurück und unvermittelt fiel I**an** vornüber auf die Knie und warf sich auf mich, vergrub sein Gesicht an meinem Bauch und schlang mir die Arme um die Taille. Er bebte - bebte heftig - und laute, verzweifelte Schluchzer brachen aus seiner Brust hervor.

»Nein, Ian, nein«, bat ich. Das hier war noch viel schlimmer als seine Wut. »Bitte nicht. Bitte.« »Wanda«, klagte er. »Ian, bitte. Du darfst nicht so empfinden. Bitte nicht. Es tut mir so leid. Bitte.«

Ich weinte ebenfalls, zitterte ebenfalls, obwohl es auch sein konnte, dass er mich schüttelte.

»Du darfst nicht weggehen.«

»Ich muss, ich muss«, schluchzte ich.

Und eine ganze Weile weinten wir wortlos.

Seine Tränen versiegten früher als meine. Schließlich richtete er sich auf und zog mich in seine Arme. Er wartete, bis ich wieder sprechen konnte.

»Tut mir leid«, flüsterte er. »Ich war furchtbar zu dir.«

»Nein, nein. *Mir* tut es leid. Ich hätte es dir sagen müssen, als du nicht selbst darauf gekommen bist. Ich habe nur ... ich konnte es einfach nicht. Ich wollte es dir nicht sagen - dich nicht verletzen - mich nicht verletzen. Das war selbstsüchtig von mir ...«

»Wir müssen darüber reden, Wanda. Es ist noch keine beschlossene Sache. Kann es nicht sein.«

»Doch, ist es.«

Er schüttelte den Kopf und biss die Zähne zusammen. »Seit wann? Seit wann planst du das?«

»Seit die Sucherin hier aufgetaucht ist«, flüsterte ich.

Er nickte, als hätte er diese Antwort erwartet. »Und du dachtest, du müsstest dein Geheimnis preisgeben, um sie zu retten. Das kann ich verstehen. Aber das heißt nicht, dass du weggehen musst. Nur, weil Doc jetzt weiß ... das heißt doch überhaupt nichts. Wenn ich auch nur eine Minute lang gedacht hätte, dass es darauf hinausläuft, dass das eine das andere mit sich bringt, hätte ich nicht dagestanden und zugelassen, dass du es ihm zeigst. Niemand zwingt dich, dich auf seine verdammte Trage zu legen. Ich breche ihm die Hände, wenn er versucht, dich anzurühren!«

»Ian, bitte.«

»Sie können dich nicht dazu zwingen, Wanda!« Er brüllte wieder.

»Niemand zwingt mich. Ich habe Doc nicht gezeigt, wie man die Trennung durchführt, um die Sucherin zu retten«, flüsterte ich. »Dass die Sucherin hier war, hat meine Entscheidung nur ... beschleunigt. Ich habe es getan, um Mel zu retten, Ian.«

Seine Nasenflügel blähten sich und er schwieg.

»Sie ist hier drin gefangen, Ian. Es ist wie ein Gefängnis - schlimmer als das, ich kann es gar nicht beschreiben. Sie ist wie ein Geist. Und ich kann sie befreien. Ich kann ihr ihr Selbst zurückgeben.«

»Du verdienst auch zu leben, Wanda. Du verdienst zu bleiben.«

»Aber ich *liebe* sie, Ian.«

Er schloss die Augen und seine blassen Lippen wurden totenbleich.

»Und ich liebe *dich«,* flüsterte er. »Bedeutet dir das nichts?«

»Natürlich bedeutet es mir was. Unendlich viel. Aber verstehst du nicht? Das macht es nur noch ... notwendiger.«

Er schlug die Augen auf. »Ist es so unerträglich, von mir geliebt zu werden? Ist es das? Ich kann den Mund halten, Wanda. Ich werde es nie wieder sagen. Du kannst mit Jared zusammen sein, wenn du das willst. Aber bleib hier.«

»Nein, Ian!« Ich nahm sein Gesicht zwischen meine Hände - seine Haut fühlte sich hart an, sie war fest gespannt über seinen Knochen. »Nein. Ich ... ich liebe dich auch. Ich, der kleine silberne Wurm hinten in ihrem Kopf. Aber mein Körper liebt dich nicht. Ich kann dich nicht lieben. Ich kann dich in diesem Körper niemals lieben, Ian. Es zerreißt mich. Das ist unerträglich.«

Ich selbst hätte es ertragen können. Aber ihn deswegen leiden zu sehen? Das konnte ich nicht.

Er schloss erneut die Augen. Seine dicken schwarzen Wimpern waren tränennass. Ich sah, wie sie glitzerten.

Na los, seufzte Mel. *Tu, wonach auch immer dir ist. Ich ... gehe so lange nach nebenan,* fugte sie trocken hinzu.

Danke.

Ich schlang die Arme um seinen Hals und zog ihn an mich, bis unsere Lippen sich berührten.

Er hielt mich fest an seine Brust gepresst. Unsere Lippen bewegten sich miteinander, verschmolzen, als würden sie sich nie wieder voneinander lösen, als wäre unsere Trennung nicht unvermeidlich, und ich schmeckte unsere salzigen Tränen. Seine und meine.

Etwas begann sich zu verändern.

Wenn Melanies Körper Jareds Körper berührte, war es wie ein loderndes Feuer - ein Buschfeuer, das sich mit rasender Geschwindigkeit durch die Wüste fraß und alles verschlang, was sich ihm in den Weg stellte.

Mit Ian war es anders, völlig anders, weil Melanie ihn nicht so liebte wie ich. Wenn er mich berührte, war das Gefühl tiefer und langsamer als das lodernde Feuer, wie das Fließen geschmolzenen Steins weit unter der Erdoberfläche. Zu tief unten, als dass ich die Hitze spüren konnte, aber es bewegte sich unaufhaltsam vorwärts und veränderte durch seine Bewegung die Fundamente der Welt selbst.

Mein widerwilliger Körper war wie Nebel zwischen uns - ein dicker Vorhang, aber durchscheinend genug, dass ich hindurchsehen konnte, dass ich sehen konnte, was geschah.

Es veränderte *mich,* nicht sie. Es war wie ein metallurgischer Prozess tief im Innern meines Wesens, etwas, das längst begonnen hatte, bereits fast geschmiedet war. Dieser lange Kuss vervollständigte es, glühend und durchdringend - tauchte dieses neue Geschöpf mit einem Zischen in das kalte Wasser, machte es hart und endgültig. Unzerstörbar.

Und ich begann wieder zu weinen, als mir klarwurde, dass es ihn auch verändern musste, diesen Mann, der so sanft war wie eine Seele, aber so stark, wie es nur ein Mensch sein konnte.

Seine Lippen wanderten zu meinen Augen, aber es war zu spät.

Es war geschehen. »Nicht weinen, Wanda. Nicht weinen. Du bleibst bei mir.«

»Acht ganze Leben«, flüsterte ich, den Mund an seiner Wange. Die Stimme versagte mir. »Acht ganze Leben und ich habe nie jemanden gefunden, für den ich auf einem Planeten geblieben wäre, niemanden, dem ich an einen anderen Ort gefolgt wäre. Ich habe nie einen Partner gefunden. Warum ausgerechnet jetzt? Warum ausgerechnet du? Du gehörst nicht zu meiner Spezies. Wie kannst du mein Partner sein?«

»Es ist ein seltsames Universum«, murmelte er.

»Das ist nicht fair«, beklagte ich mich und wiederholte damit Sunnys Worte. Es war nicht fair. Wieso fand ich sie, die Liebe - jetzt, um kurz vor zwölf-, und musste sie zurücklassen? War es fair, dass meine Seele und mein Körper unvereinbar waren? War es fair, dass ich Melanie ebenfalls lieben musste?

War es fair, dass Ian leiden würde? Wenn jemand es verdiente, glücklich zu sein, dann er. Es war überhaupt nicht fair oder richtig oder auch nur ... *vernünftig.* Wie konnte ich ihm das nur antun?

»Ich liebe dich«, flüsterte ich.

»Sag das nicht so, als würdest du dich verabschieden.«

Aber das musste ich. »Ich, die Seele namens Wanderer, liebe dich, den Menschen Ian. Und das wird sich nie ändern, egal, was aus mir wird.« Ich wählte die Worte sorgfältig, damit keine Lüge aus meiner Stimme herauszuhören war. »Egal, ob als Delfin oder Bär oder Blume, es würde keine Rolle spielen. Ich würde dich immer lieben, mich immer an dich erinnern. Du wirst mein einziger Partner sein.«

Seine Arme wurden steif und umfassten mich dann fester. Ich konnte erneut seine Wut spüren. Das Atmen fiel mir schwer.

»Du wanderst nirgendwohin. Du bleibst hier.«

»Ian ...« Aber seine Stimme war jetzt brüsk - ärgerlich, aber auch nüchterner. »Es geht nicht nur um mich. Du bist Teil dieser Gemeinschaft und wirst nicht ohne Diskussion hier hinausgeworfen. Du bedeutest uns allen viel zu viel - sogar denen, die das niemals zugeben würden. Wir brauchen dich.« »Niemand wirft mich raus, Ian.« »Nein. Noch nicht einmal du selbst, Wanderer.« Er küsste mich erneut, jetzt grober, weil die Wut wieder in ihm aufgeflammt war. Seine Hand griff in meine Haare und er zog mein Gesicht ein paar Zentimeter von seinem weg. »Gut oder schlecht?«, wollte er wissen.

»Gut.«

»Hab ich mir gedacht«, knurrte er und küsste mich wieder. Er hatte die Arme so fest um meine Rippen geschlossen und drückte seinen Mund so heftig auf meinen, dass mir schwindlig wurde und ich nach Luft schnappte. Daraufhin lockerte er seine Umarmung ein wenig und ließ seine Lippen zu meinem Ohr wandern.

»Gehen wir.«

»Wohin? Wo gehen wir hin?« Ich würde nirgendwo hingehen, das wusste ich. Und doch klopfte mein Herz bei dem Gedanken, wegzugehen, irgendwohin, egal wohin, mit Ian. Meinem Ian. Er gehörte mir, so wie Jared mir nie gehören würde. Und so, wie Ian dieser Körper nie gehören konnte.

»Mach mir keine Schwierigkeiten, Wanderer. Ich bin halb von Sinnen.« Er zog uns beide auf die Füße.

»Wohin?«, fragte ich noch mal.

»Du gehst den östlichen Tunnel entlang, am Feld vorbei, bis zum Ende durch.«

»Zur Sporthalle?«

»Ja. Und dann wartest du dort, bis ich die anderen geholt habe.« »Warum?« Das war verrückt. Wollte er ein Spiel spielen? Um mal wieder die Anspannung zu lösen?

»Weil wir darüber diskutieren werden. Ich berufe eine Ratssitzung ein, Wanderer, und du wirst dich an unseren Beschluss halten.«

Abgeschlossen

Diesmal war es eine kleine Runde, nicht wie damals, als es um Kyles Leben gegangen war. Ian brachte nur Jeb, Doc und Jared mit. Er wusste, ohne dass man es ihm hätte sagen müssen, dass Jamie bei dieser Angelegenheit nichts zu suchen hatte.

Den Abschied von Jamie würde Melanie für mich übernehmen müssen. Das brachte ich nicht über mich, nicht bei ihm. Es war mir egal, ob das feige von mir war. Ich würde es einfach nicht tun.

Nur eine blaue Lampe, ein schwacher Lichtkreis auf dem Steinboden. Wir setzten uns an den Rand des Lichtrings; ich war allein, die vier Männer saßen mir gegenüber. Jeb hatte sogar sein Gewehr mitgebracht - als wäre es ein Gerichtshammer, der der Sache einen offiziellen Anstrich verleihen könnte.

Der Schwefelgeruch rief mir wieder die schmerzhaften Tage meiner Trauer in Erinnerung; es gab ein paar Erinnerungen, deren Verlust ich nicht bedauern würde, wenn ich nicht mehr da war.

»Wie geht es ihr?«, fragte ich Doc beim Hinsetzen, bevor sie anfangen konnten. Diese Sitzung war Zeitverschwendung und Zeit hatte ich nicht mehr viel. Ich hatte jetzt wichtigere Dinge im Kopf.

»Welcher?«, erwiderte er müde.

Ich starrte ihn ein paar Sekunden lang an, dann bekam ich große Augen. »Sunny ist weg? Jetzt schon?«

»Kyle fand es grausam, sie noch länger leiden zu lassen. Sie war ... unglücklich.«

»Ich wünschte, ich hätte mich von ihr verabschieden können«, murmelte ich vor mich hin. »Und ihr viel Glück wünschen können. Wie geht es Jodi?«

»Sie hat bisher nicht reagiert.«

»Und der Körper der Heilerin?«

»Trudy hat sie mitgenommen. Ich glaube, sie wollten ihr was zu essen besorgen. Sie versuchen, einen vorläufigen Namen für sie zu finden, der ihr gefällt, damit wir sie nicht immer *der Körper* nennen müssen.« Er lächelte trocken.

»Es wird alles in Ordnung kommen mit ihr. Ich bin sicher«, sagte ich und versuchte selbst daran zu glauben. »Und mit Jodi auch. Es wird alles gut.«

Niemand hinterfragte meine Lügen. Sie wussten, dass ich mich vor allem selbst davon zu überzeugen versuchte.

Doc seufzte. »Ich will Jodi nicht allzu lange allein lassen. Falls sie irgendwas braucht.«

»Richtig«, pflichtete ich ihm bei. »Bringen wir es hinter uns.« Je schneller, desto besser. Denn es spielte keine Rolle, was hier entschieden wurde; Doc hatte sich mit meinen Bedingungen einverstanden erklärt. Und trotzdem hoffte ein dummer Teil von mir ... hoffte, dass es eine Möglichkeit gab, alle Probleme zu lösen, so dass ich bei Ian bleiben konnte und Mel bei Jared, ohne dass irgendjemand auch nur im Geringsten leiden musste. Es war das Beste, diese unsinnige Hoffnung schnell zunichtezumachen.

»Okay«, sagte Jeb. »Wanda, was ist deine Position?«

»Ich gebe Melanie zurück.« Entschlossen, kurz - kein Grund, etwas dagegen einzuwenden.

»Und deine, Ian?«

»Wir brauchen Wanda hier.«

Entschlossen, kurz - er machte es mir nach.

Jeb nickte vor sich hin. »Das ist ganz schon knifflig. Wanda warum sollte ich mich auf deine Seite schlagen?«

»Wenn du an ihrer Stelle wärst, würdest du deinen Körper zurückwollen. Das kannst du Melanie nicht verwehren.«

»Ian?«, fragte Jeb.

»Wir müssen das große Ganze im Auge behalten. Wanda hat hier für mehr Gesundheit und Sicherheit gesorgt, als wir je hatten. Sie ist unerlässlich für das Überleben unserer Gemeinschaft - das der gesamten menschlichen Spezies. Eine Einzelperson darf dem nicht im Wege stehen.«

Er hat Recht.

Dich hat keiner gefragt.

Jared meldete sich zu Wort. »Wanda, was sagt Mel dazu?«

Ha, sagte Mel.

Ich blickte Jared in die Augen und etwas überaus Seltsames geschah. Das ganze Verschmelzen und Zusammenschweißen, das ich gerade durchlebt hatte, wurde beiseite gewischt - in einen

winzigen Teil meines Körpers, die kleine Ecke, die ich physisch belegte. Der Rest von mir sehnte sich nach Jared, mit demselben verzweifelten, fast schon wahnsinnigen Verlangen, das ich verspürte, seit ich ihm hier zum ersten Mal begegnet war. Dieser Körper gehörte weder mir noch Melanie - er gehörte ihm.

Hier drin war wirklich nicht genug Platz für uns zwei.

»Melanie will ihren Körper zurückhaben. Sie will ihr eigenes Leben zurück.«

Du lügst. Sag ihnen die Wahrheit.

Nein.

»Du lügst«, sagte Ian. »Ich sehe doch, dass du mit ihr streitest. Ich bin sicher, dass sie mit mir einer Meinung ist. Sie ist ein guter Mensch. Sie weiß, wie sehr wir dich brauchen.«

»Mel weiß alles, was ich weiß. Sie wird euch helfen können. Und der Wirtskörper der Heilerin auch. Sie weiß mehr, als ich je gewusst habe. Ihr werdet klarkommen. Ihr seid auch klargekommen, bevor ich hier aufgetaucht bin. Ihr werdet überleben, genau wie früher.«

Jeb seufzte und runzelte die Stirn. »Ich weiß nicht, Wanda. Ians Argument ist schon sehr überzeugend.«

Ich warf dem alten Mann einen finsteren Blick zu und sah, dass Jared das Gleiche tat. Ich zog mich aus diesem Kräftemessen zurück, um auch Doc grimmig anzufunkeln.

Unsere Blicke begegneten sich und sein Gesicht verzog sich schmerzlich. Er verstand, woran ich ihn erinnerte. Er hatte mir sein Wort gegeben. Diese Ratssitzung änderte daran nichts.

Ian beobachtete Jared - er nahm unseren schweigenden Blickwechsel nicht wahr.

»Jeb«, protestierte Jared. »Es gibt nur eine mögliche Entscheidung hier. Das weißt du auch.«

»Ist das so, Junge? Ich habe eher den Eindruck, es gibt ein ganzes Fass davon.«

»Das ist Melanies Körper!«

»Und Wandas.«

Jared blieb die Antwort im Hals stecken und er musste noch mal neu ansetzen. »Du kannst Mel nicht da drin gefangen lassen - das wäre das Gleiche wie Mord, Jeb.«

Ian beugte sich in den Lichtkreis vor, sein Gesicht war plötzlich wieder wütend. »Und was bitte tust du Wanda damit an, Jared? Und uns anderen, wenn du sie uns wegnimmst?«

»Die anderen sind dir doch scheißegal! Du willst Wanda doch bloß auf Melanies Kosten für dich behalten - alles andere interessiert dich doch gar nicht.«

»Und du willst Melanie auf Wandas Kosten für dich behalten - alles andere interessiert *dich* nicht! Und weil wir da eine Pattsituation haben, geht es darum, was das Beste für alle anderen ist.«

»Nein! Es geht darum, was Melanie will! Es ist ihr Körper!«

Sie hatten beide wütend die Fäuste geballt und sich halb aufgerichtet.

»Immer mit der Ruhe, Jungs! Immer mit der Ruhe«, befahl Jeb. »Das hier ist eine Ratssitzung und wir werden ruhig bleiben und nicht den Kopf verlieren. Wir müssen beide Seiten durchdenken.«

»Jeb ...«, setzte Jared an.

»Sei still.« Jeb kaute eine ganze Weile an seiner Unterlippe herum. »Okay, jetzt kommt meine Sicht der Dinge. Wanda hat Recht ...«

Ian sprang auf.

»Ganz ruhig! Setz dich wieder hin und lass mich ausreden.«

Jeb wartete, bis Ian sich wieder hingesetzt hatte.

»Wanda hat Recht«, sagte Jeb. »Mel muss ihren Körper zurückbekommen. *Aber«,* fügte er schnell hinzu, als Ian sich wieder anspannte, »aber mit dem Rest bin ich nicht einverstanden, Wanda. Ich glaube, dass wir dich ziemlich dringend brauchen. Da draußen sind Sucher, die hinter uns her sind, und du kannst mit ihnen reden. Wir anderen können das nicht. Du rettest Leben. Ich muss das Wohlergehen meiner Leute im Blick behalten.«

»Also beschaffen wir ihr einen anderen Körper«, knurrte Jared. »Das ist ja wohl klar.«

Doc hob sein sorgenzerfurchtes Gesicht. Jebs weiße, raupenartige Augenbrauen berührten seinen Haaransatz. Ian bekam große Augen und kräuselte die Lippen. Er sah mich nachdenklich an ...

»Nein! *Nein!*« Ich schüttelte energisch den Kopf.

»Warum nicht, Wanda?«, fragte Jeb. »Für mich hört sich das nach keiner schlechten Idee an.«

Ich schluckte und holte tief Luft, damit meine Stimme nicht überschnappte. »Jeb. Hör mir gut zu, Jeb. Ich bin es leid, ein Parasit zu sein. Verstehst du? Glaubst du, ich will in einen anderen Körper eingesetzt werden und wieder von vorne anfangen? Muss ich mich ewig schuldig fühlen, weil ich jemandem sein Leben wegnehme? Muss ich damit leben, dass mich jemand hasst? Ich bin ja kaum noch eine Seele - ich mag euch brutale Menschen viel zu sehr. Es ist nicht richtig, dass ich hier bin, und ich finde es furchtbar, dieses Gefühl zu haben.«

Ich holte erneut Luft und sprach durch die Tränen hindurch, die mir über das Gesicht liefen. »Und was, wenn sich die Dinge verändern? Was, wenn ihr mich in jemand anderen einsetzt, ein anderes Leben stehlt und es schiefgeht? Was, wenn es diesen Körper zu einer anderen Liebe zieht, zurück zu den Seelen? Was, wenn ihr mir nicht mehr vertrauen könnt? Was, wenn ich euch dann verrate? Ich will euch nicht verletzen!«

Der erste Teil war die reine und ungeschminkte Wahrheit, aber der zweite Teil waren wilde Lügengespinste. Ich hoffte, sie hörten das nicht. Es war ganz hilfreich, dass die Worte kaum mehr zu verstehen waren, nachdem ich angefangen hatte zu schluchzen. Ich würde sie niemals verletzen. Was hier mit mir passiert war, würde sich nie wieder verändern, war zu einem Teil der winzigsten Atome, aus denen mein kleiner Körper bestand, geworden. Aber wenn ich ihnen einen Grund lieferte, Angst vor mir zu haben, würden sie vielleicht das Unausweichliche leichter akzeptieren.

Und ausnahmsweise hatte ich mit meinen Lügen Erfolg. Ich sah den besorgten Blick, den Jared und Jeb wechselten. Daran hatten sie nicht gedacht - dass ich unzuverlässig werden konnte, eine Gefahr. Ian rutschte bereits näher, um mich in den Arm zu nehmen. Er trocknete meine Tränen an seiner Brust.

»Schon gut, Liebes. Du musst niemand anders werden. Nichts wird sich ändern.«

»Warte mal, Wanda«, sagte Jeb und seine gewitzten Augen durchbohrten mich plötzlich. »Was nützt es dir eigentlich, auf einen anderen Planeten zu fliegen? Auch da wirst du weiter ein Parasit sein.«

Ian fuhr bei dem unfreundlichen Wort zusammen.

Und ich zuckte ebenfalls zusammen, weil Jeb mich wie immer zu gut durchschaute.

Sie warteten auf meine Antwort, alle außer Doc, der die wahre Antwort kannte. Die, die ich nicht geben würde.

Ich versuchte, nur Wahres zu sagen. »Auf anderen Planeten ist das etwas anderes, Jeb. Da gibt es keinerlei Widerstand ... Und die Wirte selbst sind auch anders. Sie sind nicht so ausgeprägte Individuen wie die Menschen, ihre Emotionen sind so viel gemäßigter. Es fühlt sich nicht so an, als würde man jemandem sein Leben wegnehmen. Nicht so wie hier. Niemand wird mich hassen. Und ich bin zu weit weg, um euch zu schaden, ihr seid sicherer ...«

Der letzte Teil klang zu sehr nach der Lüge, die es war, so dass ich abbrach.

Jeb sah mich mit zusammengekniffenen Augen an und ich wandte den Blick ab.

Ich versuchte Doc nicht anzuschauen, aber einen kurzen Blick konnte ich mir nicht verkneifen, um sicherzugehen, dass er verstanden hatte. Er sah mich mit traurigen Augen durchdringend an und ich war sicher, dass dem so war.

Als ich schnell meinen Blick senkte, sah ich, dass Jared Doc ebenfalls anstarrte. Hatte er unsere stumme Kommunikation bemerkt?

Jeb seufzte. »Schöne Scheiße.« Er schnitt eine Grimasse, als er einen Ausweg aus dem Dilemma zu finden versuchte.

»Jeb ...«, sagten Ian und Jared gleichzeitig. Sie hielten beide inne und funkelten sich böse an.

Das war alles Zeitverschwendung und mir blieben nur noch ein paar Stunden. Nur noch ein paar wenige Stunden, das war mir jetzt klar.

»Jeb«, sagte ich sanft und meine Stimme war über dem Rauschen der Quelle kaum zu hören. Alle sahen mich an. »Ihr müsst es ja nicht jetzt sofort entscheiden. Doc muss nach Jodi

sehen und ich würde sie auch gern besuchen. Außerdem habe ich heute den ganzen Tag noch nichts gegessen. Warum schlaft ihr nicht noch mal drüber? Wir können morgen weiterreden. Wir haben noch genug Zeit, darüber nachzudenken.«

Lügen. Merkten sie es?

»Das ist eine gute Idee, Wanda. Ich denke, wir alle hier könnten eine Verschnaufpause gebrauchen. Geh dir was zu essen holen und wir überschlafen die Sache noch mal.«

Ich achtete sorgfältig darauf, Doc nicht anzugucken, selbst als ich jetzt mit ihm sprach.

»Nach dem Essen komme ich vorbei, um dir mit Jodi zu helfen, Doc. Bis dann.«

»Okay«, sagte Doc misstrauisch.

Warum konnte er seiner Stimme keinen beiläufigen Klang geben? Er war doch ein Mensch - er müsste eigentlich ein guter Lügner sein.

»Hunger?«, murmelte Ian und ich nickte. Ich ließ mir von ihm aufhelfen. Er griff nach meiner Hand und ich wusste, dass er mich von jetzt an immer gut festhalten würde. Das beunruhigte mich nicht. Er schlief sehr tief, genau wie Jamie.

Als wir den dunklen Raum verließen, spürte ich deutlich die Augen, die auf meinen Rücken gerichtet waren, aber ich war mir nicht sicher, zu wem sie gehörten.

Es gab noch ein paar Dinge zu erledigen. Drei, um genau zu sein. Drei letzte Angelegenheiten, die ich noch abschließen wollte.

Als Erstes aß ich.

Es wäre nicht sehr nett gewesen, Melanie einen hungrigen Körper zu hinterlassen. Außerdem war das Essen besser geworden, seit ich auf Beutetour ging. Etwas, auf das man sich freuen konnte, anstatt es einfach zu ertragen.

Ich schickte Ian etwas zu essen holen, während ich mich in dem Feld versteckte, in dem jetzt halbhohe Weizenhalme den Mais ersetzten. Ich sagte Ian die Wahrheit, damit er mir half: Ich wollte Jamie aus dem Weg gehen. Ich wollte nicht, dass Jamie diese Entscheidung mitbekam. Es wäre schwieriger für ihn als für Jared oder Ian - sie standen beide ganz klar auf einer Seite. Jamie liebte uns beide; es würde ihn zerreißen.

Ian diskutierte nicht mit mir. Wir aßen schweigend, sein Arm fest um meine Taille geschlungen.

Als Zweites ging ich nach Sunny und Jodi sehen.

Ich hatte erwartet, drei leuchtende Tiefkühlbehälter auf Docs Schreibtisch stehen zu sehen, und war überrascht, als dort in der Mitte weiterhin nur die beiden Heiler standen. Doc und Kyle beugten sich über das Feldbett, auf dem die reglose Jodi lag. Ich eilte zu ihnen hinüber, kurz davor, nach Sunnys Verbleib zu fragen, aber als ich näher kam, sah ich, dass Kyle einen belegten Tiefkühlbehälter im Arm hielt.

»Geh da bloß vorsichtig mit um«, murmelte ich.

Doc hatte Jodis Handgelenk umfasst und zählte leise ihren Puls. Er kniff die Lippen zusammen, als er meine Stimme hörte, und musste wieder von vorn anfangen.

»Ja, das hat Doc auch schon gesagt«, sagte Kyle, ohne Jodis Gesicht aus den Augen zu lassen. Auf beiden Seiten unter seinen Augen bildeten sich dunkle blaue Flecken. War seine Nase wieder gebrochen? »Ich bin vorsichtig. Ich ... wollte sie einfach nicht allein da stehenlassen. Sie war so traurig und so ... süß.«

»Ich bin sicher, sie würde sich darüber freuen, wenn sie es wüsste.«

Er nickte, wobei er immer noch Jodi anstarrte. »Gibt es irgendwas, das ich tun sollte? Kann ich irgendwie helfen?«

»Sprich mit ihr, sag ihren Namen, rede über Sachen, an die sie sich erinnern kann. Vielleicht sogar über Sunny. Das hat beim Wirtskörper der Heilerin auch funktioniert.«

»Bei Mandy«, verbesserte mich Doc. »Sie sagt, das ist zwar noch nicht der richtige Name, aber nah dran.«

»Mandy«, wiederholte ich. Nicht, dass ich den Namen hätte behalten müssen. »Wo ist sie?«

»Bei Trudy - das war eine gute Idee. Trudy ist genau die Richtige dafür. Ich glaube, sie hat sie dazu gebracht, ein bisschen zu schlafen.«

»Das ist gut. Mandy wird schon wieder.«

»Das hoffe ich.« Doc lächelte, was jedoch nicht viel an seinem betrübten Gesichtsausdruck änderte. »Ich habe eine Menge Fragen, die ich ihr stellen will.«

Ich sah die kleine Frau an - es fiel mir immer noch schwer zu glauben, dass sie älter war als der Körper, in dem ich mich befand. Ihr Gesicht war schlaff und ausdruckslos. Das machte mir ein bisschen Angst - sie war so überaus lebendig gewesen, als sie Sunny in sich gehabt hatte. Würde Mel...?

Ich bin noch hier.

Ich weiß. Du wirst da sein.

Wie Lacey. Sie schauderte, genau wie ich.

Sicher nicht wie Lacey.

Ich berührte sanft Jodis Ann. Sie war Lacey in vielerlei Hinsicht sehr ähnlich. Olivfarbene Haut, schwarze Haare und so winzig. Sie hätten beinahe Schwestern sein können, nur dass Jodis liebenswürdiges, blasses Gesicht niemals so abstoßend aussehen könnte.

Kyle hielt wortlos ihre Hand.

»Sprich mit ihr, Kyle«, sagte ich. Ich streichelte erneut ihren Arm. »Jodi? Jodi, kannst du mich hören? Kyle wartet auf dich, Jodi. Er hat eine Menge Arger in Kauf genommen, um dich hierherzuholen - alle, die ihn kennen, würden ihn am liebsten windelweich prügeln.« Ich grinste den großen Mann spöttisch an und seine Mundwinkel bogen sich nach oben, obwohl er nicht aufsah und mein Lächeln daher nicht bemerkte.

»Nicht, dass dich das überraschen würde«, sagte Ian neben mir. »Das ist ja nichts Neues, hm, Jodi? Es ist schön, dich wiederzusehen. Obwohl ich mich frage, ob du das genauso siehst. Es war bestimmt mal ganz nett, diesen Idioten länger nicht zu Gesicht zu bekommen.«

Kyle hatte bis jetzt nicht bemerkt, dass sein Bruder auch da war, seine Hand wie ein Schraubstock um meine geschlossen.

»Du erinnerst dich doch an Ian? Er hat es nie mit mir aufnehmen können, aber er versucht es immer noch. Hey, Ian«, fügte Kyle hinzu, ohne seinen Blick zu heben. »Willst du mir vielleicht etwas sagen?«

»Eigentlich nicht.«

»Ich warte auf eine Entschuldigung.«

»Da kannst du lange warten.«

»Stell dir vor, Jodi, er hat mich ins Gesicht getreten. Einfach so.«

»Wer braucht dazu schon einen Grund, was, Jodi?«

Der Schlagabtausch zwischen den Brüdern war auf eigenartige Weise sehr nett. Jodis Anwesenheit sorgte dafür, dass er leichthin und spielerisch ablief. Freundlich und witzig. Ich wäre dafür aufgewacht. Wenn ich Jodi gewesen wäre, hätte ich längst gelächelt.

»Weiter so, Kyle«, murmelte ich. »Genau so. Sie kommt bestimmt zurück.«

Ich wünschte, ich würde Gelegenheit haben, sie kennenzulernen, zu sehen, wie sie war. Ich hatte nur Sunnys Mimik und Gestik vor Augen.

Wie würde es für alle hier sein, Melanie zum ersten Mal zu treffen? Würde ihnen alles unverändert vorkommen, so als gäbe es keinen Unterschied? Würden sie überhaupt begreifen, dass ich weg war, oder würde Melanie einfach meine Rolle übernehmen?

Vielleicht würde sie ihnen auch völlig anders vorkommen. Vielleicht würden sie sich wieder ganz neu an sie gewöhnen müssen. Vielleicht würde sie hier besser hineinpassen, als es bei mir je der Fall gewesen war. Ich stellte sie mir - was bedeutete, mich - umringt von lauter freundlichen Gesichtern vor. Stellte mir vor, wie wir Freedom auf dem Arm hätten und all die Menschen, die mir nie vertraut hatten, uns lächelnd willkommen hießen.

Warum trieb mir das die Tränen in die Augen? War ich wirklich so eifersüchtig?

Nein, versicherte mir Mel. *Und sie werden dich vermissen - natürlich werden sie das. Die Besten hier werden deinen Verlust betrauern.*

Sie schien meine Entscheidung endlich akzeptiert zu haben.

Ich habe sie nicht akzeptiert, widersprach sie mir. *Ich sehe nur keine Möglichkeit, dich davon abzuhalten. Ich kann fühlen, wie nah es bevorsteht. Und ich habe auch Angst, ist das nicht komisch? Ich bin vollkommen verängstigt.*

Dann sind wir schon zwei.

»Wanda?«, sagte Kyle.

»Ja?«

»Es tut mir leid.«

»Äh ... was?«

»Dass ich versucht habe, dich umzubringen«, sagte er beiläufig. »Ich glaube, das war wirklich nicht in Ordnung.«

Ian keuchte. »Bitte sag mir, dass du irgendein Aufnahmegerät zur Hand hast, Doc.«

»Nein. Tut mir leid, Ian.«

Ian schüttelte den Kopf. »Dieser Augenblick sollte wirklich festgehalten werden. Ich hätte nie gedacht, dass ich irgendwann den Moment erleben würde, in dem Kyle O'Shea einen Fehler eingesteht. Komm schon, Jodi. Da müsstest du doch schon allein vor lauter Schreck aufwachen.«

»Jodi, Schatz, willst du mich nicht verteidigen? Sag Ian, dass ich bisher eben noch nie einen Fehler *gemacht* habe.« Er gluckste.

Es war schön zu wissen, dass Kyle mich akzeptiert hatte, bevor ich wegging. Das war mehr, als ich erwartet hatte.

Ich konnte hier nichts mehr tun. Es gab keinen Grund, hierzubleiben. Jodi würde entweder zurückkommen oder auch nicht, aber wie die Sache auch ausging, es würde mich nicht von meinem Weg abbringen.

Also schritt ich zu meiner dritten und letzten Tat: Ich log.

Ich trat einen Schritt zurück, holte tief Luft und räkelte mich.

»Ich bin müde, Ian«, sagte ich.

War das wirklich eine Lüge? Es klang gar nicht so falsch. Dies war ein langer, langer Tag gewesen, mein letzter Tag. Mir wurde bewusst, dass ich die ganze Nacht auf den Beinen gewesen war. Seit der letzten Tour hatte ich nicht mehr geschlafen; ich musste vollkommen erschöpft sein.

Ian nickte. »Das kann ich mir vorstellen. Hast du die ganze Nacht bei der Heil... bei Mandy gewacht?«

»Jaa«, gähnte ich.

»Gute Nacht, Doc«, sagte Ian und zog mich zum Ausgang. »Viel Glück, Kyle. Morgen früh kommen wir wieder.«

»Nacht, Kyle«, murmelte ich. »Bis dann, Doc.«

Doc warf mir einen bösen Blick zu, aber Ian hatte ihm den Rücken zugekehrt und Kyle starrte Jodi an. Ich hielt seinem Blick stand.

Ian begleitete mich durch den schwarzen Tunnel, ohne etwas zu sagen. Ich war froh, dass er nicht in der Stimmung für ein Gespräch war. Ich hätte mich nicht darauf konzentrieren können. Mein Magen verkrampfte und verknotete sich.

Ich war fertig- alle meine Aufgaben waren erledigt. Jetzt musste ich nur noch ein bisschen abwarten, ohne einzuschlafen. Obwohl ich so müde war, hielt ich das für kein Problem. Mein Herz hämmerte, als schlüge mir eine Faust von innen gegen die Rippen.

Kein Zaudern mehr. Es musste heute Nacht geschehen und das wusste auch Mel. Was heute mit Ian passiert war, hatte mir das deutlich gemacht. Je länger ich blieb, umso mehr Tränen und Diskussionen und Kämpfe würde ich verursachen. Und umso größer war die Gefahr, dass ich oder jemand anders sich verplapperte und Jamie die Wahrheit herausfand. Sollte Mel ihm hinterher alles erklären. Es war besser so.

Vielen Dank, dachte Mel; die Wörter brachen geradezu aus ihr heraus und ihr Sarkasmus war von Angst eingefärbt.

Tut mir leid. Es macht dir doch nicht allzu viel aus?

Sie seufzte. *Wie könnte es mir etwas ausmachen? Ich würde alles tun, worum du mich bittest, Wanda.*

Pass für mich auf sie auf

Das würde ich sowieso tun.

Auf Ian auch.

Wenn er mich lässt. Ich habe das Gefühl, dass er mich nicht besonders mögen wird.

Auch wenn er dich nicht lässt.

Ich tu für ihn, was ich kann, Wanda. Versprochen.

Vor der roten und der grauen Tür, die den Eingang zu seinem Zimmer verdeckten, blieb Ian im Gang stehen. Er hob fragend die Augenbrauen und ich nickte. Sollte er glauben, dass ich mich immer noch vor Jamie verstecken wollte. Das stimmte schließlich auch.

Ian schob die rote Tür zur Seite und ich ging geradewegs zu der rechten Matratze hinüber. Ich rollte mich darauf zusammen, verkrallte meine zitternden Hände vor meinem klopfenden Herzen ineinander und versuchte sie hinter meinen Knien zu verstecken.

Ian legte sich hinter mich und zog mich an sich. Sollte er ruhig - ich wusste, dass er sich in alle Richtungen ausstrecken würde, wenn er schlief-, außer dass er so spürte, wie sehr ich zitterte.

»Es wird alles gut, Wanda. Ich weiß, dass wir einen Ausweg finden werden.«

»Ich liebe dich über alles, Ian.« Es war die einzig mögliche Art, mich von ihm zu verabschieden. Die einzige Art, die er akzeptieren würde. Ich weiß, er würde sich daran erinnern und es später verstehen. »Ich liebe dich mit meiner ganzen Seele.«

»Ich liebe dich auch über alles, Wanderer.«

Er schmiegte sein Gesicht an meins, bis er meine Lippen fand, dann küsste er mich, langsam und zärtlich, wie der träge Strom des geschmolzenen Gesteins, der in der Dunkelheit inmitten der Erde anschwoll, bis mein Zittern nachließ.

»Schlaf jetzt, Wanda. Das kann alles bis morgen warten. Für heute Nacht reicht es.«

Ich nickte, wobei mein Gesicht an seinem entlangstrich, und seufzte.

Ian war ebenfalls müde, und ich musste nicht lange warten. Ich starrte an die Decke. Die Sterne über den Rissen hatten sich weiterbewegt - wo vorher nur zwei gewesen waren, konnte ich jetzt drei sehen. Ich beobachtete, wie sie vor der Schwärze des Universums blinkten und pulsierten. Sie übten keine Anziehungskraft auf mich aus. Ich verspürte keinerlei Wunsch, mich dazuzugesellen. Ians Arme fielen nacheinander von mir ab. Er rollte auf den Rücken und murmelte im Schlaf. Ich wagte es nicht, noch länger zu warten; ich wäre zu gerne geblieben - um neben ihm einzuschlafen und noch einen weiteren Tag zu stehlen.

Ich bewegte mich vorsichtig, aber es bestand keine Gefahr, dass er aufwachte. Er atmete tief und regelmäßig und würde erst morgen früh wieder die Augen aufschlagen.

Ich drückte ihm einen sanften Kuss auf seine glatte Stirn, dann stand ich auf und schlüpfte durch die Tür.

Es war nicht sehr spät und die Höhlen waren noch nicht leer. Ich konnte den Widerhall von Stimmen hören, ein seltsames Echo, das von wer weiß wo stammen konnte. Ich begegnete niemandem, bis ich die große Höhle erreichte. Geoffrey, Heath

und Lily kamen gerade aus der Küche. Ich hielt die Augen gesenkt, obwohl ich sehr froh war, Lily zu sehen. Aus den Augenwinkeln konnte ich erkennen, dass sie zumindest aufrecht ging, mit gestrafften Schultern. Lily war stark. Wie Mel. Sie würde es auch schaffen.

Ich eilte auf den südlichen Gang zu und war erleichtert, als ich in den Schutz der dortigen Schwärze eintauchte. Erleichtert und verschreckt. Jetzt war es wirklich vorbei.

Ich habe solche Angst, wimmerte ich.

Bevor Mel antworten konnte, legte sich mir in der Dunkelheit eine schwere Hand auf die Schulter.

»Wohin des Wegs?«

Beendet

Der Griff war so fest, dass ich vor Entsetzen aufschrie; ich war so erschrocken, dass mein Schrei bloß ein atemloses Quieken war.

»Entschuldige!« Jared legte mir beruhigend den Arm um die Schultern. »Tut mir leid. Ich wollte dich nicht erschrecken.«

»Was machst du hier?«, fragte ich, immer noch atemlos.

»Dir folgen. Ich bin dir schon die ganze Nacht gefolgt.«

»Okay, dann hör jetzt auf damit.«

In der Dunkelheit war ein Zögern zu spüren und sein Arm rührte sich nicht von der Stelle. Ich duckte mich darunter weg, aber er packte mich am Handgelenk. Sein Griff war fest; ich würde seine Hand nicht einfach abschütteln können.

»Bist du auf dem Weg zu Doc?«, fragte er und es war keinerlei Unsicherheit in seiner Frage. Es war offensichtlich, dass er nicht von einem Höflichkeitsbesuch sprach.

»Natürlich«, zischte ich, damit er die Panik in meiner Stimme nicht bemerkte. »Was sollte ich nach dem heutigen Tag wohl sonst tun? Es wird ja nicht besser. Und das hier ist nicht Jebs Entscheidung.«

»Ich weiß. Ich bin ganz deiner Meinung.«

Es machte mich wütend, dass diese Worte mich immer noch verletzen konnten, mir die Tränen in die Augen trieben. Ich versuchte, an Ian zu denken - er war mein Anker, wie Kyle es irgendwie für Sunny gewesen war -, aber es fiel mir schwer angesichts von Jareds Hand an meinem Handgelenk und seinem Geruch in meiner Nase. Als wenn man versuchte, den Klang einer Geige herauszuhören, während sämtliche Schlaginstrumente drauflostrommelten ...

»Dann lass mich gehen, Jared. Geh weg. Ich möchte allein sein.« Die Worte kamen heftig und schnell und hart heraus. Es war leicht zu hören, dass ich nicht log.

»Ich sollte dich begleiten.«

»Du kriegst Melanie schon früh genug wieder«, fuhr ich ihn an. »Ich bitte dich nur um ein paar Minuten. Die kannst du mir ja wohl zugestehen.«

Wieder eine Pause; seine Hand blieb, wo sie war.

»Wanda, ich würde deinetwegen mitkommen.«

Meine Tränen begannen zu laufen. Ich war dankbar für die Dunkelheit.

»So würde es sich aber nicht anfühlen«, flüsterte ich. »Also hat es keinen Zweck.«

Jared durfte nicht dabei sein. Ich konnte nur Doc vertrauen. Nur er hatte mir sein Versprechen gegeben. Und ich würde diesen Planeten nicht verlassen. Ich würde nicht als Delfin oder Blume leben und ewig um die Lieben trauern, die ich zurückgelassen hatte, die bereits alle tot sein würden, sobald ich meine Augen wieder öffnete - vorausgesetzt, ich hatte überhaupt welche. Das hier war mein Planet und keiner würde mich zwingen, ihn zu verlassen. Ich würde im Staub zurückbleiben, in der dunklen Grotte neben meinen Freunden. Ein menschliches Grab für den Menschen, der ich geworden war.

»Aber Wanda, ich ... es gibt so viel, was ich dir sagen muss.«

»Ich will deine Dankbarkeit nicht, Jared. Das kannst du mir glauben.«

»Was willst du dann?«, flüsterte er mit erstickter Stimme. »Ich würde dir alles geben.«

»Pass auf meine Familie auf. Lass nicht zu, dass die anderen sie umbringen.«

»Natürlich passe ich auf sie auf«, erwiderte er brüsk auf meine Bitte. »Ich meinte dich. Was kann ich *dir* geben?«

»Ich kann nichts mitnehmen, Jared.«

»Noch nicht einmal eine Erinnerung, Wanda? Was wünschst du dir?«

Mit meiner freien Hand wischte ich mir die Tränen ab, aber es half nicht viel. Zu schnell folgten weitere nach. Nein, ich konnte noch nicht einmal eine Erinnerung mitnehmen.

»Was kann ich dir geben, Wanda?«, beharrte er.

Ich holte tief Luft und versuchte zu vermeiden, dass meine Stimme zitterte.

»Gib mir eine Lüge, Jared. Sag mir, ich soll bleiben.«

Diesmal zögerte er nicht. Er umarmte mich im Dunkeln und hielt mich fest an seine Brust gepresst. Er drückte seine Lippen auf meine Stirn und ich spürte seinen Atem in meinen Haaren, während er sprach.

Melanie hielt in meinem Kopf die Luft an. Sie versuchte sich wieder zu vergraben, versuchte mir für diese letzten Minuten meine Freiheit zu geben. Vielleicht hatte sie auch Angst, diesen Lügen zu lauschen. Sie wollte sich nicht daran erinnern müssen, wenn ich nicht mehr da war.

»Bleib hier, Wanda. Bei uns. Bei *mir.* Ich will nicht, dass du gehst. Bitte. Ich kann mir ein Leben ohne dich nicht vorstellen. Ich kann es mir einfach nicht vorstellen. Ich weiß nicht, wie ... wie ...« Seine Stimme versagte.

Er war ein sehr guter Lügner. Und er musste sich sehr sicher sein, dass meine Entscheidung unumstößlich war, um all diese Dinge zu sagen.

Ich lehnte mich noch einen Moment an ihn, aber ich konnte spüren, wie mich die Zeit von ihm wegzog. Die Zeit war um. Die Zeit war um.

»Danke«, flüsterte ich und versuchte mich loszumachen.

Seine Arme hielten mich fester. »Ich bin noch nicht fertig.«

Unsere Gesichter waren nur Zentimeter voneinander entfernt. Er zog mich noch näher, und sogar hier und jetzt, kurz vor meinem letzten Atemzug auf diesem Planeten, konnte ich mich seinem Sog nicht entziehen. Benzin und offenes Feuer - wir explodierten erneut.

Diesmal war es allerdings nicht dasselbe. Das konnte ich spüren. Diesmal war ich gemeint. Es war mein Name, den er stöhnte, als er diesen Körper umfasst hielt - und er dachte an ihn als an meinen Körper, dachte an mich. Ich konnte den Unterschied spüren. Einen Augenblick lang gab es nur uns beide, nur Wanderer und Jared, und wir brannten.

Es hat nie einen besseren Lügner gegeben als Jared und seinen Körper in meinen letzten Minuten und dafür war ich ihm dankbar. Ich konnte es nicht mitnehmen, da ich nirgendwohin ging, aber es linderte den Abschiedsschmerz ein wenig. Ich konnte der Lüge glauben. Ich konnte ihm glauben, dass er mich so sehr vermissen würde, dass es vielleicht sogar seine Freude trüben könnte. Es war nicht richtig von mir, es mir zu wünschen, aber es fühlte sich trotzdem gut an, es zu glauben.

Ich konnte die Zeit nicht länger ignorieren, die Sekunden, die tickten wie ein Countdown. Sogar in Flammen konnte ich fühlen, wie sie an mir zerrten, mich in den dunklen Gang sogen. Mich von all dieser Hitze und diesen Gefühlen wegzogen.

Es gelang mir, meine Lippen von seinen zu lösen. Wir keuchten in der Dunkelheit, unser Atem fühlte sich warm an auf unseren Gesichtern.

»Danke«.«, sagte ich wieder.

»Warte ...«

»Ich kann nicht. Ich kann nicht ... mehr kann ich nicht ertragen, okay?«

»Okay«, flüsterte er.

»Ich will nur noch eins. Lass es mich alleine tun. Bitte.«

»Wenn ... wenn du dir sicher bist, dass du das willst ...« Er brach zögernd ab.

»Ich brauche es, Jared.«

»Dann bleibe ich hier«, flüsterte er.

»Ich sage Doc, er soll dich holen, wenn es vorbei ist.« Er hielt mich immer noch im Arm.

»Du weißt, dass Ian versuchen wird, mich umzubringen, weil ich das zugelassen habe? Vielleicht sollte ich ihn lassen. Und Jamie - er wird keinem von uns je verzeihen.«

»Ich kann jetzt nicht an sie denken. Bitte. Lass mich gehen.«

Langsam, mit spürbarem Widerstreben, das die kalte Leere in mir ein wenig wärmte, ließ Jared seine Arme sinken.

»Ich liebe dich, Wanda.«

Ich seufzte. »Danke, Jared. Du weißt, wie sehr ich dich liebe. Von ganzem Herzen.«

Herz und Seele. Was in meinem Fall nicht dasselbe war. Ich war zu lange getrennt gewesen. Es war Zeit, wieder etwas Ganzes zu erschaffen, eine ganze Person. Selbst wenn mich das ausschloss.

Die tickenden Sekunden zogen mich auf das Ende zu. Es war kalt jetzt, wo er mich nicht mehr hielt. Mit jedem Schritt, den ich mich von ihm entfernte, wurde es kälter.

Dabei war immer noch Sommer. Und für mich würde hier immer Sommer sein.

»Was macht ihr hier, wenn es regnet, Jared?«, flüsterte ich. »Wo schlafen die ganzen Leute?«

Es dauerte eine Weile, bevor er antwortete, und ich hörte, dass er Tränen in der Stimme hatte. »Wir ...«, er schluckte, »wir ziehen in die Sporthalle. Dort schlafen wir alle gemeinsam.«

Ich nickte vor mich hin und fragte mich, was dort wohl für eine Stimmung herrschen würde. Anspannung, mit all den konfliktbeladenen Persönlichkeiten? Oder machte es Spaß? War es mal etwas anderes? Wie eine Pyjamaparty?

»Warum?«, flüsterte er.

»Ich wollte es mir nur ... vorstellen können. Wie es sein wird.« Das Leben und die Liebe würden weitergehen. Auch wenn es ohne mich stattfinden würde, machte mich der Gedanke froh. »Leb wohl, Jared. Mel sagt, bis bald.«

Lügnerin.

»Warte ... Wanda ...«

Ich rannte den Tunnel entlang, rannte vor der Möglichkeit davon, dass er mich mit seinen wunderbaren Lügen vielleicht doch noch davon überzeugen könnte, hierzubleiben. Hinter mir war nur noch Schweigen.

Sein Schmerz bekümmerte mich nicht so wie Ians. Für Jared würde der Schmerz bald vorbei sein. Die Freude war nur Minuten entfernt. Das Happy End.

Der südliche Tunnel schien heute nur ein paar Meter lang zu sein. Viel zu schnell konnte ich die helle Lampe vor mir leuchten sehen und ich wusste, dass Doc auf mich wartete.

Mit hochgezogenen Schultern betrat ich den Raum, der mir immer schon Angst eingeflößt hatte. Doc hatte bereits alles vorbereitet. In der dämmrigsten Ecke konnte ich zwei zusammengeschobene Feldbetten sehen, auf denen Kyle mit einem Arm um Jodis reglose Gestalt schnarchte. Sein anderer Arm umschlang immer noch Sunnys Tiefkühlbehälter. Das hätte ihr gefallen. Ich wünschte, es gäbe eine Möglichkeit, ihr das zu sagen.

»Hey, Doc«, flüsterte ich.

Er sah von dem Tisch auf, auf dem er die Medikamente aufreihte. Bereits jetzt liefen ihm die Tränen übers Gesicht.

Und plötzlich war ich mutig. Mein Herzschlag verlangsamte sich und wurde gleichmäßig. Meine Atmung vertiefte und entspannte sich. Das Schlimmste war überstanden.

Ich hatte das schon einmal gemacht. Schon oft. Ich hatte meine Augen geschlossen und war weggegangen. Ich hatte zwar immer gewusst, dass sich neue Augen öffnen würden, aber trotzdem. Es war mir vertraut. Nichts, wovor ich Angst haben musste.

Ich ging zum Feldbett und setzte mich darauf. Mit ruhigen Händen griff ich nach dem *Schmerzlos* und schraubte den Deckel ab. Ich legte mir das kleine Quadrat aus Seidenpapier auf die Zunge und ließ es sich auflösen.

Es veränderte sich nichts. Diesmal hatte ich keine Schmerzen. Keine körperlichen Schmerzen.

»Doc? Wie heißt du eigentlich wirklich?«

Ich wollte vor dem Ende noch all die kleinen Rätsel lösen.

Doc schniefte und wischte sich mit dem Handrücken unter den Augen entlang.

»Eustace. Das ist ein alter Familienname und meine Eltern waren grausame Menschen.«

Ich lachte auf. Dann seufzte ich. »Jared wartet vorne in der großen Höhle. Ich habe ihm versprochen, du würdest ihm Bescheid sagen, wenn es vorbei ist. Aber bitte warte, bis ... bis ich ... aufhöre, mich zu bewegen, okay? Dann wird es zu spät für ihn sein, um noch etwas dagegen unternehmen zu können.«

»Ich will das nicht tun, Wanda.«

»Ich weiß. Danke, Doc. Aber du hast es mir versprochen.«

»Bitte.«

»Nein. Du hast mir dein Wort gegeben. Ich habe meinen Teil der Abmachung erfüllt, stimmt's?«

»Stimmt.«

»Also erfüll du jetzt deinen. Lass mich bei Walt und Wes bleiben.«

Sein schmales Gesicht zuckte, als er versuchte, ein Schluchzen zu unterdrücken.

»Wird es ... wehtun?«

»Nein, Doc«, log ich. »Ich werde nichts spüren.«

Ich wartete darauf, dass sich die Euphorie einstellte, darauf, dass das *Schmerzlos* alles zum Leuchten brachte wie beim letzten Mal. Ich spürte immer noch keine Veränderung.

Es war wahrscheinlich gar nicht das *Schmerzlos* gewesen, sondern einfach die Tatsache, geliebt zu werden. Ich seufzte erneut.

Dann legte ich mich bäuchlings auf das Feldbett und wandte ihm mein Gesicht zu.

»Betäub mich, Doc.«

Die Flasche wurde geöffnet. Ich hörte, wie er sie über dem Tuch in seiner Hand schüttelte.

»Du bist das großmütigste, reinste Wesen, das ich je getroffen habe. Das Universum wird ein dunklerer Ort sein ohne dich«, flüsterte er.

Dies waren seine Worte an meinem Grab, meine Grabinschrift, und ich war froh, dass ich sie zu hören bekam.

Danke, Wanda. Meine Schwester. Ich werde dich nie vergessen.

Sei glücklich, Mel. Freu dich an allem. Genieß es für mich.

Das werde ich, versprach sie.

Leb wohl, dachten wir gleichzeitig.

Docs Hand drückte mir sanft das Tuch vors Gesicht. Ich atmete tief ein und ignorierte den durchdringenden unangenehmen Geruch. Als ich erneut einatmete, sah ich wieder die drei Sterne. Sie riefen mich nicht, sie ließen mich gehen, überließen mich dem schwarzen Universum, das ich so viele Leben lang durchwandert hatte. Langsam glitt ich in die Schwärze und sie wurde heller und heller. Sie war überhaupt nicht mehr schwarz, sondern blau. Ein warmes, lebendiges, leuchtendes Blau ... Ganz ohne Angst glitt ich hinein.

Erinnert

Der Anfang würde sich wie das Ende anfühlen. Ich war gewarnt worden.

Aber diesmal war das Ende noch viel überraschender als jemals zuvor. Überraschender als alle Enden, an die ich mich in neun Leben erinnert hatte. Überraschender als der Sprung in einen Aufzugschacht. Ich hatte keine Erinnerungen, keine Gedanken mehr erwartet. Was war das für ein Ende?

Die Sonne geht unter - alles ist in rosige Farben getaucht und erinnert mich an meine Freundin ... Wie würde sie hier heißen? Irgendwas mit ... Rüschen? Rüschen und noch mehr Rüschen. Sie war eine schöne Blume. Die Blumen hier sind so leblos und langweilig. Aber sie riechen herrlich. Die Gerüche sind das Beste an diesem Ort. Schritte hinter mir. Ist mir Cloud Spinner schon wieder nachgegangen? Ich brauche keine Jacke. Es ist warm hier - endlich! - und ich möchte die Luft auf meiner Haut spüren. Ich sehe mich einfach nicht um. Vielleicht denkt sie dann, ich höre sie nicht, und geht wieder zurück nach Hause. Sie sorgt sich so um mich, aber ich bin jetzt fast erwachsen. Sie kann mich schließlich nicht ewig bemuttern.

»Entschuldigung«, sagt eine mir unbekannte Frauenstimme. Ich drehe mich zu ihr um. Auch ihr Gesicht ist mir unbekannt. Sie ist hübsch.

Das Gesicht in der Erinnerung brachte mich wieder zu mir. Das war *mein* Gesicht! Aber ich konnte mich an das hier nicht erinnern ...

»Hi«, sage ich.

»Hallo. Ich heiße Melanie.« Sie lächelt mich an. »Ich bin neu hier in der Stadt und ... ich glaube, ich habe mich verlaufen.«

»Oh! Wo willst du denn hin? Ich kann dich bringen. Unser Auto steht gleich da hinten...«

»Nein, es ist nicht weit. Ich war spazieren, aber jetzt finde ich den Weg zurück zur Becker Street nicht mehr.«

Eine neue Nachbarin - wie schön. Ich mag neue Freunde.

»Das ist ganz in der Nähe«, erkläre ich ihr. »Du kannst entweder da vorne an der zweiten Ecke abbiegen oder du nimmst die Abkürzung hier durch diese kleine Gasse. Dann kommst du direkt an der richtigen Stelle raus.«

»Könntest du mir den Weg zeigen? Entschuldige, wie heißt du?«

»Natürlich! Komm mit. Ich bin Petals Open to the Moon, aber meine Familie nennt mich meistens Pet. Wo kommst du her, Melanie?«

Sie lacht. »Meinst du San Diego oder die Singende Welt, Pet?«

»Beides.«

Ich lache ebenfalls. Ich mag ihr Lächeln. »Hier in der Straße wohnen auch zwei Fledermäuse. Da vorne in dem gelben Haus mit den Kiefern davor.«

»Ich muss ihnen bei Gelegenheit mal Hallo sagen«, murmelt sie, aber ihre Stimme hat sich verändert, klingt jetzt angespannt. Sie blickt in die schattige Gasse hinein, als rechne sie damit, dort irgendwas zu entdecken.

Und da ist auch jemand. Zwei Leute, ein Mann und ein Junge. Der Junge fährt sich nervös mit der Hand durch sein langes, schwarzes Haar. Vielleicht ist er beunruhigt, weil er sich ebenfalls verlaufen hat. Seine hübschen Augen sind weit aufgerissen und aufgeregt. Der Mann ist ganz ruhig.

Jamie. Jared. Mein Herz machte einen Satz, aber das Gefühl war eigenartig, irgendwie falsch. Zu klein und ... flatterig.

»Das hier sind meine Freunde, Pet«, erklärt Melanie mir.

»Oh! Oh, hallo.« Ich strecke dem Mann die Hand entgegen - er steht mir am nächsten.

Er nimmt meine Hand und sein Griff ist so fest.

Er reißt mich nach vorne, zu sich hin. Ich verstehe nicht. Irgendetwas stimmt nicht. Das hier gefällt mir nicht.

Mein Herzschlag beschleunigt sich und ich habe Angst. Ich hatte noch nie so viel Angst. Ich verstehe nicht.

Er hält mir die Hand vors Gesicht und ich keuche. Ich atme den Dampf ein, der aus seiner Hand kommt. Eine silberne Wolke, die nach Himbeeren riecht

»Wa...«, will ich fragen, aber ich kann sie nicht mehr sehen. Ich kann überhaupt nichts mehr sehen ...

Mehr war da nicht.

»Wanda? Kannst du mich hören, Wanda?«, fragte eine vertraute Stimme.

Das war nicht der richtige Name ... oder? Meine Ohren reagierten nicht darauf, aber irgendetwas tat es ... Hieß ich nicht Petals Open to the Moon? Pet? War das nicht mein Name? Das fühlte sich auch nicht richtig an. Mein Herz klopfte schneller, ein Nachklang der Angst in meiner Erinnerung. Das Bild einer Frau mit weiß-rot gesträhnten Haaren und freundlichen grünen Augen tauchte in meinem Kopf auf. Wo war meine Mutter? Aber ... das war nicht *meine* Mutter, oder?

Ein Geräusch, eine leise Stimme ertönte neben mir. »Wanda. Komm zurück. Wir lassen dich nicht weg.«

Die Stimme war mir vertraut und dann auch wieder nicht. Sie klang wie ... ich?

Wo war Petals Open to the Moon? Ich konnte sie nicht finden. Nur tausend leere Erinnerungen. Ein Haus voller Bilder, aber ohne Bewohner.

»Nimm das *Hellwach«,* sagte eine Stimme, die ich nicht erkannte.

Etwas strich mir übers Gesicht, sanft wie eine Nebelschwade. Ich kannte den Geruch. Es roch nach Grapefruit.

Ich holte tief Luft und plötzlich wurde ich klar im Kopf.

Ich konnte spüren, dass ich lag ... aber das fühlte sich ebenfalls komisch an. Als sei ich nicht ... genug? Es fühlte sich an, als sei ich geschrumpft.

Meine Hände waren wärmer als der Rest meines Körpers, was daran lag, das sie gehalten wurden. Von großen Händen gehalten, die sie richtiggehend verschluckten.

Es roch eigenartig - muffig und ein bisschen schimmelig. Ich erinnerte mich an den Geruch ... aber ich hatte ihn ganz sicher noch nie im Leben gerochen.

Ich sah nichts als gedämpftes Rot - das Innere meiner Augenlider. Ich wollte sie öffnen und suchte nach den passenden Muskeln.

»Wanderer? Wir warten alle auf dich, Süße. Mach die Augen auf.«

Diese Stimme, dieser warme Atem an meinem Ohr, war mir sogar noch vertrauter. Bei dem Klang fühlte ich ein seltsames Prickeln in meinen Adern. Ein Gefühl, das ich nie zuvor gehabt hatte. Es ließ mich den Atem anhalten und meine Finger erzittern.

Ich wollte das Gesicht sehen, das zu dieser Stimme gehörte.

Eine Farbe tauchte vor meinem inneren Auge auf- eine Farbe, die mich aus einem weit entfernten Leben zu rufen schien - ein leuchtendes, strahlendes Blau. Das gesamte Universum war tiefblau ...

Und schließlich wusste ich meinen Namen wieder. Ja, es stimmte. Wanderer. Ich war Wanderer. Oder auch Wanda. Daran erinnerte ich mich jetzt.

Eine leichte Berührung auf meinem Gesicht - ein warmer Druck auf meinen Lippen, meinen Lidern. Ah, da waren sie. Jetzt, wo ich sie entdeckt hatte, konnte ich mit ihnen blinzeln.

»Sie wacht auf!«, krächzte jemand aufgeregt.

Jamie. Jamie war hier. Mein Herz machte wieder einen flatterigen kleinen Satz.

Es dauerte einen Moment, bis ich meine Augen scharf gestellt hatte. Das Blau, das mir in die Augen stach, war ganz falsch - zu blass, zu ausgewaschen. Es war nicht das Blau, nach dem ich mich gesehnt hatte.

Eine Hand berührte mein Gesicht. »Wanderer?«

Ich blickte in die Richtung, aus der das Geräusch kam. Die Bewegung meines Kopfes auf meinem Hals fühlte sich so komisch an. Es fühlte sich nicht so an wie früher, aber gleichzeitig fühlte es sich so an wie immer ...

Mein suchender Blick fand das Blau, nach dem ich mich sehnte. Saphir, Schnee und Mitternacht.

»Ian? Ian, wo bin ich?« Der Klang der Stimme, die aus meiner Kehle kam, erschreckte mich. Sie war so hoch und zwitschernd. Vertraut, aber nicht meine. *»Wer* bin ich?«

»Du bist du«, erklärte mir Ian. »Und du bist da, wo du hingehörst.«

Ich zog eine meiner Hände aus der Riesenhand, die sie festhielt. Ich wollte mein Gesicht berühren, aber jemand streckte die Hand nach mir aus und ich erstarrte.

Die sich nähernde Hand erstarrte ebenfalls über mir.

Ich versuchte meine Hand weiterzubewegen, um mich damit zu schützen, aber dadurch bewegte sich die Hand über mir ebenfalls weiter. Ich begann zu zittern und die Hand bebte.

Oh.

Ich öffnete und schloss die Hand und betrachtete sie genau.

War das *meine* Hand, dieses winzige Ding? Es war eine Kinderhand, abgesehen von den langen rosa-weißen, perfekt gefeilten Nägeln. Die Haut war hell mit einem eigenartigen silbernen Schimmer und - was irgendwie nicht so richtig dazu passte - vereinzelten goldenen Sommersprossen.

Es war die ungewöhnliche Kombination aus Silber und Gold, die mir wieder das Bild vor Augen rief: Ich konnte ein Gesicht in meinem Kopf sehen, das mir aus einem Spiegel entgegenblickte.

Die Szenerie dieser Erinnerung brachte mich einen Moment lang aus dem Konzept, weil ich nicht an so viel Zivilisation gewöhnt war - gleichzeitig kannte ich nichts anderes *außer* Zivilisation. Eine hübsche Frisierkommode mit allem möglichen Nippes darauf. Eine Ansammlung feiner Glasflakons, die die Düfte enthielten, die ich so sehr mochte - ich? Oder sie? Ein Blumentopf mit einer Orchidee. Eine Garnitur Silberkämme.

Der große, runde Spiegel war von einem Kranz aus Metallrosen eingefasst. Das Gesicht im Spiegel war ebenfalls eher rundlich als oval. Klein. Es hatte die gleiche silberne Tönung wie die Hand - silbern wie Mondlicht - und ebenfalls ein paar goldene Sommersprossen auf dem Nasenrücken. Große, graue Augen, hinter deren Farbe der leichte Silberglanz der Seele hervorschien, von goldenen Wimpern eingerahmt. Blassrosa Lippen, voll und beinahe rund wie die eines Babys. Kleine, regelmäßige weiße Zähne dahinter. Ein Grübchen am Kinn. Und überall, überall wallendes goldenes Haar, das mein Gesicht wie ein heller Lichterkranz umgab und über das Spiegelbild hinausreichte.

Mein Gesicht oder ihr Gesicht?

Es war das perfekte Gesicht für eine Nachtblume. Wie eine genaue Übertragung von Blume zu Mensch.

»Wo ist sie?«, wollte meine hohe, dünne Stimme wissen. »Wo ist Pet?« Ihre Abwesenheit machte mir Angst. Ich hatte noch nie ein hilfloseres Wesen gesehen als dieses halbe Kind mit seinem Gesicht aus Mondlicht und dem Sonnenhaar.

»Sie ist hier«, versicherte mir Doc. »Eingefroren und reisefertig. Wir dachten, du könntest uns sagen, wo wir sie am besten hinschicken.«

Ich blickte in die Richtung, aus der seine Stimme kam. Als ich ihn dort im Sonnenlicht stehen sah, einen eingeschalteten Tiefkühlbehälter in den Händen, stürzte eine Welle von Erinnerungen an mein früheres Leben auf mich ein.

»Doc!«, keuchte ich mit der kleinen, brüchigen Stimme. »Doc, du hast es mir versprochen! Du hast es mir geschworen, Eustace! Warum? Warum hast du dein Wort gebrochen?«

Eine schwache Erinnerung an Trauer und Schmerz überkam mich. Dieser Körper hatte noch nie solche Qualen empfunden. Ich schreckte vor dem stechenden Schmerz zurück.

»Auch ein Ehrenmann knickt unter Zwang manchmal ein, Wanda.«

»Zwang«, sagte eine andere furchtbar vertraute Stimme spöttisch.

»Ich würde ein Messer am Hals durchaus als Zwang bezeichnen, Jared.«

»Du wusstest genau, dass ich es nicht benutzen würde.«

»Wusste ich nicht. Du warst ziemlich überzeugend.«

»Ein Messer?« Mein Körper zitterte.

»Schsch, es ist alles in Ordnung«, murmelte Ian. Sein Atem blies mir ein paar goldene Haarsträhnen ins Gesicht und ich schob sie

mit einer routinierten Geste zur Seile. »Hast du wirklich geglaubt, du könntest uns einfach so verlassen? Wanda!« Er seufzte, aber es war ein frohes Seufzen.

Ian war glücklich. Diese Einsicht ließ meine Sorgen plötzlich kleiner werden, machte sie leichter zu ertragen.

»Ich habe dir doch gesagt, dass ich kein Parasit mehr sein will«, flüsterte ich.

»Lasst mich durch«, befahl meine alte Stimme. Und dann konnte ich mein Gesicht sehen, mit den ausgeprägten Zügen, der sonnengebräunten Haut, den geraden schwarzen Augenbrauen über den mandelförmigen grünbraunen Augen, den hohen Wangenknochen ... Ich konnte es von vorne sehen, nicht im Spiegel wie bisher immer.

»Hör zu, Wanda. Ich weiß genau, was du nicht sein willst. Aber wir sind Menschen und wir sind egoistisch und *wir* tun nicht immer das Richtige! Wir lassen dich nicht gehen. Gewöhn dich an den Gedanken.«

Ihre Art zu sprechen, die Sprachmelodie und der Tonfall, nicht die Stimme, riefen mir all unsere stummen Gespräche wieder in Erinnerung, die Stimme in meinem Kopf, meine Schwester.

»Mel? Mel, dir geht es gut!«

Da lächelte sie und beugte sich vor, um mich zu umarmen. Sie war größer, als ich mich in Erinnerung gehabt hatte.

»Natürlich geht es mir gut. War das nicht der Sinn dieser ganzen Aktion? Und dir wird es auch gutgehen. Wir sind ja nicht blöd. Wir haben uns nicht einfach den erstbesten Körper geschnappt.«

»Lass mich erzählen, lass mich!« Jamie zwängte sich neben Mel. Langsam wurde es eng um das Feldbett. Es wackelte gefährlich.

Ich nahm seine Hand und drückte sie. Meine Hände fühlten sich so schwach an. Spürte er den Druck überhaupt?

»Jamie!«

»Hey, Wanda! Ist das nicht cool? Jetzt bist du kleiner als ich!« Er grinste triumphierend.

»Aber immer noch älter. Ich bin fast ...«, und dann stockte ich und beendete den Satz nicht wie geplant. »In zwei Wochen habe ich Geburtstag.«

Ich mochte orientierungslos und verwirrt sein, aber ich war nicht dumm. Melanies Erfahrungen waren nicht nutzlos gewesen; ich hatte daraus gelernt. Ian war mindestens genauso ehrenhaft wie Jared und ich hatte nicht vor, dieselbe Zurückweisung zu erleben wie Melanie.

Daher log ich und machte mich ein Jahr älter. »Ich werde achtzehn.«

Aus den Augenwinkeln konnte ich sehen, wie Melanie und Ian sich überrascht ansahen. Dieser Körper sah viel jünger aus, als er in Wirklichkeit war, kurz vor Vollendung seines siebzehnten Lebensjahrs.

Es war diese kleine Täuschung, dieser Anspruch, den ich vorsichtshalber auf meinen Partner erhob, der mir bewusst machte, dass ich hierbleiben würde. Dass ich bei Ian und dem Rest meiner Familie sein würde. Ich bekam einen Kloß im Hals und meine Kehle fühlte sich seltsam geschwollen an.

Jamie tätschelte mein Gesicht und zog damit wieder meine Aufmerksamkeit auf sich - ich war überrascht, wie groß sich seine Hand auf meiner Wange anfühlte. »Ich durfte mit auf Tour gehen, um dich zu holen.«

»Ich weiß«, murmelte ich. »Ich erinnere mich ... beziehungsweise Pet erinnert sich, dich dort gesehen zu haben.« Ich warf Melanie einen wütenden Blick zu, aber sie zuckte nur mit den Schultern.

»Wir haben versucht, ihr keinen Schreck einzujagen«, sagte Jamie. "Sie ist so ... sie sieht irgendwie so zerbrechlich aus, weißt du? Und außerdem nett. Wir haben sie zusammen ausgesucht, aber ich durfte am Ende entscheiden! Weißt du, Mel hat gesagt, es müsste jemand Junges sein - jemand, der schon einen größeren Teil seines Lebens als Seele verbracht hat, oder so was. Aber auch nicht zu jung, weil sie wusste, dass du bestimmt kein Kind sein wolltest. Und Jared mochte dieses Gesicht, weil er meinte, dass niemand ihm jemals ... *misstrauen* könnte. Du siehst überhaupt nicht gefährlich aus. Ganz im Gegenteil. Jared hat gesagt, jeder, der dich sieht, hätte sofort das Bedürfnis, dich zu beschützen, stimmt's, Jared? Aber ich hatte das letzte Wort, denn ich habe nach jemandem gesucht, der aussieht wie *du.* Und ich fand, dass die hier aussah wie du. Denn sie sieht irgendwie wie ein Engel aus und du bist auch ein Engel. Und wirklich hübsch. Ich wusste, dass du hübsch sein würdest.« Jamie lächelte breit. »Ian war nicht dabei. Er saß die ganze Zeit hier bei dir - er hat gesagt, ihm wäre es egal, wie du aussiehst. Er hat niemandem erlaubt, deinen Behälter anzurühren, noch nicht mal mir oder Mel. Aber Doc hat mich diesmal zusehen lassen. Es war echt cool, Wanda. Ich weiß nicht, warum du mich bisher nicht hast zusehen lassen. Ich durfte allerdings nicht helfen. Ian hat nicht erlaubt, dass dich irgendjemand außer ihm anfasst.«

Ian drückte meine Hand und beugte sich über mich, um mir durch all die Haare etwas zuzuflüstern. Seine Stimme war so leise, dass ich die Einzige war, die hören konnte, was er sagte. »Ich habe dich in meiner Hand gehalten, Wanderer. Und du warst so wunderschön.«

Meine Augen wurden ganz feucht und ich musste schniefen.

»Er gefällt dir doch, oder?«, fragte Jamie jetzt mit besorgter Stimme. »Du bist doch nicht böse? Da ist doch keiner drin bei dir, oder?«

»Ich bin nicht böse«, flüsterte ich. »Und ich ... ich kann niemanden sonst finden. Nur Pets Erinnerungen. Pet war schon hier seit ... Ich kann mich nicht an die Zeit davor erinnern. Ich kann mich an keinen anderen Namen erinnern.«

»Du bist kein Parasit«, sagte Melanie mit fester Stimme. Sie berührte meine Haare, nahm eine Strähne in die Hand und ließ das Gold durch ihre Finger gleiten. »Dieser Körper gehörte Pet nicht und es gibt sonst niemanden, der Anspruch darauf erhebt. Wir haben abgewartet, um sicherzugehen, Wanda. Wir haben fast so lange versucht, sie aufzuwecken, wie bei Jodi.«

»Jodi? Was ist mit Jodi?«, zwitscherte ich. Die Aufregung ließ meine Piepsstimme noch höher klingen, wie die eines Vogels. Ich versuchte mich aufzurichten und Ian stützte mich mit seinem Arm und zog mich hoch in eine sitzende Position - es kostete ihn überhaupt keine Mühe, nicht die leiseste Anstrengung, meinen winzigen, neuen Körper zu bewegen. Jetzt konnte ich alle Gesichter sehen.

Doc, diesmal ohne Tränen in den Augen. Jeb, der hinter Doc hervorlinste, mit zufriedenem und gleichzeitig vor Neugier brennendem Gesicht. Daneben eine Frau, die ich im ersten Moment nicht erkannte, da ihr Gesicht jetzt lebendiger war, als ich es je gesehen hatte, und ich hatte es sowieso noch nicht oft gesehen - Mandy, die ehemalige Heilerin. Ganz in meiner Nähe Jamie mit einem strahlenden Grinsen auf dem Gesicht, neben ihm Melanie und hinter ihr Jared, der seine Arme um ihre Taille geschlungen hatte; und ich wusste, dass sich seine Hände jetzt nur noch wohl fühlten, wenn sie ihren Körper - meinen Körper! - berührten. Dass er sie für immer so nah wie möglich bei sich haben wollte und jeden Zentimeter, der sich zwischen sie schob,

hassen würde. Das verursachte mir einen heftigen, stechenden Schmerz, und das empfindliche Herz in meiner schmalen Brust bebte. Es war noch nie gebrochen worden und konnte diese Erinnerung nicht einordnen.

Es machte mich traurig festzustellen, dass ich Jared immer noch liebte. Ich war nicht frei davon, nicht frei von Eifersucht auf den Körper, den er liebte. Mein Blick huschte zu Mel zurück. Ich sah das reumütige Zucken der Mundwinkel, die mal meine gewesen waren, und wusste, dass sie verstand.

Ich ließ meinen Blick weiter über den Kreis von Gesichtern um mein Bett schweifen, während Doc, nach einer Pause, meine Frage beantwortete.

Trudy und Geoffrey, Heath, Paige und Andy. Sogar Brandt ...

»Jodi reagierte nicht. Wir haben es so lange versucht, wie wir konnten.«

War Jodi denn dann fort?, fragte ich mich, wobei mein unerfahrenes Herz hämmerte. Ich setzte das arme, schwache Ding einem ziemlich harten Erwachen aus.

Heidi und Lily, die ein schmerzhaftes kleines Lächeln aufgesetzt hatte - das wegen des Schmerzes nicht weniger echt war ...

»Wir konnten sie mit Flüssigkeit versorgen, aber wir hatten keine Möglichkeit, sie zu ernähren. Mandy und ich machten uns Sorgen, dass ihre Muskeln und ihr Gehirn verkümmern könnten ...«

Während mir das Herz stärker wehtat, als es je wehgetan hatte - wegen einer Frau, die ich nie kennengelernt hatte -, setzten meine Augen ihre Runde fort und erstarrten.

Jodi, die an Kyles Arm hing, sah mich an.

Sie lächelte zögernd und plötzlich erkannte ich sie.

»Sunny!«

»Ich bin doch geblieben«, sagte sie beinahe triumphierend. »Genau wie du.« Sie warf einen Blick auf Kyle - der gelassener wirkte als sonst - und ihre Stimme bekam einen traurigen Klang. »Ich versuche es aber. Ich suche nach ihr. Ich werde weitersuchen.«

»Kyle wollte, dass wir Sunny wieder einsetzen, als es so aussah, als würden wir Jodi verlieren«, fuhr Doc ruhig fort.

Ich starrte Sunny und Kyle einen Moment lang fassungslos an und beendete dann die Runde.

Ian betrachtete mich mit einer eigenartigen Mischung aus Freude und Nervosität. Sein Gesicht war höher als sonst, größer als früher. Aber seine Augen waren immer noch so blau, wie ich sie in Erinnerung hatte. Der Anker, der mich an diesen Planeten kettete.

»Fühlst du dich wohl da drin?«, fragte er.

»Ich ... ich weiß es nicht«, gab ich zu. »Es fühlt sich total ... seltsam an. Genauso seltsam, wie die Spezies zu wechseln. So viel seltsamer, als ich gedacht hätte. Ich ... ich weiß es nicht.«

Mein Herz flatterte erneut, als ich in diese Augen blickte, und diesmal war es keine Erinnerung an die Liebe aus einem anderen Leben. Mein Mund wurde trocken und ich hatte Schmetterlinge im Bauch. Die Stelle, an der sein Arm meinen Rücken berührte, fühlte sich lebendiger an als der Rest meines Körpers.

»Es macht dir doch nicht allzu viel aus, hierzubleiben, oder, Wanda? Glaubst du, du könntest es ertragen?«, murmelte er.

Jamie drückte meine Hand. Melanie legte ihre auf seine und lächelte, als Jared seine Hand oben auf den Haufen legte. Trudy tätschelte meinen Fuß. Geoffrey, Heath, Heidi, Andy, Paige, Brandt und sogar Lily strahlten mich an. Kyle war näher gerückt und ein Grinsen breitete sich auf seinem Gesicht aus. Sunny lächelte verschwörerisch.

Wie viel *Schmerzlos* hatte Doc mir gegeben? Alles leuchtete.

Ian strich mir das goldene Haar aus dem Gesicht und legte mir die Hand auf die Wange. Sie war so groß, dass allein seine Handfläche mir vom Kiefer bis zur Stirn reichte; die Berührung durchfuhr meine silbrige Haut wie ein Stromstoß. Nach dem ersten Schlag kribbelte sie und meine Magengrube kribbelte gleich mit.

Ich konnte spüren, wie ich rot anlief. Mein Herz war nie zuvor gebrochen worden, aber es war auch noch nie übergeflossen. Das machte mich schüchtern; es fiel mir schwer, ein Wort herauszubringen.

»Ich glaube, das könnte ich«, flüsterte ich. »Wenn es dich glücklich macht.«

»Das reicht aber nicht«, widersprach Ian mir. »Es muss auch *dich* glücklich machen.«

Ich konnte ihn immer nur ein paar Sekunden lang ansehen; die Schüchternheit, die so neu und verwirrend für mich war, ließ mich den Blick immer wieder senken.

»Ich ... glaube, das würde es«, stimmte ich ihm zu. »Ich glaube, es würde mich sehr, sehr glücklich machen.«

Glücklich und traurig, begeistert und elend, sicher und ängstlich, geliebt und abgewiesen, geduldig und wütend, friedlich und wild, erfüllt und leer ... alles. Ich würde das alles fühlen. All das würde zu mir gehören.

Ian hob mein Gesicht an, bis ich ihm in die Augen sah, wovon ich noch röter anlief.

»Dann bleibst du also.«

Er küsste mich, vor allen Leuten, aber ich vergaß die Zuschauer schnell. Das hier war leicht und richtig, keine Zweiteilung, keine Verwirrung, keine Ablehnung, nur Ian und ich. Der geschmolzene Stein durchströmte diesen neuen Körper und nahm ihn in den Pakt mit auf.

»Ich bleibe«, stimmte ich ihm zu.

Und mein zehntes Leben begann.

Fortgesetzt - Epilog

Das Leben und die Liebe gingen weiter im letzten menschlichen Stützpunkt auf dem Planeten Erde, aber es blieb nicht alles beim Alten.

Ich war nicht die Alte.

Dies war meine erste Wiedergeburt in einem Körper derselben Spezies. Ich fand den Wechsel viel schwieriger, als auf einem anderen Planeten neu anzufangen, weil ich bereits so viele konkrete Erwartungen an das Menschsein hatte. Außerdem hatte mir Petals Open to the Moon vieles vererbt, und nicht alles davon war angenehm.

Ich hatte eine Menge Trauer um Cloud Spinner geerbt. Ich vermisste die Mutter, die ich nie kennengelernt hatte, und trauerte, weil sie jetzt leiden musste. Vielleicht gab es auf diesem Planeten keine Freude, ohne dass einem zum Ausgleich anhand irgendeiner unbekannten Skala die entsprechende Menge an Schmerz zugewiesen wurde.

Ich hatte unerwartete Beschränkungen geerbt. Ich war einen starken, schnellen und großen Körper gewohnt - einen Körper, der meilenweit rennen, ohne Essen und Wasser auskommen, schwere Lasten heben und hohe Regalbretter erreichen konnte. Dieser Körper war schwach - und nicht nur in physischer Hinsicht; dieser Körper hatte aufgrund lähmender Schüchternheit Aussetzer, sobald ich mich unsicher fühlte, was dieser Tage häufig vorzukommen schien.

Ich hatte eine neue Rolle in der menschlichen Gemeinschaft. Die Leute trugen jetzt Sachen für mich und ließen mich vorangehen. Sie gaben mir die leichtesten Aufgaben und nahmen mir dann trotzdem meistens die Arbeit ab. Das Schlimmste war, dass ich die Hilfe brauchte. Meine Muskeln waren schwach und nicht ans Arbeiten gewöhnt. Ich ermüdete schnell und von meinen Versuchen, das zu verbergen, ließ sich niemand täuschen. Wahrscheinlich wäre ich noch nicht einmal in der Lage, einen Kilometer am Stück zu rennen.

Der Grund für diese Vorzugsbehandlung war allerdings nicht nur meine körperliche Schwäche. Ich hatte auch vorher schon ein hübsches Gesicht gehabt, aber eins, dem die Leute auch ängstliche, misstrauische oder sogar hasserfüllte Blicke zuwarfen. Mein neues Gesicht machte solche Gefühle unmöglich.

Die Leute streichelten oft meine Wange oder legten ihre Finger unter mein Kinn und hoben es an, um mich besser sehen zu können. Sie tätschelten mir häufig den Kopf (der leicht erreichbar war, da ich kleiner war als alle anderen außer den Kindern) und strichen mir so häufig übers Haar, dass ich es schon gar nicht mehr wahrnahm. Diejenigen, die mich früher nie akzeptiert hatten, taten das jetzt genauso oft wie meine Freunde. Sogar Lucina leistete nur symbolischen Widerstand, als ihre Kinder mir wie zwei treue Welpen zu folgen begannen. Besonders Freedom kletterte bei jeder Gelegenheit auf meinen Schoß und vergrub sein Gesicht in meinen Haaren. Isaiah war zu groß für solche Liebesbeweise, aber er hielt gern meine Hand - die genauso groß war wie seine -, während er sich aufgeregt mit mir über Spinnen und Drachen, Fußball und Beutetouren unterhielt. In Melanies Nähe wagten sich die Kinder dagegen immer noch nicht; ihre Mutter hatte sie früher zu gründlich verängstigt, als dass ihre gegenteiligen Beteuerungen daran jetzt noch etwas ändern konnten.

Sogar Maggie und Sharon konnten ihre frühere Unbeugsamkeit in meiner Gegenwart nicht aufrechterhalten, obwohl sie sich weiterhin Mühe gaben, mich nicht anzusehen.

Mein Körper war nicht die einzige Veränderung. Die späte Regenzeit brach an und darüber war ich froh.

Zum einen hatte ich noch nie den Regen auf den Kreosotbüschen gerochen - ich konnte mich nur undeutlich an meine Erinnerungen an Melanies Erinnerungen erinnern, was allerdings eine sehr schwache Verbindung war - und jetzt durchströmte der Geruch die muffigen Höhlen und ließ sie frisch und beinahe würzig duftend zurück. Der Geruch hing in meinen Haaren und folgte mir überallhin. Ich nahm ihn sogar mit in meine Träume.

Außerdem hatte Petals Open to the Moon ihr ganzes Leben in Seattle verbracht und die ununterbrochene Folge von blauem Himmel und brütender Hitze war genauso befremdlich - fast schon lähmend - für meinen Organismus, wie der niedrige Wolkenhimmel es für jeden dieser Wüstenbewohner gewesen wäre. Die Wolken waren aufregend, eine Abwechslung vom faden, immer gleichen Blassblau. Sie waren plastisch und bewegten sich. Sie malten Bilder an den Himmel.

Es war einiges neu zu organisieren in Jebs Höhlen, und der Umzug in die große Sporthalle - jetzt der Gemeinschaftsschlafsaal - war eine gute Vorbereitung für die neue Platzverteilung.

Jeder Platz wurde gebraucht, also durften keine Zimmer leer stehen. Allerdings konnte es auch jetzt noch niemand außer den beiden Neuankömmlingen ertragen, Wes' altes Zimmer zu übernehmen: Candy - die sich endlich an ihren richtigen Namen erinnert hatte - und Lacey. Ich bemitleidete Candy wegen ihrer künftigen Zimmergenossin, aber die Heilerin ließ keine Unzufriedenheit über diese Aussichten erkennen.

Nach dem Ende der Regenzeit würde Jamie in eine Ecke von Brandts und Aarons Höhle ziehen. Melanie und Jared hatten Jamie hinausgeworfen und zu Ian geschickt, noch bevor ich in Pets Körper wiedergeboren worden war; Jamie war nicht mehr so klein, dass sie sich dafür irgendeine Entschuldigung ausdenken mussten.

Kyle war dabei, die schmale Spalte zu vergrößern, in der Walter geschlafen hatte, um fertig zu werden, bis die Wüste wieder trocken war. Mehr als einer hatte dort wirklich nicht hineingepasst und Kyle würde dort nicht allein wohnen.

Nachts in der Sporthalle schlief Sunny zusammengerollt an Kyles Brust, wie ein Kätzchen, das sich mit einem großen Hund angefreundet hatte - einem Rottweiler, dem es bedingungslos vertraute. Sunny war ununterbrochen mit Kyle zusammen. Ich konnte mich nicht erinnern, sie einmal getrennt gesehen zu haben, seit ich diese silbergrauen Augen zum ersten Mal geöffnet hatte.

Kyle wirkte ständig gedankenverloren, zu abgelenkt von dieser unmöglichen Beziehung, als dass er sich um irgendwas anderes kümmern konnte. Er gab Jodi nicht auf, aber wenn Sunny sich an ihn klammerte, hielt er sie sanft im Arm.

Vor dem Regen waren alle Plätze belegt, deshalb blieb ich bei Doc im Krankenflügel, der mir keine Angst mehr einjagte. Die Feldbetten waren nicht besonders bequem, aber es war ein interessanter Aufenthaltsort. Candy erinnerte sich an die Einzelheiten aus dem Leben von Summer Song besser als an ihr eigenes; im Krankenflügel wurden jetzt Wunder vollbracht.

Nach dem Regen würde Doc nicht mehr im Krankenflügel schlafen. In der ersten Nacht in der Sporthalle hatte Sharon ohne ein Wort der Erklärung ihre Matratze direkt neben Docs gezogen. Vielleicht war es Docs Interesse an der Heilerin, das Sharon dazu gebracht hatte, obwohl ich bezweifelte, dass Doc überhaupt aufgefallen war, wie hübsch die ältere Frau war; sein Interesse galt ihrem phänomenalen Wissen. Oder vielleicht war Sharon auch einfach bereit zu vergessen und zu vergeben. Ich hoffte, dass das der Fall war. Es wäre schön zu glauben, dass sogar Sharon und Maggie mit der Zeit besänftigt werden könnten.

Ich würde auch nicht länger im Krankenflügel bleiben.

Das entscheidende Gespräch mit Ian hätte vielleicht niemals stattgefunden, wenn Jamie nicht gewesen wäre. Immer wenn ich daran dachte, es anzusprechen, wurde mein Mund ganz trocken und meine Handflächen begannen zu schwitzen. Was, wenn diese Gefühle im Krankenflügel, diese wenigen perfekten Augenblicke der Sicherheit, nachdem ich in diesem Körper aufgewacht war, Einbildung gewesen waren? Was, wenn ich sie falsch in Erinnerung hatte? Ich wusste, dass sich für mich nichts geändert hatte, aber wie konnte ich sicher sein, dass Ian dasselbe fühlte? Der Körper, in den er sich verliebt hatte, war immer noch hier!

Ich ging davon aus, dass er ein bisschen durcheinander war - das waren wir alle. Wenn es schon für mich schwierig war - eine Seele, die an solche Veränderungen gewöhnt war - wie schwer musste es erst für die Menschen sein?

Ich gab mir große Mühe, die letzten Überbleibsel der Eifersucht und des irritierenden Nachhalls der Liebe, die ich immer noch für Jared empfand, hinter mir zu lassen. Ich brauchte und wollte sie nicht. Ian war der Richtige für mich. Aber manchmal ertappte ich mich dabei, wie ich Jared anstarrte,

und war verwirrt. Ich sah, wie Melanie Ians Hand oder Arm berührte und dann zurückzuckte, als fiele ihr plötzlich wieder ein, wer sie war. Sogar Jared, der am wenigsten Grund dazu hatte, unsicher zu sein, begegnete gelegentlich meinen verwirrten Augen mit einem suchenden Blick. Und Ian ... Für ihn musste es natürlich am schwersten sein. Das konnte ich verstehen.

Wir waren fast so viel zusammen wie Kyle und Sunny. Ian berührte ständig mein Gesicht und meine Haare, hielt meine Hand. Aber wer reagierte auf diesen Körper nicht so? Und war es nicht auch für alle anderen rein platonisch? Warum küsste er mich nicht mehr, so wie am ersten Tag?

Vielleicht würde er mich in diesem Körper nie lieben können, egal, wie attraktiv er den anderen Menschen hier vorkam.

Diese Sorge lastete schwer auf mir, als Ian in jener Nacht mein Feldbett - weil es mir zu schwer war - in die große, dunkle Sporthalle getragen hatte.

Zum ersten Mal seit über sechs Monaten regnete es. Die Leute lachten und meckerten, als sie ihr feuchtes Bettzeug ausschüttelten und sich häuslich einrichteten.

»Hier rüber, Wanda«, rief Jamie und winkte mich zu sich. Er hatte gerade seine Matratze neben Ians gelegt. »Hier passen wir jetzt alle drei hin.«

Jamie war der Einzige, der mich fast genauso behandelte wie vorher. Mein zierliches Äußeres machte einen gewissen Unterschied, aber er schien nie überrascht, wenn ich einen Raum betrat, oder erschrocken, wenn Wanderers Worte über diese Lippen kamen.

»Du willst nicht im Ernst auf diesem Feldbett schlafen, oder, Wanda? Ich bin sicher, wir passen alle bequem auf die beiden Matratzen, wenn wir sie zusammenschieben.« Jamie grinste mich an, während er die eine Matratze mit dem Fuß an die andere kickte, ohne auf meine Zustimmung zu warten. »Du nimmst ja nicht so viel Platz weg.«

Er nahm Ian das Feldbett ab und stellte es zur Seite. Dann streckte er sich ganz am Rand der hinteren Matratze aus und kehrte uns den Rücken zu.

»Oh, übrigens, Ian«, fugte er hinzu, ohne sich umzudrehen. »Ich habe mit Brandt und Aaron gesprochen und ich glaube, ich werde bei ihnen einziehen. Okay, ich bin völlig fertig. Nacht, Leute.«

Ich starrte Jamies regungslose Gestalt eine ganze Weile lang an. Ian rührte sich genauso wenig. Er hatte wohl kaum ebenfalls eine Panikattacke. Überlegte er, wie er sich aus der Affäre ziehen konnte?

»Licht aus«, bellte Jeb vom anderen Ende des Raumes her. »Haltet endlich mal die Klappe, damit ich die Augen zuklappen kann und 'ne Mütze voll Schlaf kriege.«

Die Leute lachten, aber nahmen ihn wie immer ernst. Nach und nach gingen die vier Lampen aus, bis der Raum im Dunkeln lag.

Ians Hand tastete nach meiner; sie fühlte sich warm an. Merkte er, wie kalt und verschwitzt meine Haut war?

Er kniete sich auf die Matratze und zog mich sachte mit sich. Ich folgte ihm und legte mich in die Ritze zwischen den beiden Matratzen. Er hielt weiter meine Hand.

»Ist das okay so?«, wisperte Ian. Um uns herum wurden noch andere Gespräche im Flüsterton geführt, von denen man beim Rauschen der Schwefelquelle allerdings nichts verstehen konnte.

»Ja, danke«, antwortete ich.

Jamie rollte sich herum, wobei die Matratze wackelte, und stieß gegen mich. »Ups, 'tschuldigung, Wanda«, murmelte er und dann hörte ich ihn gähnen.

Automatisch machte ich ihm Platz. Ian lag näher, als ich gedacht hatte; ich keuchte leise, als ich gegen ihn stieß, und versuchte wieder von ihm abzurücken. Plötzlich hatte er seinen Arm um mich gelegt und mich an sich gezogen.

Es war ein überaus seltsames Gefühl - von Ian auf diese völlig unplatonische Art umarmt zu werden, erinnerte mich komischerweise an meine erste Erfahrung mit dem *Schmerzlos.* Als hätte ich, ohne es zu wissen, Qualen ausgestanden und seine Berührung hätte all meinen Schmerz gelindert.

Dieses Gefühl vertrieb meine Schüchternheit. Ich drehte mich zu ihm um und er zog mich noch fester an sich.

»Ist das okay so?«, flüsterte ich und wiederholte damit seine Frage.

Er küsste mich auf die Stirn. »Mehr als nur okay.«

Wir schwiegen ein paar Minuten lang. Die meisten anderen Gespräche waren verstummt.

Er neigte den Kopf zu mir, so dass seine Lippen direkt neben meinem Ohr waren, und flüsterte leiser als vorher. »Wanda, glaubst du ...?« Er verstummte.

»Ja?«

»Na ja, es sieht so aus, als hätte ich jetzt ein Zimmer für mich allein. Das ist nicht in Ordnung.«

»Nein. Es ist nicht genug Platz in den Höhlen, dass du allein bleiben könntest.«

»Ich will auch nicht allein bleiben. Aber ...«

Warum fragte er nicht? »Aber was?«

»Hattest du inzwischen genug Zeit, um die Dinge für dich zu klären? Ich will dich nicht drängen. Ich weiß, dass das alles verwirrend für dich ist ... mit Jared ...«

Ich brauchte einen Moment, bis ich begriff, was er da sagte, aber dann kicherte ich leise. Melanie hatte nie viel gekichert, aber Pet schon und ihr Körper überrumpelte mich in diesem höchst unpassenden Augenblick.

»Was?«, wollte er wissen.

»Ich habe *dir* Zeit gelassen, um die Dinge für dich zu klären«, erklärte ich ihm flüsternd. Ich wollte *dich* nicht drängen - weil ich weiß, dass das alles verwirrend für dich ist. Mit Melanie.«

Er fuhr vor Überraschung zusammen. »Du dachtest ...? Aber Melanie ist nicht du. Ich war überhaupt nicht verwirrt.«

Jetzt lächelte ich im Dunkeln. »Und Jared ist nicht du.«

Er antwortete mit belegter Stimme. »Aber er ist immer noch Jared. Und du liebst ihn.«

War Ian wieder eifersüchtig? Ich sollte mich nicht über negative Gefühle freuen, aber ich musste zugeben, dass mir das Mut machte.

»Jared ist meine Vergangenheit, ein anderes Leben. Du bist die Gegenwart.«

Er schwieg einen Moment. Als er wieder sprach, war seine Stimme ganz heiser, so bewegt war er. »Und deine Zukunft, wenn du willst.«

»Ja, das will ich.«

Und dann küsste er mich auf die unplatonischste Weise, die umgeben von so vielen Menschen nur möglich war, und ich war überglücklich, dass ich klug genug gewesen war, ein falsches Alter anzugeben.

Der Regen würde irgendwann aufhören und dann würden Ian und ich zusammen sein, ein echtes Paar. Das war ein Versprechen und eine Verpflichtung, die ich in all meinen Leben noch nicht eingegangen war. Beim Gedanken daran war ich glücklich und ängstlich und schüchtern und unwahrscheinlich ungeduldig gleichzeitig - wie ein *Mensch* ...

Nachdem all das geklärt war, waren Ian und ich noch unzertrennlicher als vorher. Und als es Zeit wurde, dass ich mein neues Gesicht an den anderen Seelen ausprobierte, kam er natürlich mit.

Diese Beutetour würde eine Erleichterung für mich sein nach all den Wochen der Frustration. Es war schlimm genug, dass mein neuer Körper schwach und in den Höhlen beinahe nutzlos war; aber ich konnte es kaum glauben, als die anderen nicht zulassen wollten, dass ich meinen Körper für die einzige Sache, für die er perfekt geeignet war, einsetzte.

Jared hatte Jamies Wahl explizit gutgeheißen, und zwar gerade wegen dieses unschuldigen, verletzlichen Gesichts, das niemand je anzweifeln konnte, und dieser fragilen Statur, die jeder versuchen würde zu beschützen - aber selbst er hatte Probleme damit, seine Theorie in die Praxis umzusetzen. Ich war sicher, dass mir eine Tour genauso leichtfallen würde wie vorher, aber Jared, Jeb, Ian und die anderen - alle außer Jamie und Mel - debattierten tagelang darüber und versuchten einen Weg zu finden, um mich davon auszuschließen. Es war lächerlich.

Ich sah, wie sie Sunny beäugten, aber sie hatte sich noch nicht bewiesen, sie konnten ihr nicht bedingungslos vertrauen. Außerdem hatte Sunny nicht die geringste Absicht, einen Fuß vor die Tür zu setzen. Schon allein beim Wort *Beutetour* duckte sie sich entsetzt. Kyle würde uns nicht begleiten; als er einmal auch nur davon gesprochen hatte, war Sunny total hysterisch geworden.

Am Ende siegten praktische Gründe. Ich wurde gebraucht.

Es war gut, gebraucht zu werden.

Die Vorräte waren deutlich geschrumpft; es würde ein langer Trip werden. Jared führte die Tour wie üblich an, daher war klar, dass auch Melanie mit von der Partie war. Aaron und Brandt meldeten sich freiwillig. Nicht, dass sie wirklich gebraucht wurden, aber sie waren es leid, eingesperrt zu sein.

Wie würden weit nach Norden fahren und ich war ganz aufgeregt bei dem Gedanken, so viel Neues zu sehen - und wieder Kälte zu spüren.

Wenn ich aufgeregt war, geriet dieser Körper leicht außer Kontrolle. Ich war ganz aufgekratzt und hibbelig, als wir durch die Nacht zum Steinschlag fuhren, wo der Lieferwagen und der Umzugslaster versteckt waren. Ian lachte über mich, weil ich kaum stillhalten konnte, als wir die Kleider und alles, was wir sonst brauchen würden, in den Lieferwagen packten. Er hielt meine Hand, um mich an der Erdoberfläche zu verankern, wie er sagte.

War ich zu laut gewesen? Hatte ich zu wenig auf die Umgebung geachtet? Nein, das war es natürlich nicht. Ich hätte nichts tun können. Das hier war eine Falle und in dem Moment, als wir hier eintrafen, war es bereits zu spät für uns.

Wir erstarrten, als die schmalen Lichtkegel aus der Dunkelheit hervorschossen und Jared und Melanie ins Gesicht leuchteten. Mein Gesicht, meine Augen, die uns vielleicht hätten helfen können, blieben im Dunkeln, verborgen in dem Schatten, den Ians breiter Rücken warf.

Ich wurde von dem Strahl nicht geblendet und der Mond schien hell genug, dass ich die Sucher, die in der Überzahl waren - acht gegen uns sechs -, deutlich sehen konnte. Hell genug, dass ich ihre Hände sehen konnte, in denen Waffen glitzerten, die sie auf uns gerichtet hatten. Auf Jared und Mel, auf Brandt und Aaron - der unser einziges Gewehr noch gar nicht gezückt hatte - und einer zielte mitten auf Ians Brust.

Warum hatte ich ihn mitkommen lassen? Warum musste auch er sterben? Lilys fassungslose Frage hallte in meinem Kopf wider: *Warum gingen das Leben und die Liebe weiter? Was hatte das für einen Sinn?*

Mein zerbrechliches kleines Herz zersprang in eine Million Stücke und ich tastete nach der Kapsel in meiner Tasche.

»Ganz ruhig, Leute, keine Panik«, rief der Mann in der Mitte der Suchergruppe. »Wartet, wartet, *schluckt* bloß nichts! Verdammt, jetzt wartet doch! Seht mich an!«

Der Mann richtete die Taschenlampe auf sein eigenes Gesicht.

Es war sonnengebräunt und zerfurcht, wie ein zerklüfteter Felsen. Sein Haar war dunkel mit weißen Schläfen und lockte sich in einem buschigen Durcheinander über seinen Ohren. Und seine Augen - seine Augen waren dunkelbraun. Einfach nur dunkelbraun, sonst nichts.

»Seht ihr?«, sagte er. »Also, ihr erschießt uns nicht und wir erschießen euch nicht, okay?« Er legte die Waffe, die er in der Hand hielt, auf den Boden. »Los, Leute«, sagte er und die anderen steckten ihre Waffen zurück in die Halfter - an ihren Hüften, ihren Knöcheln, ihren Rücken ... so viele Waffen.

»Als wir euer Versteck hier entdeckt haben - verdammt gerissen, es war nicht leicht zu finden - haben wir beschlossen, auf euch zu warten, um eure Bekanntschaft zu machen. Man trifft schließlich nicht jeden Tag auf eine andere Widerstandszelle.« Er stieß ein fröhliches Lachen aus, das tief aus seinem Bauch kam. »Ihr solltet mal eure Gesichter sehen! Was ist? Dachtet ihr etwa, ihr wärt die Einzigen, die hier noch herumspringen?« Er lachte erneut.

Niemand von uns hatte sich von der Stelle gerührt.

»Ich glaube, sie stehen unter Schock, Nate«, sagte ein anderer Mann.

»Was erwartet ihr?«, fragte eine Frau. »Wir haben sie schließlich halb zu Tode erschreckt.«

Sie warteten, traten von einem Fuß auf den anderen, während wir stocksteif dastanden.

Jared war der Erste, der sich von dem Schreck erholt hatte. »Wer zum Teufel seid ihr?«, flüsterte er.

Der Anführer lachte wieder. »Ich bin Nate - schön, euch zu treffen, auch wenn ihr vielleicht gerade noch nicht dasselbe empfindet. Das hier sind Rob, Evan, Blake, Tom, Kim und Rachel.« Er wies auf die Mitglieder seiner Gruppe und die Menschen nickten jeweils, wenn ihr Name genannt wurde. Ich bemerkte einen Mann, der etwas weiter hinten stand und den

Nate nicht vorstellte. Er hatte einen rötlichen Krauskopf, der auffiel - vor allem, da er der Größte der Gruppe war -, und er war der Einzige, der unbewaffnet zu sein schien. Er starrte mich ebenfalls durchdringend an, so dass ich den Blick abwandte. »Insgesamt sind wir allerdings dreiundzwanzig«, fuhr Nate fort.

Er streckte die Hand aus.

Jared holte tief Luft und machte dann einen Schritt nach vorn. Bei seiner Bewegung atmeten wir anderen alle gleichzeitig leise aus.

»Ich bin Jared.« Er schüttelte Nate die Hand und lächelte. »Das hier sind Melanie, Aaron, Brandt, Ian und Wanda. Wir sind insgesamt siebenunddreißig.«

Als Jared meinen Namen nannte, verlagerte Ian sein Gewicht und versuchte mich komplett vor den anderen Menschen zu verbergen. Erst da wurde mir bewusst, dass ich immer noch genauso in Gefahr war, wie die anderen es gewesen wären, wenn es sich bei der Gruppe wirklich um Sucher gehandelt hätte. Genau wie am Anfang. Ich versuchte, mich nicht zu bewegen.

Bei Jareds Worten blinzelte Nate, dann wurden seine Augen groß. »Donnerwetter. Das ist das erste Mal, dass ich in dieser Hinsicht übertroffen werde.«

Jetzt blinzelte Jared. »Ihr seid schon anderen begegnet?«, stieß er hervor.

»Wir wissen von drei weiteren unabhängigen Zellen. Elf bei Gail, sieben bei Russell und achtzehn bei Max. Wir halten Kontakt. Treiben gelegentlich sogar Handel.« Wieder das Bauchgelächter. »Gails kleine Ellen hat beschlossen, dass sie gern meinem Evan hier Gesellschaft leisten würde, und Carlos hat sich mit Russells Cindy zusammengetan. Und natürlich brauchen alle ab und zu Burns ...« Er hielt abrupt inne und sah sich unbehaglich um, als hätte er das nicht sagen sollen. Sein Blick blieb kurz an dem großen Rotschopf im Hintergrund hängen, der mich immer noch ansah.

»Kannst es genauso gut auch gleich loswerden«, sagte der kleine dunkle Mann direkt neben Nate.

Nate ließ einen misstrauischen Blick über unsere kleine Gruppe schweifen. »Okay. Rob hat Recht. Raus damit.« Er holte tief Luft. »Also, jetzt bleibt bitte ganz entspannt und lasst uns ausreden. Ganz ruhig, bitte. Das hier macht die Leute manchmal ein bisschen nervös.«

»Immer«, murmelte der Mann namens Rob. Er griff an das Halfter an seiner Hüfte.

»Was?«, fragte Jared ausdruckslos.

Nate seufzte und zeigte dann auf den großen Mann mit den roten Haaren. Der Mann trat vor, ein gequältes Lächeln im Gesicht. Er hatte Sommersprossen wie ich, aber Tausende davon. Sie bedeckten sein Gesicht so vollständig, dass er gebräunt aussah, obwohl er ganz blass war. Seine Augen waren dunkel - dunkelblau vielleicht.

»Das ist Burns. Er gehört zu uns, also dreht nicht durch. Er ist mein bester Freund - hat mir schon hundertmal das Leben gerettet. Er gehört zur Familie und wir haben es nicht gern, wenn jemand versucht, ihn umzubringen.«

Eine der Frauen zog langsam ihre Waffe und hielt sie auf den Boden gerichtet.

Der Rotschopf erhob zum ersten Mal seine ausgesprochen freundliche Tenorstimme: »Es ist alles in Ordnung, Nate. Siehst du? Sie haben selber eine.« Er zeigte direkt auf mich und Ian verkrampfte sich. »Scheint so, als wäre ich nicht der Einzige, der mit den Einheimischen zusammenlebt.«

Burns grinste mich an und kam dann mit ausgestreckter Hand durch den leeren Raum - das Niemandsland zwischen den beiden Stämmen - auf mich zu.

Ich trat hinter Ian hervor und ignorierte seine gemurmelte Warnung. Plötzlich fühlte ich mich wohl und sicher.

Mir gefiel, wie Burns es ausgedrückt hatte. *Mit den Einheimischen zusammenleben.*

Burns blieb vor mir stehen und senkte die Hand ein bisschen, um den enormen Größenunterschied zwischen uns auszugleichen. Ich ergriff seine Hand - sie fühlte sich auf meiner zarten Haut hart und schwielig an - und schüttelte sie.

»Burns Living Flowers«, stellte er sich vor.

Beim Klang seines Namens bekam ich große Augen. Die Feuerwelt - wie unerwartet.

»Wanderer«, sagte ich.

»Wie ... außergewöhnlich, dich zu treffen, Wanderer. Und da dachte ich, ich wäre der Einzige meiner Art.«

»Nicht annähernd«, sagte ich, wobei ich an Sunny zu Hause in den Höhlen dachte. Vielleicht war keiner von uns so einzigartig, wie er gedacht hatte.

Fasziniert hob er eine Augenbraue.

»Wirklich?«, fragte er. »Na, vielleicht besteht dann ja doch noch Hoffnung für diesen Planeten.«

»Seltsame Welt«, murmelte ich, mehr an mich gerichtet als an die andere Seele.

»Die seltsamste von allen«, pflichtete er mir bei.